BRIEFE
DER
KAISERIN FRIEDRICH

BRIEFE DER
KAISERIN FRIEDRICH


Biblioteka
Uniwersytetu Gdańskiego
1100880128



phot. J. A. Voigt, Homburg

Die Kaiserin Friedrich
1900

BRIEFE DER KAISERIN FRIEDRICH

HERAUSGEGEBEN VON

SIR FREDERICK PONSONBY

EINGELEITET VON

WILHELM II.

1 9 2 9

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK / BERLIN

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON
ANTON MAYER

DRUCK VON OSCAR BRANDSTETTER IN LEIPZIG
PRINTED IN GERMANY

INHALT

VERZEICHNIS DER BILDER

Die
Briefe
meiner Mutter, der Kaiserin Friedrich

Wilhelm I.R.

In England sind Briefe der Kaiserin Friedrich, meiner Frau Mutter, veröffentlicht worden, die der vorliegende Band enthält. Ich will nicht weiter untersuchen, auf welche Art und Weise diese Briefe wieder nach England gelangt sind, die noch bis kurz vor ihrem Tode im Besitz meiner Mutter waren, da sie sich von Ihrer Majestät der Königin Victoria, meiner Frau Großmutter, die Briefe zurückerbeten und nach Deutschland hatte kommen lassen. Was sie damit wollte, drückte sie meiner Frau Großmutter aus in einem „Memorandum über die Sammlung von Material für eine Lebensbeschreibung von Fritz“ — meines Herrn Vaters.

„Da ich niemals ein Tagebuch geführt habe, bestehen die einzigen Dokumente unserer dreißigjährigen Ehe in den Briefen an meine liebe Mama und in meiner Korrespondenz mit Fritz. Die liebe Mama würde mir einen unendlichen Dienst erweisen, wenn sie gestattete, daß eine diskrete Vertrauensperson unter Sir Th. Martins Leitung Auszüge aus meinen Briefen an sie anfertigte, welche die politischen Ereig-

nisse, Hofangelegenheiten und unser Leben hier usw. betreffen, mit dem Endzweck, daß ich eine Auswahl dieser Auszüge machen und übersetzen lassen kann."

Wie weit meine Mutter in einer solchen Auswahl gehen wollte, ist unbestimmt.

Wie dem auch sei: ich will mich auch nicht damit beschäftigen, wie weit mit der Veröffentlichung in England die Absichten der Kaiserin erfüllt worden sind. Die Veröffentlichung liegt vor, und ich wünsche, auf dem Standpunkt des Sohnes ebenso wie der die ganze Wahrheit zum Schlusse stets selbst erkennenden Geschichte stehend, daß kein Versteckspiel und keine Verdunkelung mit einem so großen Dokument getrieben werde, wie es im Ganzen und Allem die Briefe meiner Frau Mutter sind. Die deutsche Ausgabe enthält sie in völlig unveränderter Form und vollzählig gegenüber der englischen Veröffentlichung. Es wird ein jeder von selbst die Persönlichkeit und die Schwere der Zeit erfassen, die in dieser nach Inhalt und Bedeutung beispiellosen Sammlung niedergelegt sind.

Meine Frau Mutter, die „Princess Royal", wie sie bei sich zu Hause, am Hofe und im englischen Volke genannt wurde, kam nach Deutschland als eine blühende, durch ihre Schönheit alle

bestrickende, hohe Dame, deren große geistige Begabung und Bedeutung sich sofort überall Geltung verschaffen mußten. Sie kam aus einem Lande, das mit dem Kontinent innerlich nur wenig zu tun hatte, das seit Jahrhunderten ein eigenes Leben geführt und eine eigene Entwicklung gehabt hatte, anders als die Überlieferungen und das Wachstum des Landes waren, in das sie einzog. Die Luft großer Staatsmänner, häufiger gedeihend auf des nebligen Inselreiches Boden, als anderswo, die Luft eines in selbständiger Politik erzogenen und seine Söhne immer weiter erziehenden Volkes hatte sie stets umweht. Die „Princess Royal" war die Tochter einer großen, alles überragenden Königin, die, bedeutender als Katharina von Rußland und glücklicher als die Kaiserin Maria Theresia, im Reichtum des mächtigsten Volkes der Erde, das sich ihr in Verehrung beugte, einem ganzen Zeitalter das Gepräge gab. Von der Königin Victoria von England hat meine Frau Mutter viele Gaben geerbt, und zu dem mütterlichen Erbteil kam noch das väterliche Erbe eines so hochbedeutenden Mannes, wie es der Prinzgemahl war. Die westliche Demokratie, wie sie im reinsten Sinne in der großen Königin und in ihrem Gemahle lebte, mußte von selbst auch in der „Princess Royal" jungen

Seele sein, die alle Fortschrittsideen lebhaft bewegten, sowie ihr starker Intellekt sie feurig aufgenommen hatte. Sie hatte viel gelernt als Kind, sie sprach mehrere Sprachen so gut wie das Englische, sie hatte eine so gewandte Art, sich schriftlich auszudrücken und faßte schon als junges Mädchen politische Probleme ihrer Heimat so glänzend auf, daß ihr Herr Vater, der Prinzgemahl, sie bald als seinen besten Sekretär verwendete. Aus dem freien, ungezwungenen Verkehr mit den großen Familien des Landes, aus der behaglichen Art, wie man damals schon längst in England lebte, kam meine Frau Mutter, glühend vor Liebe zu dem Manne, den sie sich erwählt hatte, glühend vor Tatendrang, dem Lande zu nützen, in das ihr hoher Gemahl sie führte, in die neue preußische Heimat.

Ich habe oft daran gedacht, wenn ich mir die Gefühle meiner Mutter dabei vorstellte, wie einst dem ersten Kurfürsten von Brandenburg zumute sein mußte, als er aus einem ganz anderen, südlich sonnigen Lande mit reichen Städten und längst blühenden Kulturen nach dem ernsten strengen Norden hinaufgezogen war. Die neue Kronprinzessin von Preußen richtete sich bald ein, zumal es sich im kargeren, wenn auch nicht wie England reichen Preußen schließlich gleich-

falls leben ließ. Anders aber als mit den Äußerlichkeiten eines Hofhaltes, mit der Geselligkeit und den Annehmlichkeiten des täglichen Lebens, verhielt es sich mit dem Um und Auf und mit dem Wesen der neuen politischen Atmosphäre, die jetzt der Lebensinhalt der Kronprinzessin sein mußte. Die Preußen waren keine Engländer. Sie hatten eine andere Geschichte, andere Vergangenheit, andere Überlieferungen, ihr Staat war anders gewachsen und geworden, als der englische Staat, sie waren Kontinentale. Sie hatten einen anderen Königsbegriff, die Klassenbegriffe und die Klassenunterschiede waren andere als in England. Die Kronprinzessin sah und mußte sehen, daß das preußische Volk viele Dinge nicht oder noch nicht hatte, die in ihrer Heimat altgewohnt und selbstverständlich waren. Mit Feuereifer ging meine Frau Mutter daran, in der neuen Heimat alles für den Bau eines Volksglückes vorzubereiten, was nach ihrer englischen Erziehung, Überzeugung und Weltanschauung allein das Volksglück ausmachen konnte. Sie liebte meinen Vater abgöttisch, der selbst die westliche Entwicklung der Völker mit Sympathie ansah und fortschrittlichen Neigungen auch für die eigene Heimat aus Überzeugung huldigte, von ihm mit nicht geringerer Leidenschaft, als

sie für ihn hatte, auf den Händen getragen. Es ist möglich, daß manches Wort meiner Frau Mutter nicht ohne Einwirkung auf politische Erwägungen meines Herrn Vaters waren. Aber durchaus selbständig, im Denken und Handeln rasch und bestimmt, ist er, auch in der Zeit seiner Krankheit, zu seinen entscheidenden Entschlüssen zweifellos von selbst gekommen. Da meine Eltern in jeder Beziehung harmonierten, in ihrer Zuneigung zueinander, wie in den politischen Überzeugungen, wird es kaum je eine Differenz zwischen ihnen, denen gemeinsamer Liberalismus der Grundton war, gegeben haben. Manches mag meine Frau Mutter vertieft und an englischen Beispielen und Vorbildern ausgebaut haben. Sie waren wohl immer eins, oft freilich auf einer fremden Insel.

In dieser neuen Heimat der „Princess Royal" waren ganz andere Verhältnisse, als in England, und für das preußische Volk war es ganz natürlich, daß preußische Männer seine Geschicke lenkten. Sie mußten es so tun, wie es nach ihrer besten Überzeugung aus der Vergangenheit und Gegenwart heraus für Preußens Zukunft am besten war. Meine Frau Mutter hatte andere Überzeugungen, wie ein Volk zu führen sei, als mein Herr Großvater, und es fand sich von

ihr, die in regem politischen Gedankenaustausch mit ihrem Herrn Vater stand, keine Brücke zu einem Manne, wie es der überlebensgroße, von einem alles beherrschenden Willen getragene Fürst Bismarck war. Ein Kronprinz hat immer eine besondere und sehr oft von Krisen umgebene Stellung, die aus seinen natürlichen Rechten entspringt. Zumal in unserem Hause hat sich das oft gezeigt. Mein Herr Vater, um nicht weiter zurückzugreifen, hatte andere Auffassungen als König Wilhelm, und über manche Dinge dachte ich anders als mein Herr Vater. In der großen, krisenhaften Zeit um 1888 war es so, daß drei Auffassungen nicht immer im Einklang waren: die des Kronprinzen, meines Herrn Vaters, die meines Herrn Großvaters und die des Sohnes des Kronprinzen. In diesen vielleicht unvermeidlichen Zwiespalt der sich zur Folge bestimmten Generationen wurde meine Frau Mutter mitgerissen. Sie stand schon in glanzvollen Tagen in der traditionellen Kronprinzenfronde.

Mein Herr Vater war ein ruhmgekrönter, vom Volke wegen seines Wesens, seiner Erscheinung und wegen seiner wahren Menschlichkeit geliebter Fürst, der das Reich hatte mit aufrichten helfen. Meine Frau Mutter blühte auf in dem

sonnigen, reichen Glücke, in dem sie mit ihm lebte. Solange mein Herr Vater von Gesundheit strahlte, hatten die Gegensätze mit dem herrschenden System nur Kampflust ausgelöst, nicht Bitterkeit oder gar noch mehr. Da kam der furchtbare, in seiner Tragik unerbittliche und unbarmherzige Schlag: mein Herr Vater war verloren und dem Tode verfallen!

Damit beginnt der große, unendlich gramvolle Leidensweg meiner Frau Mutter, ihr schmerzerfüllter, verzweifelter Kampf um Rettung. Um Rettung des angebeteten Mannes und zugleich um ihren Lebensinhalt, um alles, warum sie auf dieser Erde zu sein glaubte. Sie hat nach verhältnismäßig kurzer Zeit klar erkannt, daß meinem Herrn Vater nur eine kurze Frist zum Leben vom Höchsten beschieden war. Meine Frau Mutter traf wie ein Blitz die Erkenntnis, daß sie als Herrscherin ihre Ideale nicht werde verwirklichen können, oder daß sie nur ganz kurze Zeit ihrer Geltendmachung werde dienen können. Mit ihrem ganzen, großen Willen lehnte sie sich gegen ihr Geschick auf. Einmal scheint es — und das war gewiß auch so —, als wäre nur die Erhaltung des geliebten Mannes ihr oberstes Gebot. Sie will ihn nur im Süden genesen wissen, sie selbst will immer um ihn sein, das natürliche

Recht der Frau ist jetzt ihr erstes Gesetz, sie weist die Forderungen, jede Einmischung zurück, die der Staat an die Frage der Erhaltung des Thronerben stellt. Aber in den Verzweiflungskampf mit dem Tode um Gatten und Lebensglück kommt doch die endgültige Erkenntnis: zu spät! In den schweren Gram gräbt sich zugleich die Verbitterung. Das Lebensglück ist verloren und auch die Lebensarbeit. Meine Frau Mutter war alle Zeit ein sehr starkes, von menschlichen und geistigen Tiefen her leidenschaftlich bewegtes Temperament, das sich in normalen Tagen selten Zügel anlegte, wenn sie Dinge aussprach. Jetzt hatten ihre Nerven, die sie so übermenschlich vor dem Kranken beherrschte, schwer gelitten. In England immer bereit, aus Überzeugung bereit, die beste Deutsche zu sein, in Deutschland immer mit der Sehnsucht nach jenem anderen, schöneren England, sah sie nun überall Feinde, Abneigung gegen sich, ja, selbst an Haß glaubte sie. Von dem schweren Zwiespalt, in dem ihre Gesinnungen gegen die Gesinnungen des Fürsten Bismarck standen und umgekehrt, ging vieles auf die einzelnen Gesellschaftszirkel über, auf alle, die mit Bewunderung an dem Fürsten und dem von ihm vollbrachten Werke hingen. Was an sie herankam, wirkte doppelt

schwer. Sie war empfindlich. Alles verwundete sie. Sie war an schnelle Worte gewohnt und schrieb sie nieder. Sie sah alles düster, alles feindlich, sah Teilnahmslosigkeit und Kälte, wo nur machtloses Schweigen war, sie sagte scharfe Worte aus ihrem Temperament heraus über alle. In einem der Briefe an meine Frau Großmutter, noch aus der Zeit des Glückes, heißt es:

„Ich kann nichts dafür, wenn ich bei solchen Gelegenheiten heftig werde und unangenehme Bemerkungen, die ich höre, mit einer Vehemenz zurückgebe, die nicht immer klug ist. Solche Reden rühren einen wilden Trotz in mir auf und bringen mich außer Fassung."

Meine Frau Großmutter, erhaben und klug, überlegen und in mütterlicher Güte weise, beschwichtigte und überbrückte, wo sie konnte. Aber das unbarmherzige Schicksal hat an meiner Frau Mutter zum Schlusse alles mit Gram überschattet. Die Tragödie war vollendet, als ihr großer und reicher, ruheloser und so unendlich vielseitiger Geist vor der Unmöglichkeit stand, zu säen, wie sie sich's einst dachte, und zu ernten, was sie einst erhoffte. Ob man ihr beistimmt, ob man ein anderes Weltbild hat, nie darf man vergessen, daß sie das Schlimmste erfahren hat, das einer Fürstin beschieden sein kann. Darum

fällt nichts auf sie zurück von dem, was sie oft zu Unrecht, oft in dem „wilden Trotz“ und „außer Fassung“ schrieb. An Geist und edlem Wollen über den meisten ihrer Zeit, war sie die ärmste, unglücklichste Frau, die jemals eine Krone trug.

Mit solchen Erwägungen wird jeder die Briefe der Kaiserin Friedrich lesen müssen. In dem tragischen Schicksal der Kaiserin ist das Schicksal dreier Generationen enthalten, die in drei Monaten einander ablösten. Weil mit den Ereignissen auch Deutschlands Geschick verknüpft ist, bleiben die Briefe meiner Mutter für alle Zeit ein grandioses historisches Dokument.

Noch späte Geschlechter werden es erschüttert lesen und dabei Gerechtigkeit üben.

BRIEFE DER KAISERIN FRIEDRICH

Erstes Kapitel

GEBURT, ERZIEHUNG UND HEIRAT

Die Kaiserin Friedrich erblickte im Buckingham Palace am 21. November 1840 das Licht der Welt. Obgleich es natürlich eine Enttäuschung bedeutete, daß als erstes Kind der Königin Victoria und des Prinzen Albert eine Tochter und kein Sohn geboren wurde, atmete das britische Volk dennoch erleichtert auf, da die Möglichkeit einer Thronfolge der Cumberlands in weitere Ferne gerückt schien. Bisher war der nächste Thronanwärter der unpopuläre Herzog Ernst von Cumberland gewesen, der „Hannöversche Oger“, wie er genannt wurde, dessen abstoßende Gesichtszüge, durch ein schiefstehendes Auge betont, dessen nachtragender, schlechter Charakter, dessen reaktionäre politische Ansichten, dessen ausschweifendes Privatleben ihn bei der großen Menge des Volkes gleichzeitig verhaßt und gefürchtet erscheinen ließen. 1840

Die Geburt der königlichen Prinzessin wurde in den illustrierten Zeitungen der Epoche mit einem Hagel von freundlichen, wenn auch nicht immer sehr gewählten Karikaturen begrüßt, wie es damals Sitte war. Die kleine Tochter Victoria Adelaide Marie Luise, nun die nächste zur Thronfolge, wurde im Buckingham-Palast am 10. Februar 1841 getauft. Als Paten fungierten Prinz Alberts Bruder, der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg (infolge seiner Abwesenheit durch den Herzog von Wellington repräsentiert), Leopold, König der Belgier (welcher Gemahl der unglücklichen Prinzessin Charlotte gewesen war), 1841

Adelaide, die Königinwitwe Herzogin von Kent, die Herzogin von Gloucester und der Herzog von Sussex.

Am 9. November 1841 wurde die britische Thronfolge durch die Geburt des Prinzen Albert Edward noch sicherer; im Laufe der Zeit folgten ihm die Prinzessin Alice (1843), und noch sechs Kinder der Königin Victoria und des Prinzen Albert.

Sehr bald begann ihr Vater, Prinz Albert, der als jüngerer Sohn des Herzoglichen Hauses von Sachsen-Coburg die beste Erziehung genossen hatte, sich mit der Ausbildung der Kinder zu beschäftigen; besondere Aufmerksamkeit widmete er der Entwicklung der beiden Ältesten der „Königlichen Prinzessin" (Prinzeß Royal) und des Prinzen von Wales. Es ist interessant, die Resultate seines Systems in dem Fall der königlichen Prinzessin mit dem des Prinzen von Wales (später Edward VII.) zu vergleichen, da die erste völlig in seiner Methode aufging, während der Prinz sich hin und wieder in Auflehnung gegen die endlose Folge von Büchern, Vorträgen und Lektionen befand.

Schon als Kind begann die Prinzeß Royal, die mit den
1845 Kosenamen „Pussy" und „Vicky" bezeichnet wurde, die charakteristischen Eigentümlichkeiten ihres Wesens auszubilden, welche den Schlüssel zum Verständnis ihrer Persönlichkeit bilden. Sie war erst drei Jahr alt, als Prinz Albert dem Vertrauten der Familie, Baron Stockmar, schrieb: „Pussy ist schon eine richtige kleine Persönlichkeit. Sie spricht mit großer Geläufigkeit in ausgewählten Sätzen englisch und französisch." (Die Kaiserin Friedrich: A Memoir, S. 10.) Indessen war deutsch die Sprache, welche sie im Verkehr mit ihren Eltern gebrauchte. Schnell, geschickt, eigenwillig und munter, ließ sie ihre Brüder und Schwestern beim Lernen weit hinter sich zurück, während sie im Kinderzimmer und im Schulraum den jüngeren gegenüber die protegierende Manier gereifterer Jahre annahm. Scharfe Beobachter hielten sie für

überreizt und sogar für altklug, aber die Schnelligkeit des Denkens bildete keine vorübergehende Erscheinung, sondern blieb der Prinzessin bis an ihr Ende treu. Die geistige Disziplin, welche ihr der Vater durch frühe Übungen aufgezwungen hatte — ebenso wie seinem ältesten Sohn — verschaffte ihr die Gaben der Konzentration und Assimilation, die sie niemals verloren hat. 1851

Die junge Prinzessin war kaum dem Kindesalter entwachsen, als bereits Gerüchte über eine ins Auge zu fassende Heirat in Umlauf gesetzt wurden. Einer der ersten, welcher einen vernünftigen Vorschlag in dieser Hinsicht zu machen hatte, war Leopold I., König der Belgier, Königin Victorias Onkel, Ratgeber und Freund, dem sie rückhaltlos vertraute. Indessen machte die Tatsache, daß ein junger deutscher Prinz bereits den Entschluß gefaßt hatte, die Prinzessin zu gewinnen, König Leopolds Betrachtungen über die Vorteile, die aus gewissen Verbindungen zu ziehen seien, überflüssig.

In Märchen passiert es häufig, daß Prinz und Prinzessin benachbarter Reiche sich treffen und ineinander verlieben, ohne daß ihre nachträglich entzückten Eltern etwas davon wissen, aber daß ein Roman dieser Art im victorianischen England sich wirklich ereignet haben sollte, ist schwer zu glauben. Der etwas gestelzte und künstliche Romantizismus der fünfziger Jahre läßt ein so reizendes Idyll kaum erwarten. Im Jahre 1851 traf die Prinzessin zuerst ihren künftigen Gatten, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, als ganz Europa von den Wundern der großen Ausstellung im Hydepark widerhallte, die wie ein ironischer Herold den Anfang eines Jahrzehntes von Kriegen verkündete. Der junge Prinz war von seinem Vater, dem späteren König Wilhelm I. von Preußen, nach England geschickt worden, um Triumph und Krönung des energischen Idealismus Prinz Alberts zu studieren; er weilte als Gast der Königin Victoria in London. Der schlanke und breitschultrige Mann von

schöner Gestalt schien der Rechte, um das Herz eines jungen Mädchens zu erobern; dazu kam eine gewisse Herbheit, die durch eine einsame Erziehung verursacht, der jungen Prinzessin wohl als ein weiterer Reiz erschien. Friedrich Wilhelm war damals kaum zwanzig und hatte wenig von der Welt gesehen; er befand sich in Begleitung seiner etwas älteren Schwester, der Prinzessin Luise von Preußen, welche ihm sehr zugetan war. Als diese junge deutsche Prinzessin sich mit der Prinzessin Victoria gut angefreundet hatte und fast immer mit ihr zusammen war, ergab es sich von selbst, daß die drei jungen Leute sich häufig ihrer gemeinsamen Gesellschaft erfreuen konnten. Die Jugend der Prinzeß Royal bewahrte sie vor einer Überwachung, welche in jenen Tagen sich jedem Gedanken an eine Selbstbestimmung in Herzenssachen auf das schärfste widersetzt haben würde.

1855 Ende August 1855 besuchten Königin Victoria und Prinz Albert den Kaiser der Franzosen, Napoleon III. und erwiderten damit die Staatsvisite, welche dieser ihnen im April dieses Jahres abgestattet hatte. Die Königin und ihr Gemahl nahmen die Prinzessin Victoria, die damals fünfzehn Jahre zählte und den Prinzen von Wales mit sich; der Besuch machte einen bleibenden Eindruck auf die junge Prinzessin. Die englische Königsfamilie wurde mit der größten Pracht empfangen; die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten von Paris wurden ihnen gezeigt; ihr kaiserlicher Wirt, der damals im Zenit seiner Macht und Popularität stand, war unermüdlich aufmerksam und höflich gegen seine Gäste. „Die Kinder benahmen sich ausgezeichnet und hatten den größten Erfolg,“ schrieb die Königin Victoria am 1. September an Baron Stockmar, „Napoléons Güte, seine verständige Freundlichkeit gegen die Kinder waren groß; sie haben ihn außerordentlich liebgewonnen“. „Leur séjour en France“ schrieb sie dem Kaiser am 29. August, „a été la plus heureuse époque de leur vie, et ils ne cessent d' en parler.“ Die jugend-

liche Prinzessin hat die Wunder jenes Besuches niemals vergessen; als fünfzehn Jahre später das Unglück den Kaiser zur Flucht zwang, erinnerte sie sich lebhaft der Glückseligkeit ihres Pariser Aufenthaltes.

Prinzessin Augusta von Preußen, die Mutter des Prinzen Friedrich, zog zuerst die Möglichkeit einer Heirat mit ihrem Sohne in Betracht; als sie aber einen Besuch in England mit der Absicht vorschlug, die Sache zu besprechen, zeigte sich ihr Schwager, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der von seiner russenfreundlichen Gemahlin beeinflußt war, dem Plane nicht gerade wohlgesinnt, so daß er für den Augenblick nicht ausgeführt wurde. Damals war der Krimkrieg auf seiner Höhe und die russischen Sympathien des preußischen Hofes ließen eine Verbindung mit England durch Heirat nicht tunlich erscheinen.

Drei Wochen nach ihrer Rückkehr aus Frankreich begrüßten Königin Victoria und Prinz Albert den Prinzen Friedrich Wilhelm in Balmoral; der Entschluß, die Prinzessin Victoria zu heiraten, war durch die Opposition des preußischen Hofes in dem Prinzen nur verstärkt worden. Nachdem Prinz Friedrich seine Eltern für seine Wünsche gewonnen hatte, entschied er sich, sein Glück zu versuchen. Trotz den hohen Anforderungen, welche der Prinzgemahl ohne Zweifel an einen idealen Schwiegersohn stellte, konnte er in dem jungen deutschen Prinzen wenig Fehler finden, so daß die einzige Gegnerschaft von der Seite der Königin kam, welche der allzu großen Jugend ihrer Tochter wegen einen Aufschub für geboten hielt. Ihr vernünftiger Rat schien die Oberhand gewonnen zu haben, als Prinz Friedrich sich weigerte, nach Hause zurückzukehren, ohne daß man sich verständigt habe; auf seine Bitten gab die Königin Victoria schließlich nach und erlaubte ihm, sich um ihre Tochter zu bewerben. Am folgenden Tage, dem 21. September 1855, schrieb Prinz Albert an den Earl von Clarendon:

„Ich will Ihnen im strengsten Vertrauen mitteilen, daß Prinz Friedrich Wilhelm uns gestern seinen Wunsch bezüglich einer Ehe mit der Prinzeß Royal mit voller Einwilligung seiner Eltern wie auch des Königs von Preußen unterbreitet hat. Wir haben, soweit wir persönlich beteiligt sind, den Antrag angenommen, aber die Bedingung gestellt, daß unser Kind erst nach seiner Konfirmation etwas davon erfahren solle, die im nächsten Frühjahr stattfinden wird. Dann mag er es ihr selbst mitteilen und von ihren Lippen die Antwort empfangen, welche nur dann von Wert ist, wenn sie von der Hauptperson gegeben wird. Eine Heirat ist vor Vollendung des siebzehnten Lebensjahres der Prinzessin nicht möglich, d. h. also erst nach zwei Jahren. Die Königin ermächtigt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie Lord Palmerston von dem Ereignis Kenntnis geben mögen; wir bitten aber, daß es unter den gegenwärtigen Umständen streng geheim gehalten wird. Was die Leute sagen werden, kann uns gleichgültig sein."

Am folgenden Tage schrieb die Königin Victoria an den König der Belgier:

„Mein lieber Onkel — ich benutze die Gelegenheit, um Dir mit Deinem eigenen Kurier, und zwar Dir ganz allein, eine Nachricht zukommen zu lassen, die ich Deinen Kindern gegenüber nicht zu erwähnen bitte. Unsere Wünsche in bezug auf eine künftige Heirat Vickys haben sich in der angenehmsten und befriedigendsten Weise erfüllt.

Am Donnerstag, dem 20., sagte Fritz Wilhelm nach dem Frühstück, daß er dringend wünsche, mit uns über eine Angelegenheit zu sprechen, die, wie er wüßte, seine Eltern uns niemals unterbreiten würden — und zwar, daß er wünsche, in unsere Familie einzutreten; dies sei schon lange sein Ziel gewesen, er habe die völlige Zustimmung nicht nur seiner Eltern, sondern auch des Königs. Da er Vicky so allerliebst fände, könne er seinen Antrag nicht länger hinausschieben. Ich habe wenig — oder eigentlich gar keinen — Zweifel, daß sie ihn mit Freude annehmen wird. Er ist ein lieber, ausgezeichneter, entzückender junger Mann, dem wir unser liebes Kind mit vollkommenem Vertrauen übergeben werden. Es erfüllt uns mit der größten Genugtuung, daß er wirklich ganz bezaubert von Vicky ist."

Neun Tage später notierte die Königin Victoria in ihrem Tagebuch: „Unsere liebe Victoria hat sich heute mit dem

Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen verlobt, der seit dem vierzehnten bei uns zu Besuch ist. Er hatte schon am zwanzigsten zu uns von seinen Wünschen gesprochen; wir waren aber wegen Victorias großer Jugend noch im ungewissen, ob er bereits mit ihr selbst sprechen oder bis zu seiner nächsten Anwesenheit warten solle. Wir merkten indessen, daß es besser sei, wenn er es gleich täte; während unseres heutigen Nachmittagsrittes nach Craig-na-Ban pflückte er einen Stengel weißen Heidekrautes (das Emblem des Glückes), den er ihr gab. Dies ermöglichte ihm eine Anspielung auf seine Hoffnungen und Wünsche, als wir Glen Girnoch hinunterritten, so daß alles zum glücklichen Ende kam." (Leaves from Our Journal in the Highlands, 29. September 1855.)

In diesen Briefen ist von den Gefühlen der Prinzessin nicht die Rede, aber die Vermutung scheint nahezuliegen, daß sie weit davon entfernt war, ein Entgegenkommen des preußischen Prinzen zurückzuweisen, sondern eine Quelle reinsten Glückes darin fand. Die Verlobung wurde geheimgehalten; trotzdem aber begann man von der Tatsache bald zu sprechen, so daß am 20. März 1856 Mr. Cobden an einen Freund schrieb:

„.... Es ist die allgemeine Ansicht, daß der junge Prinz Fried- 1856
rich Wilhelm von Preußen unsere Prinzeß Royal heiraten soll. Vor einigen Tagen dinierte ich im tête-à-tête mit Mr. Buchanan, dem amerikanischen Gesandten, der am Tage vorher an der Tafel der Königin neben der Prinzeß Royal gesessen hatte. Er war völlig begeistert von ihr und sagte, ‚sie sei das reizendste Mädchen, das er jemals getroffen habe, voller Leben und Geist, Scherz und Witz, mit einem ausgezeichneten Kopf, und einem Herzen, so groß wie ein Berg' — das waren seine Worte. Ein anderer meiner Freunde, Oberst Fitzmayer, speiste in der letzten Woche bei der Königin; bei der Beschreibung der Tischgesellschaft sagt er, daß wenn die Prinzeß Royal lächle, ‚man glaube, es fiele ein neues helles Licht über die Szene'. — Ich denke also, daß besagter Prinz ein glücklicher Bursche ist und hoffe, daß er auch ein guter Gatte sein wird. Wird er es nicht, so werde ich dies, obgleich ich ein friedlicher Mensch bin, als einen casus belli betrachten."

Victorianische Vorsicht hielt es indessen für besser, daß von der Verlobung nicht gesprochen würde, bis die Prinzessin konfirmiert wäre. Die Zeremonie war für ihren siebzehnten Geburtstag festgesetzt, fand aber sechs Monate früher, am 20. März 1856, statt; einen Monat später, am 29. April, nach Beendigung des Krimkrieges, wurde die freudige Nachricht veröffentlicht, daß die Hochzeit des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal in kurzer Zeit stattfinden solle.

Im Frühjahr dieses Jahres stattete Prinz Friedrich, oder „Fritz", wie er im Familienkreise genannt wurde, seiner Braut einen langen Besuch ab. „Der einzige Eindruck, den man damals von ihm hatte", bemerkt ein scharfer Beobachter, „war der eines ganz fidelen, netten Leutnants mit großen Händen und Füßen, der aber in keiner Weise hervorragend begabt schien." (Mary Ponsonby, edited by Magdalen Ponsonby, S. 241.) Die Königin Victoria übernahm selbst die Rolle einer aufmerksamen Chaperonne, eine Beschäftigung, die sie nach einem Schreiben an König Leopold sehr langweilig fand, aber auf sich nahm, da sie glaubte, eine Pflicht erfüllen zu müssen. „Jeder freie Augenblick, den Vicky hat," schrieb sie am 3. Juni, „(und den ich habe, da ich das Liebespaar chaperonieren muß, was mir viel von meiner kostbaren Zeit wegnimmt), ist ihrem Bräutigam gewidmet, der so in sie verliebt ist, daß er, auch wenn er mit ihr ausfährt oder spazierengeht, nicht zufrieden scheint, sondern behauptet, er habe sie nicht gesehen, wenn er sie nicht eine Stunde für sich allein haben kann; dann muß ich natürlich die Chaperonne spielen."

Zu dieser Zeit hatte sich Preußen von den napoleonischen Kriegen vollkommen erholt und machte in Ansehen und Handel stetige Fortschritte; es begann bereits ein wenig jenen hochfliegenden Nationalstolz zu fühlen, der nach dem dänischen und dem französischen Kriege der nächsten Dekaden einen so außerordentlichen Einfluß ge-



nach einer Lithographie

Prinzessin Victoria
(The Princess Royal)

winnen sollte. Der Vorschlag wurde gemacht, den Erben der Hohenzollernkrone in Berlin zu vermählen. Schnell wie der Gegenschlag eines Rapiers kam als Antwort ein Brief der Königin Victoria an Lord Clarendon (25. Oktober 1857):

„Es wäre gut, wenn Lord Clarendon dem Lord Bloomfield 1857
[dem britischen Gesandten in Berlin] mitteilen wollte, daß keine Möglichkeit besteht, die Frage, ob die Prinzeß Royal in Berlin vermählt werden kann, zu behandeln. Die Königin würde niemals ihre Zustimmung geben, und zwar sowohl aus öffentlichen wie aus privaten Gründen; die Annahme, daß es für den Kronprinzen von Preußen zuviel sei, nach England zu kommen, um die Prinzeß Royal von Großbritannien zu heiraten, ist, gelinde gesagt, einfach lächerlich. Die Königin fühlt sich bemüßigt, zu erklären, daß niemals von seiten des Prinzen Friedrich Wilhelm der geringste Zweifel darüber bestanden hat, wo die Hochzeit stattfinden solle; sie glaubt, daß alles dieses nur leeres Gerede der Berliner ist ... Was auch immer die Gepflogenheit der preußischen Prinzen sein möge — man heiratet nicht jeden Tag die älteste Tochter der Königin von England. Die Frage muß infolgedessen als erledigt und geschlossen angesehen werden."

Gegen diese Entscheidung gab es keinen Widerspruch, 1858
so daß drei Monate später, am 25. Januar 1858, die Hochzeit der Prinzeß Royal in der Königlichen Kapelle des St. James's Palace stattfand. Die Prinzessin zeigte, wie Sarah, Lady Lyttelton, berichtet, „keine Spur von bräutlicher Scheu"; sie wurde als Gattin des Prinzen Friedrich Wilhelm die zukünftige Teilhaberin des preußischen Thrones.

Die Flitterwochen bestanden nach der Gepflogenheit der königlichen Familie nur in zwei kurzen Tagen in Windsor. 36 Jahre später rief die Prinzessin dem Bischof Boyd Carpenter die Gefühle ins Gedächtnis zurück, welche sie damals gehabt hatte. „Ich erinnere mich," sagte sie, als sie sich in dem roten Brokatsalon umsah, dessen Fenster auf den „Long Walk" hinausgehen, „wie wir hier gesessen haben — zwei junge unschuldige Leute, die fast

zu schüchtern waren, miteinander zu sprechen." (The Empress Frederick: A Memoir S. 68.)

Acht Tage nach der Hochzeit verließen Prinz und Prinzessin Friedrich von Preußen London, um sich nach ihrem neuen Heim in Berlin zu begeben. Die Trennung von Vater und Mutter bewegte die Prinzessin tief; sie war außerordentlich traurig darüber, England verlassen zu müssen. „Sie hat," schrieb Königin Victoria am 12. Januar 1858 an den König der Belgier, „seit dem Januar 1857 eine unaufhörliche Folge von Gemütserregungen und Abschieden durchgemacht, die für jeden Menschen sehr angreifend sind, besonders aber für ein so junges Mädchen mit so ungewöhnlich tiefen Empfindungen." Einen Monat später, am 9. Februar, schrieb sie: „Die Trennung war schrecklich und dem armen Kind brach beinah das Herz, als sie von ihrem geliebten Papa, den sie vergöttert, Abschied nehmen mußte." Der Prinzgemahl[1]) war nicht weniger ergriffen; er verlor nicht nur sein geliebtestes Kind, sondern auch eine Schülerin, die ihn anbetete, und eine Gefährtin. Zwischen Vater und Tochter hatte sich eine stets wachsende geistige Sympathie herausgebildet, da der Prinzgemahl der Prinzessin nicht allein seine Lebensanschauung, sondern auch seinen politischen Liberalismus übermittelt hatte — eine Mitgift, die sich in späteren Jahren für die Prinzessin als einigermaßen peinlich erweisen sollte.

Die Jugend der Prinzessin, ihre Intelligenz, ihr Charme, die romantischen Begebenheiten ihrer Verlobung, vereinigt mit der unzweifelhaften Popularität ihres Gatten, fanden lauten Ausdruck in den lärmenden Willkommensgrüßen der Berliner Menge, welche sie überall während der folgenden Wochen empfingen. Ihr Wesen war ungewöhnlich ruhig und selbstbeherrscht; sie schien in der Lage zu sein, stets das richtige Wort zu finden und be-

[1]) Dem Prinzen Albert war am 25. Juni 1857 der Titel „Prince Consort" (Prinzgemahl) verliehen worden.

mühte sich, ihres Gatten Vaterland volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Trotzdem war das Gefühl gegen die „englische Heirat“ in der preußischen Gesellschaft und besonders bei Hofe so stark ausgeprägt, daß Lord und Lady Bloomfield es vermieden, mit der jungverheirateten Prinzessin zusammenzutreffen, um das preußische Königspaar nicht zu verletzen.

Einen oder zwei Monate später schrieb Bismarck, der damals preußischer Delegierter auf dem Bundestag zu Frankfurt war, prophetisch an den General von Gerlach (8. April 1858):

„Sie fragen mich in Ihrem Briefe, was ich zu der Englischen Heirath sage. Ich muß beide Worte trennen, um meine Meinung zu sagen; das Englische darin gefällt mir nicht, die Heirath mag aber ganz gut sein; denn die Prinzessin hat das Lob einer Dame von Geist und Herz, und eine der ersten Bedingungen, um seine Schuldigkeit in der Welt tun zu können, sei es als König oder als Unterthan, ist die, in seiner Häuslichkeit von alle dem frei zu sein, was das Gegenteil von Geist und Herz bei der Frau bildet, und was die Folgen dieses Gegenteils nothwendig sind. Gelingt es daher der Prinzessin, die Engländerin zu Hause zu lassen und Preußin zu werden, so wird sie ein Segen für das Land sein. Fürstliche Heirathen geben im Allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem andern, in welches sie tritt; nicht umgekehrt. Es ist dies um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bleibt also unsere künftige Königin auf dem Preußischen Throne auch nur einigermaßen Engländerin, so sehe ich unseren Hof von Englischen Einflußbestrebungen umgeben, ohne daß wir und die mannichfachen anderen zukünftigen Schwiegersöhne of Her Gracious Majesty irgend welche Beachtung in England finden, außer wenn die Opposition in Presse und Parlament unsere Königsfamilie und unser Land schlecht macht. Bei uns dagegen wird Brittischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des Deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirthen und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein wirklicher Englischer Jokey von Hart oder Lichtwald ihn an-

redet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's english zu radebrechen; Wie wird das erst werden, wenn die erste Frau im Lande eine Engländerin ist."

Gräfin Walpurga von Hohenthal, die eine der Hofdamen der Prinzessin wurde und später Sir Augustus Paget, britischen Gesandten in Rom und Wien heiratete, entwirft in ihrem Buch „Szenen und Erinnerungen" ein reizendes Bild ihrer königlichen Herrin zur Zeit ihrer Hochzeit:

„Die Prinzessin erschien außerordentlich jung; die ganze kindliche Rundlichkeit war noch an ihr und ließ sie kleiner erscheinen, als sie wirklich war. Sie war in einer Weise gekleidet, die auf dem Kontinent lange nicht mehr Mode ist, nämlich in ein pflaumenfarbiges seidenes Kleid, das auf dem Rücken geschlossen wurde. Ihr Haar war aus der Stirn gekämmt. Am meisten berührten mich ihre Augen; die Iris schimmerte grün wie die See an einem sonnigen Tage, und das Weiße hatte einen besonderen Glanz, der zugleich mit ihrem Lächeln, das kleine und schöne Zähne zeigte, alle bezauberte, die sich ihr nahten. Die Nase war ungewöhnlich klein und leicht nach oben gewandt; ihr Teint war nicht allzu zart, erweckte aber den Eindruck völliger Gesundheit und Kraft. Der Fehler des Gesichtes lag in der Viereckigkeit der unteren Züge; um das Kinn war sogar ein Zug von Entschlossenheit sichtbar. Die außerordentlich liebenswürdigen, manchmal sogar schüchternen Manieren der Prinzessin hinderten indessen, daß man ihn sogleich bemerkte. Ihre Stimme war entzückend und verlor sich niemals in zu hohen Tönen, sondern verlieh dem leichten fremdländischen Akzent, mit dem die Prinzessin sowohl englisch wie deutsch sprach, einen besonderen Reiz."

Sie stellte bereits eine völlig lebendige und interessante Persönlichkeit dar; die mit ihrer Stellung verbundenen Beschränkungen, denen sie sich unterziehen mußte, hatten ihre geistige Entwicklung nicht zu hindern und ihren natürlichen Enthusiasmus, ihre unerschöpfliche Energie nicht zu verringern vermocht. Im Gegenteil befürchtete man sogar, daß ihre vielfältigen Interessen und Beschäftigungen in einen schwer heilbaren Dilettantismus ausarten könnten. Indessen war eine solche Entwicklung an der Seite eines Gatten wie Friedrich, nicht möglich, da sein Einfluß sie

auf die Gebiete der Philanthropie und die Frage der Übertragung künstlerischer Prinzipien auf industrielle Erzeugnisse zu führen wußte.

Allmählich wurde die Begeisterung geringer; Preußen gewöhnte sich an seine neue Prinzessin und die Prinzessin begann sich in Preußen heimisch zu fühlen. Bald aber sollte sich die erste Wolke bemerkbar machen, die ihr Glück zu verdunkeln drohte. Die aristokratischen, despotischen Institutionen Preußens waren der demokratischen Tradition, die in England seit der Annahme des ersten Reformgesetzes vom Jahre 1832 die Regel war, diametral entgegengesetzt; die jugendliche Prinzessin hoffte, ihrem Gemahl behilflich sein zu können, den Weg zu demokratischen Reformen nach englischem Muster zu finden.

Zweites Kapitel

FRÜHE JAHRE IN PREUSSEN

1858 Das Land, welches die Prinzessin Friedrich zu ihrer Heimat gewählt hatte, war im Jahre 1858 ein europäischer Staat von nicht erster Wichtigkeit: Preußen konnte in bezug auf Macht, Reichtum oder Gesichertheit nicht mit dem Geburtslande der Prinzessin verglichen werden. Während der napoleonischen Kriege hatte das Königreich, zu einem Schatten seines früheren Selbst zusammengeschrumpft und hinter die Elbe zurückgedrängt, von den Franzosen eine unwürdige Behandlung zu erleiden, die selbst jetzt noch nicht ganz vergessen ist. Das Ende der Kämpfe mit Frankreich fand Preußen indessen regeneriert und von einem starken Nationalgefühl erhoben; seine Territorien waren durch die Gewinnung des Großherzogtums Posen, des schwedischen Pommern, des nördlichen Teiles von Sachsen, der Herzogtümer Westfalen und Berg, sowie der Rheingegend zwischen Aachen und Mainz bedeutend vergrößert worden. Aber selbst nach Einverleibung dieser Gebiete betrug die Einwohnerzahl Preußens nicht mehr als etwa siebzehn Millionen.

Der erste Schritt zur deutschen Einheit wurde ein paar Jahre später getan, als Preußen den Zollverein gründete, dem 1842 alle deutschen Staaten außer Mecklenburg, Hannover und Österreich beitraten. Preußens Einfluß wuchs durch diesen staatsmännischen Schritt bedeutend und Friedrich Wilhelm IV., der im Jahre 1840 den Thron bestieg, machte Berlin zu einem Zentrum wissenschaft-

licher Schulung. Seine übersteigerten Ansichten über die königliche Macht führten indessen zur Revolution von 1848 und der Vorbereitung einer neuen Verfassung, welche das französische Präfektensystem mit dem preußischen Feudalismus zu vereinigen strebte.

Preußen wurde nun immer reaktionärer — während England in immer stärkerem Maße liberalen und fortschrittlichen Tendenzen huldigte. Außerdem schloß Deutschland — oder was man damals darunter verstand — eine außerordentlich große Zahl kleiner, machtloser Fürstentümer, Herzogtümer und anderer Staaten in sich; alle besaßen eine herrschende Familie, deren Armut häufig nur von ihrem Stolz übertroffen wurde. Zwei Herzogtümer lagen an der Grenze Preußens und Dänemarks; sie bildeten einen immer größer werdenden Konfliktstoff. Diese beiden Herzogtümer, Schleswig und Holstein, hatten jahrhundertelang als unteilbar gegolten; indessen war der König von Dänemark Herzog von Schleswig und Holstein, während die Bevölkerung zum großen Teil aus Deutschen bestand und Holstein auch Mitglied des Deutschen Bundes war. Die Bemühungen, diese Provinzen zu Dänemark zu schlagen, führten zu einer Revolution, in der Preußen erfolgreich auf der Seite der Insurgenten kämpfte; das Resultat war indessen nur der siebenmonatige Waffenstillstand von Malmö, der nicht ratifiziert wurde.

Zur Zeit der Hochzeit der Prinzeß Royal gab es daher drei wichtige Fragen in Preußen: die erste betraf die Führerschaft in den deutschen Staaten, die zweite beschäftigte sich mit dem Problem, ob Preußen seinen alten Traditionen treu bleiben oder einen liberalen Kurs, ähnlich dem in England befolgten, einschlagen solle; die dritte endlich befaßte sich mit der Zukunft der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Von Anfang an war es klar, daß in der zweiten Frage die Prinzessin ihren Einfluß zugunsten der fortschrittlichen liberalen Elemente einsetzen

würde. Der deutsche Hof, dem die Prinzessin jetzt als führendes Mitglied angehörte, ähnelte dem englischen Hof ganz und gar nicht, da dieser während der damaligen Zeit lustig und jung war. Die Königin Victoria war noch nicht vom Verlust ihres Gatten niedergedrückt, der Hof noch nicht in langjährige Trauer gestürzt. Im Gegensatz dazu zeigte sich der preußische Hof an Regeln gebunden, steif und langweilig; das Leben war eintönig, die Schlösser düster und unkomfortabel, die Zeremonien endlos. Der vornehme und weise Regent von Preußen, in der Geschichte als Wilhelm der Erste bekannt, begann sich alt zu fühlen — diese Empfindung fand ihren Widerhall überall am Hofe. In seiner Gemahlin, der damals als Prinzessin von Preußen bekannten, späteren Kaiserin Augusta, traf die Prinzessin Friedrich während vieler Jahre eine treue Freundin und Verbündete, die in intellektuellem Sinne mehr in das achtzehnte als in das neunzehnte Jahrhundert gehörte. Prinzessin Augusta sprach französisch[1]) ebenso gut wie deutsch; unter ihren intimsten Freunden befanden sich viele Katholiken. Als junge Frau war sie voller Herzenswärme gewesen, aber sie hatte bald jene große Weisheit erkannt, die ihrer Schwiegertochter niemals ganz klar geworden ist, daß Umsicht und Vorsicht am preußischen Hofe wichtige Eigenschaften bedeuteten; so kümmerte sie sich fast gar nicht um die Angelegenheiten des Staates.

Während des Krimkrieges war Prinzessin Augusta proenglisch gewesen, trotzdem der ganze preußische Hof prorussisch empfunden hatte — eine Tatsache, die sie natürlich der Königin Victoria näherbrachte, ihre preußischen Verwandten aber mit Argwohn und Ärger erfüllte. Als die Prinzessin Friedrich in Berlin als die Braut des vermutlichen Thronfolgers ankam, war der Krimkrieg schon vergessen, und die freundliche Einfachheit und der

[1]) Die Tatsache, daß Jules Laforgue, der französische Dichter, zu ihrem Vorleser ernannt wurde, zeigt, daß sie literarischen Geschmack besaß.

jugendliche Charme der Prinzessin brachten alle Kritik, zum mindesten für eine gewisse Zeit, zum Schweigen.

Die Prinzessin Friedrich verbrachte den ersten Winter im alten Schloß, das eine beträchtliche Zeit unbewohnt gewesen und in vieler Hinsicht unter der victorianischen Lebenshaltung, der englischen Hygiene und dem britischen Komfort stand. Dem jungen Paar wurde eine Reihe reichdekorierter, aber dunkler und unfreundlicher Räume hergerichtet; die Prinzessin, so erzogen, sich schnell allem Praktischen zuzuwenden und an ersprießlicher Tätigkeit Freude zu finden, fand ihre Verbesserungsvorschläge ständig mit dem Bemerken abgewiesen, daß im alten Schloß nichts getan, nicht einmal ein Badezimmer eingerichtet werden könne, ohne daß der geisteskranke König seine Einwilligung dazu gäbe.

Die Prinzessin fühlte sich in diesen traurigen und spukhaften Zimmern nicht nur wenig behaglich, sondern empfand die enggezogene Etikette des preußischen Hofes als unerträgliche Beschränkung. „Zu Hause", wie sie bald sehr unklugerweise von England zu reden begann, war sie von Kindheit an daran gewöhnt gewesen, alle Gedanken frei auszusprechen und sicher zu sein, nicht mißverstanden zu werden; nun schien ihre gewohnte Ehrlichkeit und Offenheit den deutschen Verwandten Anlaß zur Kritik zu geben. Unglücklicherweise wurde die Schwierigkeit, ihre englische Einstellung nicht zu betonen, mit dem Verlauf der Jahre nicht behoben. Kleinigkeiten gingen ihr auf die Nerven: deutsche Stiefel, der Mangel an Badezimmern, die dünnen Silberteller und der Überfluß an langweiliger Etikette. Obgleich sie den besten Willen hatte, das Vaterland ihres Gatten liebzugewinnen und ihre Vorurteile zu überwinden, behielt sie stets ihre Zuneigung zu England. In einem Brief aus Potsdam vom Jahre 1871 sagt sie:

„Sie können sich nicht vorstellen, wie langweilig, melancholisch und sonderbar mir hier alles vorkommt, da ich von Ihnen allen

und meinem geliebten England getrennt bin. Jedesmal, wenn ich dort hinkomme, fühle ich, wie meine Anhänglichkeit an dieses kostbare Stückchen Erde stärker und stärker wird ... Der Abschied von ihm und die Rückkehr hierher verursachen mir jedesmal eine so heftige Gemütserregung, daß ich immer ein wenig Zeit und vernünftige Überlegung brauche, um über sie hinwegzukommen." (Mary Ponsonby S. 242.)

Zu alledem konnte sie den starren preußischen Geist der reaktionären Partei nicht verstehen; schon früh bemerkte man, daß „die Begegnung mit einem Tory oder einem Reaktionär ihr das Mark in den Knochen gefrieren ließe".

Einige Monate später richteten der Prinz und die Prinzessin sich eine einfachere Wohnung nach englischem Geschmack im Schloß zu Babelsberg ein; in der neuen Umgebung fühlte sich die Prinzessin sehr viel glücklicher. Das kleine Schloß lag am Abhang eines waldigen Hügels, etwa drei Meilen von Potsdam entfernt, sah über die Fläche eines schönen Sees hinweg, und gestattete eine reizende Aussicht über das umgebende Land. „Alles," schrieb die Königin anläßlich ihres ersten Besuches, „ist sehr klein; das Schlößchen ist ein gotisches Bijou, voller Möbel, Blumen, die sie sehr hübsch zu arrangieren verstehen, Lampen und Gemälde. Außerdem finden sich eine Menge unregelmäßiger Erker, Türme und Treppen." (The Empress Frederick: A Memoir, S. 91/92.)

Anfang Juni besuchte Prinz Albert seine Tochter und seinen Schwiegersohn in Babelsberg; er schrieb an die Königin Victoria: „Die Beziehungen zwischen dem jungen Paare sind so herzlich wie nur möglich. Ich habe mit ihnen, einzeln und zusammen, gesprochen; unsere Unterhaltungen haben mich im höchsten Maße befriedigt."

Zwei Monate später statteten die Königin Victoria und der Prinzgemahl ihrer Tochter einen längeren Besuch ab, den die Königin als ganz privat und inoffiziell beschrieb; sie reiste aber in Begleitung Lord Malmesburys, des Sekretärs des Auswärtigen in Lord Derbys neugebildetem Ministerium, seines Vorgängers Lord Clarendon, und Lord

Granvilles, der Staatsratspräsident unter Palmerstons Regierung gewesen war. Die Königin Victoria freute sich, Feldmarschall Wrangel zu treffen, der damals 76 Jahre alt war und bei Leipzig im Jahre 1813 seinem Regiment die Fahne vorangetragen hatte. 1848 hatte er als Oberbefehlshaber die Berliner Nationalversammlung gewaltsam gesprengt. „Er war ganz erfüllt von Vicky," schrieb die Königin, „und von ihrer Hochzeit; er meinte, sie sei ein Engel."

Am 20. November 1858 zogen Prinz und Prinzessin Friedrich von Babelsberg in das Palais unter den Linden, das von nun an ihr Berliner Wohnsitz werden sollte. Die Prinzessin Friedrich war von ihrem neuen Heim entzückt; aber wie es auch mit dem alten Schloß der Fall gewesen war, mußte das Palais erst den modernen Anforderungen an Bequemlichkeit angepaßt werden. Es war immer noch schwer, die Zustimmung des alten und launischen Königs zu erlangen, der an einem Tage widerrief, was er am anderen versprochen hatte. Endlich wurde seine Zustimmung zu den absolut notwendigen und dringenden Neuerungen erreicht, und die Prinzessin verbrachte mit der Neueinrichtung ihres Hauses viele glückliche Tage.

Die ersten Jahre am preußischen Hof wurden in der ruhigen Zurückgezogenheit des eigenen Heimes verlebt, die allerdings manchmal durch die Beteiligung an den öffentlichen Vorgängen unterbrochen wurde; manchmal wurde ihr viel Zeit mit solchen Dingen weggenommen. Sogar militärische Übungen, bei denen sie zu Pferde erschien, gehörten in den Bereich ihrer Tätigkeit; im November 1858 schrieb die Herzogin von Manchester, die selbst Hannoveranerin von Geburt war und später den Herzog von Devonshire heiratete, voller Zufriedenheit an die Königin Victoria:

„Obgleich Eure Majestät erst kürzlich die Prinzeß Royal gesehen haben, kann ich mich nicht enthalten, an Eure Majestät zu schreiben, da ich sicher bin, daß sich Eure Majestät freuen

werden zu hören, wie außerordentlich gut Ihre Königliche Hoheit während der Rheinmanöver aussah, und wie beliebt sie nicht allein bei allen ihren Bekannten, sondern auch bei denen ist, die sie nur vom Sehen oder Hörensagen kennen. Die Engländer konnten stolz darauf sein, wie von der Prinzeß Royal gesprochen und wie außerordentlich hoch sie geschätzt wird. Für eine so junge Frau ist ihre Stellung eine sehr schmeichelhafte, und da die Liebenswürdigkeit der Prinzessin und ihr freundliches, unaffektiertes Wesen in kurzer Zeit ihr die Herzen aller anwesenden Offiziere und Fremden gewonnen haben, wundert man sich nicht über das Lob, welches die Preußen Ihrer Königlichen Hoheit in reichem Maße spenden. Die königliche Familie ist groß und in ihren politischen und sozialen Ansichten manchmal so verschieden eingestellt, daß es für die Prinzeß Royal zu Anfang sehr schwer gewesen sein muß, sich mit ihr auf guten Fuß zu stellen; man kann daher die hochsinnigen Grundsätze, die große Diskretion, das klare Urteil und die Klugheit Ihrer Königlichen Hoheit nicht hoch genug schätzen.

Eure Majestät würden sich köstlich amüsiert haben, wenn Eure Majestät gehört hätten, wie der General Wrangel mit sehr lauter Stimme erzählte, daß seine Soldaten entzückt gewesen seien, die Prinzessin zu Pferde zu sehen, und daß diese größtes Interesse für sie an den Tag legte; am meisten habe sie gefreut, daß Ihre Königliche Hoheit ohne Schleier ritt. Eine merkwürdige Bemerkung für Soldaten! Der König von Preußen sieht sehr gut aus, aber die Königin scheint mir sehr verändert. Ihre Majestät ist sehr blaß und müde, um ihren Mund liegt ein schmerzlicher Zug ... Beide Majestäten waren sehr freundlich, und der Herzog erzählte mir von der großen Gastfreundlichkeit, mit der sie aufgenommen wurden. Jedermann, hoch und niedrig, wetteiferte in Höflichkeit und Freundlichkeit gegen die Fremden, hauptsächlich gegen die Engländer, so daß wir uns in der Tat der Angriffe schämten, welche die ‚Times' immer gegen Preußen richtet, und die in allen preußischen Zeitungen gedruckt und infolgedessen überall gelesen werden ..."

Ein freudiges, häusliches Ereignis fand am 27. Januar
1859 1859 statt, als dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich ein Sohn und Erbe geboren wurde. Die Freude war groß, denn im normalen Verlauf der Geschichte mußte der Knabe als Nachfolger seines Großonkels, Großvaters und Vaters König von Preußen werden.

Einige Zeit schwebten allerdings Mutter und Kind in unmittelbarer Gefahr; wie Prinz Albert an König Leopold schrieb: „der arme Fritz und der Prinz und die Prinzessin müssen eine schreckliche Zeit der Angst durchgemacht haben, da sie nicht auf die Geburt eines lebenden Kindes hoffen konnten". Erst am dritten Tage bemerkte man, daß der linke Arm des Kindes paralysiert, die Schulter verletzt und die umliegende Muskelpartie stark angeschwollen war. Die medizinische Wissenschaft befand sich noch in einem so elementaren Zustand, daß kein Arzt sich an die Wiederherstellung des Gliedes wagen wollte, das infolgedessen schwach und beinahe, wenn nicht ganz, unbrauchbar blieb. Die Prinzessin übertrug auf dieses erstgeborene Kind ihre ganze mütterliche Sorge und schrieb vierzehn Tage später, am 12. Februar ihrer Mutter:

„Ich bediene mich der lieben Gräfin Blücher Hand, mit Wegners (des Arztes) Erlaubnis, um Deinen lieben, eben angekommenen Brief zu beantworten. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin, Dir meine Gedanken mitteilen und Dir endlich für alle Zärtlichkeit und Liebe danken zu können, die Du mir die ganze Zeit über bewiesen hast. Wie tief mich dies alles berührt, ermutigt und entzückt hat, wie dankbar ich Dir und Papa bin, brauche ich nicht zu sagen. Deine Briefe bedeuteten mir ein großes Glück; ich danke Dir tausendmal für alles. Wie innig habe ich am 10. an Dich gedacht und gewünscht, Dir selbst schreiben zu können! Fritz hat Dir aber, wie ich hoffe, alle meine Wünsche übermittelt ...

Ich fürchte, ich kann heute nicht mehr diktieren, liebe Mama, und will Dir also nur mitteilen, daß es Deinem kleinen Enkel sehr gut geht."

Eine andere Erwähnung ihres „außerordentlich lebhaften" Sohnes findet sich in dem Brief, den die Prinzessin Friedrich an die Königin Victoria am 28. Februar schrieb:

„Dein Enkel ist außerordentlich lebhaft und scheint, wenn er wacht, nur zufrieden, läßt man ihn die ganze Zeit in der Luft herumtanzen. Er kratzt sich im Gesicht, zerreißt seine Mützen und gibt alle möglichen sonderbaren kleinen Geräusche von sich. Ich bin so dankbar und glücklich, daß er ein Junge ist. Ich sehnte mich mehr nach einem Knaben, als ich beschreiben

kann. Mein ganzes Herz hing an dem Gedanken, und also erwartete ich, daß ich ein Mädchen bekäme. Ich kann nicht sagen, daß er jetzt jemandem ähnlich sieht, obgleich er mich dann und wann an Bertie und an Leopold erinnert, was, wie ich fürchte, Dir nicht gerade gefallen wird. Ich bin sehr stolz auf ihn und stolz darauf, Mama zu sein ..."

Der kleine Prinz wurde eine Woche später getauft. Die Königin Victoria war, wie sie an ihren „liebsten Onkel", den König der Belgier schrieb, tief betrübt, nicht in der Lage zu sein, der Taufe ihres ersten Enkels beizuwohnen, und erboste sich über das „törichte Gesetz in Preußen, das unbedingt eine so frühe Taufe des Kindes verlange". Am 5. März, dem Tage der Taufe, schrieb Lady Bloomfield, die Gattin des britischen Gesandten in Berlin an die Königin Victoria:

„Ich komme gerade von der Taufe Seiner Königlichen Hoheit Friedrich Wilhelm Victor Albert zurück und will keine Zeit verlieren, um Eurer Majestät in ein paar Zeilen mitzuteilen, daß alles so gut vonstatten ging, wie man es sich nur wünschen kann. Ich hatte einen sehr günstigen Platz bei der Tür der Kapelle, in der sich nur die Mitglieder der königlichen Familie aufhielten; das liebe Baby sah sehr hübsch aus und schrie nicht ein einziges Mal. Es schien sich sehr für die Orden des Prinzregenten zu interessieren und bewegte seine kleinen Hände, als ob es mit ihnen spielen wollte. Die Rede des Hofpredigers Straus war nicht zu lang und der Gelegenheit außerordentlich gut angepaßt; nach der Zeremonie war ich sehr glücklich, daß mir endlich erlaubt wurde, die Hand der lieben Prinzessin zu küssen. Ich hatte große Sehnsucht, sie, und sei es auch nur für eine Minute, zu sehen. Ihre Königliche Hoheit sieht gut aus; sie ist nicht dünn im Gesicht und schien ein wenig errötet und nervös; ihre Stimme ist noch etwas schwach, so daß sie bestimmt noch beträchtlicher Schonung bedarf. Ich vertraue aber darauf, daß die Anstrengung des heutigen Tages nicht zuviel für sie gewesen ist. Sie saß dicht neben des Kindes Korbwiege. Ich hätte so sehr gewünscht, daß Eure Majestät hätten zugegen sein können. Während dieser ganzen interessanten Zeit habe ich so oft gefühlt, wie schwer es Eure Majestät empfinden müssen, abwesend zu sein, aber Gott sei Dank ist alles gut abgelaufen, und ich hoffe, daß nach nicht langer Zeit Eure Majestät das Glück haben werden, die liebe Prinzessin in vollkommener Gesundheit

und Kraft wiederzusehen. Ich habe keinen Zweifel, daß Ihre Königliche Hoheit sich sehr viel schneller erholen wird, wenn sie erst wieder ausgehen kann ..."

Infolge der Geburt des Prinzen siedelte die Familie in das Neue Palais nach Potsdam über, wo Prinz Friedrich zur Welt gekommen war; es sollte für viele Jahre das glückliche Heim der Prinzessin werden.

Im Sommer dieses Jahres reisten Prinz und Prinzessin Friedrich nach England, um ihre freie Zeit mit der königlichen Familie in Osborne zu verbringen. Der älteste Bruder der Prinzessin, der Prinz von Wales, war damals beinahe achtzehn Jahre; man hielt es allgemein für hohe Zeit, daß eine passende Prinzessin für ihn gefunden würde. Die Prinzessin Friedrich war anfangs der Meinung, daß in der ganzen Welt keine Frau existiere, die gut genug sei, um ihres Bruders Gattin zu werden; aber sie änderte ihre Ansicht, als die Schönheit und außerordentliche Anmut Prinzessin Alexandras, Tochter des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (später König Christian IX. von Dänemark) ihr von ihrer Hofdame Gräfin von Hohenthal gerühmt wurde. Es wurde schnell vereinbart, daß die Prinzessin Friedrich die Prinzessin Alexandra inoffiziell in Strelitz treffen solle; so erfolgte denn im Schloß eines beiderseitigen Großvetters, des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, eine Zusammenkunft.

Die Prinzessin Friedrich erklärte, von der „entzückendsten Person der ganzen Welt" vollkommen bezaubert zu sein, welche, wie sie ihrer Mutter schrieb, die beste Anwärterin für ihres Bruders Hand sei. Für den Augenblick konnte indessen das Projekt noch nicht realisiert werden, da man dem Prinzen das Recht der eigenen Wahl zubilligte. Die Prinzessin Friedrich kehrte mit dem Bewußtsein nach Berlin zurück, alles getan zu haben, was in ihren Kräften stand, um eine ideale Ehe zustande zu bringen.

Unter den Freunden der Prinzessin in Deutschland befand sich damals ein Engländer mit Namen Robert Mo-

rier, der verschiedene diplomatische Posten an deutschen Höfen innegehabt und sich eine unübertreffliche Vertrautheit mit der deutschen Politik erworben hatte. Prinz Albert schätzte seinen Charakter und seine Fähigkeiten im Jahre 1858 sehr hoch; als die Prinzessin heiratete, hatte er alles getan, was in seiner Macht stand, um Morier einen Posten als Attaché an der britischen Botschaft in Berlin zu verschaffen. Morier besaß in allerhöchstem Maße die Gabe, sich klar und treffend auszudrücken; seine Offenheit gewann ihm schnell die Achtung der Prinzessin.

Morier hatte eine andere gute Freundin in der Prinzessin von Preußen, der Prinzessin Friedrich Schwiegermutter, welche, wie sie Lord Clarendon erklärt hatte, wünschte, daß der junge Mann nach Berlin geschickt würde, um ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter von Nutzen sein zu können. Morier war auch ein intimer Freund Ernst von Stockmars, Sohn des gefürchteten Baron Stockmar, des Vertrauten des Prinzgemahls, der zur selben Zeit der Prinzessin als Privatsekretär diente.

Moriers Anstellung war der Beginn einer lebenslangen vertrauten Freundschaft mit dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich. Er wurde und blieb einer ihrer intimsten Bekannten und Ratgeber, eine Tatsache, die ohne Zweifel seiner diplomatischen Karriere schädlich war. Wahrscheinlich hatte Morier, weil er eine bemerkenswert starke und originelle Persönlichkeit war, Eifersucht, Mißgunst und Argwohn erregt; es wurde ihm sogar nachgesagt, daß er den Prinzen Friedrich durch die Prinzessin in unzulässiger Weise beeinflusse. Als viele Jahre später Sir Robert Morier zum Botschafter in Berlin vorgeschlagen wurde, war sein Name der einzige, der von dem damals allmächtigen Bismarck von vornherein abgelehnt wurde.

Im Juni 1859 brach der Krieg zwischen Österreich und den verbündeten französischen und sardinischen Armeen aus; zum erstenmal erlebte es die Prinzessin Friedrich, daß

ihr Gatte sich zum Kriege rüstete. Der Prinzregent erklärte zwar die Neutralität Preußens, befahl aber vorsichtigerweise die Mobilisation der preußischen Armee, so daß der Generalmajor Prinz Friedrich Wilhelm das Kommando über die erste Garde-Infanterie-Division übernahm. Glücklicherweise folgte der schnellen Niederlage der Österreicher bei Solferino bereits im Juli der Friede von Villafranca; die preußische Armee wurde wieder auf Friedensstärke gebracht. Österreichs Niederlage aber rührte aufs neue die Frage nach der deutschen Hegemonie auf.

Im November 1859 kam die Prinzessin wiederum mit ihrem Gatten nach England. „Vicky," schrieb ihr Vater an die Herzoginmutter von Koburg, „hat sich in der letzten Zeit außerordentlich entwickelt und ist doch noch wie ein Kind!" „Sie sprach," berichtete ihre alte Erzieherin Sarah, Lady Lyttelton, „viel von ihrem Baby." (The Empress Frederick A Memoir S. 115.)

Das Jahr 1860 brachte der Familie der Prinzessin 1860
weiteres Glück. Im Juli wurde ihre älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, geboren. Spät im September trafen die Königin Victoria und Prinz Albert die Prinzessin Friedrich in Koburg; bei diesem Besuche sah die Königin Victoria zuerst ihren ältesten Enkel. Am 25. Dezember schreibt sie:

„Unser lieber Enkel wurde gebracht. So ein niedlicher kleiner Kerl! Er kam an Mrs. Hobbs', seiner Amme, Hand, herein, trug ein weißes Kleid mit schwarzen Schleifen und war so nett. Er ist ein hübsches dickes Kind, mit einer wundervollen weißen, weichen Haut, gutgebauten Schultern und Gliedern und einem sehr lieben Gesicht, wie Vicky und Fritz und auch Luise von Baden. Er hat Fritzens Augen, Vickys Mund und sehr helles lockiges Haar. Wir waren so glücklich, ihn endlich zu sehen." (Memoir S. 123.)

Dies war der Anfang einer langen Freundschaft zwischen Großmutter und Enkel; die Königin Victoria erwähnt in ihren Briefen beständig den Enkel, den sie den

„lieben kleinen Wilhelm“, „ein reizendes Kind“ nennt und hinzufügt, daß er „ein lieber kleiner Junge“, „sehr intelligent und niedlich, gut und liebevoll“ sei.

Bei der Einrichtung der Zimmer für die zwei Kinder folgte die Prinzessin Friedrich, wie zu erwarten war, lieber englischen als deutschen Grundsätzen; aber ihr Verhalten wurde von den Preußen der konservativen Partei, die jeder Neuerung abhold waren, mit Mißbilligung betrachtet. Die Abneigung des hochgeborenen Preußen für alles Englische wurde vielleicht nur von der Abneigung eines gewissen Kreises der englischen Presse für alles Preußische übertroffen. Der Prinzgemahl, der von einem einigen Deutschland unter Führung Preußens und einer sich daraus ergebenden Friedensgarantie für England träumte, fühlte sich durch die Angriffe der „Times“ gegen Preußen und alles Preußische ernstlich verletzt. Ein Artikel in der „Saturday Review“, den er seiner Tochter zum Lesen empfahl, meinte: „Der einzige Grund, den die ‚Times‘ für ihre Abneigung gegen Preußen angibt, ist, daß die preußischen und englischen Höfe durch persönliche Bande verknüpft seien; die britische Unabhängigkeit erfordere also, alles, was vom Hofe ausginge, mit eifersüchtigstem Argwohn zu betrachten.“ Dasselbe Argument hätte man für die preußische Ansicht ebenfalls gebrauchen können. Natürlich beeinflußte diese Animosität auch äußerlich die Stellung der Prinzessin in Preußen; sie fand, daß aus zwei Gründen ihre Beliebtheit mehr und mehr abnahm, erstens, weil sie Engländerin war und dies nicht vergessen konnte, und zweitens, weil sie die englischen Ansichten über Politik und Hygiene liebte.

Inzwischen fuhr der Prinzgemahl trotz manchen politischen und anderen Widerwärtigkeiten, sowie einer heftigen, plötzlichen Erkrankung fort, seine Tochter in der Regierungskunst zu unterrichten; zahlreich und lang waren die Briefe, die er seiner geliebten Schülerin und Tochter schrieb. Allerdings trugen sie mit ihren liberalen Ideen



phot. Photogr. Ges. Berlin

Die Kronprinzessin
1880

Nach dem Gemälde von Heinrich von Angeli

vielleicht dazu bei, die Stellung der Prinzessin noch mehr zu erschweren; denn die ideale Frau in Preußen war diejenige, welche sich ihrer geistigen Minderwertigkeit bewußt, mit „Küche, Kinderstube, Krankenstube und Kirche — und sonst nichts“ begnügte. Wurde diese Ansicht schon auf Frauen nicht öffentlicher Stellung angewendet, so wurde es um so mehr für die Pflicht einer Prinzessin aus königlichem Hause gehalten, sich von jeder aktiven Beteiligung an politischen Dingen fernzuhalten. Es ist merkwürdig, daß der Prinzgemahl trotz seiner Kenntnis der preußischen Tradition sich darüber nicht klar war; möglicherweise glaubte er seine Tochter, infolge ihrer außergewöhnlichen Begabung, von den üblichen Beschränkungen und Grenzen ihres Standes frei. Überdies war er vermutlich bemüht, seinem Schwiegersohn für die zu erwartenden aufgeregten Zeiten eine Lebensgefährtin zu geben, die ihn in der richtigen Koburgischen Weise beeinflussen könne. Was auch immer der Grund für seine Handlungsweise gewesen sein mag, jedenfalls fuhr der Prinz bis zu seinem Lebensende fort, Kenntnisse und Anteilnahme seiner Tochter an öffentlichen Angelegenheiten zu bestärken.

Die Prinzessin erwiderte diese inhaltsreichen väterlichen Briefe mit solchen von gleicher Länge. Im Dezember 1860 empfing der Prinzgemahl ein langes und kluges Memorandum über die Vorteile eines Gesetzes über die ministerielle Verantwortlichkeit, das abgefaßt war, um die Besorgnisse hoher Kreise des preußischen Hofes gegen eine so empfehlenswerte Maßnahme zu beseitigen. Dieses Memorandum war das Werk der Prinzessin Friedrich; man kann sich leicht vorstellen, was für ein Entrüstungssturm sich erhoben hätte, wenn durch irgendeinen Zufall oder eine Indiskretion die Kenntnis durchgesickert wäre, daß die Prinzessin ein derartiges Schriftstück verfaßt habe.

Die vorhergehenden Monate hatten die Stellung der

Prinzessin nur wenig verändern können. Nun aber erschien ein Ereignis am Horizont, welches wohl geeignet war, ihr größeren Einfluß zu verleihen. Am Ende des Jahres 1860 wurde es klar, daß der geistesgestörte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ernstlich erkrankt war; um die
1861 Jahreswende trat eine plötzliche und kritische Wendung zum Schlimmeren ein, der sein Ableben unmittelbar folgte. Die Tatsache erschütterte die Prinzessin Friedrich Wilhelm aufs tiefste; zum erstenmal sah sie den Tod. Nachdem man einen Tag und eine Nacht fast ununterbrochen am Sterbelager des Königs gewacht hatte, wurde die Prinzessin um ein Uhr morgens am 2. Januar geweckt; aber bevor sie das Zimmer des Königs erreichen konnte, war sein Leben entflohen. An diesem Tage schrieb die Prinzessin aus Potsdam an die Königin Victoria:

„Endlich finde ich einen Augenblick für mich selbst, um in Ruhe meine Gedanken zu sammeln und Dir von diesen zwei letzten, schrecklichen Tagen zu berichten. Mein Kopf ist so verwirrt, daß ich kaum weiß, wo ich bin — ob ich träume oder wache, was heute ist, und was gestern war! Das Langerwartete ist endlich eingetreten! Alle Verwirrung, Unruhe, Aufregung, Lärm usw. geht für mich in diesem einen Gedanken unter.

Zum erstenmal habe ich den Tod gesehen! Er hat auf mich einen Eindruck gemacht, den ich niemals vergessen werde, solange ich lebe — ich fühle mich so krank, konfus und erschüttert durch alle Erfahrungen der letzten achtundvierzig Stunden, daß Du mir verzeihen mußt, wenn ich unzusammenhängend und unklar schreibe! Aber ich will mit Montagabend anfangen (es scheint mir ein Jahr her zu sein). Um dreiviertel acht abends am Montag, den 31., brachte ich den lieben Affie [Prinz Alfred, später Herzog von Edinburgh] zum Bahnhof und verabschiedete mich schweren Herzens von ihm. Du weißt, wie sehr ich diesen Jungen liebe — nichts hätte mir mehr Freude machen können als sein lieber langerwarteter Besuch. Um neun Uhr gingen Fritz und ich zum Tee zum Prinzregenten; wir vier waren allein. Die Prinzessin war in ziemlich schlechter Stimmung und fühlte sich unwohl. Der Prinz schien bedrückt, während ich nur an Affie dachte, und wie lieb er ist; als wir noch beim Tee saßen, erhielten wir schlechte Nachrichten aus Sanssouci, erfuhren aber nichts, was uns besonders ängstlich gemacht hätte. Fritz und

ich gingen nach Hause und zu Bett, da wir nicht in der Stimmung waren, bis um zwölf Uhr aufzusitzen. Ungefähr um halb zwei hörten wir, wie an die Tür geklopft wurde, und meine Zofe brachte ein Telegramm, das besagte, der König sei aufgegeben, und ein Billett des Prinzregenten, des Inhaltes, er ginge unverzüglich hin. Wir standen in größter Eile auf; wie ich mich angezogen habe, weiß ich nicht. Ich nahm, was ich gerade fand, und hatte keine Zeit, mir mein Haar zu machen. Dann stürzten wir die Treppe hinunter und hinaus, denn wir hatten keine Zeit, auf den Wagen oder einen Diener oder sonst etwas zu warten — es war eine herrliche Nacht, aber 12 Grad Kälte (Reaumur). Ich dünkte mir wie im Traum, als ich mich um zwei Uhr nachts allein mit Fritz auf der Straße befand. Wir gingen zu Prinzregentens und fuhren dann mit ihnen zum Bahnhof. Im Zuge waren wir vier ganz allein und begaben uns nach der Ankunft in Sanssouci sogleich in das Zimmer, wo der König lag — die Stille des Todes schwebte über dem Raum —, nur das Feuer und eine verhüllte Lampe gaben schwaches Licht. Wir näherten uns dem Bett und blieben an seinem Fußende stehen, während wir nicht wagten, einander anzusehen oder ein Wort zu sagen. Die Königin saß in einem Armstuhl am Kopfende des Bettes; sie hatte ihren Arm unter das Haupt des Königs gelegt; ihr Kopf ruhte auf demselben Kissen, wie der des Königs — mit der anderen Hand wischte sie ihm beständig den Schweiß von der Stirn. Man hätte eine Nadel fallen hören können, so still war es, nur das Feuer knisterte, und der Todesatem rasselte —, dieser furchtbare Ton, der einem ans Herz greift und deutlich erzählt, daß hier ein Leben verebbt. Das Rasseln in der Kehle dauerte etwa noch eine Stunde länger, dann lag der König bewegungslos — die Ärzte neigten ihre Köpfe, um zu hören, ob er noch atmete —, und wir standen, während wir uns nicht zu rühren wagten, und beobachteten den Todeskampf. Dann und wann atmete der König sehr schnell und laut, öffnete aber niemals die Augen — er war sehr rot im Gesicht, und der kalte Schweiß strömte von seiner Stirne. Niemals habe ich eine so entsetzliche Zeit durchgemacht; die arme Königin zu sehen, die dort neben dem Bette saß, brach mir fast das Herz — es schlug jetzt drei, vier, fünf, sechs, sieben, und immer noch standen wir dort —, ein Mitglied der königlichen Familie nach dem anderen kam herein und blieb, ohne sich zu bewegen, im Zimmer stehen, während nur Schluchzen die Stille unterbrach. Es ist furchtbar, einen Menschen sterben zu sehen. Ich kann die Gedanken und Gefühle, die mich in diesen Stunden zu überwältigen drohten,

nicht beschreiben. Sie haben mich mehr erschüttert als irgend etwas in meiner ganzen Vergangenheit! Der Morgen dämmerte, und die Lampen wurden weggenommen. Wie traurig war dieser Neujahrsmorgen! Wir gingen alle in das nächste Zimmer, denn ich kann Dich versichern, daß Angst, Wachen, Stehen und Weinen uns fast gänzlich erschöpft hatten. Die Prinzessin schlief auf einem Stuhl ein, ich auf einem Sofa, die übrigen gingen im Zimmer umher, während sie einander fragten: ‚Wie lange wird es noch dauern?' Um Mittag gingen Marianne und ich allein in das Zimmer, da wir dort zu sein wünschten; wir traten näher, küßten der Königin die Hand, knieten nieder und küßten auch die des Königs — sie war noch ganz warm. Wir blieben dort und warteten bis um fünf und aßen etwas; ich fühlte mich so krank, schwach und unwohl, daß Fritz mich zu Bett schickte. Um ein Uhr morgens stand ich auf, zog mich an und hörte, daß der König nur noch einige Minuten zu leben habe. Aber als ich den Wagen bekam, vernahm ich, es sei alles vorüber. Ich fuhr nach Sanssouci und sah den König und die Königin. Möge Gott sie segnen und bewahren, möge ihre Regierung eine lange, glückliche und gesegnete sein! Dann betrat ich das Zimmer, in dem der tote König lag, und konnte mich kaum von seiner Seite losreißen. Es war so schön, auf die ruhige, friedvolle Gestalt zu blicken, die endlich nach all ihren Leiden Ruhe gefunden hatte, heimgegangen endlich aus dieser Welt — so ruhig und friedvoll sah er aus —, wie ein schlafendes Kind —, jeden Moment erwartete ich, ihn sich bewegen oder atmen zu sehen —, sein Mund und seine Augen waren geschlossen, sie trugen einen süßen und glücklichen Ausdruck —, seine Hände lagen auf der Decke. Ich küßte sie beide zum letztenmal — nun waren sie ganz kalt. Fritz und ich blieben eine Zeitlang stehen und sahen ihn an; ich konnte mich kaum zu der Überzeugung bringen, daß dies nun wirklich der Tod war, vor dem ich so oft angstvoll geschaudert hatte — hier war nichts Schreckliches oder Furchtbares —, nur himmlische Ruhe und himmlischer Friede. Ich fühlte, wie gut er mir tat, und war vollkommen getröstet. ‚Tod, wo ist dein Stachel, Grab, wo ist dein Sieg?' Er war ein gerechter und guter Mann mit einem liebevollen Herz voller Freundlichkeit; nun ist er von uns gegangen, um nach der langen Prüfung, die er mit so vieler Geduld ertragen hat, Ruhe zu finden. Ich fürchte den Tod nicht mehr, und wenn mich diese Empfindung wieder einmal überkommen sollte, will ich an den feierlichen und stärkenden Anblick denken und sicher sein, daß der Tod nur ein Übergang zum Besseren bedeutet. Wir

gingen nach Hause und zu Bett; um zehn Uhr kamen wir zurück. Ich blieb einige Zeit bei der armen Königin, die in ihrem Kummer ruhig, resigniert und ergreifend ist. Sie weint nicht, sieht aber aus, als ob ihr Herz gebrochen sei. Zu mir sagte sie: ‚Ich bin zu nichts mehr nutz auf der Welt, ich habe keine Berufung länger, keine Pflichten zu erfüllen; nur für ihn habe ich gelebt!' Dann war sie sehr gütig zu mir, freundlicher als sie es jemals gewesen war, sagte, ich sei wie ihr eigenes Kind und ein Trost für sie. Ich sah den Leichnam heute morgen noch einmal, er ist unverändert, nur die Farbe ist anders geworund die Hände haben sich versteift. Das Leichenbegängnis wird am Sonnabend sein; bis dahin wird der König aufgebahrt werden. Sein Wunsch war, daß er vor dem Altar der Friedenskirche, sein Herz im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt werde."

Wenn man bedenkt, daß die Schreiberin dieses Briefes erst zwanzig Jahre alt war, so ist ihre scharfe Beobachtungsgabe ebenso bemerkenswert, wie die einfache ungekünstelte Lebendigkeit der Szene im Sterbezimmer. Außerdem aber zeigt der Brief die Vornehmheit, mit welcher die Prinzessin das Leben betrachtete. Ihre Zuneigung zu der verwitweten Königin Elisabeth war tief und ihr Kummer brachte sie vielleicht einander näher, als irgend etwas anderes auf der Welt vermocht hätte.

Zwei Monate später, im März 1861, beraubte der unerwartete Tod der Herzogin von Kent die Prinzessin einer Großmutter, mit der sie viele glückliche Ereignisse ihrer Kindheit und Mädchenzeit verbunden hatten. Die Prinzessin fuhr sogleich nach Empfang der Nachricht nach England, allerdings nicht ganz mit Zustimmung ihres Schwiegervaters. Der Prinzgemahl, der in bezug auf die Verwandten seiner Tochter ihrem Schwiegervater gegenüber immer den außerordentlichsten Takt bewies, schrieb und dankte dem König: „Ihr Aufenthalt war uns Trost und Entzücken in unserer Trauer; wir sind aufrichtig dankbar, daß sie kommen durfte."

Sieben Monate später wurden der neue König von Preußen, Wilhelm I. und seine Gemahlin, die Königin Augusta,

in Königsberg mit größtem Gepränge gekrönt. Am folgenden Tage, dem 19. Oktober 1861, gab die jetzige Kronprinzessin in einem Briefe an ihre Mutter eine sehr lebendige und anschauliche Schilderung der Zeremonie, in der auch der Humor zu seinem Rechte kommt. Die Tatsache, daß der gewählte Tag der Geburtstag ihres Gatten war, erfüllte sie mit größter Freude.

„Ich würde Dir gern die gestrige Zeremonie beschreiben, kann aber kaum Worte finden, um Dir zu sagen, wie schön und ergreifend es war — in der Tat ein prachtvoller Anblick. Der König sah so gut und vornehm mit der Krone auf dem Haupte aus, sie schien wie für ihn geschaffen. Auch die Königin bot einen prachtvollen Anblick und vollführte alles, was sie zu tun hatte, mit vollkommener Grazie, sie sah sehr vornehm aus ... Der Augenblick, in dem der König der Königin die Krone aufsetzte, war so rührend, daß kaum ein Auge in der Kirche trocken blieb. Der Schloßhof wirkte auf das beste, nach meiner Ansicht wenigstens — fünf Orchester spielten „Heil Dir im Siegerkranz", Fahnen wurden überall geschwungen, dazu ertönten so laute Hochrufe, daß die Musik beinahe nicht zu hören war; dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung, der Himmel war wolkenlos, und alle die Uniformen und der Schmuck der Damen glänzten im hellen Sonnenlicht. Ich werde es niemals vergessen, es war so sehr schön.

Daß der Geburtstag meines lieben Fritz für diesen Tag gewählt worden ist, macht mich sehr glücklich — er befand sich in heftiger Erregung, wie Du Dir denken kannst, genau wie wir anderen alle auch ...

Der coup d'oeil war wirklich prachtvoll, die Kapelle selbst entzückend mit viel Gold geschmückt, überall hing rotgoldener Samt, Teppich, Altar, Thron und Baldachin waren von gleicher Farbe — die Ritter vom Schwarzen Adler in rotsamtenen Mänteln, die vier jungen Ehrendamen der Königin alle in Weiß und Gold, die zwei Palastdamen in Scharlachrot und Gold, der Oberhofmeister in gold und weißem Brokat mit grünem Samt, Marianne und Addy in Rot und Gold, sowie Rot und Silber. Ich trug Gold mit Hermelin und weißem Atlas, von meinen Damen war die eine in blauem, die andere in rotem Samt, und Gräfin Schulenburg mit den beiden Oberhofmeisterinnen der anderen Prinzessinnen in violettem Samt mit Gold. All diese Farben zusammen sahen prachtvoll aus, während die Sonne durch die

hohen Fenster hereinschien, oder vielmehr hereinfloß, und alles mit ganz zauberhaften Tönen färbte. Die Musik war sehr gut, die Choräle wurden so laut und kräftig gesungen, daß es uns in der Tat ergriff. Der König wurde mit unendlicher Begeisterung begrüßt, wo er sich sehen ließ — auch die Königin — und sogar ich ...

König und Königin waren gestern sehr freundlich zu mir; der König gab mir eine Locke seines Haares in einem reizenden kleinen Medaillon und machte mich, denke Dir nur, zum Chef des zweiten Husarenregiments — was in Deinen Ohren höchst erstaunlich, töricht und unglaubwürdig klingen dürfte. Ich lachte zuerst herzlich, da ich das Ganze für einen Scherz hielt — es scheint eine für Damen merkwürdige Ehre, aber die Regimenter haben besonders gerne Damen als Chefs. Die Königin und die Königinwitwe haben Regimenter, aber ich bin, glaube ich, die erste Prinzessin, der eine solche Ehre zuteil wird ...

Halb Europa ist hier; man sieht die merkwürdigsten Kombinationen, die man sich nur denken kann, es ist wie eine „glückliche Familie", die in einem Käfig sitzt. [Eine „glückliche Familie" ist ein Käfig auf einem Jahrmarkt, in dem Tiere, die einander von Natur aus feindlich sind, friedlich und harmonisch zusammenleben.] Der italienische Gesandte saß neben dem Kardinal Geißel, der französische gegenüber dem Erzherzog; der Großfürst Nikolaus ist hier — er ist sehr nett. Ebenso sah man die Kronprinzen von Württemberg und Sachsen, Prinz Luitpold von Bayern, Prinz Karl von Hessen (der unter so vielen Menschen vor Furcht und Schüchternheit beinahe gestorben ist), Heinrich, Prinz Elimar von Oldenburg, den Prinzen Friedrich der Niederlande und das großherzogliche Paar von Weimar; alle wünschen, Dir und Papa besonders empfohlen zu werden.

Der König und die Königin waren zu Lord Clarendon sehr freundlich; sie machten einen markierten Unterschied zwischen der Herzlichkeit, mit der sie ihn, und der steifen Etikette, mit der sie die anderen Gesandten empfingen. Ich glaube, daß ihm alles, was er gesehen, gefallen hat. Der König hat der Königin den hohen Orden vom Schwarzen Adler in Diamanten verliehen. Ich schreibe Dir alle diese Einzelheiten auf die Gefahr hin, daß sie Dich nicht interessieren, besonders, da ich ja — wie Du weißt — nur wenig Talent für Beschreibungen besitze ...

Das Staatsdiner gestern abend bot ebenfalls einen sehr prächtigen Anblick. Wir wurden von unseren Kammerherren und

Pagen bedient, dem König warteten die Oberhofchargen auf, unsere Damen standen hinter unseren Stühlen — nachdem die ersten zwei Gänge serviert waren, verlangte der König zu trinken und gab damit das Signal für die Damen und Herren, den Saal zu verlassen und selbst zum Diner zu gehen, während die Ehrenpagen uns das ganze Essen über wirklich ganz ausgezeichnet bedienten, die armen Jungens — man muß bedenken, daß es keine leichte Aufgabe für sie war ...

Fritz wollte Dir für Deine lieben Briefe selbst danken, aber er ist in der Universität, wo sie ihn zum Rector magnificentissimus gewählt haben und er eine Rede halten muß. Wir haben alle unsere Diener, Wagen und Pferde hier — jeden Tag — dreihundert Diener in Livree, zusammen mit den anderen Lakaien in Livree vierhundert. Alle Fahnen und Standarten der ganzen Armee sind da, ebenso alle Obersten. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was für ein Lärm und Durcheinander hier bei jeder Gelegenheit herrscht. Kürzlich ist ein Mann in der Menge zu Tode gedrückt worden, es war ganz schrecklich ..."

Lord Clarendon, der britischer Spezialgesandter gelegentlich der Krönung war, schrieb am Tage nach der Festlichkeit an die Königin Victoria:

„Die Art, in der die Prinzeß Royal dem König ihre Ehrfurcht erwies, gab der ganzen Zeremonie das Gesicht. Lord Clarendon fehlen die Worte, um Eurer Majestät die ausgesuchte Grazie und die tiefe Bewegung zu schildern, mit der Ihre Königliche Hoheit ihre Gefühle bei dieser Gelegenheit auszudrücken verstanden. Manch anderer jüngerer oder älterer als Lord Clarendon selbst, der kein gleich lebhaftes Interesse an der Prinzeß Royal haben mochte, war nicht imstande, seine Bewegung bei diesem Schauspiel zu unterdrücken, das so rührend schien, weil es so unaffektiert und ehrlich war ... Wenn," fügte Lord Clarendon hinzu, „Seine Majestät den Geist, das Urteil und die Voraussicht der Prinzeß Royal hätte, würde nichts zu fürchten sein, sondern das Beispiel und der Einfluß Preußens würden bald in wunderbarer Weise ausgebreitet werden. Lord Clarendon hatte die Ehre, eine lange Unterhaltung mit Ihrer Königlichen Hoheit führen zu dürfen und ist mehr als einmal über die staatsmännischen und umfassenden Ansichten erstaunt gewesen, die sie über die innere und äußere Politik Preußens sowie über die Pflichten eines konstitutionellen Königs zu äußern wußte."

Aus Lord Clarendons Brief an die Königin Victoria können wir schließen, daß die Kronprinzessin über den Stand der Dinge in Berlin äußerst besorgt war. Der neue König erblickte in jedem Symptom, das Opposition gegen seinen Willen verriet, Demokratie und revolutionäre Gesinnung. Seine Minister waren lediglich Handlanger, die seine königlichen Befehle auszuführen hatten. Keinen von ihnen befragte er jemals um Rat, und keiner von ihnen hätte jemals den moralischen Mut besessen, ihm einen zu geben. Er dachte nicht daran, die Folgen einer verfassungsmäßigen Regierungsform auf sich zu nehmen oder die Verwirklichung einer solchen zuzulassen, obgleich er immer mit religiöser Gewissenhaftigkeit sein gegebenes Wort gehalten hat. So wenigstens diagnostizierte Lord Clarendon die Situation, als nach einer Audienz bei der Kronprinzessin über die Lage gesprochen wurde.

Am 21. November 1861 feierte die Prinzessin ihren einundzwanzigsten Geburtstag; ihr Vater schrieb ihr in einem der letzten Briefe, den er jemals an sie gerichtet hat, folgendes:

„Möge Dein Leben, das auf das schönste begonnen hat, sich fernerhin zum Nutzen anderer und zu Deiner eigenen Zufriedenheit entwickeln. Wirkliche innere Glückseligkeit ist nur in dem Bewußtsein zu finden, daß alle unsere Bemühungen systematisch zu gutem und nützlichem Ende gerichtet sind. Erfolg hängt von dem Segen ab, den der allmächtige Gott unseren Bemühungen zu geben für richtig hält. Möge er Dir nicht fehlen, möge Dein äußeres Leben von Stürmen unberührt bleiben, die ein trauriges Herz so häufig mit zitternder Furcht nahen sieht. Mit Ausnahme der Grundlage einer guten Gesundheit kann man nichts anderes als feststehend betrachten. Darum sieh zu, daß Du Dich jetzt aufsparst, damit Du in der Zukunft imstande sein wirst, noch mehr zu leisten“ (Memoir S. 149/51).

Die Kronprinzessin hatte kaum ihren einundzwanzigsten Geburtstag gefeiert, als sie aus England die traurige Nachricht von der Krankheit ihres Vaters, des Prinzgemahls, erhielt. Nach einem kurzen Besuch in Cambridge bekam der Prinz Typhus und starb nach wenigen Tagen. Die

Kronprinzessin und ihr zweiter Bruder Alfred, der damals seine Dienstzeit in der Marine absolvierte, waren die einzigen Kinder, welche dem Sterbelager ihres geliebten Vaters fernblieben; die Prinzessin fühlte den Verlust besonders schmerzlich, denn der Prinz war ihr Führer, Philosoph, Mentor und Freund gewesen. Er hatte ihr liberale Grundsätze eingeprägt und ihr die Grundlage für ihren weiten Gesichtskreis und ihren Lerneifer gegeben. Der Schicksalsschlag fiel lähmend auf Mutter und Tochter — es ist in der Tat schwer zu sagen, welche von beiden die größere Verzweiflung, das größere Gefühl der Vereinsamung empfand. Zwischen der Prinzessin und ihrem Vater hatten sich Bande gesponnen, die stärker waren, als die natürliche Zuneigung zwischen Eltern und Kindern; er hatte mit Bedacht ihren Geist und ihren Geschmack gebildet und war so der einzige Ratgeber geworden, zu dem sie, wie sie fühlte, in jeder Notlage flüchten und immer seines hilfreichen Verständnisses und seiner Sympathie sicher sein konnte. Kurze Zeit nach ihrer Hochzeit sprach sie in einem Briefe an den Prinzen von Wales von ihrem Vater als dem Meister und Leiter, der immer respektiert werden müsse: „Du weißt nicht,“ sagte sie, „wie man sich nach einem Worte von ihm sehnt, wenn man nicht bei ihm ist.“

Auch ließ die Prinzessin nicht, wie viele andere Töchter, durch ihre Heirat dieses Band schwächer werden; sie glaubte sogar, daß die räumliche Entfernung zwischen ihnen sie ihrem Vater, wenn es möglich war, noch näher brachte. Für ihre Mutter hegte die Prinzessin die zärtlichsten Empfindungen und eine sehr kindliche Zuneigung; sie schrieb ihr jeden Tag, manchmal zweimal, aber obgleich sie mit ihrem Vater nur einmal in der Woche brieflich verkehrte, erörterte sie mit ihm ihre mannigfachen Interessen für Politik, Literatur und Wissenschaft, Kunst und Philosophie. Es dürfte schwer sein, in der Geschichte ein ergreifenderes und schöneres Beispiel

geistiger und intellektueller Verbindung zwischen Vater und Tochter zu finden.

Die Erschütterung, welche der Kummer ihr verursachte, schien das Band, das sie an ihr Geburtsland und das Wahlland ihres Vaters fesselte, noch stärker zu gestalten — eine Tatsache, die in Berlin scharfer Kritik unterzogen wurde. Sie fuhr so oft sie konnte, nach England, d. h. so oft ihr Schwiegervater bewogen werden konnte, seine Erlaubnis zur Reise zu geben. Die Sympathie, welche die Kronprinzessin für die liberalen Ansichten ihres Vaters fand, kam von der Seite, welche für gewöhnlich „die Koburger" genannt wurde, also von dem jungen Stockmar, Bunsen und anderen freisinnigen Deutschen. Die Tatsache, daß sie Koburger und nicht Preußen waren, nahmen ihrem Einfluß für den König von Preußen und seinen Minister jeden Wert.

Infolge der Thronbesteigung Wilhelms I. mußte es der Kronprinzessin möglich erscheinen, daß einige der Hoffnungen und Wünsche für ein tätigeres und nützlicheres öffentliches Leben in Erfüllung gehen könnten. Kronprinz und Kronprinzessin bewunderten die englische konstitutionelle Regierung auf das höchste, und wenn auch der Prinz häufig die Prinzessin um ihre Meinung befragte, wurden seine Handlungen durch seinen eigenen weiten Gesichtskreis und seine geistigen Fähigkeiten bestimmt. Er war neun Jahre älter als sie; sein Charakter und seine Ansichten waren lange vor ihrer Heirat geformt worden. Beide schätzten gegenseitig ihre bestimmenden Eigenschaften, jeder trug zur Erweiterung der Kenntnisse des anderen bei; man kann ihre politischen Beziehungen zueinander nicht besser beschreiben, als wenn man sagt, daß sie sich gegenseitig beeinflußten, aber keiner den anderen beherrschte. Kunst und Wohnungsdekoration blieben das eigenste Gebiet der Prinzessin, wie die militärischen Angelegenheiten das des Prinzen.

Die Ansicht, daß die Herrschaft des neuen Königs nur

ein oder zwei Jahre dauern würde, war weit verbreitet, da er 63 Jahre zählte und selbst glaubte, daß sein Lebenswerk vollendet sei. Aber selbst wenn die ihm zugemessene Frist nach ein oder zwei weiteren Jahren abgelaufen gewesen wäre, hätte eine einzige seiner Regierungshandlungen dieser Zeit ihren Einfluß auf die Gesamtgeschichte Europas gehabt und für eine gewisse Zeit jeden Fortschritt liberaler
1862 Ideen verhindert. Im Jahre 1862 entstand zwischen dem neugekrönten König und seinem Parlament ein heftiger Streit über seinen Entschluß, eine große Summe für die Neuorganisation der Armee auszugeben; um sich den schweren, daraus entstandenen Verlegenheiten zu entziehen, berief der König den Grafen von Bismarck von der preußischen Botschaft in Paris nach Berlin und verlieh ihm im September die höchste Stellung, indem er ihn zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen machte. Bismarck erklärte die Politik, welche er sein Leben lang verfolgt hat, in der Ansprache an den Preußischen Landtag vom 30. September, mit der er seine lange Herrschaft antrat: „Durch große parlamentarische Resolutionen oder Reden können die brennenden Tagesfragen nicht entschieden werden, wie man irrtümlicherweise in den Jahren 1848 und 1849 glaubte, sondern nur durch Blut und Eisen.“ Achtunddreißig Jahre lang blieb Bismarck diesem Machtprinzip als Grundlage des Regierens treu, und der größere Teil seiner Landsleute nahm diese seine Überzeugung von ganzem Herzen als die eigene an.

Natürlich betrachteten der Kronprinz und die Prinzessin ein solches Ereignis mit Mißfallen, wurden aber durch die Drohung des Königs, abzudanken und durch die von dem jungen Stockmar, der Sekretär der Kronprinzessin war, ausgesprochene Ansicht entwaffnet, daß sie nicht in einen Parteistreit eingreifen dürften.

Der neue Ministerpräsident war damals noch nicht 50 Jahre alt. In seinem Charakter traten drei Züge vor allen anderen hervor — Stolz, Furchtlosigkeit und Ver-

schwiegenheit. Er nannte damals weder die zynische Menschenverachtung noch den Grimm sein eigen, der sich in seinem entschlossenen Kinn und den ärgerlich blickenden Augen zeigte, wie ihn seine späteren Bildnisse zutage treten lassen. Mit den Abgeordneten und der Presse verkehrte er in strengem Tone und ging rücksichtslos über alle Opposition hinweg, indem er seine Feinde mit unverfassungsmäßiger Schärfe behandelte. Es war unvermeidlich, daß weder der Kronprinz noch die Kronprinzessin, welche die konstitutionellen Lehren des Prinzgemahls tief in sich aufgenommen hatten, mit diesem rücksichtslosen Vorkämpfer des Preußentums übereinstimmen konnten; vom ersten Tage an gab es Zwistigkeiten und Reibereien, sowie verdeckte und offene Feindseligkeiten. Bismarck sah auch die Prinzessin wie alle anderen Frauen in politischen Dingen als quantité négligeable an, während die Prinzessin, deren Ansichten ihrer Zeit weit vorausgeeilt waren, jede Form einer autokratischen Regierung ablehnte. Bismarcks eigene Ansicht über die Kronprinzessin ist in seinen Erinnerungen zu finden:

„Schon bald nach ihrer Ankunft in Deutschland, im Februar 1858, konnte ich durch Mitglieder des königlichen Hauses und aus eigenen Wahrnehmungen die Überzeugung gewinnen, daß die Prinzessin gegen mich voreingenommen war. Überraschend war mir dabei nicht die Tatsache, wohl aber die Form, wie ihr damaliges Vorurteil gegen mich im engen Familienkreise zum Ausdruck gekommen war: sie traue mir nicht. Auf Abneigung wegen meiner angeblich anti-englischen Gesinnung und wegen meines Ungehorsams gegen englische Einflüsse war ich gefaßt; daß die Frau Prinzessin sich aber in der Folgezeit bei der Beurteilung meiner Persönlichkeit von weitergehenden Verleumdungen beeinflussen ließ, mußte ich vermuten, als sie in einem Gespräche, das sie mit mir, ihrem Tischnachbarn, nach dem 1866er Kriege führte, in halb scherzendem Tone sagte: ich hätte den Ehrgeiz, König zu werden oder wenigstens Präsident einer Republik. Ich antwortete in demselben halb scherzenden Tone, ich sei für meine Person zum Republikaner verdorben, in den royalistischen Traditionen der Familie aufgewachsen und bedürfe zu meinem irdischen Behagen einer

monarchistischen Einrichtung, dankte aber Gott, daß ich nicht dazu berufen sei, wie ein König auf dem Präsentierteller zu leben, sondern bis an mein Ende ein getreuer Untertan des Königs zu sein. Daß diese meine Überzeugung aber allgemein erblich sein würde, ließe sich nicht verbürgen, nicht weil die Royalisten ausgehen würden, sondern vielleicht die Könige. Pour faire un civet, il faut un lièvre, et pour faire une monarchie, il faut un roi. Ich könnte nicht dafür gutsagen, daß in Ermangelung eines solchen die nächste Generation nicht republikanisch werden könne. Indem ich mich so äußerte, war ich nicht frei von Sorge in dem Gedanken an einen Thronwechsel ohne Übergang der monarchistischen Traditionen auf den Nachfolger. Die Prinzessin vermied indessen jede ernsthafte Wendung und blieb in dem scherzenden Tone, liebenswürdig und unterhaltend wie immer; sie machte mir mehr den Eindruck, daß sie einen politischen Gegner necken wollte.

In den ersten Jahren meines Ministeriums habe ich noch öfter bei ähnlichen Tischgesprächen beobachtet, daß es der Prinzessin Vergnügen machte, meine patriotische Empfindlichkeit durch scherzhafte Kritik von Personen und Zuständen zu reizen."

Diese Stelle (welche ohne Zweifel Bismarcks wahre Meinung widerspiegelt) gibt ein lebhaftes Bild dieser zwei bemerkenswerten Persönlichkeiten, die einander voll Aufmerksamkeit wie zwei geübte Fechter betrachteten. Jeder wußte die Begabung des anderen wohl zu schätzen; welche Fehler Bismarck auch immer begangen haben mag, die Fähigkeiten der Kronprinzessin hat er niemals unterschätzt. Diese kritische Periode der preußischen Geschichte ließ Berlin für alle diejenigen wenig angenehm erscheinen, welche sich weigerten, Bismarcks starke Medizin zu schlucken; so nahmen der Kronprinz und die Kronprinzessin eine Einladung des Prinzen von Wales an, ihn auf einer Reise durch das Mittelmeer und Italien zu begleiten. Von Koburg aus begab sich die Gesellschaft auf die bequemste Weise durch Süddeutschland und die Schweiz nach Marseille, wo sie sich auf der königlichen Yacht „Osborne" einschifften. Sizilien, Tunis, Malta und Neapel wurden nacheinander besucht. Ein Aufenthalt von einigen Tagen in Rom während des Novembers schloß die Reise

ab; das kronprinzliche Paar kehrte im Dezember nach einer Abwesenheit von drei Monaten in die Heimat zurück. Die Kronprinzessin genoß diese Zeit in höchstem Maße; die wichtigste Folge war, daß sie jene tiefe Liebe für Italien und die italienische Kunst faßte, die einen ihrer stärksten Charakterzüge bildet.

Gegen Ende dieser Reise hielten sich der Kronprinz und die Kronprinzessin während des Dezembers kurze Zeit in Wien auf. Der amerikanische Historiker John Lothrop Motley, der damals Österreich bereiste, schildert in sehr reizender Weise ein Interview mit der Kronprinzessin, die ihn zu treffen gewünscht hatte: „Sie ist ziemlich ‚petite‘, hat ein frisches junges Gesicht mit hübschen Zügen, schöne Zähne, ein freies und angenehmes Lächeln und ein interessiertes, ernsthaftes Wesen. Nichts kann einfacher oder natürlicher sein, als ihr Stil, der, wie ich sagen möchte, die aus guter Herkunft stammende Vollendung der Lebensart bedeutet.“

Inzwischen war ein zweiter Sohn, Prinz Heinrich, am 14. August 1862 geboren worden, der bestimmt war, 1862
Deutschlands „Matrosenprinz“ zu werden.

Man hätte erwarten können, daß die Vergrößerung der kronprinzlichen Familie ein wenig jene Feindseligkeit abgeschwächt haben würde, mit der die Prinzessin von einigen Kreisen in Preußen angesehen wurde. Merkwürdigerweise wurde aber gerade wegen der Geburt der Kinder die Gegnerschaft noch größer: da zwei von ihnen Knaben waren, stärkte dies natürlich die Stellung der Prinzessin, und ihre Opponenten fürchteten, daß die jungen Prinzen mehr in englischem als in preußischem Sinne erzogen werden würden. Bismarck, der jetzt fest im Sattel saß, ließ bald klar erkennen, daß er der Verfassung von 1850 nicht gestatten würde, ihm im Wege zu sein; er überredete Wilhelm I., ohne Parlament zu regieren und einer Auslegung der preußischen Verfassung beizustimmen, die es ihm ermöglichen würde, der Presse einen Maulkorb

anzulegen. Diesem autokratischen Akt waren sowohl der Kronprinz wie die Kronprinzessin abgeneigt, und sie beschlossen daher, bekanntzumachen, daß sie mit einer derartig falschen Auslegung nicht übereinstimmten. Das Resultat bestand in einer ernsten Entfremdung zwischen
1863 dem König und seinem Sohn. Am 5. Juni 1863 schrieb der Kronprinz an seinen Vater und setzte ihm seine Ansichten auseinander; am selben Tage hielt er in Danzig, wo er sich anläßlich einer militärischen Reise aufhielt, eine öffentliche Rede an den Oberbürgermeister von Winter und erklärte, daß er im Gegensatz zur Politik seines Vaters stehe. König Wilhelms sofortige Antwort bestand in der Forderung einer öffentlichen Zurücknahme; er drohte den Prinzen seiner Ämter und Würden zu entkleiden. Der Kronprinz lehnte in seiner Antwort vom 7. Juni ab, irgend etwas zurückzunehmen, bot an, seine militärischen und anderen Stellen niederzulegen und bat um die Erlaubnis, sich mit seiner Familie an einen Platz zurückziehen zu dürfen, wo er von jedem Verdacht, sich in politische Angelegenheiten zu mischen, völlig frei wäre. Der Bruch zwischen Vater und Sohn schien vollkommen, so daß die Kronprinzessin am 8. Juni der Königin Victoria mit Bestürzung schrieb:

„Ich erzählte Dir am fünften, daß Fritz zweimal an den König geschrieben hat, einmal um ihn vor den Folgen zu warnen, die aus einer falschen Auslegung der Verfassung, mit deren Hilfe eine Knebelung der Presse möglich würde, entstehen müßten. Der König beharrte auf seinem Standpunkt und antwortete Fritz mit einem sehr ärgerlichen Brief, Fritz sandte am vierten seinen Protest an Bismarck und sprach den Wunsch aus, sofort eine Antwort zu erhalten. Bismarck hat nicht geantwortet.

Wie ich Dir mitteilte, schrieb Fritz am fünften an den König. Am selben Tage teilte Herr von Winter, der Oberbürgermeister von Danzig, ein guter Freund von uns, ein würdiger, ausgezeichneter Mann und überzeugter Liberaler, Fritz mit, daß er im Rathaus öffentlich zu ihm sprechen wolle und bat Fritz, ihm zu antworten.

Ich tat, was ich konnte, um Fritz zu bewegen, dies zu tun, da

ich wußte, wie notwendig es war, daß er seinen Empfindungen öffentlich Ausdruck verleihen und erklären solle, daß er keinen Anteil an den letzten Regierungsverfügungen habe. Er tat dies in sehr sanften und gemäßigten Ausdrücken — Du hast ohne Zweifel die Zeitungen gesehen. Darauf antwortete der König mit einem wütenden Brief, in dem er Fritz wie ein kleines Kind behandelte, ihm befahl, sofort in den Zeitungen seine Danziger Worte zurückzunehmen, ihm Ungehorsam vorwarf usw. und ihm ankündigte, daß er ihm, falls er noch ein einziges solches Wort spräche, unverzüglich seine Stellungen in der Armee und in der Regierung entziehen würde.

Fritz saß letzte Nacht bis ein Uhr auf und schrieb seine Antwort, die Hauptmann von Loucadou heute morgen nach Berlin mitgenommen hat. Fritz sagt in ihr, daß er aufs tiefste betrübt sei, seinem Vater so viel Kummer zu bereiten, daß er aber die in Danzig zu Winter gesprochenen Worte nicht zurücknehmen könne; daß er immer gehofft habe, die königliche Regierung würde nicht in einer Weise vorgehen, welche ihn in die direkte Opposition zum König zwänge; da es aber nun soweit gekommen sei, wolle er bei seiner Meinung bleiben. Er fühle, daß es für ihn unter diesen Umständen unmöglich sei, ein militärisches oder ziviles Amt fürderhin zu verwalten; so lege er seine Stellungen dem Könige zu Füßen; da er glaube, daß seine Gegenwart dem König unangenehm sei, bitte er ihn, ihm einen Ort zu nennen oder uns zu erlauben, einen auszusuchen, an dem er in völliger Zurückgezogenheit und ohne Einmischung in die Politik leben könne.

Was hierauf erfolgen wird, weiß Gott allein. Fritz hat seine Pflicht getan und sich nichts vorzuwerfen, aber er befindet sich in einem sehr kläglichen seelischen Zustand und ist infolgedessen gar nicht wohl. Ich hoffe, daß Du seine Handlungsweise Deinen Ministern und allen unseren Freunden in England mitteilen wirst. Wir fühlen uns sehr einsam, da wir keine Seele haben, die wir um Rat fragen können. Aber Fritzens Pflicht ist ihm so klar und einfach vorgezeichnet, daß wir keine Erklärungen und keinen Rat brauchen.

Wie unglücklich ich bin, ihn so deprimiert zu sehen, kann ich gar nicht sagen; aber ich werde, wie es meine Pflicht ist, an seiner Seite stehen und ihm immer den Rat geben, trotz allen Königen und Kaisern der ganzen Welt das zu tun, was er für richtig erkannt hat.

Ein Jahr des Stillschweigens und der Selbstverleugnung hat Fritz keine anderen Früchte gebracht, als daß er für einen

hilflosen Schwächling gehalten wird. Die Konservativen glauben, daß er in Dunckers Hand ist und daß dieser ihm jeden Schritt diktiert, den er tut. Die Liberalen dagegen sind überzeugt, daß er nicht von ganzem Herzen zu ihnen gehört und die wenigen, welche es denken, bilden sich ein, daß er nicht den Mut hat, es öffentlich zu bekennen. Er hat ihnen jetzt eine Möglichkeit gegeben, seine Überzeugung zu beurteilen und will infolgedessen jetzt wieder passiv sein und schweigen, bis bessere Tage kommen. Das Benehmen der Regierung und die Art, in der sie Fritz behandelt hat, erweckt in mir mein tiefstes Gefühl für Unabhängigkeit. Gott sei Dank, daß ich in England geboren bin, wo die Menschen keine Sklaven und zu gut sind, um zu erlauben, daß mit ihnen oder anderen in einer derartigen Weise umgegangen wird.

Ich hoffe, daß unser Volk hier bald beweisen wird, daß wir von den gleichen Vorvätern abstammen, und den Kampf für seine eigene gesetzliche Unabhängigkeit aufnehmen kann, welche es lange genug vernachlässigt hatte.

Die Königin Victoria folgte dem Wunsche ihrer Tochter und informierte einige ihrer Minister von den Vorkommnissen in Preußen. Der Brief der Kronprinzessin wurde dem Lord Russell von General Grey gezeigt, der Privatsekretär der Königin war. Lord Russell glaubte, daß „nichts vernünftiger sein könne, als die vom Kronprinzen eingenommene Haltung — die Hoffnung auf guten Ausgang läge nur in seiner Festigkeit. Allerdings sei nicht zu fürchten, daß er nachgäbe, solange die Prinzessin an seiner Seite stünde".

Das war der englische Standpunkt; der preußische dagegen vertrat die Ansicht, daß Kronprinz und Kronprinzessin sich um Dinge gekümmert hätten, die außerhalb ihres Wirkungskreises lägen; infolgedessen verloren sie ihre Popularität vollends. Andeutungen über die Korrespondenz zwischen dem Kronprinzen und König Wilhelm wurden in der „Times", darauf in dem „Grenzboten" (durch Gustav Freytag) und in der „Süddeutschen Zeitung" (durch Busch, auf Freytags Verlangen) veröffentlicht. Am 21. Juni schrieb die Kronprinzessin an Königin Victoria:

„Der Feldjäger ist eben angekommen und hat Deinen lieben Brief, sowie den des Generals Grey, gebracht. Erlaube mir beide gemeinsam zu beantworten.

Wir sind infolge der geistigen Ermüdung, Angst und Aufregung der letzten qualvollen Zeit ziemlich erschöpft. Gestern fühlte ich mich ganz krank und bin heute noch etwas konfus. Damit Du sehen kannst, was Fritz getan, gesagt und geschrieben hat, schicke ich Dir alle Zeitungen. Er hat getan, was er konnte. Zum erstenmal in seinem Leben hat er seinem Vater entschiedenen Widerstand geleistet. Seine Rede in Danzig sollte in klarer und unzweideutiger Sprache seinen Hörern mitteilen, daß er nichts mit der ungesetzmäßigen Handlungsweise der Regierung zu tun habe — daß er nicht einmal wußte, daß eine solche in Betracht gezogen wurde! Die Wirkung auf die fünfzig oder sechzig, welche seine Worte vernahmen, war genau die gewünschte. Aber ich weiß, daß es genug Leute geben wird, die ihm nicht zustimmen. Die Konservativen sind im Zustande äußerster Indignation und heftigen Alarmes! Der König ist sehr ärgerlich! Wir befinden uns in dieser kritischen Lage ohne Sekretär, ohne eine einzige Persönlichkeit, die uns einen Rat geben, für uns schreiben, oder uns helfen könnte. Was wir auch immer tun mögen, wird auf die eine oder andere Weise falsch ausgelegt.

Wenn Du alle Zeitungen gelesen haben wirst, mußt Du verstanden haben, daß Fritz nicht mehr tun konnte, als er getan hat. Mein letzter Brief wird viel von dem geklärt haben, was vorgefallen ist. Wir sind von Spionen umgeben, die alle unsere Schritte beobachten, sie sogleich nach Berlin berichten, und natürlich in einem Sinne, um alles, was wir auch tun, schachmatt zu setzen.

Die freisinnigen Zeitungen sind verboten, so wissen wir nicht einmal, was vor sich geht. Fritzens Rede ist von Zeitungen in Frankfurt am Main außerordentlich gelobt worden. Was einen Besuch bei Dir betrifft, liebe Mama, so bist Du sehr gütig, mich einzuladen. Gegenwärtig können wir nichts entscheiden, da wir noch keine Antwort vom König bekommen haben; unser Geschick ist noch nicht entschieden. Wenn wir das Land verlassen müssen, so kann ich Dir gar nicht sagen, wie dankbar wir sein würden, wieder mit Dir zusammenkommen zu können, und zwar in Deinem gesegneten Lande des Friedens und der Glückseligkeit.

Nun leb wohl, liebste Mama, ich küsse Deine Hände. Bestimmt wirst Du während all dieser unruhigen Zeit an mich denken. Ich habe nichts gegen irgendwelche Schwierigkeiten,

solange sie für Fritz gut endigen, ja, ich erfreue mich sogar an einem tüchtigen Gefecht außerordentlich, wenn es dazu kommen sollte. Fritz fühlt seinen Mut in jeder Notlage wachsen; nur der Gedanke an seinen Vater nimmt ihm seine Kraft. „Denke, daß es Dein Vater wäre," sagte er zu mir, „möchtest Du ihm ungehorsam sein und ihn unglücklich machen?"

In einer Nachschrift fügt die Prinzessin hinzu:

„... Der König nimmt Fritzens Abdankung nicht an und wünscht, daß wir unsere Reise fortsetzen, obgleich er Fritz verboten hat, noch etwas in der Öffentlichkeit zu sagen. Wir werden infolgedessen unseren Reiseplan ausführen und hier in Königsberg bis zum 1. Juli bleiben, um dann nach der Insel Rügen zu gehen. Am ersten August hoffe ich Dich, liebe Mama, für einen oder zwei Tage zu sehen. Im September sind die Manöver und ein statistischer Kongreß, den Fritz eröffnen soll; daher wird, wie ich fürchte, Schottland unmöglich sein. Lieber Gott! Was für eine traurige Zeit müssen wir jetzt durchmachen, ohne Aussicht auf Hilfe oder Unterstützung. Dabei sind wir von Leuten umgeben, die entschlossen sind, eine unübersteigbare Schranke vor allen unseren liberalen Plänen aufzurichten und uns das Leben aus dem Leibe quälen! Bitte, schicke die eingeschlossenen Papiere, sobald wie möglich, zurück. Wenn wir die übrigen Zeitungen wiederbekommen haben, wird sie Fritz Dir senden.

Herr von Bismarck hat nicht einmal Fritzens Brief beantwortet, und der König hat ihm verboten, ihn den anderen Ministern zu zeigen."

Bismarck glaubte, daß die Prinzessin an der Veröffentlichung der Briefe schuld sei und Busch zitiert ein aus Gastein vom 2. August datiertes Memorandum, das, vermutlich von Bismarck diktiert, diese Ansicht zum Ausdruck bringt. „Entweder," heißt es dort, „hat sie sich selbst zu eigenen Ansichten über die Regierungsform durchgerungen, die für Preußen sehr nützlich sind, oder sie ist den starken Einflüssen der anglo-koburgischen Partei erlegen. Wie dem auch immer sein mag, es steht fest, daß sie sich auf einem Wege der Opposition gegen die amtierende Regierung festgelegt und Vorteil aus dem Danziger Zwischenfall gezogen hat, um die Erregung, welche dieser in den höchsten Kreisen hervorgerufen, zu benutzen,

ihren Gatten mehr und mehr durch diese Eröffnungen in den Vordergrund zu schieben und die öffentliche Meinung mit den Gedankengängen des Prinzen vertraut zu machen. Sie tut all dieses nur aus Besorgnis für die Zukunft ihres Gemahls." Das Memorandum konstatiert ferner, daß die Kronprinzessin auf das tatkräftigste von der Königin Augusta unterstützt würde, „die auf ihre eigene Stellung im Lande auf das äußerste bedacht sei". Sie ließen vom Präsidenten Camphausen ein Memorandum über die innere Lage in Preußen verfassen, welches die jetzige Regierung angreift und dem König vorgelegt worden ist. Der König bemerkt in einer Randnote, daß die in dem Memorandum empfohlenen Prinzipien zur Revolution führen würden. „Der Gesandtschaftsrat Meyer ist Augustas Instrument und ohne Frage mit der anglo-koburgischen Partei im Einverständnis. Die Teilnahme Professor Dunckers und die des Baron Stockmar scheint weniger gewiß." Das Memorandum ist von einem Kommentar in Bismarcks Handschrift begleitet, in dem die vom Kronprinzen ausgesprochenen Ansichten Punkt für Punkt widerlegt werden. Im Verlaufe seiner Kritik sagt der Schreiber unter anderem folgendes: „Der Anspruch, daß eine Warnung seiner Königlichen Hoheit königliche Entscheidungen bestimmen sollte, die erst nach gründlichster Überlegung gefaßt wurden, legt seiner eigenen Stellung eine unangemessene Wichtigkeit bezüglich seiner Erfahrungen im Vergleich mit der seines Fürsten und Vaters bei. Niemand könnte glauben, daß seine Königliche Hoheit an diesen Vorgängen, bei denen es sich um persönliche Autorität handelt, irgendwelchen Anteil hat, weil jedermann weiß, daß der Prinz keine Stimme im Ministerium besitzt..."

Eine Woche später, am 30. Juni 1863, schrieb der Kronprinz an Bismarck:

„Aus Ihrem Schreiben vom 10ten Juni d. Js. habe ich ersehen, daß Sie meinen Protest gegen den Preß-Einschränkungs-

Erlaß, den ich am 3ten Juni aus Graudenz absendete, dem Staats-Ministerium amtlich mitzutheilen, auf Befehl Sr. Majestät des Königs unterlassen.

Ich kann mir freilich denken, daß es Ihnen nicht unerwünscht sei, einen Vorgang, der wie Sie selbst anerkennen, in seinen Folgen allgemeine Bedeutung erlangen könnte, als eine bloße persönliche Angelegenheit zu behandeln. Es würde zu nichts fruchten, wenn ich auf jener Mittheilung bestände, die ohnehin, wie ich aus Ihren Worten schließen darf, in nicht amtlicher Weise, doch stattgefunden haben wird. Es liegt mir aber daran, mich Ihnen gegenüber deutlich in Bezug auf die Alternative auszusprechen, welche Sie mir stellen: dem Ministerium die Aufgabe, die es sich vorgesetzt, zu erleichtern oder zu erschweren.

Ich kann sie Ihnen nicht erleichtern, denn ich befinde mich allerdings in prinzipiellem Gegensatz zu demselben.

Loyale Handhabung der Gesetze und Verfassung, Achtung und Wohlwollen gegen ein leicht zu führendes, intelligentes und tüchtiges Volk — das sind die Prinzipien, von denen meiner Meinung nach jede Regierung in ihrem Verfahren gegen das Land geleitet sein muß. Ich vermag die in der Verordnung vom 1. Juni cr. ausgeprägte Politik mit diesen Prinzipien nicht in Einklang zu bringen.

Sie suchen mir zwar die Verfassungsmäßigkeit jenes Erlasses nachzuweisen und Sie versichern, Sie und Ihre Collegen seien Ihrer Eide eingedenk. Ich aber meine, daß eine Regierung ein stärkeres Fundament bedürfe als mindestens höchst zweifelhafte Auslegungen, die dem gesunden Menschenverstande des Volkes nicht einleuchten. Sie selbst berufen sich darauf, daß auch Ihre Gegner die Ehrlichkeit Ihrer Überzeugungen achten. Ich lasse diese Behauptung unerörtert („Wenig höflich“ bemerkt Bismarck in Bleistift), aber wenn Sie dem Urtheil Ihrer Gegner einigen Werth beimessen, so müßte doch der Umstand Ihnen Bedenken einflößen, daß die entschiedene Mehrheit der gebildeten Klassen unseres Volkes die Verfassungsmäßigkeit des Inhalts der fraglichen Verordnung verneint. Daß dies geschehen würde, wußte das Ministerium vorher. Es wußte ebenso vorher, daß der Landtag den Inhalt jenes Erlasses niemals vorher genehmigt haben würde, machte dem Landtage keine Vorlage, schloß ihn, und publizierte wenige Tage darauf die Verordnung auf Grund von Artikel 63 der Verfassung.

Wenn das Land in diesem Verfahren eine loyale Handhabung der Verfassung nicht erkennt, so möchte ich fragen, was hat das

Ministerium getan, um die öffentliche Meinung zu seiner Ansicht zu bekehren? Es hat kein anderes Mittel gefunden, sich mit der öffentlichen Meinung auseinanderzusetzen als ihr Schweigen aufzuerlegen.

Es ist überflüssig, ein Wort darüber zu verlieren, wie sich die Verordnung zu der Achtung und dem Wohlwollen verhält, die einem willigen, loyalen Volk gebühren, das aber, weil die Regierung seine Stimme nicht hören will, zur Rolle der Stummen verurteilt wird.

Und welches sind die Erfolge, die Sie sich von dieser Politik versprechen? Beruhigung der Gemüther, Herstellung des Friedens?

Glauben Sie durch neue Kränkungen des Rechtsgefühls die Gemüther beruhigen zu können?

Aber freilich, Sie erwarten einen günstigeren Erfolg neuer Wahlen. Mir scheint es gegen die menschliche Natur zu sein, einen Umschwung von Stimmungen zu hoffen, welche durch das Verfahren der Regierung nur fortwährend gesteigert und gereizt werden.

Ich will Ihnen sagen, welchen Erfolg Ihrer Politik ich vorhersehe:

Sie werden solange an der Verfassung deuteln, bis dieselbe ihren Werth in den Augen des Volks verliert („vielleicht" kommentiert Bismarck). Sie werden dadurch einerseits anarchistische Bestrebungen, die über die Verfassung hinausgehen, wachrufen. Sie werden andererseits, mögen Sie es wollen oder nicht, von einer gewagten Interpretation zur anderen, bis zu dem Anrathen des nackten unverschleierten Verfassungsbruchs getrieben werden.

Diejenigen, welche Seine Majestät den König, meinen allergnädigsten Herrn Vater, auf solche Wege führen, betrachte ich als die allergefährlichsten Rathgeber für Krone und Vaterland." („Leicht fertig ist die Jugend mit dem Worte" urteilt Bismarck.)

An diesen Brief fügte der Kronprinz noch folgenden Nachsatz an:

„Ich habe schon vor dem 1. Juni d. J. von dem Recht, den Sitzungen des Staatsministeriums beizuwohnen, nur sehr eingeschränkten Gebrauch gemacht. Sie werden es nach meinen vorstehend ausgesprochenen Überzeugungen begreiflich finden, daß ich seine Majestät den König bitten werde, mich fortan während der Dauer des jetzigen Ministeriums der Theilnahme an jenen Sitzungen gänzlich enthalten zu dürfen.

Ein fortgesetztes öffentliches und persönliches Aussprechen

des Gegensatzes, in dem ich mich zum Ministerium befinde („Absalom!" bemerkt Bismarck in Bleistift), würde weder meiner Stellung noch meiner Neigung entsprechen. Ich werde mir jedoch in allen sonstigen Beziehungen für die Äußerung meiner Meinung keinen Zwang auflegen, und das Ministerium darf darauf rechnen, daß es lediglich von demselben und seinen weiteren Schritten abhängen wird, ob ich trotz meines innersten Widerstrebens mich werde gezwungen sehen, ein ferneres öffentliches Auftreten nicht zu scheuen, wenn es von der Pflicht geboten erscheint." („Nur anfangen!" schreibt Bismarck.)

Zwischen dem Kronprinzen und Bismarck herrschte nun offene Feindseligkeit; die Kronprinzessin stand natürlich bei diesem Streite an der Seite ihres Gemahls. Drei Monate später teilte der Kronprinz seinem Vater den Inhalt seines Briefes an Bismarck mit und schrieb am 3. September an den Ministerpräsidenten (Gedanken und Erinnerungen 16. Kap.):

„Ich habe Sr. M. die Ansichten heute mitgetheilt, welche ich Ihnen in meinem Schreiben aus Putbus (rectius Stettin) auseinandersetzte und die ich Sie bat, nicht eher dem Könige zu eröffnen, als bis ich selber dies gethan. Ein folgenschwerer Entschluß ward gestern im conseil gefaßt; in Gegenwart der Minister wollte ich Sr. M. nichts erwidern; heut ist es geschehen; ich habe meine Bedenken geäußert, habe meine schweren Befürchtungen für die Zukunft dargelegt. Der König weiß nunmehr, daß ich der entschiedene Gegner des Ministeriums bin."

An den Schluß des Briefes kritzelte Bismarck augenscheinlich als Teil einer geplanten Antwort: „Ich hoffe nur, daß Eure Königliche Hoheit eines Tages so treue Diener finden werden, wie ich einer Ihres Vaters bin. Allerdings beabsichtige ich nicht, dazuzugehören."

Die Kronprinzessin war nun über fünf Jahre in Preußen gewesen, die ihr viel Glück gebracht hatten, obgleich die kleinen Nadelstiche nicht fehlten, denen niemand entgehen kann. Dieser Kampf zwischen ihrem Gatten und Bismarck war das erste Anzeichen offener Feindseligkeit. Sowohl der Kronprinz wie die Kronprinzessin waren bei ihrem Widerstand gegen den König Wilhelm von den

edelsten Motiven geleitet worden: aber Bismarck war Sieger geblieben. Zwei erste Ratgeber waren zuviel, und der Kronprinz war in dramatischer Weise gebeten worden, bei Seite zu treten. Weder er noch die Kronprinzessin konnten dies jemals vergessen — aber auch Bismarck vermochte es nicht. Er erinnerte sich noch lange daran, daß er es hier mit einem Gegner zu tun gehabt hatte, der es wagte, seine Entscheidungen in den geheimen Sitzungen mit dem König in Frage zu ziehen.

In der Folge gab es also am preußischen Hofe zwei Hauptparteien. An der Spitze der reaktionären all-preußischen Partei stand Bismarck, den der König schirmte; an der Spitze der liberalen anglo-koburgischen Partei, wie Bismarck sie verächtlich nannte, befanden sich der Kronprinz von Preußen und seine englisch geborene Gemahlin.

Die Mißbilligung, welche die preußische Partei den Ansichten des Kronprinzen und der Kronprinzessin entgegenbrachte, trat zutage, als im folgenden Monat der Kronprinz in Begleitung seiner Gemahlin sich auf eine lange militärische Inspektionsreise durch Preußen und Pommern begab. In einigen der Städte, die sie besuchten, hielten sich die Stadtbehörden ostentativ von jeder feierlichen Begrüßung fern. Augenscheinlich wurde die Haltung der offiziellen Persönlichkeiten in Preußen von einflußreicher Seite unterstützt. Die Folge war ein langer Besuch am englischen Hofe im September 1863, der bis zum Dezember dauerte. Die Prinzessin fühlte sich in England zu Hause; man begann darüber zu reden, wie unverständlich es sei, daß die preußische Kronprinzessin ein anderes Land demjenigen vorzog, welches sie als Heimat gewählt hatte. Inzwischen war die Königin Victoria in Koburg gewesen; dort hatte sie lange mit Robert Morier, dem Freunde der Kronprinzessin, gesprochen. Bismarck achtete genau auf alle diese Vorgänge und schürte sorgfältig die wachsende Mißbilligung des mythischen englischen Einflusses auf die Angelegenheiten Preußens.

Gerade bevor die Königin Victoria sich nach Koburg begab, hatte Österreich versucht, die Lösung der deutschen Frage durch den Entwurf eines Schemas für die Reformation der Bundesverfassung in die Hand zu nehmen; der Kaiser Franz Joseph lud die Fürsten und die freien Städte Deutschlands zu einer Konferenz für den August nach Frankfurt ein, auf welcher die Reorganisation des Deutschen Bundes besprochen werden sollte. König Wilhelm war geneigt, diesen Vorschlag anzunehmen, aber Bismarck war anderer Meinung und bestand auf völliger Gleichberechtigung mit Österreich in den Bundesangelegenheiten. Eine weitere Aufforderung des Kaisers, welcher vorschlug, der König solle den Kronprinzen zum Fürstenkongreß schicken, wurde ebenfalls abgelehnt.

Trotzdem fand der Kongreß statt; er fiel gerade in die Zeit des Aufenthaltes der Königin Victoria in Koburg. Infolgedessen wurde in dieser Stadt eine Art von Familienrat abgehalten, dem die Königin von England präsidierte; der Kronprinz und die Kronprinzessin befanden sich unter seinen hervorragendsten Mitgliedern. Der Kongreß verlief infolge der Abwesenheit König Wilhelms resultatlos, und auch die gutgemeinten Bemühungen der Königin Victoria, welche sowohl mit dem König Wilhelm wie mit dem Kaiser Franz Joseph zusammentraf, konnten sie nicht zu einem Einverständnis bringen. Erst vor einem Jahre hatte Bismarck den furchtbaren Satz, daß die deutsche Frage nur durch „Blut und Eisen" gelöst werden könne, ausgesprochen; nun sollte die Gelegenheit nicht lange auf sich warten lassen, die grimmige Politik dieses Wortes auf die Probe zu stellen. In weniger als einem Jahr brach der Krieg gegen Dänemark wegen der Herzogtümer Schleswig und Holstein aus und nach weiteren vier Jahren entbrannte der Kampf mit Österreich um die Führerschaft in Deutschland.

Die Ursachen des Krieges mit Dänemark haben häufig Gelegenheit zum Streit unter Historikern gegeben; es ge-

nügt für unsere Zwecke, wenn wir die Ereignisse berichten, welche dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorausgingen.

Am 30. März war eine Verordnung des dänischen Königs erschienen, welche Holstein eine neue Regierungsform verlieh, es aber vollkommen von Schleswig trennte, das unter dem dänischen Rigsraad blieb; beiden Herzogtümern wurden vermehrte finanzielle Lasten auferlegt. Dann folgte im späten Herbst die Einverleibung des Herzogtums Schleswig in das Königreich Dänemark. Der Gesetzentwurf, welcher diese Tatsache festlegen sollte, wurde am 11. November angenommen, erhielt aber niemals die Unterschrift des Königs Friedrich VII., der zwei Tage später starb. Ihm folgte sein Neffe, König Christian IX., der Vater der Prinzessin Alexandra von Wales. Drei Tage nach seiner Thronbesteigung ratifizierte König Christian widerstrebend das neue Gesetz.

Die Lage wurde durch die Tatsache kompliziert, daß ein dritter Anwärter auf das Herzogtum Schleswig (und das Herzogtum Holstein) in der Person des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg existierte, der familiär als Fritz Augustenburg bekannt war; unter seinen Parteigängern befanden sich der Kronprinz und die Kronprinzessin, der König von Hannover, der Herzog von Koburg und die Häupter einiger kleiner deutscher Staaten. Die Königin Victoria unterstützte die deutschen Bestrebungen und die Ansprüche des Erbprinzen von Augustenburg, während Mitglieder ihrer eigenen wie auch der preußischen und dänischen Königsfamilien sich mit glühendem Enthusiasmus in verschiedenen Lagern befanden. Die Frage hatte die einschneidendsten Wirkungen auf die Beziehungen zwischen den Mitgliedern der drei königlichen Familien. Das englische Königshaus war intim mit Dänemark und Preußen verbunden, da zwei Töchter der Königin Victoria deutsche Prinzen geheiratet hatten, während ihr ältester Sohn,

der Prinz von Wales, sich im März 1863 mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark vermählt hatte. Am
1864 5. Januar 1864 schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Über die Politik kann ich nichts sagen — nur das eine, das Dich freuen wird: der König ist viel freundlicher zu Fritz, und die Königin ist mit ihm sehr zufrieden.

Meine Gedanken und Wünsche sind mit Fritz Augustenburg, der einen schwierigen Kurs steuert, obgleich es der richtige ist. Aber ich habe alles Mitgefühl mit dem armen König Christian, der bei seinem freundlichen Sinn und guten Herzen seine Lage doppelt unangenehm empfinden muß. Ich hoffe, daß die liebe Alix nicht allzusehr von alledem beunruhigt wird. König Christian hat sich seine peinliche Lage selbst zuzuschreiben — warum hat er einen Platz eingenommen, der ihm Rechtens nicht gebührt? Er könnte jetzt in aller Ruhe und in Frieden leben ..."

Bismarck ließ sich die für ihn günstige Lage nicht entgehen und richtete am 16. Januar 1864 ein Ultimatum an König Christian, das die Räumung Schleswigs innerhalb von 24 Stunden verlangte. Die Folge war der Krieg.

Mit dem Ausbruch des Kampfes wurde die Kronprinzessin Gegnerin ihres Bruders und ihrer Schwägerin, des Prinzen und der Prinzessin von Wales, welche natürlich die dänischen Interessen vertraten, und des Königs und der Königin von Preußen, die natürlich Bismarck unterstützten.

Als König Christian Bismarcks Forderung, Schleswig aufzugeben, nicht nachkam, marschierten preußische und österreichische Truppen in das Herzogtum ein. Der tapfere, aber aussichtslose Widerstand der Dänen löste außerordentliche Sympathien in England aus; Lord Palmerston, der Premierminister, und Lord Russell, der Sekretär des Auswärtigen Amtes, gaben nur die öffentliche Meinung wieder, wenn sie in verächtlichen Ausdrücken von dem brutalen Angriff der Alliierten sprachen. Indessen beschränkte sich die Regierung auf Drohungen, da Königin Victoria auf strikte Neutralität hielt.

Die Lage war nun für den Kronprinzen und die Kronprinzessin doppelt schwierig. Während sie Fritz Augustenburg für den rechtmäßigen Anwärter hielten, forderte die Staatsraison ihre Identifikation mit der preußischen Politik, und zwar zum unverhohlenen Mißfallen des Prinzen und der Prinzessin von Wales. Der Kronprinz war als Generalleutnant der preußischen Armee natürlich zum aktiven Dienst einberufen worden; diese Tatsache erregte neue Bitterkeit zwischen der Kronprinzessin und ihrem Bruder. „Vicky hat sich wenig träumen lassen," schrieb der König der Belgier an die Königin Victoria mehrere Monate später (am 15. Juni 1864), „daß sie durch die Wahl einer reizenden dänischen Prinzessin als Gattin ihres Bruders England so viele Schwierigkeiten bereiten, und vielleicht die Ursache für einen populären Krieg gegen Preußen werden würde."

Am 21. Januar marschierten die deutschen Truppen unter dem Feldmarschall Wrangel in Holstein ein; am 5. Februar gaben die Dänen ihre Verteidigungslinie, die Danewerke, auf, um ihre Armee zu retten. Der Wechsel in der Haltung der Kronprinzessin wird aus ihrem Briefe vom 8. Februar an die Königin Victoria deutlich:

„Der Verlauf, den der Feldzug nimmt, hat uns alle sehr erstaunt, da wir glaubten, daß die Eroberung der Danewerke sehr schwierig sein würde und niemand daran dachte, die Dänen könnten ihre Stellung aufgeben.

Ich hoffe und bete, daß der Krieg für unsere braven Truppen ehrenvoll enden und alle Resultate zeitigen möge, welche Deutschland erwartet. Du sagst, liebe Mama, daß Du froh bist, nicht das Blut so vieler Unschuldiger auf Deinem Gewissen zu haben. Wir haben dafür niemand anderem zu danken als Lord Palmerston und dem Kaiser Nikolaus. Wenn sie sich nicht in Dinge gemischt hätten, die sie im Jahre 1848 gar nichts angingen, wären diese Folgen nicht eingetreten ...

Man kann keinem Engländer zum Vorwurf machen, daß er die Schleswig-Holsteinsche Frage nicht versteht, nachdem die beiden deutschen Großmächte sie derartig verwirrt haben; trotzdem bleibt sie für uns Deutsche vollkommen einfach und durch-

sichtig. Für ihre Lösung sind wir gern bereit, jedes Opfer zu bringen."

Die folgenden Wochen sahen den unaufhaltsamen Vormarsch der preußischen und österreichischen Truppen, der im März und April durch den heftigen Angriff auf das Dorf und die Schanzen von Düppel oder Dybböl gekrönt wurde. Die heftigen Kommentare in der britischen Presse, die sich mit dem Vorgehen der Alliierten befaßten, drängten die Meinung der Kronprinzessin in noch bestimmtere Richtung, besonders als die Beschießung von Sonderburg, einer auf der Insel Alsen gelegenen und durch den Brückenkopf von Düppel gedeckten Stadt, als brutal und grausam bezeichnet wurde.

„Wenn das Bombardement von Sonderburg," schrieb die Kronprinzessin am 13. April an Königin Victoria, „die englische Meinung gegen uns aufgebracht hat, so können die dümmsten, ungerechtesten, gröbsten und heftigsten Angriffe in der ‚Times' und im Parlament nur den Zorn oder vielmehr die Verachtung bestärken, welche die Deutschen in allerdings maßlosen Ausdrücken äußern; man fühlt diese Verachtung allgemein für Englands Stellung in der dänischen Frage.

Sogar die Franzosen sehen das ein und verteidigen uns in der ‚Presse' vom 10. gegen die völlig kindischen und unwürdigen Angriffe, die gegen uns gerichtet werden. Ich kann in der Beschießung Sonderburgs nichts Unmenschliches oder Unrechtes sehen — sie war notwendig und, wie wir hoffen, von Nutzen. Was würde Lord Russell sagen, wenn wir uns immerfort darum kümmern würden, was in Japan los ist — wo Admiral Cooper wegen der von ihm angeordneten Beschießungen keine großen Skrupel zeigte.

Ich stimme mit Mr. Bernal Osborne völlig überein, der in seiner ganz ausgezeichneten Rede in der ‚Times' vom 9. die ewigen überflüssigen Fragen, die man uns hier und in Wien vorlegt, ‚hysterisches Gefasel' nennt. Die fortwährende Einmischung Englands in die Angelegenheit anderer Völker wirkt im Ausland so lächerlich, daß sie schon beinahe nicht mehr stört. Für ein englisch empfindendes Herz aber ist es kein angenehmer Anblick, wenn die Würde des eigenen Landes derartig kompromittiert und mit Füßen getreten, sein Einfluß so vollkommen verloren wird.

Der hochpathetische, philanthropische und tugendhafte Ton, in dem alle diese Angriffe gegen Preußen gemacht werden, hat etwas vollkommen Lächerliches an sich. Die Engländer würden es auch nicht ertragen, wollte man ihnen, wenn sie in einen Krieg verwickelt sind, in pompösem Stil vorschreiben, wie sie sich zu benehmen hätten; ich bin sicher, daß sie eine solche Einmischung nicht dulden würden. Warum sollten wir es also tun?"

Im Mai wurde ein Waffenstillstand geschlossen, aber die Feindseligkeiten flammten im Juni wieder auf. Die Dänen waren indessen nicht in der Verfassung, den Kampf fortzusetzen und baten schnell um Frieden. Der folgende Vertrag garantierte Preußen und Österreich die gemeinsame Besetzung der beiden Herzogtümer. Am 26. Mai schrieb die Kronprinzessin:

„Ich fange wirklich an zu glauben, daß die politischen Verhältnisse sich zum Bessern wenden, und verzweifle nicht daran, daß alles einen guten Ausgang nimmt! Welch ein Segen! Jeder Mensch ist hier auf England wütend; aber der König läßt keine Gelegenheit vorübergehen, auszusprechen, wie sehr verpflichtet und wie dankbar er Dir für Deine Bemühungen ist, den Frieden aufrechtzuerhalten usw., denn er fühlt, daß dies ohne Dich nicht möglich gewesen wäre. Ich hoffe und vertraue, daß der Frieden auf einer Basis geschlossen werden wird, die für immer einen neuen Ausbruch von Feindseligkeiten wegen der Herzogtümer verhindern und den Ländern wie ihrem Herzog ihre gesetzmäßigen Rechte verschaffen wird.

Nur etwas quält mich sehr: das ist die Animosität, welche zwischen unseren beiden Ländern herrscht; sie ist so gefährlich und verursacht so viel Kummer! Sie wird von törichten Kleinigkeiten genährt, die gut zu vermeiden wären. Preußen hat sich seit einiger Zeit sehr unpopulär gemacht, und zwar infolge der illiberalen Regierung des Königs, aber die Stimmung gegen uns, welche in England herrscht, ist trotzdem außerordentlich ungerecht! Nun, da der liebe Papa nicht länger auf Erden weilt, lebe ich in der fortwährenden Angst, daß die Bande, welche unsere beiden Länder zu ihrem gegenseitigen Vorteil verbinden, so gelockert werden, daß sie in einiger Zeit ganz zerreißen! Es kommt sehr viel darauf an, wer hier Botschafter ist. Sir A. Buchanan, ein ausgezeichneter Mann, den ich persönlich ehre und achte, ist für den Posten ganz ungeeignet und hat seine Stellung

sehr verschlechtert. Er kann kein Deutsch und versteht nichts von den deutschen Angelegenheiten; auch weiß er nichts von dem Standpunkt, den Preußen verschiedenen Fragen gegenüber einnimmt. Er hört nicht auf die, welche etwas von diesen Dingen wissen, und ist daher fortwährend falsch informiert; er stellt alles vollkommen unrichtig dar, wie ich aus dem Blaubuch ersehen habe. Außerdem ist er sehr unpopulär und hat gar keinen Einfluß. Seine Informationen bezieht er aus trüben Quellen, von andern törichten Diplomaten, die absolut nichts verstehen, wie z. B. der brasilianische Gesandte. Sir Andrew ist ein Tory und haßt alles Liberale. Infolgedessen mißversteht er die Lage unserer politischen Parteien völlig; die Konservativen in England können nicht mit der Kreuzzeitung verglichen werden — es besteht da ein ungeheurer Unterschied. Merkwürdigerweise hat Sir A. trotz aller schlechten Behandlung, die ihm durch Bismarck zuteil geworden ist, eine heimliche Liebe für ihn."

Nach dem Ende des dänischen Krieges schien es, als ob die unterbrochenen guten Beziehungen zwischen der Prinzessin Friedrich und ihrem Bruder, dem Prinzen von Wales, erneuert werden könnten. Aber das einmal entstandene Mißtrauen hielt noch einige Monate lang an. Im Oktober besuchten der Prinz und die Prinzessin von Wales nach einem Aufenthalt in Dänemark Deutschland und hatten in Köln ein kurzes Zusammentreffen mit dem Kronprinzen (der gerade von den Schlachtfeldern kam), und der Prinzessin. Die Familienzwistigkeiten brachen aufs neue aus.

„Ich kann Ihnen versichern," schrieb der Prinz von Wales am 7. November an Lord Spencer, „daß es nicht angenehm war, ihn (den Kronprinzen) und seine Adjutanten immer in preußischer Uniform zu sehen, während er beständig vor unseren Augen mit einem höchst Anstoß erregenden Ordensband prunkte, welches er für seine ‚tapferen Taten'??? gegen die unglücklichen Dänen bekommen hatte."

Drittes Kapitel

DER KRIEG GEGEN ÖSTERREICH

Der Krieg gegen Dänemark war nur eine Sprosse auf Bismarcks hoher Leiter gewesen, die zu Preußens Vergrößerung und der deutschen Einheit führen sollte. Damals waren die Rechte der kleinen Nationen noch ein unbekanntes Gebiet, aber auch wenn die Verteidigung der Schwachen gegen die Starken ein europäischer Grundsatz gewesen wäre, ist es zweifelhaft, ob die Rücksicht gegen die kleineren Länder Platz in Bismarcks Theorien gefunden hätte. Innerhalb zweier Jahre hatte das Bündnis mit Österreich seine Dienste getan. Die Königin Victoria verlieh der Meinung Ausdruck, daß es eine „heilige Pflicht" sei, Preußens Prestige zu stärken — eine Ansicht, die von der Kronprinzessin auf das wärmste unterstützt wurde, aber jetzt bedeutete ein Krieg zwischen Preußen und Österreich einen Krieg innerhalb des engsten Familienkreises. Ihr Vetter, der König von Hannover, und viele andere ihrer deutschen Verwandten standen auf Österreichs Seite, während der Kronprinz Friedrich, bei welcher Partei auch immer seine Verwandten sein mochten, an der Spitze des preußischen Heeres gegen die deutschen Verwandten seiner Gemahlin kämpfen mußte.

Bismarck hatte keine Lust, weder die Kronprinzessin noch ihre Mutter, die Königin Victoria, für sich zu gewinnen, da mehrere Ereignisse von geringerer Wichtigkeit im vorhergehenden Jahre vorgekommen waren, die ge-

eignet waren, den Bruch zwischen ihnen zu erweitern. Zu Beginn des Jahres wurde es klar, daß Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der jüngere Bruder des Herzogs Friedrich, dessen Ansprüche an die Herzogtümer von Schleswig und Holstein, wenn sie auch vom Kronprinzen und der Prinzessin unterstützt wurden, so verächtlich von Bismarck beiseitegeschoben worden waren, die Hand der Prinzessin Helene, Königin Victorias Tochter, zu gewinnen strebte. Am Ende des dänischen Krieges hatte Bismarck die Kraft seiner eisernen Faust gezeigt, indem er den Herzog Friedrich und den Prinzen Christian ihrer Besitzungen und ihrer Stellungen im Heere und in der Gesellschaft beraubt hatte. Es war klar, daß diejenigen, welche es wagten, dem eisernen Kanzler entgegenzutreten, die Folgen zu tragen hatten.

Königin Victoria hatte sich indessen den klaren Blick bewahrt: als es bekannt wurde, daß Prinz Christian ihre
1865 Tochter bewunderte, schrieb sie Anfang April 1865 an die Kronprinzessin, um sie nach ihrer Meinung über den Prinzen zu fragen. Die Kronprinzessin antwortete am 18. April:

„Du fragst mich wegen Christian. Er ist, wie Du weißt, unser Hausfreund, der kommt und geht, wann er will, mit uns spazierengeht, frühstückt und zu Mittag ißt, wenn er hier ist, und wir allein sind. Er ist der beste Mensch von der Welt; nicht so begabt wie Fritz Augustenburg, aber ganz bestimmt in keiner Weise töricht. Wenn er will, kann er sehr amüsant sein; wir haben ihn sehr gern. Er ist fast ganz kahl und sieht nicht aus wie Fritz, sondern eher wie sein Vater und seine älteste Schwester, hat aber eine viel bessere Figur als sein Bruder und eine ganz militärische ‚Tournüre'. Er ist auch nicht so distinguiert wie Fritz, von dem ich, was seinen Charakter und seinen Verstand anbetrifft, die höchste Meinung habe.

Christian hat Kinder sehr gern und spricht englisch; ich schicke Dir eine Photographie, die er mir gegeben hat. Er hat nicht so schöne Augen wie sein Bruder, aber einen besseren Mund und ein besseres Kinn. Er spricht genau so wie die andern auch.

Seine Stellung hier ist weder leicht noch angenehm; aber er kommt ganz gut durch."

Da diese günstige Meinung der Kronprinzessin durch eine ihrer Hofdamen, Gräfin Blücher, die, wie die Königin Victoria an König Leopold schrieb, dem Plane sehr geneigt war, unterstüzt wurde, begann die Königin von England sich sogleich zu überlegen, „wie er allmählich verwirklicht werden könnte".

Im Sommer 1865 reiste Königin Victoria nach Koburg, um dort am 26. August eine Statue des Prinzgemahls zu enthüllen und forderte den Prinzen von Wales, den Kronprinzen und die Kronprinzessin auf, ebenfalls hinzukommen. Außerdem wohnten vierundzwanzig nahe Verwandte der Königin, meistens Deutsche, der Zeremonie bei; unter den Besuchern befand sich, wie sie schrieb, der „außerordentlich liebenswürdige, ruhige und distinguierte" Prinz Christian. Königin Victoria benutzte die Gelegenheit, um ihre Einwilligung zu seiner Verlobung mit der Prinzessin Helene bekanntzugeben. Bismarck war wütend, da dies einen Vorwurf gegen die Behandlung bedeutete, die er dem Herzog Friedrich und dem Prinzen Christian hatte angedeihen lassen. Die Tatsache, daß die Königin Victoria unter diesen Umständen ihre Einwilligung zu einer Verlobung veröffentlichte, die augenscheinlich die preußische Empfindlichkeit verletzen mußte, wurde von ihm als eine Demonstration des Hohnes nicht nur von ihrer Seite, sondern auch von seiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin ausgelegt; er hat sie schwer vergessen.

Im folgenden Jahre verstärkte sich die Spannung zwischen Preußen und Österreich. Der Krieg gegen Dänemark hatte die gemeinsame Besetzung der Herzogtümer Schleswig und Holstein durch Preußen und Österreich zur Folge gehabt: nun sah Bismarck Österreich als hinderlich an, und zu Beginn das Jahres 1866 war es klar, daß der 1866
Ausbruch eines Krieges zwischen den bisherigen Alliierten auf des Messers Schneide stand.

„Wir stehen noch," schrieb die Kronprinzessin an ihre Mutter am 4. April 1866, „mitten zwischen Frieden und Krieg; kein Tag vergeht ohne einen kleinen Zwischenfall, der die Situation günstig beeinflussen könnte, und keiner verstreicht, ohne daß der böse Mann mit der größten Geschicklichkeit seinen Gegenzug tut, alles Gute verdirbt und die Situation zum Kriege treibt, indem er alles dreht und wendet, bis es seinen Absichten entspricht.

Sooft wir ein wenig Hoffnung schöpfen und Mittel sehen, aus den Schwierigkeiten herauszukommen, hören wir kurz darauf, daß diese unbrauchbar gemacht worden sind. Es werden so viele Unwahrheiten in die Welt gesetzt, daß man völlig perplex ist, wenn man sie hört; aber das Netz ist kunstvoll geknüpft, und der König von Preußen gerät trotz aller seiner Klugheit mehr und mehr in seine Maschen ..."

Es war, wie die preußische Kronprinzessin sagte — Bismarck hatte die Situation so kompliziert, daß der Krieg unvermeidlich wurde. Trotzdem wurde nicht nur von der Kronprinzessin, sondern auch von der Königin Victoria der Versuch gemacht, einen Ausweg aus dem Konflikt zu finden. Die Königin von England versuchte den Krieg zu verhindern und die preußische Angriffslust durch einen Appell an den König von Preußen am 10. April zu dämpfen. Im Mai schrieb sie wieder, um diesmal durch den Kronprinzen eine europäische Konferenz vorzuschlagen. Einige Tage später, am 19 Mai, schrieb die Kronprinzessin traurig an die Königin:

„Ich habe kaum den Mut, Dir zu schreiben, da ich nichts anderes tun kann, als bei demselben unglückseligen Thema zu verweilen. Fritz hat dem König Deinen Brief gegeben, der aber nichts über ihn geäußert hat. Fritz glaubt nicht, daß der König Deinen Vorschlag annehmen wird; er ist der Meinung, daß der Kongreß nur Lösungen vorschlagen könne, denen weder Preußen noch Österreich zuzustimmen bereit sei. Ich verzweifle nicht, glaube aber, daß die Friedensaussichten jeden Tag geringer werden. Der Himmel helfe uns! Es ist eine sehr elende, trostlose Zeit.

Unsere Taufe [die Prinzessin Victoria war am 12. April 1866 geboren worden] wird traurig werden; am Tage darauf muß mein Fritz uns verlassen und zu seinen Truppen stoßen, da er

das Kommando der schlesischen Armee übernimmt. Wann und wo ich ihn wiedersehen werde, weiß ich nicht. Was ich fühle, kann ich Dir nicht sagen. Ich glaube, mein Herz wird brechen. Alles ist ungewiß, Verderben und Unglück jeder Art vorauszusehen.

Wir hören den ganzen Tag nur von Krieg und Kriegsvorbereitungen. Das Kommando, welches Fritz bekommen hat, ist sehr schön und ehrenvoll, aber auch außerordentlich schwierig; er wird fast nur Polen unter sich haben, die, wie Du weißt, nicht so angenehm wie Deutsche sind. Er hat viel mit der Formierung seines Stabes zu tun und ist so glücklich gewesen, einige sehr befähigte Offiziere bekommen zu haben..."

Im Juni brach der Krieg aus; es folgte jener kurze, glänzende, sieben Wochen dauernde Feldzug, der mit der Erniedrigung Österreichs endete und Preußen die Hegemonie in Deutschland verschaffte. Der Kummer der Kronprinzessin, welche ihren Gatten gegen einen anderen und augenscheinlich viel schlimmeren Feind als die Dänen ins Feld ziehen sah, wurde durch den Verlust ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Sigismund, der am 18. Juni im Alter von einundzwanzig Monaten starb, vertieft. Am 19. Juni schrieb sie an die Königin Victoria:

„Dein leidvolles Kind wendet sich in seinem Kummer an Dich, da es sicher ist, Mitgefühl bei einem zärtlichen Herzen zu finden, dem Kummer wohlvertraut ist. Die Hand der Vorsehung lastet schwer auf mir, und ich habe diese entsetzliche Heimsuchung allein, ohne meinen armen Fritz zu tragen. Mein kleiner Liebling, der mir gnädig eine kurze Zeit lang gegeben war, um mein Stolz, meine Freude, meine Hoffnung zu sein, ist von mir gegangen, dorthin, wo meine leidenschaftliche Liebe ihm nicht folgen, von wo ihn meine Sehnsucht nicht zurückrufen kann. Erspare es mir, Dir zu erzählen, wie, wann und wo mein Herz zerrissen und gebrochen wurde. Laß mich Dir nur versichern, daß ich nicht trotze oder aufbegehre — Gottes Wille geschehe!

Was ich leide, kann niemand wissen, denn nur wenige ahnen, wie ich das Kind geliebt habe. Es war mein eigenes glückliches Geheimnis; der laute Ruf tödlicher Qual, der aus der Tiefe meiner Seele steigt, dringt allein zum Himmel empor.

Ich möchte, daß Du alles weißt, da Du so gütig bist, liebste

Mama, und wünschen wirst, alle Einzelheiten dieser letzten schrecklichen Tage erfahren zu wollen, aber ich kann sie nicht beschreiben. Ich bin jetzt ruhig, um Fritzens und meiner Kleinen willen, aber, oh, wie bitter ist dieser Kelch ..."

Königin Victorias mitfühlende Antwort hatte den Brief der Prinzessin vom 26. Juni 1866 zur Folge:

„Tausend Dank für Deine lieben Zeilen und die Gedichte, sie haben mich tief berührt und beruhigt. In Augenblicken der tiefsten Trauer, wenn es unmöglich scheint, wirklich zu begreifen, was geschehen ist, oder wie man nach dem allem noch leben soll, wenden sich unsere Gedanken natürlich zu denen, welche ebenfalls durch solches Leid gegangen sind, ist man dankbar für freundliche und mitfühlende Worte. So wandten sich meine Gedanken zu Dir. Unser Leid kann nicht verglichen werden, es ist zu verschieden, aber jedes Herz kennt seine eigene Bitterkeit. Ein kleines Kind mag anderen kein so großer Verlust dünken — aber Gott allein weiß, wie ich leide. Wie habe ich den Kleinen geliebt! Vom ersten Augenblick seiner Geburt an bedeutete er mehr für mich als seine Brüder und Schwestern; er war so hübsch, so lieb, so froh und glücklich — wie stolz war ich auf meinen kleinen Sohn; und gerade dieser teuerste Schatz ist mir genommen worden! Das Leid scheint größer, als daß ich es tragen kann. Ihn so furchtbar leiden und sterben zu sehen, seinen letzten jämmerlichen Schrei zu hören, war eine Qual, die ich nicht beschreiben kann; sie verfolgt mich Tag und Nacht! In den letzten wenigen Monaten hatte sich mein kleiner Sigie so prachtvoll geistig und körperlich entwickelt, er war so klug, viel klüger als die anderen, und ich hoffte, er würde wie sein Papa werden. Fritz und ich vergötterten ihn — er hatte ein so liebes, süßes Wesen und gewinnende, reizende Manieren; er war wie ein Sonnenstrählchen im Hause.

Nun muß ich sein kleines leeres Bett sehen, seine Kleider, seine Spielsachen, die herumliegen, muß ihn in jeder Stunde vermissen und sehne mich so tief und bitterlich, ihn noch einmal an mein Herz zu drücken — es ist ein grausames Leid! Mein Kind, mein Kind — das ist alles, was ich sagen kann. Ich soll es nie wiedersehen! Ich weiß, daß Schmerz und Sünde ihm erspart worden sind, ich weiß, daß sein Leben ebenso hell und glücklich war, wie es kurz gewesen ist, ich habe das Bewußtsein, nichts unterlassen zu haben, was ihm Freude und Bequemlichkeit verschaffen konnte, ich hadere nicht

mit dem Schicksal und verschließe mich nicht dem Trost, den Gott in seiner Gnade gewährt, aber ich werde bis zu meinem Tode um ihn trauern.

Ich danke Dir dafür, daß Du am Donnerstag meiner gedacht hast, es war erschütternd und schrecklich, aber nur für die Nerven und die Phantasie; der Schlag war gefallen — und was ist alles andere im Vergleich zu ihm? Zwei Tage lang konnte ich keine Träne vergießen —, während der Trauerfeier waren meine Augen die einzig trockenen. Ich konnte nicht weinen! Dabei war mein armer Fritz nicht zugegen, der sich auf einem so schwierigen und gefährlichen Posten befindet. Für ihn ist es ein wahrer Segen, daß seine Gedanken mit anderen Dingen beschäftigt sein müssen. Ich will nicht schwach werden, sondern meine Pflicht tun und nichts vernachlässigen — Tätigkeit und Beschäftigung sind die einzigen Dinge, die meinem Sinn das Gleichgewicht erhalten können, ohne meine Trauer zu betäuben oder imstande zu sein, mein leeres Herz zu erfüllen. Keine, keine Zeit wird das vermögen, das süße kleine Gesicht wird immer um mich sein, und meine Sehnsucht wird niemals schlafen. Aber ich habe viele und heilige Pflichten, für die ich lebe: sie will ich bis zum Ende meiner Kräfte erfüllen — für die anderen lieben Kinder, für meinen armen lieben Fritz!

Wie sich unsere Zukunft gestalten wird, ist jetzt sehr ungewiß; wenn ich früher an ihr zweifelte, so glaubte ich, daß irdische Güter nicht von Wichtigkeit wären — solange unser Familienkreis vollzählig war, und ich mit Stolz und Dankbarkeit auf unsere fünf Kleinen blickte ..."

Vier Tage später schrieb die Prinzessin vom Neuen Palais aus:

„Du hast mir drei so liebe, freundlich tröstende und erleichternde Briefe geschrieben — vielen, vielen Dank für alle. Wenn ich jemals Deine Briefe mit ängstlicher Ungeduld erwartete, so jetzt, da alles um mich von heftiger Erregung über die schrecklichen Ereignisse ergriffen ist und ich allein fühle, daß, was auch geschehen mag, nichts meinen Kummer mildern kann. Mein geliebter kleiner Junge lebt immer in meinen Gedanken und stumpft meinen Sinn gegen andere Dinge ab. Ein kleines Kind ist für die übrige Welt kein Verlust. Niemand vermißt es, aber für mich ist es ein Teil meiner selbst, eine meiner Hauptinteressen im Leben. Das Hinscheiden meines kleinen Sigie hat Düsternis über dies Haus und über mein ganzes Leben gebracht, das niemals wieder ganz froh sein kann. Mein

lieber, lieber kleiner Junge — das sage ich den ganzen Tag vor mich hin. Gestern packte ich alle seine Kleider zusammen, die ich während des Winters mit soviel Freude für ihn genäht hatte; er sah sehr süß und niedlich in ihnen aus; morgen verlassen wir dieses Haus, in dem ich seit Victorias Geburt gelebt habe — und es erscheint mir seltsam, daß ich einen meiner Kleinen hier lassen muß.

Mein Fritz schreibt mir sehr oft, er war in einer Schlacht — der Himmel möge ihn schützen. Alle Welt stimmt in seinem Lob überein; natürlich ist das eine große Wohltat für mich. Sein Herz ist schwer und traurig, aber er stellt seine Pflicht über alles — er ist so gut — oh, wann werde ich ihn wiedersehen und wenn es soweit ist, wie wird es sein, wenn wir uns treffen? Was haben wir alles durchgemacht, seit wir uns getrennt haben! Ich weiß, daß Du an uns denkst und mit Deinen Kindern fühlst, liebste Mama; das ist sehr tröstlich für uns. Ich kann nichts über den Krieg sagen — Du weißt, was ich denke und mein Kopf ist jetzt zu schwach, um einen Gedanken in vernünftige Form zu kleiden. Ich weiß, daß Du es nicht für unnatürlich halten wirst, daß meine Gefühle auf der Seite meines Landes und meines Gatten sind, obgleich man natürlich nur verzweifelt darüber sein kann, Deutsche als Feinde betrachten, und ihre Vernichtung wünschen zu müssen ... Ich kann Dir nicht beschreiben, welche Verwirrung der Gefühle wir durchmachen müssen — aber alles übertönt meines Lieblings Todesschrei und die Tränen, die ich für alle armen Gefallenen, Verwundeten und deren betroffene Familien vergieße, fließen über sein kleines Grab ..."

Die Prinzessin schob ihre eigenen Sorgen beiseite und wandte ihre ganze Energie dem dringenden und notwendigen Werk der Kriegshospitalshilfe zu; in ihrem Brief vom 5. Juli bat sie ihre Mutter, den Leidenden einige in den Lazaretten notwendige Utensilien zu schicken:

„Was wirst Du," schrieb sie aus Heringsdorf, „zu all dem sagen, was vor sich geht? Wie furchtbar sind diese Menschenverluste ... Ich arbeite hart, um alles Notwendige für die Hospitale zusammenzukratzen, aber es ist trotz aller Anstrengungen unmöglich, alles zu bekommen, was so dringend und unendlich notwendig ist. Wenn Du mir etwas schicken kannst, wäre ich sehr froh — in unseren Lazaretten werden Österreicher, Sachsen und Preußen zusammen gepflegt — was Du also

schicken kannst, wird allen armen Opfern des Krieges zugute kommen. Der Himmel möge geben, daß er bald zu Ende ist. Schwämme und altes Leinen werden am dringendsten gebraucht.

Ich bin so überlastet mit Schreiben, daß es mir noch nicht möglich gewesen ist, Kondolenzbriefe zu beantworten; meine ganze Zeit ist der Tätigkeit gewidmet, die für Fritz von irgendwelchem Nutzen sein kann. Ich bin dankbar, sagen zu können, daß es ihm gut geht, aber das Bewußtsein, daß sein kostbares Leben der Gefahr ausgesetzt ist, erfüllt mich mit zitternder Angst. Er schreibt mir oft und ganz prachtvolle Briefe.

Meine Kleinen sind gut auf dem Posten und senden Dir ihre Liebe. — Die kleine Victoria ist dick und gesund. Bitte, sage unserem guten Lenchen alle meine zärtlichsten und besten Wünsche — sie weiß, wie ich über sie denke und wie wahrhaft ich sie liebe — bitte, wünsche ihr in meinem Namen alles Glück."

Der glänzende Siegeszug, in dem die gut ausgebildete preußische Armee ihre österreichischen Gegner zu Boden warf, brachte, außer den Verlustlisten, den Lebenden viele Ehren. Dem Kronprinzen fiel der Ruhm zu, die Schlachten von Nachod (27. Juni), Skalitz (28. Juni) und Schweinsschädel (29. Juni) gewonnen zu haben; am 3. Juli folgte die Schlacht von Sadowa oder Königgrätz, welche die vollkommene Niederlage der Österreicher besiegelte.

„... Was wirst Du," schrieb die Kronprinzessin am 9. Juli 1866, „zu all diesen furchtbaren Schlachten sagen? Macht es Dir nicht ein wenig Freude, daß es unser Fritz allein ist, der alle diese Siege errungen hat? Du weißt, wie sehr ich bemüht war, ebenso wie Fritz, die Schrecken dieses Krieges zu vermeiden. Aber da es nun soweit ist, bin ich dankbar, daß unsere Sache unter Fritzens Leitung die Oberhand gewonnen hat.

Du glaubst nicht, wie bescheiden er ist. Niemals sucht er Lob, sondern tut immer seine Pflicht. Die Soldaten beten ihn an; mir ist gesagt worden, daß, wann immer er sich sehen läßt, ein Sturm der Begeisterung unter ihnen losbricht. Er führt ein schrecklich hartes Leben, ohne sich jemals zu beklagen. Aber die körperliche Ermüdung, unter der er leidet, da er selten ins Bett kommt und manchmal 13 Stunden zu Pferde sitzt, ist nichts, wie er sagt, im Vergleich zu dem quälenden Verantwortungsgefühl, ein so gefahrvolles Unternehmen zu leiten, zu

all den heftigen Erschütterungen des Kampfes und den furchtbaren Eindrücken, die aus den Schrecken des Schlachtfeldes gewonnen werden. Ich kann mir vorstellen, welchen Nervenchok ein so gütiger Mann wie er erleiden muß.

Du weißt, daß ich nicht blind oder voreingenommen bin, aber ich muß sagen, daß ich von dem größten Respekt und der größten Bewunderung für unsere Truppen erfüllt bin. Ich glaube, daß sie sich wundervoll benehmen, und hoffe, daß Du einige unserer Zeitungen lesen wirst, um einen Begriff davon zu bekommen, was sie durchgemacht haben."

Eine Woche später erzählte sie einige Einzelheiten des Krieges, die ihr von Augenzeugen mitgeteilt worden waren. So stolz die Prinzessin auch auf die Tüchtigkeit der preußischen Truppen war, eines konnte sie nicht vergessen: daß Bismarck den Krieg erzwungen hatte.

„Vieles," schrieb sie am 16. Juli, „wird Dich, wie ich glaube, interessieren — bitte schicke die Briefe zurück, wenn Du sie gelesen hast. Luise, Arthur, Major Elphinstone, Mr. Sahl und Fräulein Bauer werden sie vielleicht auch gern sehen. Ich möchte nicht, daß Bertie sie zu Gesicht bekommt oder daß sie noch weiter herumgegeben werden, da sie nicht für andere geschrieben sind, sondern nur das enthalten, was natürlicherweise ein preußischer Offizier seiner Frau mitteilt.

Du weißt, daß ich den Krieg als einen Fehler betrachte, der infolge des unkontrollierten Einflusses eines prinzipienlosen Mannes gemacht worden ist — daß mir die armen Österreicher im allgemeinen gar nicht unangenehm sind und ich infolgedessen wirklich ganz unparteiisch zu sprechen in der Lage bin. Ich versichere Dich, daß, wenn das übrige Europa die Einzelheiten dieses Krieges kennen würde, wenn das Licht, in dem unsere Offiziere und Mannschaften wie unser ganzes Volk sich gezeigt haben, allgemein bekannt würde, das preußische Volk in aller Augen hochgeachtet dastehen müßte; ich fühle, daß ich jetzt ebenso stolz bin, Preußin zu sein, wie Engländerin. — Das ist sehr viel gesagt, da Du weißt, was für ein „John Bull" ich bin und wie hoch ich meine Heimat schätze. Ich muß sagen, daß die Preußen eine höherstehende Rasse sind, soweit Intelligenz und Menschlichkeit, Erziehung und Herzensgüte in Frage kommen; deswegen hasse ich diejenigen um so mehr, welche infolge ihrer schlechten Regierungstätigkeit und Verwaltung die Nation der Sympathien berauben, die ihr gebühren.

Meine Liebe ist nicht blind, aber ehrlich, denn ich achte und bewundere ihre hochzuschätzenden, guten Eigenschaften.

Ich weiß sehr gut, daß sie unliebenswürdig sein und sich geschmacklos benehmen können (über den Geschmack läßt sich nicht streiten), daß sie ihre kleinen Absonderlichkeiten besitzen, aber im Herzen prächtige Menschen sind. Dagegen begehen die so reizenden und liebenswürdigen Österreicher barbarische Grausamkeiten, die mir die Haare zu Berge stehen lassen. Fritz sagt, daß er es niemals geglaubt hätte, wenn er nicht Augenzeuge gewesen wäre. Es ist ihre schlechte Erziehung und ihre Religion, wie ich glaube. Möge der Krieg bald vorüber sein, er ist so schrecklich. Ich habe viele Bekannte verloren! Ich sende Dir ein Photo von Miß Victoria, das nicht sehr günstig ist, aber sie ist ein so niedliches kleines Ding und so lebhaft — sie kräht und lacht und springt, fängt bereits an aufrechtzusitzen und trägt kurze Röcke. Wenn ich nicht immer an unseren Verlust denken müßte, würde ich mich so sehr an ihr freuen und stolz auf sie sein ... Heinrich und Willy sind sehr gute Jungen und machen mir nicht viel zu schaffen. Sie sind sehr glücklich hier."

Einige Tage später schien der Friede zwischen den kriegführenden Mächten nahegerückt, aber die Kronprinzessin war nicht allzu optimistisch.

„... Der Friede," schrieb sie am 27. Juli, „scheint aufs neue zweifelhaft, und ich zittere vor dem Gedanken, daß der Krieg wieder aufgenommen werden könnte, da ich sicher bin, daß wieder so schreckliche Schlachten geschlagen werden würden, wie am Tage von Königgrätz. Wie bedauere ich den armen Onkel Alexander — Gesandter zu sein, wenn alles so gefährlich aussieht. Ich bin sicher, daß es nicht sein Fehler ist.

Der Krieg mit den kleinen Staaten scheint trauriger als der mit Österreich. Er ist härter für unsere Gefühle als alle anderen Konflikte. Wir haben niemand anderem als Bismarck für all das zu danken. Wenn Deutschland geeinigt, mächtig, frei und glücklich aus dieser Kalamität hervorgeht, wird man mit der Zeit die Wunden vergessen, unter denen wir jetzt leiden, aber niemals wird dies den Krieg in meinen Augen gerechtfertigt erscheinen lassen! Ich freue mich als Preußin an den heroischen Taten unserer Truppen — aber diese Freude wird durch die Furcht gedämpft, daß sie ihr Blut umsonst vergossen haben. Wie kann ich befriedigende Resultate für Deutschland oder für uns erhoffen, solange solch ein Mann mit solchen Prinzipien

an der Spitze der Regierung steht! Infolge der Cholera und der Schlachten sind viele arme Familien in Kummer und Leid gestürzt worden. Es ist so traurig! Kein Herz kann mehr mit den anderen fühlen, als meines, das so schwer und traurig ist!"

Der Feldzug bewies, wie der dänische Krieg, die soldatischen Qualitäten des Kronprinzen; mit großer Erleichterung und gerechtem Stolz begrüßte ihn die Kronprinzessin bei seiner Rückkehr. Am 10. August schrieb sie an ihre Mutter aus Heringsdorf:

„Am Tage, nachdem ich Dir geschrieben hatte, kam mein lieber Fritz zurück. Ich fuhr mit den Kindern in den Wald und traf ihn dort. Wir waren beide sehr erschüttert; unsere Gefühle waren recht gemischter Natur, wie Du Dir leicht vorstellen kannst. Er sieht gut aus, ist nur ein wenig dünner und vielleicht etwas älter geworden; jedenfalls lassen ihn sein Bart und sein ernster Ausdruck so erscheinen. Er hat viel durchgemacht, aber er ist so bescheiden, wie alle wahrhaft guten und rechtgesinnten Männer es sein müssen ... trotz allem, was er getan hat ...

Er hat einen Brief von Onkel Georg wegen des Königs von Hannover bekommen; der Großherzog von Oldenburg kommt heute hierher, um denselben Wunsch auszusprechen. In dieser traurigen Zeit muß man imstande sein, seine Gefühle für die Verwandten vollkommen von den politischen Notwendigkeiten zu trennen, oder man würde endlos von einer Seite zur anderen gerissen werden, wenn uns Hoffnungen, Wünsche und Verlangen von denjenigen vorgetragen werden, die wir nicht zu kränken wünschen; auch dies ist eine der Kriegsfolgen. Nichts kann oder wird jemals Fritzens Prinzipien eines gesunden Liberalismus und seine Gerechtigkeit erschüttern. Aber Du weißt aus Erfahrung, daß man in der Richtung fortschreiten muß, die durch die gesamte politische Lage bestimmt wird. Alle, die sich jetzt in so schwierigen Situationen befinden, konnten recht gut voraussehen, welcher Gefahr sie sich aussetzten; es ist ihnen vorher gesagt worden, was sie zu erwarten hatten; sie wählten die österreichische Partei und teilen nun das traurige Schicksal, das die geschlagene Macht auf ihre Verbündeten überträgt. Denjenigen, die sich auf unsere Seite gestellt haben oder neutral geblieben sind, ist nichts passiert, z. B. Onkel Ernst, dem Herzog von Anhalt, den Großherzögen von Mecklenburg usw. . . . Sie alle [d. h.

die Staaten, welche mit Österreich gingen] glaubten an die unwahre Behauptung Österreichs über die Stärke der eigenen Kräfte und wollten nicht sehen, daß Preußen wahrscheinlich siegreich sein würde; so haben sich die armen Leute den eigenen Hals gebrochen. Oh, wie grausam ist es, wenn sich Herz und Kopf so diametral gegenüberstehen!

Eine liberale, deutschfühlende, vernünftige preußische Regierung würde all dies vermieden haben! Aber da man den Konflikt nicht à l'amiable entscheiden konnte, da Ströme von Blut geflossen sind und das Schwert den Kampf entschieden hat, muß der Sieger seine eigenen Bedingungen stellen, die hart für viele sein müssen.

Ich kann und will nicht vergessen, daß ich Preußin bin, aber als solche weiß ich, daß es sehr schwer ist, Dir oder irgendeinem anderen Nichtdeutschen begreiflich zu machen, wie unser Fall liegt. Wir haben enorme Opfer gebracht und die Nation erwartet, daß sie nicht umsonst gewesen sind ..."

Zwölf Tage später, am 22. August, wurde der Friedensvertrag in Prag unterzeichnet, und am 24. Juli 1867 wurden 1867
Schleswig und Holstein formell dem preußischen Königreich einverleibt. Eine der Friedensbedingungen bildete indessen aufs neue einen Grund tiefer Verstimmung zwischen der Kronprinzessin und Bismarck. Als Strafe für die Beteiligung Hannovers am Kriege auf österreichischer Seite wurde dieser Staat im September 1866 von Preußen annektiert; achtzehn Monate später wurde ein Teil des Privateigentums des Königs von Hannover beschlagnahmt. In den folgenden Jahren weihte die Prinzessin trotz der mannigfachen Betätigungen im Staatsdienst den größten Teil ihrer Zeit der Erziehung ihrer Söhne; mit vielem Interesse muß sie Briefe, wie den des Lehrers der Knaben, Mr. Thomas Dealtry, vom 30. April 1870 gelesen 1870
haben, der sich mit den Fortschritten der Prinzen beschäftigt:

„Da die Stunden, welche ich den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen gebe, sich ihrem Ende zuneigen, erlaube ich mir Eurer Königlichen Hoheit den Eindruck wiederzugeben, den ich von Ihren Königlichen Söhnen empfangen habe und

die dankbare Empfindung zu beschreiben, die mir die Leitung ihrer Studien verursacht hat.

Nach den vielen Gelegenheiten, die ich hatte, ihren Charakter und ihre Anlagen zu beobachten, kann ich ehrlich sagen, daß man selten anziehendere und mehr versprechendere Knaben treffen wird.

Prinz Wilhelm hat mit mir außer englischer Geschichte das meiste von Sir Walter Scotts und Macaulays poetischen Werken, Bischof Hebers „Palästina" und viele seiner kleineren Gedichte, sowie ausgewählte Stellen aus Tennyson und anderen englischen Autoren gelesen. Viele Stücke hat er auswendig gelernt. Seine Königliche Hoheit haben, wie ich glaube, in der befriedigendsten Weise seine Kenntnis der englischen Sprache vervollkommnet, und haben wirkliche Liebe zur englischen Literatur gezeigt. Prinz Wilhelms Interesse für seine Studien hat viel zu der Freude beigetragen, welche mir die mit ihm verbrachten Stunden gewährt haben. Seine Aussprache und sein Akzent bedürfen noch der Verbesserung.

Seine Hochherzigkeit und seine vielseitige Begabung haben mich oft in Erstaunen gesetzt. Beide Prinzen besitzen eine bemerkenswerte Vornehmheit der Gedanken und Gefühle; Prinz Heinrich ist soweit vorgeschritten, wie man es von einem Knaben seines Alters erwarten kann.

Ich glaube nicht, daß sie besser erzogen sein könnten, als sie es sind und glaube, daß ihre Fortschritte und ihre wachsende Intelligenz den rastlosen und aufmerksamen Bemühungen seines ausgezeichneten Erziehers alle Ehre machen werden."

Ein wenig später, am 28. Mai 1870, schrieb die Prinzessin aus Bornstedt an die Königin Victoria über ihren ältesten Sohn:

„Leider ist der Arm nicht besser geworden, und Wilhelm fängt an, sich bei jeder körperlichen Übung viel kleineren Jungen unterlegen zu fühlen — er kann nicht schnell laufen, weil er kein Gleichgewicht hat, er kann nicht reiten, klettern oder sein Essen schneiden usw.... Ich wundere mich, daß er trotz allem ein so angenehmes Temperament hat. Sein Lehrer denkt, daß er alles viel schwerer empfinden und viel unglücklicher sein wird, wenn er älter geworden ist und sich von allem, was andere erfreut, ausgeschlossen sieht, besonders, da er lebenslustig und gesund ist. Es bedeutet eine harte Prüfung für ihn und uns; natürlich ist nichts vernachlässigt worden, was für ihn getan werden konnte, aber leider ist dies sehr

wenig. Wenn wir wieder das Glück haben, nach England zu kommen, müssen ihn Mr. Paget und die ersten Chirurgen sehen, obgleich ich glaube, daß auch dies wenig Zweck haben wird. Wir haben Langenbecks Urteil, der einer der besten Fachärzte unserer Tage ist."

Jeder nur mögliche Weg wurde von der Kronprinzessin beschritten, um ihrem ältesten Sohn den vollen Gebrauch seines verletzten Armes zu ermöglichen, aber alles erwies sich als wirkungslos. Von Zeit zu Zeit schwankte sie zwischen Furcht und Hoffnung. Sie wünschte leidenschaftlich, daß eine neue Behandlung ihn heilen möge und wurde dann wieder durch den Fehlschlag aller dieser aufeinander folgenden Versuche in Verzweiflung gestürzt.

Viertes Kapitel

DER KRIEG VON 1870

Kaum hatte Europa sich von den dänischen und österreichischen Kriegen von 1864 und 1866 erholt, als im Sommer 1870 die Sturmglocke des Krieges von neuem geläutet wurde. Bismarck verlangte nach Krieg, Napoleon III. verlangte nach Krieg. Die Geschichte lehrt uns, daß niemals die geringste Schwierigkeit bestanden hat, einen Vorwand zum Kriegführen zu finden, wenn der Kampf erwünscht scheint. Aber während Napoleon seinen Grund in der Notwendigkeit fand, seinen Thron zu stützen, glaubte Bismarck, daß die Einigung Deutschlands nur durch Krieg, durch Krieg allein erlangt werden könne. Napoleon III. glaubte, daß seine Armee schlagfertig sei, während Bismarck wußte, daß die preußische Kriegsmaschine in vollkommenster Ordnung funktionierte.

Die Schwierigkeiten der spanischen Thronfolge gaben ihnen die erwünschte Gelegenheit; jeder handelte in dem Wahn, daß er den Grund verschleiern und den anderen ins Unrecht setzen könne. Nachdem die Spanier im September 1868 unter dem falschen Eindruck, das Land von der Korruption zu befreien, die Königin Isabella vertrieben hatten, spalteten sich ihre Meinungen hoffnungslos, als es sich darum handelte, eine neue Regierungsform zu wählen; sie zeigten sich völlig unfähig, ihre eigenen etwas schwierigen Verhältnisse zu ordnen. Bismarck wußte, daß Frankreich bei gewissen Eventualitäten intervenieren würde oder mußte. Er handelte so,

daß seine Politik der Welt als die freie Wahl eines Herrschers durch die Spanier erscheinen mußte und ergriff die Gelegenheit für eine solche Intervention. Marschall Prim, der tatsächliche Diktator Spaniens, eine Puppe in den Händen Bismarcks, wurde ermutigt, als Thronfolger den römisch-katholischen Prinzen Leopold, ältesten Sohn des Prinzen Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, vorzuschlagen. Nach langen Verhandlungen, die mehrere Monate dauerten, lehnte dieser deutsche Prinz ab, aber auf Bismarcks Betreiben erneuerte Marschall Prim sein Angebot. Am 12. März 1870 schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria und bat sie um ihre Ansicht über die verworrene Angelegenheit.

„Ich soll Dir eine Botschaft von Fritz ausrichten; eigentlich geht die Angelegenheit mich nichts an, aber er wünscht, daß ich in seinem Namen schreibe, und daß die Sache strengstens geheim behandelt wird. General Prim hat einen Spanier mit verschiedenen handschriftlichen Briefen von ihm selbst an Leopold Hohenzollern hergeschickt; er bittet ihn dringend, die spanische Krone anzunehmen, und sagt, daß er mit zwei Drittel Mehrheit der Stimmen der Cortes[1]) gewählt werden würde. Sie wollen nicht, daß man es in Frankreich erfährt, aber der König, Prinz Hohenzollern, Leopold und Fritz möchten Deine persönliche Ansicht darüber privatim erfahren ...

Weder der König noch Prinz Hohenzollern, noch Antoinette (Prinzessin Leopold), noch Leopold, noch Fritz stehen der Idee günstig gegenüber, da sie der Ansicht sind, daß es peinlich und unangenehm ist, eine Stellung anzunehmen, für die es rechtmäßige Anwärter gibt. General Prim macht die Sache äußerst dringend; dies ist der Grund, warum sie ein wenig Zeit zu haben wünschen, um in Betracht zu ziehen, ob er recht hat oder nicht, wenn er ablehnt. Hier weiß noch niemand etwas davon. Willst Du mir bitte eine Antwort senden, die ich den Erwähnten zeigen kann? Vielleicht bist Du so gut und schreibst an Fritz deutsch, da es für mich außerordentlich unangenehm ist, in so wichtigen und ernsthaften Dingen vermitteln zu müssen.

Es scheint, daß die Spanier entschlossen sind, keinen Agnaten der Bourbonenfamilie zu wählen."

---

[1]) Cortes = Spanisches Parlament.

In den nächsten Monaten schienen sich viele Möglichkeiten zu bieten, auf dem Wege der Verhandlungen die Schwierigkeiten erfolgreich zu lösen. Am 4. Juli 1870 nahm Prinz Leopold die preußische Ernennung an und König Wilhelm gab seine Zustimmung. Die Nachricht von der Hohenzollernkandidatur schlug wie eine Bombe ein und ließ ganz Europa auffahren. Kaiser Napoleon und M. Ollivier, das eigentliche Haupt des französischen Ministeriums, zögerten, bevor sie irgendeine Maßnahme ergriffen, aber der Herzog von Gramont, der französische Minister des Auswärtigen, erklärte sofort, daß diese Kandidatur nicht geduldet werden könne; die Pariser Presse stimmte in den Ruf ein und auch die Kammer unterstützte den Herzog von Grammont in seinem heftigen Protest. Die britische Regierung, die Königin Victoria, der König der Belgier und andere Friedensfreunde vereinigten ihre Bemühungen, um den Prinzen Leopold zu überreden, seine Kandidatur zurückzuziehen. Die Kronprinzessin, die sich gerade von der Geburt ihrer dritten Tochter, der Prinzessin Sophie, geboren am 14. Juni, erholte, war erstaunt durch den plötzlichen Wechsel im europäischen Kaleidoskop und schrieb am 6. Juli an die Königin Victoria:

„Nachdem die spanische Krone endgültig von den Hohenzollern und dem König abgelehnt worden ist, ist der Prinz noch einmal gebeten worden und scheint, da man inzwischen seine Meinungen geändert hat, geneigt zu sein, sie anzunehmen — zum großen Mißfallen des Königs und der Königin, die sich in kluger Weise von der ganzen Sache fernhalten und nichts damit zu tun haben wollen, da sie, wie wir auch, fürchten, daß für Preußen Komplikationen entstehen können; es ist allzu leicht, die Hohenzollern mehr oder weniger mit uns und mit unserer Regierung zu identifizieren. Ich fürchte, daß die Hohenzollern einen schlimmen Fehler begehen, obgleich ich nicht daran zweifle, daß Leopold und Antoinette für einen solchen Posten ebenso geeignet sind wie der junge Herzog von Genua und viele der anderen, deren Namen genannt worden sind. So kann ich ihren Entschluß nur bedauern, nicht für Spanien, aber für sie und für uns. Fritz wird Dir ein kleines Memorandum

über die ganze Angelegenheit durch einen Kurier schicken; er möchte, daß Du seine Ansicht über die vertrackte Affäre kennenlernst."

Gerade zu dieser Zeit fand in der Besetzung des Staatssekretärpostens im britischen Auswärtigen Amt ein Wechsel statt. Nach dem Tode Lord Clarendons wurde Lord Granville zum Staatssekretär des Äußeren ernannt. Er hatte kaum seine neuen Pflichten übernommen, als er die sehr unerwartete Erklärung abgab, daß keine Wolke den Frieden Europas verdunkle. Dabei war die erste wichtige Angelegenheit, zu deren Erledigung er mit aufgerufen wurde, die Kandidatur des Prinzen Leopold für die spanische Krone; glücklicherweise konnte er im Juli mitteilen, daß diese provokatorische Ernennung von Preußen zurückgezogen worden sei. Die Kronprinzessin vernahm die Neuigkeiten mit großer Erleichterung, da sie bereits einen neuen, unmittelbar bevorstehenden Krieg befürchtet hatte.

„Wie Du Dir denken kannst," schrieb sie an ihre Mutter am 13. Juli, „haben die Aufregungen und Spannungen der letzten Tage mich außerordentlich mitgenommen, aber Gott sei Dank scheint jetzt in der Politik eine gute Wendung eingetreten zu sein, da wir gehört haben, daß Leopold Hohenzollern aus eigenem Antriebe auf die Krone verzichtet hat — natürlich das beste, was er unter den gegebenen Umständen tun konnte. Hier predigt jeder den Frieden und wünscht ihn auch; ich habe keine einzige unkluge Äußerung als Antwort auf die beleidigende Sprache Frankreichs gehört, bei der einem wirklich die Geduld reißen kann. Aber wenn die Franzosen entschlossen sind, Streit mit uns anzufangen, da sie wissen, daß sie gut und wir gar nicht vorbereitet sind (es muß ihre Ansicht sein) — so können sie keinen besseren Augenblick für sich und keinen schlechteren für uns wählen. Ich bin sicher, daß sie ihre Kühnheit noch weiter treiben und den Rhein für sich beanspruchen werden —, nur England kann dies verhindern. Es war eine große Freude in Deinem Brief vom neunten, den ich am Montag erhielt, und für den ich vielmals danke, zu lesen, daß auch Du das Verhalten Frankreichs mißbilligst. Du kannst Dir meinen Schrecken vorstellen, den ich bei dem Gedanken an einen Krieg in unserem eigenen geliebten

Lande empfinde. Krieg ist zu allen Zeiten schrecklich genug — für jeden einzelnen —, aber für uns Frauen und Mütter ist seine Furchtbarkeit nicht zu beschreiben. Obgleich ich für meinen Teil keineswegs vor den Franzosen zu Kreuze kriechen möchte, vertraue ich darauf, daß das Wetter vorüberziehen wird. Fritz war sehr beunruhigt, er schrieb an den König und Bismarck und versuchte alles, was ihm möglich war, in Berlin zu tun, aber leider ist jetzt kaum jemand da — alles ist verreist, da keiner an irgendwelche Komplikationen dachte —"

Indessen war die Gefahr in keiner Weise gebannt, da der Kaiser der Franzosen unklugerweise eine Garantie dafür verlangte, daß Preußen seine Beleidigung nicht wiederholen würde. M. Benedetti, der französische Botschafter in Berlin, drängte den König, der damals die Kur in Ems gebrauchte, ihm eine definitive Antwort zu geben. Es wurde ihm erwidert, daß, wenn auch der König den Rücktritt des Prinzen Leopold billige, er keine Garantien für die Zukunft zu geben imstande sei; etwas anderes könne er nicht sagen. Für Bismarck war ein so zahmes Ende eines internationalen Zwischenfalls, der sich so vielversprechend als politische Sackgasse gezeigt hatte, sehr enttäuschend; er entschloß sich, einen weiteren Schritt zu tun, um den Krieg unvermeidlich zu machen. Napoleon III. hatte sich hoffnungslos ins Unrecht gesetzt — ein glücklicher Umstand, der so leicht nicht wieder vorkommen dürfte. Bismarck „redigierte" das offizielle Telegramm aus Ems und beschrieb die Ereignisse in einer Weise, welche die öffentliche Meinung sowohl in Frankreich wie in Deutschland entflammen und den Krieg unvermeidlich machen mußte. Frankreich ging in die Falle und erklärte am 15. Juli den Krieg. Großbritannien proklamierte sogleich die Neutralität, obgleich die öffentliche Meinung im allgemeinen auf seiten Preußens war und die meisten Menschen die Ansicht vertraten, daß Napoleon III. und die französische Regierung kein Recht hatten, den Versuch zu machen, das Verhalten Deutschlands bestimmen zu wollen.

Die Gewißheit des Krieges bedeutete für die Kronprinzessin einen grausamen Chok, da sie, wie viele andere, Frankreich für den Angreifer hielt und die Furcht nicht los wurde, daß innerhalb einiger Monate Hessen und die Rheinprovinz von den Franzosen überrannt werden würden. Wenn man in Paris schrie „Nach Berlin!" so ertönte in der preußischen Hauptstadt der sehr viel bescheidenere Ruf „An den Rhein!"

Während sich die öffentliche Meinung in England anfangs vollkommen auf die Seite Deutschlands stellte, wechselte in Deutschland die Meinung über England von größter Wärme zu eisiger Kälte. Später hatte Deutschland recht, wenn es sich über die britische „Neutralität" beklagte. „Wir sitzen dabei," schrieb Sir Robert Morier, „wie ein aufgeblasener Quäker, zu fromm um zu fechten, aber reiben uns die Hände über das ausgezeichnete Geschäft, das wir mit Patronen und Munition machen" (The German Empire, W. H. Dawson, S. 346). Es war vielleicht unvermeidlich, daß der Krieg einige Reibungen zwischen der Kronprinzessin und der englischen königlichen Familie verursachte, obgleich die Königin Victoria kein Geheimnis aus ihren Sympathien für Deutschland machte. Die Kronprinzessin nahm die deutsche Sache mit chauvinistischer Begeisterung auf, da sie von Bismarcks Redigierung der Emser Depesche nichts wußte und glauben mußte, daß Deutschland mutwillig angegriffen worden sei; ihr Bruder, der Prinz von Wales, dagegen, der Deutschlands Verhalten Dänemark gegenüber nicht vergessen hatte, zeigte Sympathien für Frankreich. Es wurde erzählt, daß er bei einem Diner in der französischen Botschaft in London dem österreichischen Botschafter, Grafen Apponyi, seine Hoffnungen auf Preußens Niederlage und seinen Wunsch ausgedrückt habe, daß Österreich sich mit Frankreich verbünde. Die Geschichte wurde zweifellos mit einigen Ausschmückungen an den Grafen von Bernstorff nach London berichtet.

Da sie in preußischen Hofkreisen zirkulierte, kam sie bald der Kronprinzessin zu Ohren, die an ihre Mutter am 16. Juli 1870, vom Neuen Palais aus, schrieb:

„Du mußt mir verzeihen, wenn ich Dir völlig unzusammenhängend schreibe, aber mein Kopf ist vollkommen verwirrt — Furcht, Aufregung und Trauer haben meine Nerven allzusehr angegriffen. Alle Hoffnung ist nun zu Ende, und wir haben die furchtbare Aussicht auf den schrecklichsten Krieg, den Europa jemals gesehen hat; er wird uns Elend und Ruin, vielleicht Vernichtung bringen. Du würdest Mitleid mit mir haben, wenn Du wüßtest, wie sehr ich moralisch und geistig heute leide, und trotzdem ist der einzige Weg, durch eine solche Prüfung zu gehen, einen kühlen Kopf und ein starkes Herz zu bewahren. Das letztere habe ich.

Wir sind in der schmachvollsten Weise in diesen Krieg hineingezwungen worden; das Gefühl der Entrüstung über einen Akt so schreiender Ungerechtigkeit hat in zwei Tagen hier einen solchen Grad erreicht, daß Du es kaum glauben würdest; der allgemeine Ruf zu den Waffen wird angestimmt, um einem Feinde Widerstand zu leisten, der uns mutwillig beleidigt.

Wir sind der Vorsehung dankbar, daß Du auf dem englischen Thron sitzt und daß Deine Regierung wiederum so klug und eifrig für den Frieden plädiert und versucht hat, Frankreich zur Besinnung zu bringen. Der britische Gerechtigkeitssinn wird sich, dessen bin ich sicher, nicht von der französischen Presse blenden lassen. Bernstorff hat geschrieben, daß Bertie dem Grafen Apponyi seine Freude darüber ausgesprochen hat, daß die Österreicher sich mit Frankreich verbünden wollten; er hoffe, daß es uns schlecht gehen möge. Er soll dies laut bei einem Diner des französischen Botschafters geäußert haben; vielleicht ist die Sache übertrieben worden, aber natürlich wird es hier überall erzählt."

Sobald das Gerücht der ihm zugeschriebenen Indiskretion zu Ohren des Prinzen von Wales kam, lehnte er sofort ab, eine derartige Bemerkung gemacht zu haben und schrieb an Mr. Gladstone, daß die Geschichte jeder wahren Grundlage entbehre. So fand der Zwischenfall sein offizielles Ende, aber trotzdem glaubten in Berlin auch weiterhin eine Menge Menschen, daß er mit den

französischen Plänen sympathisiere und daß die Kronprinzessin, seine Schwester, dieselbe politische Färbung habe.

Inzwischen schrieb die Kronprinzessin aus dem Neuen Palais am 18. Juli 1870 an ihre Mutter:

„Mitten in all unserer Trauer, allem Unglück und aller Verwirrung ist der Gedanke an Dich stets tröstend und ermunternd. Gestern sah ich den König. Niemals habe ich mit einem andern Menschen soviel Mitgefühl gehabt — er war sehr ruhig, aber die Last, welche schwer auf seinen Schultern liegt, ließ ihn um zehn Jahre älter erscheinen; eine ruhige Würde umgab ihn, welche die Liebe und den Respekt, die ich für ihn fühle, nur vergrößern konnte. Wenn Du nur Fritz sehen könntest, wie würdest Du ihn bewundern! Er denkt so wenig an sich selbst und nur an die anderen. Es ist eine furchtbare Prüfung für uns, hart genug, um stärkere Herzen als das meine mit Furcht zu erfüllen. Aber die Begeisterung, welche scheinbar mit gleicher Stärke jung und alt, arm und reich, hoch und niedrig, Männer und Frauen erfaßt hat, ist so mitreißend und schön, daß man sich selbst vergessen muß. Die Odds sind in dem furchtbaren Krieg, der uns bevorsteht, in erschreckender Weise gegen uns; er ist uns gegen unseren Willen aufgezwungen worden, wir wissen, daß unsere Existenz auf dem Spiel steht. In einer Woche wird die Blüte der Nation, das beste Gut des Landes, unter den Waffen stehen. Ich kann gar nicht an all die Leben denken, die verlorengehen werden. Der Gedanke bringt mich zum Wahnsinn — wie gern würde ich mein Leben hingeben, um das der anderen zu retten! Es gibt keine Familie, die nicht auseinander gerissen wird, keine Frau, deren Herz nicht beinahe bricht und warum? Oh, wenn England uns nur helfen könnte. Ich wünsche weder Frankreich noch sonst jemand etwas Böses. Aber ich möchte, daß Europa sich vereinigen könnte, um Frankreich ein für allemal zu verhindern, einer andern Nation den Krieg aufzuzwingen. Denke an Hessen, an unseren schönen Rhein, denke an unsere Häfen und Seestädte! Die Ernte ist verloren und Tausende von armen Menschen sind ohne Arbeit und Brot. Alles scheint mir wie ein schrecklicher Traum; vergib mir meine schlechte Schrift — meine Hand zittert und ich kann meine Gedanken nicht sammeln. Mir graut vor der Trennung von Fritz.

Alice und Luise von Baden müssen zu uns kommen — der König bietet Alice dies Schloß an, und ich bereite alles für den Fall vor, daß sie herkommt. Die Zukunft ist völlig undurch-

sichtig. Welche Leiden für uns bereit sein mögen, wissen wir nicht — aber eins wissen wir alle, daß unsere Ehre und die Sicherheit unseres Landes auf dem Spiel stehen und kein Opfer gescheut werden darf. Wir können unsere Gefühle am besten ausdrücken, wenn wir Lord Nelsons Worte ein wenig verändern und sagen: „Deutschland erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut"... Was für ein trauriges Weihnachtsfest werden wir haben! Es geht mir so gut, wie ich nur erwarten kann, und ich bin eifrig bemüht, nicht einen kompletten Narren aus mir zu machen, was schwer ist, da meine Nerven sehr angegriffen sind. Gerade vorhin habe ich Deinen lieben Brief vom 16. erhalten, für den ich Dir vielmals danke. Es bedeutet eine große Genugtuung für uns, daß Du auf die Franzosen wegen ihres Benehmens ärgerlich bist. Der König und alle anderen sind über Berties Ausspruch, der überall erzählt wird, entsetzt. Ich wollte, ich könnte sagen, daß er nicht wahr ist."

Darauf erwiderte die Königin Victoria am 20. Juli aus Osborne:

„Worte sind zu schwach, um alles das auszudrücken, was ich für Dich empfinde, oder was ich über meine Nachbarn denke. Wir müssen neutral bleiben, solange wir können; aber hier ist sich niemand über die Frevelhaftigkeit dieses Krieges und das nicht zu rechtfertigende Benehmen der Franzosen unklar. Öffentlich können wir nicht mehr sagen; aber das Volk und das Land fühlt vollkommen mit den Deutschen, was vordem nicht so war, und muß ich sagen, was ich empfinde?...

Mein Herz blutet für Euch alle. Die Plötzlichkeit der Ereignisse ist so furchtbar. Sorge Dich nicht zu sehr, damit Du nicht krank wirst. Die arme Alice macht uns alle sehr ängstlich, da sie entschlossen scheint, Darmstadt nicht zu verlassen. Ich habe keinen Zweifel, daß Ihr beide sie am besten beraten werdet. Meine Gedanken sind immer bei Euch. Ich wünschte, daß Deine beiden Töchter hier in Sicherheit sein könnten. Die geteilten Interessen in königlichen Familien sind vollkommen unerträglich. Die menschliche Natur ist für so furchtbare Prüfungen nicht geschaffen, besonders die Herzen der Mütter und Frauen sind es nicht, aber ich zweifle nicht, daß Gott seine Hand über Euch halten wird. Du kannst der wärmsten Sympathien sicher sein; alle Mitglieder meines Hauses sind von tiefstem Interesse für Dich erfüllt..."

Noch vor dem Ende des ersten Monats verlor Frankreich Schlacht nach Schlacht, und der Erfolg der Deut-

schen ließ das endliche Resultat voraussehen. Die drei Invasionsarmeen standen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, in dessen Stab Moltke, Bismarck und Roon (der Kriegsminister) sich befanden. Den Oberbefehl hatte der König persönlich, die erste Armee leitete General Steinmetz, die zweite kommandierte Prinz Friedrich Karl, der Neffe des Königs, die dritte, welche aus den süddeutschen Truppen und dem 5. und 11. preußischen Korps bestand, stand unter dem Kommando des Kronprinzen, dessen Generalstabschef sein „alter und erprobter Freund" Generalleutnant von Blumenthal war. Unter den Stabsoffizieren dieser Armee befand sich Graf Seckendorf, der später Haushofmeister und Vertrauter, Freund und Ratgeber der Kronprinzessin wurde. Die Besorgnis der Kronprinzessin war groß; sie teilte alle ihre Ängste der Königin von England mit, der sie am 22. Juni schrieb:

„Dein lieber und freundlicher Brief war ein Sonnenstrahl in der Dunkelheit dieser traurigen Zeit. Ich danke Dir von Herzen für ihn. Die Tage scheinen wie Jahre, während dies furchtbare Unglück über uns hängt — kein Tag geht vorbei, ohne daß viele Tränen vergossen werden. Heute verabschiedete ich mich von Onkel Ernst, der erst gestern aus Fiume in Berlin ankam. Wir brachen beide fast zusammen. Des liebsten Papa einziger Bruder — es scheint so schrecklich! Aber daran darf man jetzt nicht denken. Unsere ganze Energie, unser ganzer Mut sind nötig, um der Zukunft und dem Schlimmen, was sie bringen mag, zu begegnen. Unsere Pläne sind noch ganz unentschieden. Fritz kommandiert die Süddeutschen, die Armeen der Könige von Württemberg und Bayern, außerdem die badischen Truppen und ein preußisches Armeekorps, sein eigenes aus Stettin. Es ist eine sehr unangenehme Stellung für ihn, da die Bayern und Schwaben so untauglich und undiszipliniert sind, daß sie nur wenig nützen können — ihre Offiziere hindern mehr, als daß sie fördern. Aber der König und die Generäle konnten diese sehr schwierige Aufgabe niemand anders als Fritz übertragen. Er sieht schlecht aus, und die Last, die auf seinen Nerven ruht, ist sehr groß; manchmal ist er ganz niedergeschlagen und vergießt bittere Tränen, im ganzen aber ist er sich klar darüber, was er will und hat das größte Vertrauen zu den Empfindungen des Volkes.

Ich habe Berties Ausspruch auf das schärfste widerlegt, und war froh es tun zu können.

Ich bin sehr beschäftigt, fühle mich aber ganz wohl, natürlich mit Ausnahme meiner Nerven, die sich von einem solchen Schlag nicht so schnell erholen können. Bitte, lies die Volkszeitung und die Kölnische Zeitung, Du wirst aus ihnen am besten alles Neue erfahren.

Der liebe Onkel Ernst schließt sich Fritz an.

Ich vertraue darauf, daß die liebe Alice später herkommt, da ich glaube, daß es besser für sie sein wird. Ich hatte noch keine Zeit, ihr zu schreiben. Die Begeisterung ist groß und imponierend. Etwas Reines und Erhabenes liegt über ihr — etwas Heiliges, Ruhiges und Ernstes, so daß mir, wenn ich unsere besten und auserlesenen jungen Männer sich um ihren greisen Herrscher scharen sehe, unser Heer wirklich „das erhabene Heer von Märtyrern" zu sein scheint. Wie viele werden zurückkehren?

Ich habe keine Furcht und bin nicht niedergeschlagen, denn ich bin sicher, daß die Begeisterung unseren Truppen eine fast unüberwindliche Kraft geben muß. Wir sind auf alle möglichen Rückschläge und Unglücksfälle vorbereitet und werden sie mit Mut und Geduld tragen und nicht nachgeben. Könntest und willst Du mir altes Leinen, Scharpie, rauhen Hemdenstoff und Guttapercha schicken? Vielleicht könnten die Schwestern etwas sammeln und mir senden — es wird in gleicher Weise für Freund und Feind gebraucht werden, so daß es in keiner Weise mit Eurer Neutralität kollidiert.

Ich hoffe, daß ich immer von Dir hören werde und Dir schreiben kann, aber natürlich weiß ich es nicht bestimmt. Könntest Du nicht einen besonderen Kurier zwischen uns hin und hergehen lassen? Englands Stellung auf dem Kontinent und der Handel mit dem Festland werden durch seine Neutralität leiden, aber vermutlich kannst Du nichts dagegen tun. Die Franzosen haben sich wirklich zu schlecht benommen und spielen nun ein verzweifeltes Spiel ...

Baby (die Prinzessin Sophie) wird Sonntag um ein Uhr getauft. Wie mich das an meinen lieben Sigie denken läßt und wie ich mich nach ihm sehne; ich zittere vor Furcht, daß in dieser Zeit einem der anderen etwas passieren könnte. Bitte danke dem lieben Arthur, dem lieben, lieben Lenchen, Bertie und Luise für ihre freundlichen Briefe, es war ein großer Trost für mich, sie zu lesen.

Wegner, Graf Eulenburg, Graf Seckendorf, M. Schleinitz und Major Mischke gehen mit Fritz. Sein Stab setzt sich aus dem

Grafen Blumenthal, dem Obersten Gottberg, den Majoren Lenke und Hahnke und einer Menge Süddeutschen zusammen. Er wird wahrscheinlich Montag oder Dienstag abreisen. Ich wage nicht daran zu denken ..."

Am folgenden Tage kehrte der Kronprinz in das Neue Palais zur Taufe seiner „reizenden kleinen Tochter Sophie" zurück, die am 24. „mit dem hergebrachten Zeremoniell und mit Entfaltung des größten üblichen Staats" stattfand. Am 25. schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Die Taufe ging gut von Statten, war aber traurig und ernst. Man sah ängstliche Gesichter und Augen voller Tränen; Kummer und eine Vorahnung alles kommenden Elendes überschatteten die Zeremonie, die ein Akt der Fröhlichkeit und Dankbarkeit hätte sein sollen.

Meine süße kleine Sophie benahm sich sehr gut und schrie nur wenig, aber Waldi und Vicky schrien dafür um so mehr und es gefiel ihnen gar nicht; sie fürchteten sich vor der Stille und den energischen Gesten des Pfarrers. Vicky schluchzte: „Laß den Mann unserm Baby nichts tun!" Der König sagte, daß er das Kind nicht halten könne, da er sich zu schwach fühle, so daß die Königin es ihm abnehmen mußte. Es war ein allgemeines Abschiednehmen, da ich keinen von der Familie vor der Abreise mehr sehen werde. Der erste Schritt der armen kleinen Sophie in diese Welt ist nicht von guten Vorzeichen begleitet, und das Herz ihrer Mama war schwer und traurig, trotz der Schönheit des Tages, des Sonnenscheins und der Blumen.

Die allgemeine Ansicht hier ist, daß England imstande gewesen wäre, diesen furchtbaren Krieg zu verhindern, wenn es im Verein mit Rußland, Österreich und Italien zu erkennen gegeben hätte, daß es dem Angreifer den Krieg erklären würde, und daß seine Neutralität Frankreich Vorteile und uns Nachteile bringe.

Die Franzosen können englische Pferde kaufen, da sie zu Schiff England erreichen können, während wir wegen der französischen Flotte nicht dazu imstande sind. Man vermutet, daß Lord Granville ganz auf seiten des Kaisers steht. Gott weiß, wie alles enden mag.

Fritz und ich nahmen heute morgen das Abendmahl, er reist heute noch nicht ab, glaubt aber mich morgen oder übermorgen verlassen zu müssen. Ich kann es nicht ertragen, daran zu denken ..."

Früh am nächsten Morgen um halb sechs verließ der Kronprinz das Neue Palais. An diesem Tage schrieb er in sein Tagebuch (Kriegstagebuch 27. Juli):

„Da meine Frau und ich uns verabredet hatten, wenn meine Abreise festgestellt wäre, keinen förmlichen Abschied voneinander zu nehmen, so hatte ich ihr gestern abend nichts von der plötzlich auf heute morgen angesetzten Abfahrt gesagt und erreichte es denn auch, ihr das wirkliche letzte Lebewohl vor dem Kriege dadurch zu ersparen, daß ich ihr nicht bestimmt den Grund meines so zeitigen Aufbruchs angab. Erst als ich bereits abgefahren war, brachte ihr meine kleine Victoria, die mich beim Abschiede schluchzend und schreiend gar nicht loslassen wollte, einige Zeilen von mir, welche den Sachverhalt mitteilten. Meine Kinder dagegen wußten, daß ich nach dem Kriegsschauplatz zog; ich mag an jene Stunde nicht zurückdenken."

Die Kronprinzessin fügte ihrem am vorhergehenden Tage (26. Juli) an die Königin Victoria geschriebenen Briefe folgende Nachschrift an:

„Ich saß gestern abend bis spät nachts auf, um Fritzens Rückkehr abzuwarten, schlief aber dann doch ein, ehe er kam. Bevor ich heute morgen aufwachte, stand er auf, und als ich fragte, wo er wäre, wurde mir mitgeteilt, daß er sich nach Berlin begeben habe. Ich fand ein Stück Papier mit einigen Worten von ihm, in denen er mir sagte, daß er zur Armee aufbräche und mir den Abschied hätte ersparen wollen. Die Absicht war gut, aber doch glaube ich, daß mir das Herz brechen will; er ist ohne Kuß oder Abschiedswort von mir gegangen, und ich weiß nicht, ob ich ihn wiedersehen werde. Ich weiß kaum, was ich schreibe, da mein Kopf vor Weinen schmerzt, und ich meine Tränen nicht zurückhalten kann. Mein lieber, lieber Fritz — der Himmel schütze ihn und wache über sein kostbares Leben. Wenn ich nur bei ihm sein und alle Gefahren, Anstrengungen und Sorgen mit ihm teilen könnte. Wie gern würde ich mit einem seiner Diener tauschen! . . ."

Auf die Bitte der Kronprinzessin um altes Leinen und andere Verbandstoffe in ihrem Briefe vom 2. Juni, erwiderte die Königin Victoria mit verfassungsmäßiger Korrektheit, daß es schwierig sein würde, sie ostentativ zu senden, da dies in Frankreich unfreundlich aufgenom-

men werden könne. Am 4. August erwiderte die Kronprinzessin:

„Ich habe gerade Deinen lieben Brief vom 1. bekommen und weiß, wie schwer Deine Stellung sein muß — der Herrscherin eines konstitutionellen und neutralen Landes! Ich kann sehr gut verstehen, daß es für Dich peinlich sein würde, mir ostentativ Verbandstoffe für die Verwundeten zu schicken — obgleich ich mir denken könnte, daß Du sie ebensogut wie mir der Kaiserin von Frankreich schicken könntest, ohne parteiisch zu scheinen. Ein Verwundeter ist kein Feind mehr, sondern nur ein leidender Mensch, der jedermanns Hilfe braucht. Ich glaube, die internationale Gesellschaft, zu der wir gehören, glaubt an diesen Satz. Ich hoffe nur, daß ich nach Deinen Wünschen handele, wenn ich Dir offen schreibe, was ich höre, sehe und denke. Ich wende mich nur persönlich an Dich als an meine liebe Mama und denke gleichzeitig, daß es für Dich angenehm und von Nutzen sein wird, zu erfahren, was man auf dieser Seite des Wassers denkt, und zwar aus einer inoffiziellen Quelle. Man sieht mich argwöhnisch an, da man annimmt, daß England der feindlichen Seite zuneigt und Lord Granville sowie Mr. Cardwell als Franzosen angesehen werden. Alles dies ist natürlich sehr unangenehm für Dich, aber Deine langjährige Routine, Dein fester Wille und Deine politische Erfahrung werden Dich durch alles hindurchgeleiten. Ich hoffe und vertraue auf Deine und des geliebten England Ehre und Ruhm. Vieles, was ich in der englischen Presse lese, bestärkt mich in diesem Vertrauen. Die Franzosen haben den Krieg auf die häßlichste Weise begonnen, indem sie eine offene Stadt (Saarbrücken) beschossen und mit drei ihrer Divisionen gegen ein Bataillon Infanterie und ein Regiment Kavallerie vorgingen. Siebzig Mann und zwei Offiziere sind auf unserer Seite gefallen.

Ich habe eine verrenkte Hand (oder eher Handgelenk), so daß ich nur mit Schwierigkeit schreiben kann, und Du also mein Gekritzel entschuldigen mußt. Nun muß ich in großer Eile schließen. Ich bekam Briefe von meinem lieben Fritz aus Stuttgart, Karlsruhe und Speier. Er schreibt mir, daß die Stimmung unter den Süddeutschen sehr freundlich ist, daß er keinen Unterschied mit der in Preußen findet, sondern sich dort ganz zu Hause fühlt. Sein Empfang muß ein ganz außergewöhnlicher gewesen sein. Bitte, lies Freiligraths prachtvolles Gedicht in der Volkszeitung von gestern."

Zwei Tage später, am 6. August, errang die vom Kronprinzen kommandierte Armee einen entscheidenden Sieg bei Wörth, welcher die französische Rheinarmee unter Marschall MacMahon außer Gefecht setzte. Der Sieg folgte unmittelbar auf das erste Treffen bei Weißenburg, das, wie der Kronprinz in seinem Tagebuch am 9. August notierte,

„. . . wohl mehr Eindruck auf die Gemüter machte, als der bald darauf wieder verkündete neue Erfolg. Wörth ist aber ein Sieg von geschichtlicher Bedeutung, denn abgesehen von seinem Gewicht als militärischem Ereignis ist wohl zu beachten, daß die Franzosen zum erstenmal seit 1815 in offener Feldschlacht geschlagen wurden.

Wie wunderbar, daß gerade mir beschieden war, das zu erleben, der ich gar nicht erwarten konnte, gleich in vorderster Reihe zum Kampf zu gelangen!"

Der Sieg von Wörth erfreute die Kronprinzessin außerordentlich; sie schrieb an die Königin Victoria am 11. August:

„Du wirst mir nicht böse sein, wenn ich mich der lieben von Marie Goltz freundlich geliehenen Hand bediene, um Dir diesen Brief zu schreiben, da ich mich hingelegt habe, um ein wenig zu ruhen, was ich sehr nötig habe. Eben erhielt ich Deinen lieben Brief vom 8., für den ich mich beeile, Dir herzlichst zu danken. Ich bin gerührt und entzückt über Deine ehrliche Freude an meines geliebten Fritzens Sieg! Der Erzieher der Kinder, Leutnant O'Danne, ist gestern, von Fritz geschickt, hier angekommen und brachte mir den eingeschlossenen Brief, den ich zurückzusenden bitte. Ich bin sicher, daß die Beschreibung der Schlacht von Wörth in Fritzens eigener Handschrift Dich interessieren wird; sie ist so bescheiden und ganz wie sein eigenes liebes Selbst. Leutnant O'Danne hat an der Schlacht teilgenommen und war voller Bewunderung für Fritzens Ruhe während der langen Stunden, in denen er kommandierte, denn diese furchtbare Schlacht dauerte den ganzen Tag. Leutnant O'Danne sagt, daß es Fritz gut ginge und er natürlich außerordentlich viel zu tun hätte.

Du fragst, ob ich irgendwelche Freunde oder Bekannte verloren habe. Leider hört man jeden Tag von neuen, die gefallen sind. Ein alter Freund von Christian, Major Senff, der

früher im selben Regiment wie Christian stand, ist von einer Granate in Stücke gerissen worden. Der Arme war immer voller Witz und Laune.

Gestern abend besuchte ich den alten General Esebeck und seine Frau, die ihren zweiten Sohn verloren haben; er hinterläßt eine Frau, die gerade einer Entbindung entgegengeht, und ein kleines Kind. Sie waren zwei Jahre sehr glücklich verheiratet; der Kummer der armen Mutter war herzzerreißend. Dann ist ein Schwager des Herrn von Schweinitz schwer verwundet worden, ebenso wie mein früherer Page, Leutnant Müller, General von Bose, einer unserer fähigsten Offiziere, hat eine schwere Fußverwundung.

Wir erwarten stündlich die Nachricht von einer anderen großen und furchtbaren Schlacht, wahrscheinlich in der Nähe von Metz, da die Franzosen alle ihre Kräfte zu einer großen Anstrengung zusammenzuraffen scheinen. Der zitternde Eifer, mit dem wir die Telegramme verschlingen, ist nicht zu beschreiben. Wie dankbar werden wir sein, wenn diese schreckliche Zeit vorbei ist und man wieder in Frieden leben kann.

260 verwundete Preußen kamen gestern in Berlin an, denen heute ein Zug mit verwundeten Franzosen folgte. Ich muß Dir mitteilen, und Du wirst, wie ich glaube, froh darüber sein, daß die gefangenen und verwundeten Franzosen überall mit großer Freundlichkeit und Sorgfalt aufgenommen werden.

Als ich beim Kriegsausbruch sagte, daß die Odds stark gegen uns stünden, war ich der Meinung der meisten Menschen, daß die Franzosen den Rhein überschreiten würden, ehe wir unsere Truppen sammeln könnten. Fritz erwartete niemals, daß er imstande sein würde, seine Armee aufzustellen, da er glaubte, die Franzosen würden die Pfalz, Darmstadt und Baden besetzen und die Armee am Versammeln hindern. Wie sie unsere Städte behandelt haben würden, haben wir durch ihre barbarische Beschießung und Einäscherung der offenen Stadt Saarbrücken gesehen. Wir fürchteten, daß unsere fruchtbaren Rheinprovinzen verwüstet und die Schlachten auf deutschem Boden geschlagen werden würden. Das war die angenehme Aussicht, die wir vor drei Wochen hatten. Aber ich zweifelte nie daran, daß der Erfolg auf unserer Seite sein würde, wenn wir unsere Kräfte rechtzeitig zu versammeln vermochten. Ich war gestern in Berlin und besuchte das Barackenhospital, das mit wunderbarer Schnelligkeit am Kreuzberg gebaut worden ist und sich in sehr gesunder Lage befindet. Der Bau wird von unseren besten Wissenschaftlern geleitet und wird sicher ein

Erfolg sein. Man trocknet den Grund aus, gräbt Brunnen, legt eine provisorische Feldbahn, Gas und Telegraph an. 1600 Mann können in den Baracken behandelt werden. Die Kosten tragen der Staat, die Stadt und ein Komitee, dem ich angehöre. Dann fuhr ich zum Rathaus, um das Depot von Leinwand und Verbandstoffen, Bettwäsche und Kleidern zu besichtigen. Alles wird von dem eben genannten Komitee und von einer Anzahl Damen besorgt, die sich dort täglich versammeln, oder von Soldatenfrauen, die für ihre Tätigkeit bezahlt werden. Nachmittags besuchte ich meinen Viktoria-Basar, der in derselben Weise tätig ist und Darmstadt wie Karlsruhe mit Hospitalleinen versorgen soll. Jedes Zeichen der Sympathie von seiten Englands wird mit Freude und Dankbarkeit aufgenommen und anerkannt. Freundliche Gaben aus Manchester und Liverpool sind dankbar angenommen und freudig begrüßt worden. Elend und Leiden sind ungeheuer und werden noch größer werden. Aber ich muß sagen, daß im ganzen Lande keine Frau ist, welcher Klasse sie auch immer angehören mag, die nicht ihr Letztes gerne hergibt, um die Leiden von Freund und Feind zu erleichtern. Es ist ein großes Liebeswerk, das manches angstvolle und schmerzende Herz tröstet, weil es die fieberischen Gedanken beschäftigt.

Ich hoffe bestimmt, die Erlaubnis zu erhalten, nach Homburg zu gehen und dort ein kleines Lazarett auf meine eigenen Kosten einzurichten. Ich habe schon eine ganze Menge Dinge dafür zusammen, und verschiedene freundliche Gaben helfen zu seiner Fertigstellung.

Ich war noch von den gestrigen Aufregungen sehr müde; Schlaf und Appetit sind nicht immer die besten, aber im ganzen geht es mir recht gut, meine süße kleine Sophie wächst und gedeiht und ist mein Trost und Vergnügen.

Die älteren Kinder verstehen nicht viel von dem, was vor sich geht, trotzdem sie es sehen und hören. Willy und Vicky zeigen jedes auf seine Weise viel Interesse an den Tagesereignissen ..."

Der Sieg von Wörth brachte dem Kronprinzen eine ungezählte Menge von Gratulationen ein. Am 19. August schrieb er in sein Tagebuch:

„Mir wird aus der Heimat ungemein viel Lob gespendet, weit mehr, als ich es verdient habe. Ist es aber nicht eine eigene Fügung, daß ich, der ich viel lieber in Werken des Friedens

Anerkennung erntete, verurteilt bin, solche blutige Lorbeeren zu erringen? Möge dereinst der friedliche Teil meiner Aufgabe desto heilbringender sein! Auch aus England kommen mir Beweise von Teilnahme für meine Siege, was mich unendlich erfreut. So hat beispielsweise Lord Granville in einem Privatbriefe an meine Frau förmlich gegen den Gedanken protestiert, als ob seine Politik durch Sympathie für Frankreich geleitet würde."

In ihrem vom 4. August datierten Brief an die Königin Victoria hatte die Kronprinzessin dem „wundervollen Gedicht" Freiligraths wärmsten Beifall gespendet. Nun war sie erfreut und geschmeichelt, von der Königin Victoria, die ihr am 17. August schrieb, zu hören, daß es von Mr. Theodor Martin ins Englische übersetzt worden sei. Drei Tage später schrieb die Kronprinzessin, welche noch mit ihren Lazarettpflichten beschäftigt war, folgenden Brief:

„Wie ausgezeichnet Mr. Martin Freiligraths Gedicht übersetzt hat! Der Artikel im ‚Daily Telegraph', für den ich Dir sehr danke, ist wirklich sehr gut. Ich bin sehr froh in dem Gedanken, daß unsere Zeitungen Fritz die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er verdient, und sende Dir einige Photographien der Jungen, die eben aufgenommen worden sind. Heute morgen habe ich wieder Verwundete gesehen. Fritz und die Königin sind beide dafür, daß ich nach Homburg gehe. Wenn es also der König erlaubt, werde ich bald dorthin aufbrechen ...

Gestern war die Aufregung infolge der Nachrichten über die Schlacht vom 18. groß; wir erwarten mit Spannung Einzelheiten. Ich höre, daß Louis und seine Brüder gesund sind, und hoffe es von unseren übrigen Prinzen auch. Wir erwarten ängstlich neue Nachrichten aus Paris. Eine Revolution scheint dort nicht mehr so dicht bevorzustehen, aber ich bin froh, daß ich nicht in der Lage der Kaiserin bin. Auch die Lage des Kaisers muß furchtbar sein. Wie gut erinnere ich mich an die Zeit vor 15 Jahren; wer würde damals gedacht haben, daß es mit dem Kaiser ein solches Ende nehmen würde? Aber wie kann eine Regierung zum Besten der Nation geleitet werden, wenn eine derartige Korruption und Bestechungsmöglichkeit unter den Staatsbeamten herrscht, denn der Kaiser hat kaum jemand um sich, der anständig ist. Wie schlecht ihm Benedetti, Gra-

mont, Ollivier und Leboeuf gedient haben! Es ist hauptsächlich ihr Fehler, daß er in seine jetzige Klemme geraten ist. Seitdem die Gesundheit des Kaisers zu wünschen übrigließ, ist der Ruf seines Genius im Schwinden, und er hat einen Fehler nach dem anderen gemacht. Es ist eine melancholische Geschichte."

Alle Aufmerksamkeit richtete sich nun auf die beiden französischen Armeen unter Marschall Bazaine und Marschall MacMahon. Die erste war in Metz belagert und von den Deutschen umgeben; die zweite, zu welcher sich der Kaiser Napoleon begeben hatte, hatte etwa eine viertel Million Mann auf den Fersen. Es hat sich häufig die Frage erhoben, welche der beiden Armeen, die französische oder die deutsche, besser bewaffnet war. Die Deutschen waren wie in den Feldzügen von 1864 und 1866 mit dem Zündnadelgewehr, die Franzosen mit dem Chassepot ausgerüstet. Die Ansicht der Kronprinzessin über diese und andere Fragen des Krieges geht aus ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 26. August hervor:

„Wir hören jeden Tag neue Unglücksbotschaften; aber es hätte keinen Zweck, wenn ich Dir die Namen all der unglücklichen Opfer nennen würde, da Du sie nicht kennst. Für uns ist das alles sehr traurig, da es unsere Freunde waren, und wir von ihren trauernden Verwandten umgeben sind. Der größte persönliche Verlust für uns ist Herr von Jasmund, Fritzens früherer Adjutant, mit dem er sehr befreundet war. Er hinterläßt seine arme kleine Frau und ein zweijähriges Kind und war ein sehr ergebener, anhänglicher, vertrauenswürdiger und ausgezeichneter Mensch. Es ist zu traurig. Langenbeck, an den Du Dich entsinnen wirst, hat auch seinen ältesten Sohn verloren. Die Gräfin Alvensleben, Mariannens Haushofmeisterin, hat beide Söhne verloren. Ich könnte Dir noch viele solche Unglücksbotschaften mitteilen! Der Zorn gegen die Franzosen wächst von Tag zu Tag, was nur natürlich ist, wenn man bedenkt, daß sie diesen Krieg über uns gebracht haben, daß wir es nicht waren, die ihn erstrebten, daß wir genötigt sind, die wertvollsten Leben unseres Landes zu opfern, um ihrer unverschämten und ungerechten Einmischung entgegenzutreten. Ich hatte heute einen neuen Beweis dafür, daß sie dies selbst fühlen. Baron Perglas, der bayrische Gesandte, erzählte mir,

daß der Herzog von Gramont, den man fragte, warum er den Krieg in so unverantwortlicher Weise vom Zaune gebrochen und die Franzosen in solches Unglück gestürzt habe, erwiderte: ‚La guerre n'était pas inévitable, il y avait vingt manières d'arranger cette affaire. Mais j'ai demandé a Leboeuf, êtes-vous prêt? Il m'a répondu: archiprêt.' Wie doppelt unrecht war es von den Ministern, den Kaiser in solches Unheil zu stoßen. Natürlich habe ich das größte Mitleid mit den Tausenden von unschuldigen Franzosen, die natürlich nicht für ihre Regierung verantwortlich sind. Fritz und mir tun sie außerordentlich leid; aber in der Öffentlichkeit werden sie im allgemeinen wenig bedauert. Sie werden niemals zugeben, daß sie in schlimmer Lage sind, und erfinden immerfort die unmöglichsten Lügen. Ich hatte heute einen Brief von Fritz vom 18., und gestern kam einer seiner Diener zurück. Fritz hat den König in Pont-à-Mousson besucht und setzt jetzt seinen Marsch auf der Straße nach Paris fort. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, ob noch eine andere blutige Schlacht stattfinden wird oder nicht. Ich fürchte, daß es noch eine vor Paris geben wird. Auch machen die Franzosen vielleicht noch einen verzweifelten Versuch, aus Metz auszufallen. Ihre weltberühmte Armee ist ohne Zweifel sehr gut, aber ihre Mannschaften sind mit den unsrigen nicht zu vergleichen. Die Chassepots sind sehr viel besser als unsere Zündnadelgewehre und verschaffen ihnen viele Vorteile; ihre Mitrailleusen haben starke Wirkung, können aber unsere braven Soldaten nicht erschrecken ...

Es geht uns gut, nur sind meine Nerven natürlich oft sehr angegriffen, wie im übrigen auch die aller anderen, vor allen Dingen, wenn ich die unglücklichen Menschen in Trauer und die Leidenden gesehen habe. Es ist sehr gut von Euch allen, daß Ihr so viel für die Verwundeten tut und Euch so für sie interessiert. Ich kann mir nicht denken, daß es jemand gibt, der ihnen nicht zu helfen wünscht. In Berlin und Potsdam geht es ihnen in der Tat sehr gut, aber überall vom Rhein her hören wir sehr anders lautende Berichte. Leider geht die liebe Marie Goltz nicht mit mir, wie sehr werde ich sie vermissen. Ihrem Gatten und ihren Brüdern geht es übrigens gut. Ich vertraue darauf, daß die neutralen Mächte uns bei der Festsetzung der Friedensbedingungen nicht in den Arm fallen werden; sie haben den Krieg nicht verhindert oder uns geholfen, ihn auszukämpfen, so werden sie, wie ich hoffe, uns unsere eigenen Bedingungen stellen lassen und sich nicht zugunsten des Angreifers hineinmischen. Das wäre in mehr als einer Hinsicht ein arges Miß-

geschick, und wir freuen uns sehr, aus der ,Times' zu ersehen, daß es nicht wahrscheinlich ist.

Ich muß schließen, meine geliebte Mama; ich küsse Deine liebe Hand viele Male und danke Dir herzlichst für Deinen lieben Brief, den ich mit großem Vergnügen empfangen habe. An diesem lieben Tage denke ich an frühere glückliche Jahre, als ungestörter und unbewölkter Friede herrschte — niemand von uns wußte, was für Kummer, Prüfungen und Ängste uns bevorstanden. Wie hat sich die Welt seit damals verändert! Und trotzdem, bei sorgfältiger Prüfung kann man die Fäden, die zum gegenwärtigen Unglück geführt haben, weit zurück verfolgen; ich erinnere mich an viele Worte meines lieben Papas und sehe, wie recht er hatte, und wie richtig alles war, was er sagte. Der liebe Papa, ich denke an ihn mit immer größerer Sehnsucht, je weiter die Zeit fortschreitet. Warum kann er nicht hier sein, um uns zu helfen — man fühlt sich oft traurig und müde, wie er, glaube ich, auch zuweilen —, so dürfen wir ihm nicht die selige Ruhe des Gerechten mißgönnen, der seinen Lebenslauf zurückgelegt und einen guten Kampf gefochten hat, sondern wir müssen uns an ihn mit Liebe und Dankbarkeit, wenn auch schmerzenden Herzens erinnern, da er eine Lücke zurückgelassen hat, die niemals, niemals wieder in diesem Leben geschlossen werden kann.

Bitte grüße alle die lieben Geschwister, besonders Bertie und Alix herzlichst. Ich bin sicher, der liebe Bertie muß Fritz beneiden, der ein so aufreibendes, aber auch so nützliches Leben hat. Es ist mir lieber, daß er seinem Lande dient, als daß er an meiner Seite ist, obgleich der Himmel weiß, wie schrecklich es ist, so viel allein und in großer Angst sein zu müssen, wie ich es bin. Ich hoffe, daß es Dir gut geht, und daß alle diese Aufregungen Dich nicht allzusehr mitnehmen."

Inzwischen waren die Anstrengungen der Kronprinzessin um das deutsche Lazarettwesen von den Behörden wenig unterstützt und sogar mit Mißbilligung begrüßt worden.

„Meine Frau," notierte der Kronprinz am 23. August in sein Tagebuch, „begibt sich nach Homburg vor der Höhe, behufs Einrichtung einer Musterbaracke daselbst und Beaufsichtigung der im argen liegenden Lazarettanstalten am Rhein. In Berlin und Potsdam wurden alle ihre Versuche und Anerbietungen im Sinne der Krankenpflege schnöde abgewiesen."

Mit solchen Widerständen hatte die Prinzessin selbst bei so notwendigen Dingen wie der Beschaffung des Pflegepersonals für die Verwundeten zu kämpfen!

Am 1. September errang Preußen den krönenden Sieg von Sedan, wo Kaiser Napoleon und MacMahons 120000 Mann starke Armee eingeschlossen und geschlagen wurde. Der Kaiser ergab sich am nächsten Tage und wurde nach Wilhelmshöhe bei Kassel geschickt. In Paris brach infolge der Ereignisse eine Revolution aus, welche die kaiserliche Gewalt durch eine Republik ersetzte und die Kaiserin Eugenie zwang, nach England zu fliehen. Die Nachricht überraschte und erregte die Prinzessin, welche am 6. September an die Königin Victoria schrieb:

„Welch erstaunliche Nachricht! Ich konnte kaum meinen Ohren trauen, als ich sie hörte — die Aufregung und das Entzücken des Volkes kennen hier keine Grenzen.

Armer Kaiser, seine Karriere ist beendet, aber er hat seinen Fall sich selbst zuzuschreiben, und man kann nur Mitleid mit ihm haben, besonders da er die unglückliche Ursache von so viel Blutvergießen und so viel Leid ist, das niemals geheilt werden kann. So viele Herde und Heime sind ins Unglück gestürzt worden, so viele Herzen gebrochen und überdies leiden so viele unselige Menschen ganz entsetzlich. Unglücklicher Kaiser, der für alles dieses verantwortlich und trotzdem ein so freundlicher und gefühlvoller Mensch ist! Er hat das Beste getan, was ihm unter diesen Umständen zu tun übrigblieb; er kann der ritterlichsten und großmütigsten Behandlung von seiten des Königs sicher sein, er hat sich freiwillig einem Gleichgestellten ergeben, was nicht so erniedrigend ist, als von der wütenden Menge vom Throne und aus dem Lande gejagt zu werden. Solch ein Schicksal ist recht melancholisch, kann uns aber als gute Lehre dienen. Mögen wir alle daraus lernen, wohin uns Frivolität, Selbstüberhebung und Unmoralität führen! Die Franzosen haben auf ihre eigene Vortrefflichkeit gebaut und sich vollkommen getäuscht. Wo ist ihre Armee? Wo sind ihre Staatsmänner? Sie verachteten und haßten die Deutschen, welche zu beleidigen sie für etwas ganz Gesetzmäßiges hielten. Wie hart ist ihre Strafe! Ob der Krieg zu Ende ist oder nicht, wissen wir nicht, da wir keine Briefe oder Einzelheiten seit den letzten Ereignissen erhalten haben. Aber da keine französische

Armee übrig ist, sehe ich nicht ein, mit wem wir noch weiter kämpfen sollen. Unser Marsch nach Paris wird fortgesetzt; mit welchen Schwierigkeiten unsere Truppen dort zu kämpfen haben, weiß ich nicht. Es würde der Kunst wegen traurig sein, wenn die wunderbare Stadt zu leiden haben sollte. Ich vertraue darauf, daß es nicht dazu kommen wird. Wer kann wissen, ob die Republik sich dem Frieden geneigt zeigen wird? Ich fürchte, sie wird es nicht tun. Was aus der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen geworden ist, haben wir nicht gehört, arme Dinger! Ich hoffe, daß sie in Sicherheit sind — vermutlich werden sie ihr geliebtes Paris niemals wiedersehen. Wenn ich an 48 und 55 und sogar an den letzten Dezember denke, als ich den Kaiser und die Kaiserin zuletzt gesehen habe, scheint mir alles wie ein Traum. Aber selbst damals fühlte jedermann, daß das Kaiserreich auf einem Pulverfaß stand und ein Funke alles in Brand setzen würde; kein Wunder, daß bei so unfähigen Leuten wie dem Herzog von Gramont und den Herren Ollivier und Benedetti das Feuer bald ausbrach. Wäre der Kaiser noch so gewesen wie früher, hätte er die Zügel der Regierung festgehalten, so würde das alles vielleicht nicht passiert sein, aber seine Gesundheit und seine Energie sind dahin — er ist apathisch und unfähig, seine Angelegenheiten selbst zu führen, und wie Despotismus immer stürzen muß, ist auch sein Reich zu Ende gegangen — mehr wie das Platzen einer Seifenblase als der Fall eines mächtigen Monumentes, das alles unter seinen Ruinen begräbt. Was für eine Vergeltung scheint dies für das blutige Drama in Mexiko und die Behandlung der Orléans! Diese letzteren haben in Deutschland alle Sympathie seit dem greulichen Brief des Prinzen von Joinville verloren, der die Bevölkerung aufhetzt, sich selbst zu verteidigen und den Feind loszuwerden, indem sie die deutschen Soldaten kaltblütig ermorden solle! Das ist doch zu gräßlich! Stimmen aus allen Bevölkerungsklassen werden hörbar, die befürworten, daß Deutschland seine alten Provinzen Elsaß und Lothringen wiedergewinnen müsse. Ich glaube nicht, daß das gut wäre, aber ich sehe keine Möglichkeit für die Regierung, der bestimmten Forderung der deutschen Nation zu widerstehen! Heute war ich in Frankfurt, habe die Hospitäler inspiziert und verschiedene Notabilitäten besucht. Alle sind höchst patriotisch.

Wir haben jetzt nicht weniger als 120000 französische Gefangene in Deutschland! Ist das nicht wunderbar? Dazu kommen noch 50 Generäle und der Kaiser selbst und auch jetzt wollen die Franzosen noch nicht glauben, daß sie wirklich in

fairer Weise geschlagen worden sind. Sie schreiben alles dem reinen Zufall zu und leugnen jeden unserer Siege. Die liebe Alice war für einen Tag bei mir. Ich glaube, es geht ihr wirklich sehr gut; sie tut eine ganze Menge, ich hoffe, Louis wird bald in der Lage sein, zu ihr zurückkehren zu können. Mein Aufenthalt hier ist von einigem Nutzen und tut Gutes. Ich bin in der Lage, vieles in Ordnung zu bringen; für sie ist es eine zu schwere Arbeit, da sie für das liebe Baby zu sorgen hat. Immerhin komme ich im ganzen gut aus, wenn ich nicht zu lange in der schlechten Luft der Hospitäler verweile. Auf meine Kosten sind die großen Baracken ausgebessert worden; es war alles in einem zu schlechten Zustand als daß es so hätte bleiben können. Die Lazarette in den Dörfern der Umgegend, welche ich an einem Nachmittag besuchte, sind sehr schlecht — gewöhnlich sind die Leute sehr nett zu den Verwundeten, verstehen aber nicht mit ihnen umzugehen und sind über alle Begriffe schmutzig. Mir wird manchmal ganz übel vor Ekel; aber der einzige Weg, ein derartiges Unternehmen zu verbessern, ist, daß man es genau inspiziert.

7. September.

Während dieser letzten Tage mußte ich oft an Stellen in Shakespeares „Heinrich V." und „Richard II.", die ganz ausgezeichnet auf die gegenwärtige Lage passen, denken. Der arme General Failly, den ich kannte und der zu den anständigeren französischen Generälen gehörte, tut mir leid. Bazaine und Palikao halte ich für Schufte, aber Bazaine ist ein ausgezeichneter Soldat. An Metz und Straßburg mag man gar nicht denken, es ist zu schrecklich. Die Deutschen bedauern, daß sie Straßburg beschießen mußten, aber es war unvermeidlich. Metz kann sich nicht mehr lange halten, da die Situation innerhalb seiner Mauern zu grauenhaft sein muß. Unsere Verwundeten, die von dorther gekommen sind, sagen, daß sie sehr freundlich behandelt wurden. Der arme Lothar Hohenthal, Valeries jüngster Bruder, ist auch gefallen! Armer junger Mann, er war kaum zwanzig, sehr hübsch und vielversprechend! Ich habe ihn schon als kleinen Jungen gekannt. Es ist sehr freundlich von Dir, daß Du Deine Sympathie mit all den beraubten Familien meiner Bekanntschaft ausdrückst. Ich werde es allen mitteilen, die mir Gelegenheit dazu geben. All dies Unglück zieht die Herzen zueinander und bringt die Menschen einander näher, welche in glücklichen und ruhigen Tagen aneinander vorbeigegangen wären, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Das Gefühl, daß

man zu einer großen Nation gehört, umfängt die Gedanken im Norden und Süden, von hoch und niedrig — allen Partikularismus — das ist, wie ich sagen muß, eine sehr angenehme Erfahrung — es vereinfacht alles und gibt allen Taten einen neuen Antrieb. — Armes Deutschland, es hat seine Einigkeit und Unabhängigkeit teuer mit dem Blut seiner Söhne bezahlt. Es ist eine große Befriedigung für mich, zu sehen, wie preußisches Wesen, Disziplin, Gewohnheiten usw. geschätzt und in ihrem wahren Lichte erkannt werden und ihre Überlegenheit mit Vergnügen und Stolz anstatt mit Eifersucht, Furcht, Verachtung und Haß aufgenommen wird. Wir verdanken Friedrich dem Großen und seinem Vater, Scharnhorst, Stein und Hardenberg, was wir sind; wir sagen es mit Dankbarkeit ohne Ruhmsucht und Selbstüberhebung. Wir sind der Sympathien Englands und seiner Billigung würdig und fühlen mit Sicherheit, daß sie uns nicht mehr lange vorenthalten werden können.

Fritz schreibt, daß er viele Briefe gesehen hat, die aufgefangen worden sind — von einem französischen Offizier an den anderen, welche die furchtbarste Illustration der französischen Armee in bezug auf Ehrlichkeit und Moralität sind. Diebstahl und Plünderung sind in unglaublicher Weise an der Tagesordnung, nicht nur unter den Turkos. Die Kaiserin tat wohl und recht daran, ihre Kronjuwelen aus eigenem Antriebe hinzugeben, bevor es eine Notwendigkeit bedeutete. Die Königin Isabella benahm sich sehr anders.

Was werden Bertie und Alix zu all diesen wunderbaren Ereignissen sagen? Wenn ich an den Kaiser und die Kaiserin denke, wie sie 1855 im Zenit ihres Ruhmes standen, und an die Zeit der Ausstellung, als die Herrscher Europas ihnen alle Höflichkeit bewiesen und sie so liebenswürdig und nett zu allen waren! Ein sonderbarer Kontrast! Fröhliches und reizendes Paris! Unsere Armut, unsere häßlichen Städte, unsere schwere Arbeit, unser ernsthaftes Leben sind gesund für uns, sie haben uns stark und entschlossen gemacht. Es würde mich sehr betrüben, wenn wir Paris imitieren und uns dem Vergnügen soweit hingeben wollten, daß uns keine Zeit zur Selbstprüfung und zu ernsten Gedanken übrigbliebe. Die alte Geschichte lehrt dasselbe wie die neue. Es ist eine harte und bittere Lehre für die, welche sie erst mit Hilfe einer trüben Erfahrung begreifen müssen. Der arme Kaiser hat genug Muße, sie jetzt zu studieren."

Dieser Brief spiegelt in besonderem Maße die deutsche Meinung jener Zeit wieder: Den Mangel an Sympathie für

Napoleon, die Möglichkeit eines schnellen Kriegsendes, und als Friedensbedingung die Rückgabe der Provinzen Elsaß und Lothringen an Deutschland. Über allem schwebte der Wunsch, daß die deutsche Einheit in bestimmter Form proklamiert würde, eine Ansicht, welche der Kronprinz lebhaft im Rate des Königs vertrat. Bismarcks eigene Meinung über die Tätigkeit des Kronprinzen in dieser Periode können wir aus folgenden Auszügen erkennen.

„Die Initiative für jenen Wechsel der Kriegführung ging in der Regel nicht vom König, sondern vom Generalstab der Armee oder dem des Kronprinzen aus, der das Oberkommando führte. Daß dieser Kreis englischen Ansichten offenstand, wenn sie in freundlicher Weise vorgebracht wurden, war nur natürlich; die Konprinzessin, Moltkes verstorbene Frau, die Gattin des Grafen Blumenthal, des Chefs des Stabes und späteren Feldmarschalls, und Frau von Gottberg, die Gattin des nächsteinflußreichen Stabsoffiziers, waren alle Engländerinnen.“ (Butler, Bismarck.)

Die Ansicht des Kronprinzen über Elsaß-Lothringen war eine sehr entschiedene.

„Elsaß und vielleicht einen Teil Lothringens zu nehmen, sind die von Deutschland gebrachten Opfer wohl wert; ich würde jene Länder einfach als Reichslande, im Namen des dann hoffentlich wiederhergestellten Reiches, eventuell Bundes, selbständig verwalten lassen, ohne ihnen eine Dynastie zu geben oder sie einem regierenden Hause zu unterstellen. Ein aus Eingeborenen gebildeter Verwaltungsrat, in welchen auch preußische und süddeutsche Beamte treten könnten, sollte dann während des Übergangsstadiums aus dem französischen in das deutsche Staatsleben die Leitung in die Hand nehmen. Es kommt zunächst darauf an, Elsaß von dem großen Staatskörper Frankreich loszulösen, gleichzeitig aber auch jenes Land sofort fühlen zu lassen, daß es Mitglied eines anderen, ebenso großen Staates ward und nicht verurteilt sei, die Kleinstaaterei Deutschlands mitmachen zu müssen. Graf Bismarck scheint mir bis jetzt keine besonders wilden Pläne zu haben, vielmehr äußerte er sich noch in Reims meinen Forderungen gegenüber eher zurückhaltend.“

Inzwischen war die Kronprinzessin trotz allen Widerständen bei der Schaffung besserer Lazarettverhältnisse in

Homburg erfolgreich gewesen; von hier aus schrieb sie an die Königin Victoria am 17. September:

„Die Armee marschiert auf Paris. Ich hoffe und vertraue, daß dort nichts Schreckliches passieren wird. Ich glaube nicht, daß sie einen sehr heftigen Widerstand erwarten, lebe aber in der Furcht, daß in Laon etwas geschieht ...

Unsere Hospitaleinrichtungen sind jetzt sehr verbessert worden; in weiteren vierzehn Tagen wird das Lazarett ganz anders aussehen und die armen Verwundeten werden sich bedeutend wohler fühlen. Das Vorurteil von Ärzten und Patienten gegen frische Luft zu überwinden, ist wirklich fast ganz unmöglich. Wir haben keine einzige Schwester, keinen einzigen Wärter hier, nur Leute aus der Stadt, die schmutzig, unwissend und äußerst nutzlos sind, haben uns aber nach besseren Kräften umgetan, die wir bald erhalten sollen. Dr. Schröder und Dr. Doetz sind ausgezeichnet — aber die anderen Ärzte sind wirklich die reinen Unglücksraben, dumme alte Kerle — manch armer Teufel hätte gerettet werden können, wenn sie ihr Metier verstanden hätten. Professor Schillbach aus Jena ist hergekommen und hat verschiedene Operationen ausgeführt, ebenso Generalarzt Koch aus Kassel, der sich bemühte, ein wenig Ordnung in die Dinge zu bringen, da die Organisation wirklich zu trostlos war."

Der Kronprinz schrieb seine Ansicht über die Tätigkeit seiner Gemahlin in sein Tagebuch vom 10. und 11. September:

„Hauptmann von Dresky traf mit Briefen meiner Frau aus Homburg und anderen Nachrichten aus der Heimat ein. Mit inniger Freude erfahre ich von verschiedenen Seiten, daß das Erscheinen meiner Frau in den Lazaretten zu Homburg, Frankfurt und der Rheingegend richtige Würdigung findet, wie auch, daß Beamte und Ärzte ganz erstaunt über ihre Kenntnisse sich äußern. Ich konnte zwar nichts anderes erwarten, höre aber doch mit unbeschreiblicher Genugtuung die Tatsachen aussprechen, denn es ist endlich Zeit, daß meiner Frau die Anerkennung wird, die sie schon so lange verdiente. Gegenwärtig läßt sie in Homburg auf ihre Kosten eine Baracke bauen, um ihre eigenen Grundsätze zur Geltung zu bringen."

Nach der vernichtenden französischen Niederlage bei Sedan fanden die deutschen Armeen wenig Widerstand im offenen Feld, so daß sie am 19. September Paris völlig

umzingelten; die Stadt bereitete sich zu hartnäckigem Widerstand vor. Inzwischen war die Kaiserin Eugenie auf ihrer Flucht in England angekommen. Die Nachricht von ihrer Ankunft erweckte in der Kronprinzessin die lebhafteste Erinnerung an ihren eigenen Besuch in Frankreich im Jahre 1855.

„Alles was Du in Deinem Briefe sagst," schrieb sie aus Homburg am 24. September, „ist sehr wahr. Der liebe Papa hatte wegen des Kaisers Napoleon vollkommen recht. Nun da er im Unglück ist, will ich nicht schlecht von ihm reden. Er hat geerntet, was er säte, er war der Verderber ganz Europas — ganz Europa lag ihm zu Füßen, war geblendet von dem Glanz seiner Hauptstadt und seiner eigenen Herrlichkeit, aber seine Politik war verderblich, unehrlich und gefährlich; trotzdem war er kein schlechter Mensch, wie der alte König von Hannover oder der verstorbene König von Neapel. Er hat viele gute und hochherzige Dinge getan, die Kaiserin vielleicht noch mehr als er, so daß die Heftigkeit und die Wut der Pariser, die kaum imstande zu sein scheinen, genug Infamien auf die Häupter des unglücklichen Paares zu häufen, uns anwidern. Die kaiserliche Regierung ist für viel Unglück verantwortlich, außer all dem Blut, das jetzt vergossen worden ist; es muß ein so schreckliches Gefühl für den Kaiser und die Kaiserin sein, daß ich sie bemitleide; außerdem scheinen sie aller Mittel beraubt zu sein (zu ihrer Ehre sei es gesagt).

Der Brief, den Du mir über die Flucht der armen Kaiserin geschrieben hast, war sehr interessant. Welche Schande, daß kein französischer Gentleman sie begleitete! Ist es nicht ein Zeichen, wie sehr die Franzosen degeneriert sind, daß sie jetzt in der Stunde der Gefahr Lügen verbreiten, an die sie glauben — ein französischer Sieg bei Toul, ein anderer vor den Mauern von Paris? Nach der Eroberung von Paris werden sie erst ihre Lage erkennen und zu vernünftigen Vorschlägen kommen; ich weiß nicht, wie der König eher an Frieden denken kann.

Eine sehr unerfreuliche Nachricht hat mich erreicht. Fritzens Briefe an mich vom 1. und 2. (ich wunderte mich immer, daß ich sie nicht erhalten habe) sind in die Hände der Franzosen gefallen, so daß ich vielleicht das Vergnügen haben werde, sie in irgendeiner gefälschten Form in den französischen Zeitungen zu sehen. Fritz ist es sehr unangenehm, da er außer anderen sehr interessanten Einzelheiten die Unterhaltung zwischen dem

König und dem Kaiser wiedergegeben hat. Noch etwas anderes stört mich außerordentlich, daß nämlich der König, nachdem er erst mein Herkommen gebilligt hatte, nun ärgerlich ist und wünscht, daß ich nach Berlin zurückkehre — was ich aber nicht tun kann, da das ganze Lazarettwesen auf meinem Hiersein beruht, und gerade anfängt recht gut zu funktionieren. Ist das nicht ärgerlich und aufreizend? Jeder meiner Pläne wird vom König oder der Königin durchkreuzt; sie sind nie mit dem einverstanden, was ich tue — es ist sehr niederziehend."

Am vorhergehenden Tage, dem 23. September, hatte sich die französische Armee bei Toul ergeben und am 27. folgte Straßburg. Die Kronprinzessin war inzwischen so tätig wie immer gewesen, um die Leiden der Verwundeten zu erleichtern und den Lazarettdienst zu verbessern. Am 30. September schrieb sie an die Königin Victoria:

„Gestern abend kehrte ich von einer sehr ermüdenden Tournee nach Wiesbaden, Biebrich, Bingen, Bingerbrück, Rüdesheim und Mainz zurück. In all diesen Städten besichtigte ich die Lazarette, eine Tätigkeit, die einem sehr auf die Nerven geht und besuchte außerdem die Behörden usw. Das Wetter war prachtvoll, der schöne Rhein sah so herrlich aus, wie nur möglich; hätte ich nicht eine solche Sorgenlast zu tragen und zugleich so viel Arbeit, würde ich mich über die Tour durch das bezaubernde Land wirklich gefreut haben. Einige Lazarette waren gut eingerichtet, aber nur sehr wenige, andere erträglich und der Rest schauderhaft, schmutzig und schlecht geleitet. Überall tut die Bevölkerung ihr möglichstes und bietet ihre ganze Geschicklichkeit und alle Mittel auf, um die Kranken und Verwundeten zu pflegen und ihnen alle Bequemlichkeit zu verschaffen, aber häufig wird alles ganz falsch gemacht und man hat dann einen sehr peinlichen Eindruck. In Mainz traf ich auf viele verwundete französische Offiziere. Dann sah ich mir die französischen Gefangenen an, 5000 in einem Lager zusammen, ein merkwürdiger Anblick. Sie waren sehr dankbar, scheinen gut verpflegt zu werden und sind froh, daß sie nicht mehr kämpfen müssen.

Ich habe Briefe von Fritz bis zum 23. Es geht ihm gut, er ist in Versailles. Paris wird ihnen noch eine Zeitlang zu schaffen machen, fürchte ich."

Vier Tage später, am 5. Oktober, notierte der Kronprinz in sein Tagebuch:

„Über die Lazaretteinrichtungen am Rhein und in Frankfurt a. M., denen meine Frau sorgsame Aufmerksamkeit schenkt, vernehme ich anerkennende Urteile. Unendlich glücklich macht es mich, von vielen Seiten die große Verehrung wiederholen zu hören, welche das stille, aber sachverständige und feste Auftreten meiner Frau überall hervorruft. Sie hat in Homburg eine wahre Musterbaracke geschaffen, die hoffentlich bald Nachahmung finden wird. Ich teilte Sr. Majestät vieles von dem, was ich hierüber erfahren, mit, ohne aber ein Wort der Anerkennung als Erwiderung zu hören.“

Der letzte Satz gibt einen kleinen Begriff von dem Widerstand, der sogar in den höchsten Kreisen den philanthropischen Bemühungen der Kronprinzessin entgegengesetzt wurde.

Am 27. Oktober kapitulierten nach einer Belagerung von 70 Tagen die Festung von Metz und Bazaines ganze Armee von über 170000 Mann. Es war die vierte französische Armee, die in zwei Monaten gefangen wurde; infolgedessen wurden deutsche Kräfte von 200000 Mann frei und in den Stand gesetzt, den neuen französischen Truppen wirkungsvoll entgegenzutreten, die Gambettas Energie zur Entsetzung von Paris aufzustellen vermochte. Die deutschen Siege brachten vielen Offizieren in den höheren Kommandostellen verdiente Ehren ein; der Kronprinz wurde für seine Verdienste mit der Feldmarschallswürde belohnt, eine Ehre, die auch dem Prinzen Friedrich Karl zuteil wurde. Vier Tage später, am 31. Oktober, schrieb die Kronprinzessin:

„Ich habe Dir seit der großen Neuigkeit der Kapitulation von Metz nicht mehr geschrieben. Wenn man nur hoffen könnte, daß Paris sich vor der schrecklichen Alternative einer Beschießung oder einer Hungersnot ergeben würde! Es hat keinen Sinn für die Franzosen, länger Widerstand zu leisten — dies würde Frankreich die entschwundene militärische Ehre nicht wiedergeben — sondern nur endloses und schreckliches Elend über viele Tausende von Unschuldigen bringen. Ich glaube, daß

man es im allgemeinen dem General Trochu zu verdanken hat, daß sie nicht nachgeben wollen; er opfert die Einwohner seiner eigenen persönlichen Eitelkeit. Die Kaiserin ist in Wilhelmshöhe, kehrt aber, wie ich höre, heute oder morgen nach England zurück. Fritz hat den Rang eines Feldmarschalls erhalten, und Fritz-Karl auch — es ist das erstemal, daß ein Prinz dieses Hauses diesen Titel bekommen hat! Ich glaube, er ist in der Tat wohl verdient. Die Königin ist heute nach Frankfurt gefahren, um den Großherzog von Hessen und die ganze Familie zu besuchen, auch die Herzogin von Hamilton ... Ich höre beinahe jeden Tag von Fritz — es geht ihm gut, aber er ist bei dem Gedanken an die Verlängerung des Krieges und die Belagerung von Paris bedrückt.

Waldy hat sich von seiner Krankheit vollkommen erholt und sieht sehr gut, wenn auch noch etwas mager, aus. Die anderen sind gesund. Wie geht es dem lieben Leopold? Ich habe so lange nichts von ihm gehört. Die drei gefangenen Marschälle werden nach Kassel gesandt — so wird wenigstens der Kaiser Gesellschaft haben. Es scheint so außerordentlich, daß wir die französische Armee gleich en gros gefangen haben!

Die ‚Times' ist so interessant, daß wir immer mit Ungeduld auf ihr Kommen warten. Die Erbitterung gegen England ist noch sehr groß, und die Bevölkerung sehr ungnädig gegen alles Englische. Ich halte das für ungerecht; es macht mich sehr unglücklich. Ich kann nichts dafür, wenn ich bei solchen Gelegenheiten heftig werde und unangenehme Bemerkungen, die ich höre, mit einer Vehemenz zurückgebe, die nicht immer klug ist. Solche Reden rühren einen wilden Trotz in mir auf und bringen mich außer Fassung. Ich muß mich selbst mit dem Gedanken trösten, daß die Deutschen alle Berechtigung haben, in einer Erregung zu sein, die ihnen sonst fremd ist; sie macht sie ein wenig ungerecht, man muß bedenken, daß ihre Existenz beim Ausbruch des Krieges auf dem Spiel stand, der ihnen in so ungerechter Weise aufgezwungen worden ist. Natürlich ist dies für mich noch viel unangenehmer, als für irgendeinen anderen."

Der deutsche Zorn über Englands Neutralität wuchs weiter; eine Woche später, am 7. November, sprach die Kronprinzessin ihren Kummer über die deutsch-englische Spannung von neuem aus:

„Was Du über die Stimmung, die zwischen Deutschland und England herrscht, sagst," schrieb sie an ihre Mutter, „ist nur

zu wahr! Sie macht mir das Herz schwer. Man kann nur Geduld haben! Ich weiß, daß sie auf die Dauer nicht bestehen bleiben wird. Sobald in Deutschland die Leidenschaften und Nerven der Bevölkerung sich ein wenig beruhigt haben und die Menschen Zeit haben werden, zu untersuchen, worauf ihr eingebildeter Zorn gegen England beruht — diese Zeit haben sie jetzt nicht — werden sie erkennen, wie kindisch die Gründe und wie geringfügig die Tatsachen waren, die sie in maßloser Übertreibung so ärgerlich gemacht und außer sich gebracht haben. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie sich ihrer Ungerechtigkeit gründlich schämen und dankbar für Englands freundliche und herzliche Sympathie sein werden, ebenso wie für seine große und glänzende Mildtätigkeit und die meisterhaften Beschreibungen unserer Taten in seiner unvergleichlichen Presse, der ersten Presse der Welt. Auch jetzt kann, wie ich sicher bin, viel getan werden, um Mißverständnisse aufzuklären und Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Es hat keinen Sinn, auf beiden Seiten Fehler zu machen, bis wir in einen ernstlichen Streit oder in eine tiefwurzelnde Abneigung hineingeraten sein werden, für die die ganze Welt zu büßen hat. Alle diejenigen, die nach Deinen eigenen gerechten und wahren Worten, wie ich, mit Herz und Seele beiden geliebten Ländern ergeben sind — der Sache der Freiheit und Kultur — deren Hauptträger sie sind — müssen jetzt durch viele bittere Augenblicke hindurchgehen. Aber der Fall ist nicht hoffnungslos. Wenn England Nachsicht mit seinem aufgeregten Bruderlande haben will, das jetzt während seines Kampfes keine Zeit zur Überlegung hat, so werden, wie ich weiß, Vernunft und Zuneigung wiederkehren. Die Ursache für all den Ärger ist in Wirklichkeit diese: bei Kriegsausbruch glaubte Deutschland natürlich, da es ohne Vorbereitungen zu den Waffen greifen mußte, in der größten Gefahr zu sein und wandte sich an die Engländer, als an seine einzigen Freunde, um sie um Hilfe zu rufen. England betrachtete die Lage anders — es zog vor, statt Mitspieler Zuschauer zu sein, hielt auch wahrscheinlich die Gefahr, in der Deutschland schwebte, nicht für so groß, wie die Deutschen selber — kurz es entschloß sich, neutral zu bleiben. Ein Schrei der Enttäuschung und des Ärgers stieg in Deutschland auf; das Volk sagte: „Wenn wir vernichtet werden, so wird England die Schuld daran tragen. Es weiß und erkennt an, daß wir unfair und ungerecht angegriffen worden sind und will jetzt ruhig zusehen, wie wir zugrunde gehen, ohne einen Finger zu unserer Unterstützung zu regen. Wenn es nur seine Meinung zu unserem Nachbarn, der so plötzlich unser Feind

geworden ist, laut geäußert hätte, wenn es nur seine Stimme erhoben und gedroht hätte, jeden Friedensstörer Europas zu schlagen, würde Frankreich niemals den Krieg gewagt haben und alle verlorenen Leben würden gerettet worden sein. England hat die Fettsucht — ist zu faul um sich zu rühren und läßt uns lieber zugrunde gehen, als Frankreich ein ernstes Wort zu sagen." Das ist der ganze Vorwurf; es wird einige Zeit brauchen, bevor das Gefühl des Ärgers nachlassen und vergehen wird und die freundlichen Anerbietungen, die England seitdem unaufhörlich gemacht hat, anerkannt und geschätzt werden.

Nach meiner Ansicht hat Deutschland mit dem was ihm am meisten Kummer macht recht; sein Gefühl ist wohl zu verstehen, denn ich kann nicht umhin zu glauben, daß England den Krieg hätte verhindern können und sollen, und zwar durch eine Zurechtweisung der angreifenden Partei. Deutschland irrt sich dagegen vollkommen in der Annahme, daß England durch seine Liebe zu Frankreich und seine Eifersucht auf uns gehindert worden ist, daß Lord Granville französisch empfindet und daß die Neutralitätsgesetze zu unserem Nachteil und Frankreichs Vorteil ausgelegt worden sind; auch wurden viele geringfügigere Tatsachen gegen England vorgebracht, übertrieben und verdreht, so daß sie Trotz, Argwohn und alle möglichen unfreundlichen Gefühle erzeugten, die nun überall an ganz harmlosen und freundlich gesinnten Engländern ausgelassen werden. Das Unglück ist, daß unsere offiziellen Vertreter weder geeignet sind, hier eingreifen zu können noch für ihre Stellung passen, wie Bernstorff und Lord Augustus Loftus. Jeder hat bei aller guten Gesinnung Fehler und bévues mit unglücklichen Folgen begangen. Wenn aus dem gegenwärtigen Kriege ein großes deutsches Kaiserreich hervorgeht, darf niemand von den Genannten auf seinem Posten bleiben. Ein Amt von so ungeheurer Wichtigkeit muß den besten Köpfen und Männern, die beide Länder hervorbringen können, vorbehalten bleiben, so daß auf beiden Seiten die Würdigsten repräsentieren. Ich bin sicher, daß nichts alles schneller einrenken könnte. Bitte entschuldige meine Offenheit.

Ich habe Dir für den netten und interessanten Brief von Mr. Haig noch nicht gedankt. Wie ganz verschieden haben Deine Kinder in den letzten drei Monaten gelebt! Stelle Dir meine und Alicens Angst, Aufregung und Tätigkeit vor — und Affie auf der anderen Seite des Weltmeeres — der nichts von dem wußte, was in der alten Welt vor sich geht. Ich hoffe bestimmt, daß wir uns alle nächstes Jahr treffen werden."

Inzwischen beschäftigten zwei wichtige Fragen den König von Preußen und seine militärischen Ratgeber, unter denen der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und Bismarck an erster Stelle standen. Die erste dringende Frage befaßte sich mit dem Problem, wie der Krieg auf die schnellste Weise beendigt werden könne. Die zweite, vielleicht nicht weniger wichtige Frage, berührte die Zukunft Deutschlands. Obgleich die regulären französischen Armeen entscheidend geschlagen worden waren, leistete Paris, das Herz Frankreichs, erfolgreichen Widerstand gegen die Belagerung, die schon seit einem Monat im Gange war. Im übrigen Frankreich waren Aushebungen unter der Führung Gambettas vorgenommen worden; die Hoffnung, daß diese Armeen sich vereinigen könnten, um die Belagerung von Paris aufzuheben, lebte im französischen Volk. Infolgedessen waren alle Bemühungen der deutschen Heeresleitung auf eine schnelle Einnahme von Paris und auf die Zerschmetterung der neuen Armeen gerichtet, sobald diese schlagfertig sein würden. Von Anfang an schien aber im deutschen Stab Uneinigkeit über die Mittel zu herrschen, mit welchen Paris auf die Knie zu zwingen sei. Bismarck und viele der älteren Soldaten, wie z. B. Roon waren für eine Beschießung. Andere, die möglicherweise an den Ruhm von Paris als Kunststadt und die Leben der innerhalb seiner Mauern eingeschlossenen Unschuldigen dachten, widersetzten sich einer Beschießung, da sie unmenschlich sei und zogen die Waffen der Aushungerung und Krankheit vor. Die Haltung des Kronprinzen findet sich in seinem Tagebuch ausgedrückt; am 22. und 26. Oktober notiert er:

„Heute begannen die ersten Arbeiten für den Bau der Belagerungsbatterien. Wiewohl ich befohlen habe, daß die Vorbereitungen zur Belagerung mit größtem Fleiß und aller erdenklichen Umsicht ausgeführt werden, so hoffe ich doch noch immer, daß wir Paris durch den Hunger allein zwingen werden, uns seine Tore zu öffnen, und daß uns dadurch viele Menschenleben erspart bleiben.“

„Alle maßgebenden Elemente, ich an der Spitze, sind darin einig, daß wir alles daran setzen müssen, Paris allein durch Hunger zu bezwingen; General Moltke stimmt mit mir darin völlig überein und billigt jegliche Maßregel, die darauf berechnet ist, eine Eröffnung der Parallelen hinauszuschieben, weil er, wie ich, gegenwärtig den Verlust von Menschenleben doppelt tief empfindet."

Nun bemühte man sich einen Waffenstillstand herbeizuführen, aber der Besuch des M. Thiers im deutschen Hauptquartier erwies sich als völliger Mißerfolg.

„Uns bleibt nun gar keine andere Wahl als Paris zu nehmen, doch beharre ich bei meiner Ansicht, es auszuhungern, da diese Maßregel, so grausam sie auch erscheint, doch mehr Menschenleben erspart, als eine regelrechte Belagerung und Erstürmung uns kosten würde. An Kämpfen wird es schon so nicht fehlen, denn wir werden bei Orléans und Chartres wie auch bei Rouen, wo täglich mehr Menschen zu den Waffen eilen, sicherlich auf Widerstand stoßen, wenn auch nicht gerade geordnete Heere uns dort erwarten." (Kriegstagebuch vom 6. November).

Bismarck wünschte zwar sehr, daß die Beschießung sogleich begonnen würde, um die Kapitulation zu beschleunigen und wurde in diesem Wunsche von der öffentlichen Meinung in Berlin unterstützt. Die Kronprinzessin vertrat natürlich die Ansichten ihres Gatten und schrieb am 26. November 1870 an ihre Mutter:

„Vielen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief vom 21. und für die freundlichen, zärtlichen Worte, die mir sehr wertvoll sind. Fritz schreibt aus Versailles, daß er eine Möglichkeit zur friedlichen und befriedigenden Beilegung der russischen Frage sieht. [Am 31. Oktober erklärte Rußland die Klausel des Vertrages von 1856, welche die Neutralisation des Schwarzen Meeres sicherstellte, nicht mehr anerkennen zu wollen. Die Konferenz von London, die im Jahre 1871 folgte, ratifizierte diese Aufhebung.] Was wäre das für ein Segen! Fritz wird hier getadelt, weil er nicht für Beschleunigung der Beschießung ist; er tut alles, was er kann, um sie hinauszuzögern, da er hofft, daß sie überflüssig sein wird. Moltke und Blumenthal sind seiner Ansicht, ebenso General von Falckenstein, den ich gestern sah. Aber das Publikum wünscht die aufregenden Berichte von einer Beschießung zu hören."

In Berlin wurde jetzt der Ruf nach einem Bombardement lauter; von allen Seiten wurden Kronprinz und Kronprinzessin angegriffen, da man ihnen vorwarf, daß sie den richtigen Verlauf des Krieges störten.

„Es scheint in Berlin zur völligen Manie zu werden, die Beschießung von Paris zu verlangen, auch höre ich, daß Gräfin Bismarck-Schönhausen aller Welt gegenüber namentlich mich als den Schuldigen, der dagegen wirkt, bezeichnet. Sie hat auch ganz recht, denn ich will vor allen Dingen nicht, daß mit dem Schießen eher begonnen werde, als bis nach Ansicht der Techniker und Sachverständigen die erforderliche Munition, deren jedes einzelne Belagerungsgeschütz für ein wirksames ununterbrochenes Bombardement bedarf, eingetroffen sein wird. Mit dem bloßen Schießen hätten wir längst beginnen können, wir würden aber dasselbe aus Munitionsmangel sehr bald wieder haben einstellen müssen und nichts weiter als eine hübsche Blamage davongetragen haben. Jedweder spricht gegenwärtig seine Ansichten über diese Frage laut aus; insbesondere kühn, klug und weise aber namentlich die Schlachtenbummler, welche Versailles in immer zunehmender Weise, und zwar aus allen Schichten der Gesellschaft aufzuweisen hat, eine Bande, welche das Kriegsleben bequem, gemächlich und ohne jegliche Verantwortung und Sachkenntnis mitmacht. Diese Menschen sind es vorzugsweise, die besonders gern in Bismarcks Theorie einstimmen, daß nämlich die Pariser an wenigen Bomben und Granaten genug haben und rasch kapitulieren würden. Jene Kritiker vergessen eines: Nach der Art, wie unsere Batterien vor Paris angelegt werden können, würden die Geschosse die reicheren Stadtviertel allein treffen, deren Bewohner gegenwärtig einflußlos sind, da der Arbeiterstand den Terrorismus ausübt; die eigentliche Arbeitergegend würde dagegen von dem Bombardement unberührt bleiben, folglich der Bevölkerungsteil, welcher das Heft in Händen hat, sich durch eine Beschießung wenig irre machen lassen. Es gehört wahrlich viel Geduld und Mäßigung dazu, bei all diesem Klugreden Unberufener sich nicht beirren zu lassen. Ich helfe mir damit, daß ich jedem, der im obigen Sinne redet, anbiete, mir die Verantwortung meiner Stellung abzunehmen und es seinerseits einmal zu versuchen; solange ich aber Oberbefehlshaber sei, verlangte ich entweder ganze Maßregeln oder gar keine, denn Mittelwege einzuschlagen sei nicht meine Sache. Zu meiner großen Befriedigung vernehme ich aus der Heimat, daß General der Infanterie von Falcken-

stein meine Auffassung in dieser Frage teilt." [Kriegstagebuch vom 28. November.]

Für den Augenblick drang der Kronprinz mit seiner Ansicht durch und erst einen Monat später wurde Paris der Marter einer Beschießung unterzogen.

Aber noch eine andere schwerwiegende Frage beunruhigte die leitenden Männer Deutschlands — die Frage nach der künftigen Verfassung ihres Staates. Alle hervorragenden Lenker, unter ihnen Bismarck und der Kronprinz, waren darin einig, daß der richtige Moment gekommen sei, ein neues Deutschland zu schmieden; nur einer war anderer Ansicht — und zwar derjenige, welcher der erste Kaiser des neuen Staates zu werden bestimmt war, der greise König Wilhelm. Er war als König von Preußen mit dem status quo zufrieden. Er gab zu, daß ein einiges Deutschland größere Anforderungen zu stellen berechtigt sei, konnte sich aber keinen würdigeren Titel als den eines Königs denken, während der Kronprinz, Bismarck und die anderen die Schaffung eines Kaiserreiches mit Wilhelm an seiner Spitze befürworteten. Am 13. Oktober schrieb der Prinz in sein Tagebuch:

„Die Kaiserfrage wird von Graf Bismarck jetzt ernstlich ins Auge gefaßt; er sagte mir sogar selber, es sei im Jahre 1866 ein Fehler von ihm gewesen, diese Angelegenheit gleichgültig behandelt zu haben; doch hätte er nicht geglaubt, daß im deutschen Volke das Verlangen nach der Kaiserkrone so mächtig gewesen sei, als es sich gegenwärtig herausstellt. Eine Wahl durch die deutschen Fürsten, die an Stelle der ehemaligen Kurfürsten zu küren hätten, hält z. B. der Herzog von Sachsen-Koburg für das Richtige. Die Bestätigung einer so erfolgten Wahl oder gar eine Wahl durch eine Volksvertretung erscheint nicht erforderlich. Graf Bismarck hegt die Besorgnis, daß mit Übertragung der deutschen Kaiserwürde auf unser Haus (die ich als eine erbliche verlange) auch der Zuschnitt unseres Hofes verändert und dieser zur Entfaltung größeren Glanzes als bisher genötigt werden würde. Es gewährte ihm aber große Beruhigung, als ich ihm auseinandersetzte, wie meiner Meinung nach gerade dann erst recht die altbrandenburgische Einfach-

heit, mehr als es beim heutigen königlichen Hofe der Fall sei, beobachtet werden müsse."

Elf Tage später notierte er:

„Ich muß gerade jetzt recht viel an die Pläne denken, welche mein seliger Schwiegervater wie auch der verstorbene König der Belgier im Verein mit dem alten Baron von Stockmar für ein geeinigtes Deutschland unter monarchischer Spitze hegten. Wollte Gott, daß im Sinne jener Männer ein freier deutscher Kaiserstaat entstände, der im wahren Sinn des Wortes an der Spitze der Zivilisation schritte, der alle edlen Gedanken der modernen Welt entwickeln und zur Geltung bringen könnte, so daß von Deutschland aus die Welt humanisiert, die Sitten veredelt und die Menschen von jener frivolen französischen Richtung abgewendet würden. Mit einem solchen Staate gewänne man ein Bollwerk gegen den Sozialismus, gleichzeitig würde aber auch die Nation von dem Druck der Bureaukratie, des Despotismus und der Pfaffenherrschaft befreit, der Jesuitismus und die Orthodoxie würden auf den Kopf getroffen, und es wären damit die Geister von der Bevormundung der Kirche erlöst. Wenn wir Deutschen als redliche Vorkämpfer solcher Gesinnungen erkannt wären, könnte eine Allianz mit England, Belgien, Holland, Dänemark und der Schweiz als Bollwerk gegen Rußland und Frankreich wohl erreicht werden und sich dadurch der Friede auf lange Zeit sichern lassen. Mit der Zeit würde dann auch wieder ein Einvernehmen mit Frankreich angebahnt werden und ein solches die wechselseitige Ausschöpfung der reichen Quellen auf dem Gebiete von Wissenschaft, Kunst und Gewerbe zwischen beiden Nationen herbeiführen."

Die Freude des Kronprinzen war groß, als er am 2. Dezember erfuhr, daß der jugendliche König Ludwig von Bayern auf Bismarcks Anregung hin an den König Wilhelm geschrieben und ihn gebeten hatte, den Titel eines Kaisers anzunehmen. Am nächsten Tage notierte der Prinz in seinem Tagebuch:

„Der heutige Tag, mir seit so vielen Jahren als Geburtstag meiner Schwester lieb und wert, hat eine besondere Bedeutung für unser Haus und Land dadurch erhalten, daß der König von Bayern in einem offiziellen Handschreiben an unseren König das Ansuchen stellte, die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Der bayrische Oberststallmeister Graf Holnstein erreichte heute

mit gedachtem Briefe das Königliche Hauptquartier und brachte dem Prinzen Luitpold von Bayern den Befehl seines Königs, persönlich das Schreiben Sr. Majestät zu überreichen. Der Prinz entledigte sich seines, ihm natürlich ganz außerordentlich unbehaglichen Auftrages unmittelbar vor dem zu Ehren des Geburtstagsfestes stattfindenden großen Diner bei Sr. Majestät, ohne daß ich eine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte. Mir wurde von einem der Anwesenden ins Ohr geraunt, daß ein Brief aus München eingetroffen sei. Einige wollten bemerkt haben, daß der Prinz heute auffallend in sich gekehrt sei.

Nach dem Essen bekannte ich Sr. Majestät meine Neugierde wegen des mir zu Ohren gekommenen Gerüchtes und erhielt infolgedessen die Erlaubnis, dem gerade angesetzten Vortrag des Grafen Bismarck beizuwohnen, welcher darauf den königlich bayrischen Brief vorlas. Der Inhalt war etwa der, daß, nachdem der Deutsche Bund hergestellt sei, es dem König Ludwig als das richtige erscheine, wenn aus demselben wieder das alte Reich mit dem Kaiser an der Spitze hervorgehe, und er, falls Se. Majestät sich dem Gedanken geneigt erweise, die deutschen Fürsten und Freien Städte, die er von diesem Schritte benachrichtigt habe, auffordern wolle, ihm die Kaiserkrone darzubieten. Se. Majestät war über den Inhalt dieses Briefes ganz außer sich vor Unwillen und wie geknickt; er scheint demnach nicht zu ahnen, daß das Konzept von hier aus nach München gegangen ist. Der König meinte, daß jene Angelegenheit gerade jetzt so zur Unzeit wie nur möglich käme, da er augenblicklich unsere Lage sehr schwarz und als eine in hohem Grade gefährdete ansähe. Graf Bismarck erwiderte, daß die Kaiserwahl nichts mit den augenblicklichen Kämpfen gemein hätte, vielmehr ein Sieg für sich und eine Folge unserer bisherigen Siege wäre, und daß, wenn wir selbst bis zur Maas zurückgeworfen würden, jene Angelegenheit von den militärischen Ereignissen getrennt und zu Recht bestehen bliebe. Der König war aber heute nicht umzustimmen und sah in ‚Kaiser und Reich' eigentlich nur ein Kreuz für sich selbst wie auch für das preußische Königtum überhaupt. (!) Als wir des Königs Zimmer verlassen hatten, reichten Graf Bismarck und ich uns die Hand, ohne viel zu reden, denn wir fühlten, daß die Entscheidung eingetreten war, und daß mit dem heutigen Tage ‚Kaiser und Reich' unwiderruflich wiederhergestellt seien.

Mein Vater wird für den Abend seines Lebens voraussichtlich nur die Ehren desselben genießen; mir und den Meinen aber erwächst die Aufgabe, in echt deutschem Sinn die Hand

an den mächtigen Ausbau anzulegen, und zwar mit zeitgemäßen, vorurteilsfreien Grundsätzen."

Am 10. Dezember nahm der Reichstag die Worte „Kaiser" und „Kaiserreich" in den Text der neuen deutschen Verfassung auf. Das deutsche Kaiserreich war da. Welchen Anteil der Kronprinz und welchen Anteil Bismarck daran hatte, wird sicherlich einmal von der Geschichte entschieden werden; zweifellos aber war es der Kronprinz, der Bismarck zum entscheidenden Schritt überredete. Fürst Bülow gesteht in einem Buch über deutsche Politik (veröffentlicht 1913), daß der Gedanke an ein geeinigtes Deutschland ursprünglich von der liberalen Partei ausging, fügt aber hinzu, daß die konservative Partei oder vielmehr Bismarck notwendig gewesen wären, um ihn auszuführen. Aber nicht allein von liberaler Seite hatte der Kronprinz seine Ideen; der verstorbene Prinzgemahl hatte ihm oft seinen Plan für ein deutsches Kaiserreich auseinandergesetzt. Am 14. Dezember schrieb der Kronprinz in sein Tagebuch:

„Meine Gedanken weilten heute besonders lebhaft bei meinem unvergeßlichen, geliebten Schwiegervater, der uns an diesem Tage vor neun Jahren genommen ward. Hätten wir ihn behalten, vieles wäre in der Entwicklung der neueren Weltgeschichte anders gegangen, anders geworden; ihm vor allem wäre es zu gönnen gewesen, daß er die Wiederherstellung des Reiches, dessen Verwirklichung so oft der Gegenstand seiner Gespräche mit mir war, erlebt hätte. Genau entsinne ich mich namentlich eines Gesprächs auf einem Gang im Buckinghampalastgarten, bei welchem er mich besonders darauf aufmerksam machte, daß wir Preußen doch endlich den Gedanken, eine entscheidende Rolle ohne Beihilfe Deutschlands spielen zu wollen, aufgeben müßten. Sein Sinn war nicht darauf gerichtet, durch Kriegsstürme das zu erreichen, was Fürstenunverstand und -beschränktheit der Nation vorenthielt, aber freilich konnte niemand im Jahre 1856, wo die Manteuffelschen Grundsätze blühten, sich denken, daß eine Zeit so großartiger und gewaltiger deutscher Ermannung eintreten werde, wie wir es gegenwärtig erleben. Was ein großer Geist, wie der des Verklärten, wollte und anstrebte, kann erst allmählich zur Reife

kommen; sein Segen wird dem Aufbau des neuen Reiches nicht fehlen."

Inzwischen hatte sich die deutsche Heeresleitung zu einer Beschießung von Paris entschlossen, während in Berlin diese Maßnahme mit lautem, hysterischem Geschrei gefordert wurde. Trotzdem hielt der Kronprinz die Ansicht aufrecht, daß „eine Beschießung, so heftig auch die Meinungen der Heimat nach der anderen Seite gingen, nicht von Nutzen sei"; er wurde bei diesem Einwand auf das wärmste vom General von Blumenthal und vom Grafen Moltke unterstützt. Am gleichen Tage, dem 14. Dezember, notierte er in seinem Tagebuch:

„In Berlin ist es jetzt an der Tagesordnung, meine Frau als die Hauptursache der aufgeschobenen Bombardierung von Paris zu verleumden und ihr nachzusagen, sie handle im Auftrage der Königin von England, was mich über die Maßen verstimmt. Gräfin Bismarck-Schönhausen und die Hofdame Gräfin Amélie Dönhoff haben dies ganz unverhohlen ausgesprochen. Wer in Berlin kann denn beurteilen, was vor Paris zu tun ist? Haben wir die Hochweisen vielleicht wegen Weißenburg, Wörth und Sedan vorher um Rat gefragt? Und doch hat man damals unsere Leistungen sehr schön gefunden. Jetzt aber, wo die Beschießung der gründlichsten Vorbereitungen bedarf, namentlich weil man seitens des Kriegsministeriums große Unterlassungssünden begangen hat, und wo wir ferner im Angesicht einer wahren Ungeheuerlichkeit von Belagerung stehen, für die das erforderliche Material nicht vorbereitet worden ist, sollen wir mit einemmal einfach darauf losschießen, bloß weil die Laien der Meinung sind, Paris müsse dann ganz selbstverständlich sofort kapitulieren. Wenn sich doch einer jener Weisen gefälligst einmal die Mühe gäbe, mit dem Zirkel zu messen, wie weit unsere mit den schwersten Geschossen armierten Batterien zu reichen vermögen, und wenn man sich in Berlin klarmachen wollte, daß mit dem bloßen Treffen der Forts noch lange nicht die Häuser der eigentlichen Stadt Paris erreicht sind, so daß deren Einwohnerschaft vom Bombardement ganz und gar nicht berührt werden würde, dann dürfte man wohl erkennen, daß wir nicht die Tölpel sind, für die man uns zu Hause hält. Schreiten wir zu einer förmlichen Belagerung, so würde der von einer solchen unzertrennliche Sturm uns eine furchtbare Menge Menschen

kosten. Das dann sich daheim erhebende Geschrei möchte ich erleben! Wir werden uns also auch nicht um eines Haares Breite von unserer Überzeugung abbringen lassen, nur um jenen Herren im bequemen, warmen Zimmer zu Hause einen Gefallen zu tun. Mögen sich jene Klugen hierher scheren, selber die Sachen in die Hand nehmen und zeigen, ob sie's besser verstehen als wir."

Dies bedeutet mit Sicherheit die reductio ad absurdum der Ansicht, daß die Kronprinzessin ihren Gemahl beherrsche. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Soldat, wie der Kronprinz, geneigt war, seine Gattin in Dingen, die sich auf die Fortsetzung des Krieges bezogen, um Rat zu fragen, denn alles, was er tun konnte, war, sie über die Ereignisse der letzten Woche zu unterrichten. Wenn der Kronprinz der Schwächling gewesen wäre, als der er oft geschildert worden ist, wäre er sehr viel leichter von den anderen Generälen, die beständig in seiner Umgebung waren, zu beeinflussen und zu beherrschen gewesen. Aber, nach allen Berichten zu schließen, verfolgte er stets seinen eigenen Weg und blieb beständig Anwalt einer Handlungsweise, die keineswegs populär in der Armee war. Die Theorie, daß er von seiner Gattin stark beeinflußt wurde, hat daher nicht die geringsten Grundlagen. Immer wenn eine Königin oder Prinzessin sich für die Politik interessiert und die Ansichten ihres Gatten wiederholt, wird gesagt, daß die Frau dominiere; in unserem Fall kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Kronprinzessin nicht nur ein höchst verständiges Interesse an der Politik nahm, sondern auch vermutlich, vielleicht ein wenig taktlos, die Ansichten wiederholte, die sie von ihrem Gatten hörte oder in seinem Tagebuch las, das er auch weiterhin sendete. Als er später krank wurde und in tausend Beziehungen auf sie angewiesen war, hatte selbstverständlich das deutsche Volk alle Entschuldigungen auf seiner Seite, wenn es die Überzeugung faßte, daß sie die Bestimmende war, aber während des Krieges von 1870/71 kann diese Verleumdung nur von Menschen

erfunden worden sein, die nach einem Vorwand suchten, um die Kronprinzessin unbeliebt zu machen.

Es ist merkwürdig, daß, während in England der Königin Victoria vorgeworfen wurde, mit den Deutschen zu sympathisieren, die Kronprinzessin mit ihrer Mutter konspirieren sollte, um Paris vor der Beschießung zu schützen; es war Bismarck selbst, der in späteren Jahren zu seinem Handlanger Busch sagte (Busch, Bismarck, S. 185):

„Vielleicht darf ich den Einfluß erwähnen, der von englischen Damen gegen das Bombardement von Paris geltend gemacht wurde. Sie erinnern sich ‚Schurze und Schürzen', d. h. Freimaurer und Frauen."

Inzwischen dauerte der Kampf an und am 4. Dezember ergab sich nach einer Reihe blutiger Gefechte Orléans dem Prinzen Friedrich Karl. Zwei Tage später schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Vielen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, den ich gestern erhielt. Wir zittern inzwischen voller Angst und Aufregung, da die Kämpfe jeden Tag weitergehen. Es ist von größter Wichtigkeit, daß Orléans wiedergewonnen ist. Vielleicht bringt dies das grausame Blutvergießen zu einem früheren Ende. Jedermann hat die feste Überzeugung, daß die Franzosen sobald wie möglich einen neuen Krieg beginnen werden, um den Flecken auf ihrer militärischen Ehre wieder wegzuwaschen. Deshalb müssen wir, wie man sagt, einen Teil Elsaß' und Lothringens nehmen, so daß, wenn sie wiederum anfangen, unsere Grenze ein besserer Schutz für uns ist, da wir niemals davor sicher sind, von den Franzosen überrannt zu werden, wenn ihre Regierung es für notwendig hält, einen neuen Streit mit uns zu beginnen. Ich teile diese Überzeugung, und finde, daß sie unter den Soldaten, Staatsmännern und der großen Menge in gleicher Weise verbreitet ist.

Die Fonds für die Verwundeten und Kranken sind nicht groß — Materialien und Geld werden dringend gebraucht!

Wie läßt sich der Bau der Wolsey-Kapelle an? Ich bin so froh, daß Dir die Albert-Halle gefällt und daß das Denkmal gut aussieht. Wie gern würde ich alles dieses wiedersehen, aber man kann jetzt keine Pläne machen! Und da unser Besuch un-

willkommen und eine gêne sein könnte, werden die Chancen für mich, nach Hause zu kommen, jedes Jahr geringer. Es macht mich sehr traurig ...

Der Titel eines Kaisers von Deutschland ist dem König vom König von Bayern angetragen worden. Ich glaube, daß er ihn annehmen wird, wenn ich dessen auch nicht sicher bin. Wie merkwürdig scheint mir das!"

Fünf Tage später, am 11. Dezember, schrieb sie:

„Die immer noch andauernden Kämpfe beunruhigen uns. Die Franzosen sind entschlossen, mit dem Kriege fortzufahren und so bleibt uns nichts übrig, als das gleiche zu tun. Bezüglich Elsaß-Lothringens gibt es nur eine Meinung in ganz Deutschland, nämlich, daß wir einen Fehler begehen würden, wenn wir die Länder nicht ganz oder teilweise okkupierten, da wir uns sonst derselben schlimmen Möglichkeit aussetzen würden, die uns im Juli bedrohte — von den Franzosen angegriffen und überrannt zu werden, wann immer es ihnen gefällt, da unsere Grenzen zu schwach sind, um sie von unserem Lande fernzuhalten. Die einzige Möglichkeit für eine lange Friedenszeit, nach der Deutschland hungert und dürstet, liegt darin, die Franzosen soweit zu schwächen, daß sie nicht wünschen, noch einmal mit uns anzufangen (heute sind sie noch nicht geschwächt und geben nicht zu, daß sie geschlagen sind) und unsere Grenze so zu stärken, daß wir gegen jede Angriffsgefahr gesichert sind ..."

Die Bemühungen der Kronprinzessin, den Verwundeten das Leben leichter zu machen, begannen jetzt einige Anerkennung zu finden, und der Kronprinz schrieb am 21. Dezember in sein Tagebuch:

„Erfreulicher für mich ist zu vernehmen, daß die Tätigkeit meiner Frau, als Sachverständige auf dem Gebiete der Krankenpflege, richtige Würdigung findet. So ist ein ausführlicher Bericht des konsultierenden Chirurgs der Lazarette des XI. Armeekorps, Professor Schillbach aus Jena, erschienen, der die Resultate des Homburger Lazaretts, in dem meine Frau ununterbrochen tätig war, als die besten von allen im Korpsbezirk befindlichen bezeichnet."

Wie um Deutschlands Forderung nach der Zerschmetterung Frankreichs Nachdruck zu geben, wurde der Befehl zur Beschießung von Paris am 30. Dezember gegeben, als Bismarck endlich der von menschlichem Empfinden

diktierten Proteste des Kronprinzen Herr geworden war. Der Kronprinz schrieb infolgedessen in sein Tagebuch: „Der 4. Januar ist als Eröffnungstag dieses schlimmen Bombardements festgesetzt worden ... Bismarck hat uns groß und mächtig gemacht, uns aber auch unserer Freunde, der Sympathien der Welt und unseres Gewissens beraubt." Der Effekt dieser drastischen Maßregel diente, wie der Kronprinz sagte, nur dazu, die wenigen Sympathien auszulöschen, die jetzt in England für die siegreiche deutsche Sache zu finden waren, und die Spannung zwischen den beiden Ländern wurde in vielen kleinen Zwischenfällen ersichtlich, welche zu beschwichtigen die Kronprinzessin außerordentlich bemüht war. Sie schrieb am 30. Dezember an die Königin Victoria:

„Es ist so freundlich von Dir, daß Du für die Deutschen in England eine Lanze brichst. Das gegenseitige Mißtrauen ist zu schrecklich. Es muß das Ziel unserer Staatsmänner sein, diese so unrechten, unnötigen und schädlichen Gefühle zu beseitigen. Hier wird die Stimmung sehr viel besser ...

Daß preußische Offiziere unhöflich zu englischen sein sollen, ist sehr unangenehm; aber ich fürchte, daß unsere lieben Landsleute ein wenig empfindlich tun und die Formen, an welche die Deutschen gewöhnt sind, nicht kennen. Ich weiß, daß die Engländer es vollkommen vernachlässigen, sich selbst vorstellen zu lassen; das mißverstehen die Preußen und halten es für eine gewollte Unhöflichkeit, die sie dann, wie sie glauben, zurückgeben müssen; zwar ist dies töricht, aber ich weiß, daß der Fall so liegt. Alles kommt aus der unvollkommenen Kenntnis der jeweiligen nationalen Eigentümlichkeiten, denn ich habe gefunden, daß Engländer und Deutsche, die viel in beiden Ländern gelebt haben, außerordentlich gut miteinander verkehren und die besten Freunde werden. Die Preußen sind wirklich sehr höflich, aber sie erwarten dies Sichvorstellen und sind beleidigt, wenn es vergessen wird. Ich glaube nicht, daß die Hälfte aller Engländer, die auf Reisen gehen, eine Idee davon hat, daß es für notwendig gehalten wird, auf der anderen Seite wissen die Deutschen nicht, daß die Sitte in England nicht besteht; dies schafft immer kleine Unannehmlichkeiten, und wenn soviel Zündstoff in der Luft liegt, die Stimmung so gereizt ist, so wird jede Kleinigkeit stark überschätzt. Daher kommen diese ewigen

kleinlichen Streitigkeiten und Mißverständnisse, die mich so außerordentlich betrüben."

Einige Tage später schickte der General Kirchbach mit Zustimmung des deutschen Kaisers der Kronprinzessin einen Wandschirm, der aus dem Boudoir der Kaiserin Eugenie in St. Cloud stammte. Die Kronprinzessin wünschte dringend, daß er seiner rechtmäßigen Besitzerin, die jetzt als Flüchtling in England lebte, zurückgegeben würde und schickte ihn sofort an die Königin Victoria. Ihr Begleitschreiben vom 4. Januar 1871 lautete: 1871

„Ich habe Dir ein großes Paket geschickt, das einen Wandschirm enthält. Er stand im Boudoir der Kaiserin in St. Cloud. Als die französischen Granaten das Haus anzündeten, versuchten, wie Du weißt, die preußischen Soldaten, das Feuer zu löschen und die Wertgegenstände zu retten. Ein preußischer Soldat fand seinen Weg durch Rauch und Flammen und holte unter großer Lebensgefahr diesen Paravent heraus, den er dem General Kirchbach übergab (in wenigen Minuten würde er verbrannt worden sein). General Kirchbach fragte den König um die Erlaubnis und erhielt sie, mir diesen Schirm senden zu dürfen. Obgleich St. Cloud nicht das Privateigentum der Kaiserin und des Kaisers war und das Mobiliar dem Staat gehört, folglich nicht länger das ihrige ist, halte ich doch den Gegenstand und alles andere, was gerettet worden ist, nicht für eine Kriegstrophäe, sehe also nicht ein, was für ein Recht ich habe, den Wandschirm zu behalten. Überdies wünsche ich nicht, irgend etwas in meinem Besitz zu haben, das der Kaiserin gehört hat, da sie immer sehr freundlich zu mir war und mir bei verschiedenen Gelegenheiten hübsche Geschenke gemacht hat. Ich habe zu niemandem in Versailles etwas gesagt, weder zum König noch zu Fritz, da ich mit etwas, was mir geschickt worden ist, tun kann, was ich will. Aber ich möchte Dich, liebste Mama, bitten, den Wandschirm der armen Kaiserin wiederzugeben, wenn Du es für richtig hältst. Du kannst ihr seine Geschichte und wie ich zu ihm kam, erzählen. Natürlich kann ich ihn nicht als Geschenk anbieten, solange wir im Kriege sind — das würde nicht gehen; im übrigen glaube ich weiter nichts zu tun, als dem rechtmäßigen Eigentümer wiederzugeben, was ihm gehört — was aber, bitte, Deine Aufgabe ist. Ich bin sicher, daß mir so niemand etwas vorwerfen kann, während ich tue, was ich einfach für meine Pflicht halte.

Ich billige keine Kriegstrophäen, zum mindesten nicht im Besitz von Damen. Für Soldaten mögen sie rechtmäßig sein, und jede Armee der Welt betrachtet sie auch so. Vielleicht bist Du so gut und teilst mir mit, wann das Paket angekommen und wann es durch Deine freundliche Vermittlung seine Bestimmung erreicht hat.“

Die Ankunft des Wandschirmes brachte die Königin Victoria in eine mißliche Lage. Wurde der Wandschirm der Kaiserin wiedergegeben, konnte es für die Franzosen einen Beweis bedeuten, daß die Deutschen sich der Plünderei schuldig gemacht hätten; diese Ansicht wurde auch von Earl Granville unterstützt, der am 7. Januar an die Königin schrieb:

„In unserm Lande versteht man unter Kriegstrophäen Flaggen, Geschütze usw. Die Gegenstände aus Schlössern und Landhäusern, die, wie man sagt, in großer Anzahl als Geschenke aus Frankreich nach Deutschland geschickt worden sind, würden hier als geraubtes Gut bezeichnet werden. Es mag ein kleiner Unterschied sein, wenn irgend etwas aus einem dem Staate gehörigen Schloß genommen wird, das durch das Feuer französischer Geschütze zerstört wurde; aber nach der englischen Ansicht würde es besser gewesen sein, wenn der Kronprinz sich von einer Handlungsweise ferngehalten hätte, die wie eine Rechtfertigung jener Gewohnheit der deutschen Armee erscheinen kann. Es dürfte für Eure Majestät schwierig sein, als Geschenk irgend etwas anzunehmen, das nachweislich aus einem Schloß genommen ist, das einer mit Eurer Majestät im Freundschaftsbündnis befindlichen Macht gehört; es ist ein wenig peinlich, der Kaiserin etwas wiederzugeben, das dem französischen Staat gehört. Es wäre möglich, daß das Anerbieten zurückgewiesen wird, und die französische Entourage würde die Geschichte als Beweis für Plünderei aufbauschen können.“

Der Wandschirm wurde infolgedessen wieder eingepackt und der Kronprinzessin zurückgeschickt. Als die Kaiserin Eugenie sich mit ihrem Gatten in Chislehurst niederließ, wurde er ihr von Deutschland aus gesandt und erreichte so schließlich seine rechtmäßigen Eigentümer.

Inzwischen zog sich der Krieg immer weiter hin; Paris ertrug die größten Leiden mit heroischem Mut und wider-

stand immer noch allen Anstrengungen der Deutschen, es zur Übergabe zu bewegen. Der ständige Zufluß von Verwundeten nach Deutschland wurde stärker, und die Entrüstung der Kronprinzessin über die erschreckenden Zustände in einigen der Berliner Lazarette wird aus ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 7. Januar ersichtlich:

„Ich gehe jeden Tag in die Lazarette, und kann Dir nicht sagen, was mich dies für eine Anstrengung kostet, da ich nichts in ihnen zu tun habe und sehe, wie schlecht sie geleitet sind, ohne in der Lage zu sein, sie zu verbessern. Die stickige Luft ist genug, um einen ohnmächtig hinfallen zu lassen — der Schmutz abstoßend —, aber die Leiterinnen scheinen ganz zufrieden —, die armen Opfer sind von so rührender Anspruchslosigkeit, geduldig und dankbar in ihren unaussprechlichen Leiden. Ich bin in sehr schlechter und gedrückter Stimmung — der Gedanke an all das Unglück, Weh und Leid beider Länder lastet Tag und Nacht auf mir. Nach der Einnahme von Paris wird sich vielleicht eine Friedensmöglichkeit zeigen. Ich habe alle Hochachtung vor den Franzosen, weil sie nicht nachgeben, obgleich ich glaube, daß sie ihr Land vollends erschöpfen und ihren point d'honneur zu weit treiben. Nach meiner Ansicht sollten alle, die keinen Krieg wünschten, dies jetzt offen bekennen; die Folgen des Krieges sind nicht ihrer Handlungsweise entsprungen, infolgedessen sind sie auch nicht für sie verantwortlich und sollten daher versuchen, dem Unheil ein Ende zu machen. Unsere Armee braucht in diesem traurigen Kampfe jeden Nerv. Die Beschießung von Paris ist eine leidige Notwendigkeit und wird auch als solche von jedem empfunden, der an ihr beteiligt ist.

Die Zeit stellt größere Anforderungen an die Nerven, als ich beschreiben kann — unsere Empfindungen werden von allen Seiten verletzt —, die schrecklichsten Eindrücke lasten auf uns —, und der Horizont scheint hoffnungslos dunkel und traurig."

„Du kannst Dir nicht denken — schrieb sie am 11. Januar —, wie unsäglich traurig ich über den Krieg bin. Die Beschießung ist zu schrecklich, als daß man an sie denken könnte, und doch war sie, wie ich weiß, nicht zu vermeiden. Die Franzosen hätten sich vorher überlegen müssen, was ihnen im Falle einer Niederlage alles bevorstehen konnte, als sie uns den Krieg aufzwangen!

Die Lage und die Aufgabe unserer Truppen ist zu schwer und gefährlich — die Anstrengungen und Gefahren, denen sie sich zu unterziehen haben, sind zu groß, als daß im Volk viel Mitleid mit unseren Feinden gefunden werden könnte, da natürlich die Gefühle der Menge allzu sehr gekränkt und mitgenommen worden sind — durch all das, was sie in vieler Beziehung durchzumachen hatte, durch die Abwesenheit ihrer Verwandten und durch unsere Verluste, durch den traurigen Anblick der überfüllten Lazarette. Aber trotzdem kann ich nicht umhin, das tiefste Mitleid für unsere unglücklichen Feinde zu fühlen, obgleich ich ihnen allein die Schuld und die Verantwortung für all das unendliche, täglich wiederkehrende Unglück zuschreibe. Ich leide unter diesen Gedanken jetzt mehr als unter meiner persönlichen Angst um Fritz und unter der langen quälenden Trennung. Ich würde gern mein Teil und noch viel mehr auf mich nehmen, wenn ich die Leben der armen Kriegsopfer zu retten imstande wäre!"

„Da der Feldjäger eben angekommen ist," schrieb sie drei Tage später, „habe ich kaum eine Minute Zeit, um Deinen lieben und freundlichen Brief zu beantworten, der Balsam für meine verletzten Gefühle war. Ich kann die Trauer und Angst, die geistigen Leiden nicht beschreiben, die ich täglich bei so vielen Gelegenheiten durchzumachen habe. Die Königin und Fritz teilen meine Gefühle — ihre Empfindungen sind gerecht und erhaben —, die Zukunft lastet auf ihnen wie auf mir —, sie kennen alle Gefahren und Schwierigkeiten, die vor uns liegen! Ich hatte zwei prachtvolle Briefe von meinem lieben Fritz, die seinem gütigen vornehmen Herzen Ehre machen. Es ist wirklich schrecklich, was unsere Armee alles auszuhalten hat, der Korpsgeist ist prachtvoll und erfüllt mich mit Bewunderung und Respekt. Aber die große Menge ist aufgeregt, reizbar usw. und zeigt sich nicht gerade von der besten Seite.

Die arme Königin ist nicht so populär, wie sie es verdient! Sie hat vielleicht nicht immer eine glückliche Hand bei dem, was sie tut, und ihre Gefühle für die Franzosen und Katholiken sind ein wenig von den meinigen verschieden — Du weißt, wie sie den Leuten mißfällt. Aber sie bemüht sich, ihre Verpflichtungen bis zum äußersten zu erfüllen, und hat eine wirklich vornehme Gesinnung, wie eine Dame, eine Königin und eine Christin sie haben muß; in diesen so harten und schweren Zeiten verdient sie Dankbarkeit, Sympathie und Respekt.

Ich sende Dir eine Gipsstatuette, die Fritz sehr ähnlich ist,

bis ich eine bessere in Bronze habe. Ich bin sicher, daß es ihm viel Freude machen wird, wenn er wenigstens in effigie auf Deinem Tisch steht. Mit diesem Feldjäger habe ich keine Photos bekommen.

Du fragst, warum Fritz Karl der „rote Prinz“ genannt wird. Er trägt immer die Uniform der Garde- oder der Ziethenhusaren, deren Chef er ist; sie haben rote Attilas mit Silberbesatz und einen roten Kolpack.

Der Protest der Franzosen gegen die Beschießung ist meiner Ansicht nach töricht und unwürdig. Sie haben uns während zweier Monate Tag und Nacht beschossen. Warum sollten unsere Batterien nicht antworten? Sie wollten nicht hören, als England zu Beginn des Krieges vermitteln wollte, und duldeten keine Einmischung. Ich sehe nicht ein, warum sie jetzt um Hilfe schreien, nur weil sie ihre eigenen Kräfte überschätzten und Deutschlands Macht zu gering achteten. Mein Mitgefühl mit den Leiden, die sie zu erdulden haben, ist unbegrenzt, aber wie können wir als Volk da etwas helfen? Und wie ungeheuer ist außerdem der Verlust, den die Fortsetzung des Krieges uns auferlegt ...‘

Inzwischen hatten die deutschen Siege den Weg zur deutschen Einigkeit geebnet. Die Fürsten, an ihrer Spitze der König von Bayern, luden König Wilhelm ein, die Führerschaft in Deutschland zu übernehmen; am 18. Januar wurde er mit imponierender Feierlichkeit in Versailles zum deutschen Kaiser proklamiert. Der Wechsel des Titels wurde von der preußischen Königsfamilie keineswegs freundlich begrüßt. Am 20. Januar schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria einen Brief, der zeigt, wie schwierig zeitweilig die Stellung der Prinzessin am deutschen Hofe war:

„Ich wollte Dir auf den eigenen Wunsch der Kaiserin (Königin) erzählen, daß sie absolut nichts von der Annahme des Kaisertitels oder von der Proklamation am 18. wußte. Der Kaiser ist dem ganzen Wechsel so abgeneigt, daß er eine frühere Erwähnung nicht wünschte, und niemand übernahm die Initiative, um uns hier mitzuteilen, was man vorhatte. Natürlich war dies eine peinliche Situation für meine Schwiegermutter, die dem Vorgehen sehr abgeneigt war. Ich konnte sie nur mit Schwierigkeit beruhigen, und sie bat mich, zu bezeugen, daß sie

von allem nichts gewußt hatte, bis der Tag selber kam. Ich gebe zu, daß es falsch ist, halte es aber nicht für merkwürdig. In Versailles steckt jedermann bis über die Ohren in militärischen Dingen, und die Angst, Ungewißheit und Verantwortung sind so groß, daß alle anderen Erwägungen vergessen oder wenigstens sehr oberflächlich behandelt worden zu sein scheinen.

Du sagst, daß Du über das gute Verhältnis zwischen meiner Schwiegermutter und mir froh bist; wie unerträglich mein Leben aber jedesmal ist, wenn dies nicht der Fall ist, weißt Du nicht. Ich bin nur zu froh, wenn sie mir erlaubt, in gutem Einvernehmen mit ihr zu sein. Niemand kennt ihre wirklich guten und großen Qualitäten besser als ich, oder ist glücklicher, sie in guter Laune zu sehen. Was ich jetzt sagen will, mag vielleicht anmaßend klingen, aber ich glaube nicht, daß die Kaiserin eine Schwiegertochter haben könnte, die besser ihre guten Eigenschaften zu schätzen wüßte — die mehr der Sache, der sie gedient hat, mit Herz und Seele ergeben wäre, die tiefer in ihre Interessen eindringen könnte oder bereitwilliger den Faden dort aufnimmt, wo sie ihn fallen ließ, und in derselben Richtung weiterarbeiten würde. Ich habe ihre Schlachten geschlagen und ihr den Weg geebnet, wo ich nur immer konnte. Ich habe nicht die geringste bittere Empfindung gegen sie, obgleich sie mir viel Leiden verursacht hat (mehr vielleicht, als Du Dir vorstellen kannst). Ich bin froh, dies zu vergessen, und erinnere mich nur an ihre besseren Stimmungen und ihre gütigen Handlungen. Ich bemitleide sie tief, weil ihr die Natur einen Charakter und ein Temperament gegeben hat, das zum Unglücklich- und Unbefriedigtsein führen mußte, wo sie auch immer war; sie hat in ihrem Leben eine Menge trauriger und bitterer Stunden durchmachen müssen. Ich will sehr glücklich und dankbar sein, wenn ich im geringsten dazu beitragen kann, ihren Lebensabend friedlicher und glücklicher zu gestalten.

Ich habe keine Minute für mich selbst frei, nicht einmal einen ruhigen Abend, da ich entweder zur Königin gehe, oder sie zu mir kommt. Ich kann dies jetzt, obgleich es ein großes Opfer ist, tun, aber wenn Fritz nach Hause kommt, werde ich dazu nicht mehr imstande sein und fürchte, sie wird es dann nicht verstehen.

Ich werde einige Auszüge aus Fritzens Briefen anfertigen, die Dir sicher gefallen werden. Der liebe Fritz, die Trennung scheint manchmal sehr hart, aber ich habe kein Recht, mich zu beklagen.

Die Niederlagen des Generals Bourbaki [bei Belfort durch

General von Werder] und Generals Chanzy [bei Le Mans am 11. Januar durch Prinz Friedrich Karl] sind von großer Bedeutung. Ich hoffe, sie werden diesen schrecklichen Krieg früher beendigen."

Fünf Tage später, am 25. Januar 1871, erinnerte sich die Prinzessin mit tiefem Gefühl an ihren dreizehn Jahre zurückliegenden Hochzeitstag:

„Ich wartete bis zu diesem mir so bedeutungsvollen Tag, um Dir für Deinen lieben Brief vom 21. zu danken, wieviel muß ich heute an Dich und den lieben Papa denken! Wie sehr hänge ich an all den kostbaren Erinnerungen, an Euch beiden und Eurer Liebe — an meiner Heimat und meinen Freunden —, die so schnell in der zurückweichenden Vergangenheit entschwinden! Damals dachte ich nicht daran, daß dieser Tag einst Fritz dort sehen würde, wo er jetzt ist, und noch dazu mit einer so schrecklichen Aufgabe betraut! Und doch bin ich stolz auf ihn und jeden Tag dankbarer, daß ich sein bin. Es gibt keinen gütigeren, reineren, vornehmeren, besseren Mann als ihn; ist das nicht das beste, was man von jemand sagen kann, und wiegt es nicht allen militärischen Ruhm doppelt, mehr als doppelt auf? Die sechs Monate dieser Trennung sind sehr hart, aber seine Liebe und Güte machten mich auch aus der Ferne glücklich; ich bin gerührt darüber, daß er jeden Tag Zeit findet, mir zu schreiben — trotz allem, was er zu tun hat! Seine Briefe sind ein großer Trost! Die schrecklichen Leiden der Franzosen erregen mein größtes Mitleid, aber natürlich leide ich am meisten bei dem Gedanken, was unsere armen Leute alles auszuhalten haben! Gelobt sei der Tag, der uns den Frieden bringt, an dem alle geistigen Fähigkeiten, alle Kräfte des Gehirns, des Herzens und der Hände zur Vertilgung der traurigen Spuren all dieser Schrecken gebraucht werden können! Ich bin sicher, daß viel getan werden kann; dies ist der Gedanke, aus dem ich zur Zeit den größten Trost schöpfe.

Das sentimentale Empfinden für Frankreich, das in England so stark hervortritt, ist zwar traurig für uns, kann aber leicht erklärt werden. Ich bin überzeugt, daß man zugeben wird, es habe mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand zu tun; daher bin ich sicher, daß es vorübergehen wird, wenn das unglückliche Frankreich seinen Widerstand aufgibt."

Zwei Tage später feierte der älteste Sohn der Kronprinzessin seinen 13. Geburtstag. An diesem Tage gab der

Kronprinz die Gedanken der Kronprinzessin wieder, als er in seinem Tagebuch notierte:

„Heute ist Wilhelms 13. Geburtstag. Möge er ein tüchtiger, rechtschaffener, treuer und wahrer Mensch, der an dem Guten und Schönen Freude hat, werden, ein echt deutscher Mann, der es einst verstehen wird, in richtiger, würdiger und zeitgemäßer Weise die von seinem Großvater und Vater für unser großes Vaterland angebahnten Wege vorurteilsfrei zum wahren Heile desselben weiterzuführen. Gottlob besteht zwischen ihm und uns, seinen Eltern, ein einfaches, natürliches, herzliches Verhältnis, dessen Erhaltung unser Streben ist, damit er uns stets als seine wahren, seine besten Freunde betrachte. Der Gedanke ist förmlich beängstigend, wenn man sich klarmacht, wieviel Hoffnungen bereits jetzt auf das Haupt dieses Kindes gesetzt werden, und wieviel Verantwortung vor dem Vaterlande wir bei Leitung seiner Erziehung zu tragen haben, während äußere Familien- und Rangrücksichten, Berliner Hofleben und viele andere Dinge seine Erziehung so bedeutend erschweren. Gebe Gott, daß wir auf geeignete Weise das Niedrige, Kleinliche, Triviale von ihm fernhalten und durch richtige Führung ihn für sein schweres Amt vorbereiten können."

Es begann nun den Franzosen oder besser gesagt der Regierung in Paris zu dämmern, daß ein weiterer Widerstand hoffnungslos war, da ihre Vorräte nur noch etwa für die Zeit einer Woche reichten. In Deutschland war jedermann kriegsmüde und wollte den Frieden. Die Kronprinzessin gab die Empfindungen der Majorität wieder, als sie am 28. Januar schrieb:

„Tausend Dank für Deinen lieben Brief, der mit dem Kurier kam. Ich habe mich sehr über Deine guten Wünsche zum 25. und zum gestrigen Geburtstag unseres lieben Willys gefreut. Er war über Deine Geschenke entzückt. Ich hatte für ihn und die anderen eine kleine Überraschung arrangiert, indem ich ihnen erlaubte, ins Schauspielhaus zu gehen und ein Panorama zu sehen, das sie außerordentlich amüsierte. Wir zittern und hoffen auf den Frieden. Dieser Wunsch oder besser dieses leidenschaftliche Gebet der beiden Völker muß erhört werden — es würde eine zu entsetzliche Enttäuschung bedeuten, wenn der Friede nicht käme. Wir sind alle durch die Heftigkeit unserer Empfindungen erschöpft — auf der einen Seite stehen Patriotis-

mus und Stolz, mit denen wir auf unsere Truppen blicken, und auf der anderen das Mitleid für die armen Franzosen, der Kummer über den Tod so vieler unserer braven Soldaten und die Angst, die uns niemals bei Tage oder Nacht verläßt um alle, die im Felde stehen.

Ich telegraphierte Dir gestern unseren Titel. Wir werden Kaiserliche und Königliche Hoheit, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen genannt. Der König heißt Deutscher Kaiser, König von Preußen, aber gewöhnlich Kaiser und König; die Kaiserin natürlich ‚die Kaiserin-Königin'. Sie ist über alle Maßen von Deinen freundlichen Worten an sie und an mich über Dich entzückt. Ich werde immer als Kaiserliche Hoheit angesprochen (mir war der andere Titel lieber). Aber da es mich an die große politische Tatsache erinnert, daß Deutschland unter einem Oberhaupt vereinigt ist, bin ich stolz, ihn zu tragen. Ich schicke Dir heute die Auszüge aus Fritzens Briefen; zeige sie bitte niemandem außer Lenchen und Christian. Ich habe nicht einmal Fritz gesagt, daß ich sie kopiert und an Dich gesandt habe. Den lieben Brief von Tante Clementine habe ich, wie Du wünschtest, an Alice geschickt, ohne jemand etwas davon wissen zu lassen. Du kannst ihr sicher antworten, daß, wenn die französische Regierung im letzten Juli auf die englische Regierung gehört hätte, sie niemals ihre schöne Hauptstadt den unvermeidlichen Schrecken des Krieges, einer Belagerung und Beschießung ausgesetzt gesehen hätte. Sie waren gewarnt, wollten aber nicht hören.

Du wärest sicher zufrieden mit Wilhelm, wenn Du ihn sehen würdest — er hat Berties freundliches, liebenswürdiges Wesen und kann sehr anziehend sein. Er besitzt nicht gerade glänzende Fähigkeiten, noch sonst irgendwelche Stärke des Charakters oder des Talentes, aber er ist ein lieber Junge und wird, wie ich glaube und vertraue, wenn er erwachsen ist, seinen Posten gut ausfüllen. Er hat einen ausgezeichneten Lehrer, den besten, den ich jemals gesehen oder gekannt habe, und alle Sorge, die auf Geist und Körper verwendet werden kann, wird auf ihn gehäuft. Ich wache selbst über ihn und über jede kleinste Einzelheit seiner Erziehung, da sein Papa niemals die Zeit hatte, sich selbst mit den Kindern zu beschäftigen. Die nächsten wenigen Jahre werden besonders kritisch und wichtig für ihn sein, da sie den Übergang von der Kindheit zum Mannestum bedeuten. Ich bin glücklich, zu sagen, daß zwischen ihm und mir ein Band der Liebe und des Vertrauens besteht, das, wie ich fühle, nichts zerstören kann. Er besitzt eine sehr starke

Gesundheit und wäre ein sehr hübscher Junge, hätte er nicht diesen unglückseligen lahmen Arm, der sich mehr und mehr bemerkbar macht, seinen Gesichtsausdruck in Mitleidenschaft zieht (besonders eine Seite), seine Haltung, seinen Gang und seine Figur verändert, alle seine Bewegungen linkisch macht und ihm ein Gefühl der Schüchternheit gibt, da er sich seiner vollkommenen Abhängigkeit bewußt ist, weil er nichts ohne Hilfe tun kann. Dies bedeutet eine große Schwierigkeit für seine Erziehung und ist nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter. Für mich ist es eine unerschöpfliche Quelle der Sorge! Ich glaube, daß er sehr gut aussehen wird, wenn er erwachsen ist; schon jetzt hat ihn jeder gerne, da er lebhaft und im großen ganzen intelligent ist. Er ist eine Mischung aus all unseren Brüdern — von seinem Vater hat er wenig, wie überhaupt von der preußischen Familie."

Der heiße Wunsch der Kronprinzessin nach Frieden wurde jetzt erfüllt. Die anhaltende Beschießung von Paris im Verein mit der Hungersnot und dem Fehlschlagen aller Entsatzbemühungen, veranlaßten die Pariser um Verhandlungen nachzusuchen. Am 28. Januar kapitulierte Paris; ein Waffenstillstand wurde zwischen Bismarck und Jules Favre, dem französischen Minister des Auswärtigen, geschlossen. Die Kronprinzessin war erleichtert, jubelte aber keineswegs. Am 4. Februar schrieb sie an die Königin Victoria:

„Vielen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, der mit Kurier kam. Ich war sicher, daß Du für den Waffenstillstand ebenso dankbar sein würdest wie wir. Fritz singt das Lob M. Jules Favres. Ich bemitleide den unglücklichen Mann, weil er Nachrichten zu überbringen hatte, welche die Pariser und die Kriegspartei auf das äußerste erzürnen müssen. Aber ich vertraue darauf, daß diese Partei an Boden verliert. Sie scheinen die Menge der Lebensmittel in Paris vollständig falsch eingeschätzt zu haben und waren infolgedessen genötigt, zu kapitulieren. Welch eine große Erleichterung ist das Bewußtsein, daß die Leiden dieser armen Menschen endlich ein Ende finden!

Wir wissen nichts über die Rückkehr des Kaisers, aber er kann seine Armee nicht verlassen, bevor über den Frieden oder (was zu schrecklich wäre und ganz unwahrscheinlich ist) eine

Wiederaufnahme der Feindseligkeiten entschieden worden ist. Stelle Dir vor, daß die preußische Armee in diesen 6 Monaten 1100 Offiziere verloren hat! Ist das nicht wirklich zu schrecklich! Die Hälfte unserer Bekannten und Freunde ist gefallen. Ich werde ganz krank, wenn ich die Zeitungen lese und all die Berichte von den Zerstörungen und dem Ruin Frankreichs höre. Es ist die Vergeltung für die Art und Weise, in der die Franzosen Deutschland in den Jahren 1806 bis 1809 behandelt haben, unter deren Folgen wir noch leiden. Die Stadt Königsberg hatte noch im vorigen Jahre an der Kontribution, die ihr von Napoleon auferlegt war, zu zahlen.

Vielleicht werden der Kaiser und Fritz zur Eröffnung des Reichstages zurückkommen, die auf den 9. März festgesetzt ist.

Ich besuche die Lazarette, sooft ich eine Stunde Zeit habe; ich habe viel Trauriges und Herzzerreißendes dort gesehen. Die Kälte verursacht so fürchterliche Beulen. Gestern hörte ich von fünf unglücklichen armen Leuten, denen in der Eisenbahn die Füße erfroren sind, die nun amputiert werden müssen. Alle diese Schrecken machen mich so elend, der Gedanke daran, was so viele arme unglückliche Menschen zu erdulden haben, bedrückt mich Tag und Nacht."

Die auferlegten Friedensbedingungen waren hart. Die Behandlung, die Preußen Dänemark im Jahre 1864, sowie Österreich und Sachsen im Jahre 1866 hatte angedeihen lassen, zeigte Großzügigkeit und Ritterlichkeit; von beiden war im Jahre 1871 Frankreich gegenüber nichts zu merken. Der größere Teil von Elsaß und Lothringen, eine hohe Kriegsentschädigung und andere schwere Belastungen wurden verlangt. Vergeblich suchte der Kronprinz und sogar Bismarck zu erreichen, daß die Forderung, Metz zu übergeben, fallen gelassen wurde; Moltke und die Generäle waren fest entschlossen, sie durchzusetzen. Der Geist Frankreichs sollte gebrochen werden; man konnte dies nur, wie sie glaubten, durch rücksichtslose Erniedrigung erreichen. Die öffentliche Meinung in England stellte sich nun vollkommen auf seiten Frankreichs; die Kronprinzessin lehnte in ihrem Briefe vom 7. Februar 1871 die Friedensbedingungen ab, nachdem sie bekanntgeworden waren:

„Vielen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief vom 4. Ich kann mir nicht denken, warum mein Schreiben an Dich so lange unterwegs war! Inzwischen wirst Du erfahren haben, daß der Bericht über exorbitante Friedensbedingungen dementiert worden ist; er schien von einem deutschen Zeitungskorrespondenten erfunden worden zu sein. Ich habe keinen Augenblick daran geglaubt. Zu einem solchen Zeitpunkt ist ein Bericht dieser Art genug, um jedermann zum Schreien zu bringen. Niemand zweifelt an der Möglichkeit eines baldigen Friedensschlusses in Versailles, trotz Gambettas Bemühungen, das Gegenteil zu erreichen. Beide Parteien wünschen ihn zu dringend, um nicht endlich Erfolg zu haben, obgleich ich sicher bin, daß wir durch alle möglichen Schwierigkeiten, Gerüchte usw. noch genügend bekümmert und aufgeregt werden, bevor das Ende erreicht sein wird."

Die britische Regierung hatte möglicherweise dieselben Ansichten, denn die bei der feierlichen Eröffnung des Parlamentes zwei Tage später gehaltene Thronrede schien der Sympathie für Frankreich Ausdruck zu geben, ein Vorgang, der das größte Mißfallen der deutschen Kaiserin erregte. Am folgenden Tage, dem 10. Februar, schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Ich sah die Königin-Kaiserin, die über Deine Rede im Parlament sehr zornig war, meinte, daß sie den Franzosen unnötig viel Schmeichelhaftes sagte, unverhüllt ihre Sympathie mit der Sache Frankreichs ausdrückte, daß sie kein Wort über den Ursprung des Krieges enthielt und nicht einmal erwähnte, was jedermann zugegeben habe, daß Deutschland der Angegriffene und nicht der Angreifer gewesen sei, daß die Sätze über Deutschland mehr als kalt und ganz entschieden das Gegenteil von höflich gewesen wären. Die Kaiserin fügte hinzu, daß die Rede überall denselben Eindruck gemacht habe, eine sehr schlechte Stimmung erzeugen würde usw. Kurz, sie war sehr ärgerlich. Als ich ihr nicht ganz beistimmen konnte, wurden wir nicht einig. Leider ist es wahr, daß die Erregung gegen England gerade jetzt sehr groß ist. Vor 14 Tagen war es noch nicht so. Aber jetzt ist das Volk wütend über die antideutsche Stimmung in England, die jeden Tag mehr zutage tritt. Man hält sie für ungerecht und unfair. Wie ich unter all dem leide, kann ich nicht sagen, da ich natürlich nicht ertragen kann, daß ein Wort gegen England gesagt wird — wenn scharfe Worte

fallen, gebe ich sie und, wie ich fürchte, nicht immer sehr liebenswürdig sogleich zurück. Die öffentliche Meinung gleicht dem Meere — sie ist leicht in schäumende Wut gebracht — dann beruhigen sich die Wellen wieder allmählich, wenn der Wind zu blasen aufhört — und so wird es auch mit diesen Stürmen der Entrüstung in unseren beiden Ländern sein, denn es ist Ungerechtigkeit in den Gefühlen beider vorhanden. Ich muß gestehen, daß die Rede mich nicht in dem Sinne getroffen hat, der ihr hier beigelegt wird und kann mir denken, daß sie in England gut aufgenommen wurde, was natürlich das einzige Kriterium für sie bedeutet."

Als Antwort auf einen weiteren Brief der Kronprinzessin [1]) schrieb am 11. Februar 1871 die Königin Victoria, deren Liebe für ihren ältesten Enkel schon lange bekannt war:

„Ich will für heute schließen, und möchte nur auf Deine Antwort, die Du mir auf meine Betrachtungen und Hoffnungen in bezug auf Willy gegeben hast, eingehen. Die Heftigkeit, mit der Du von der „schrecklich niederen Gesellschaft" sprichst, erweckt den Anschein, als ob ich diese befürwortet hätte. Diese niedere Gesellschaft, von der Du erzählst, daß sie sich aus Schauspielern, Schauspielerinnen, Musikern, Barbieren (wenigstens in einem Falle) usw. zusammensetzt, bildet das gerade Gegenteil von dem, was ich empfohlen habe, denn diese Art Leute sind am stolzesten und unfreundlichsten zu den unter ihnen stehenden und zu den Armen. Was ich meinte (und was, wie ich für Eure Stellung in Preußen fürchte, da ihr nämlich immer in einem Palast lebt und große Ideen über die ungeheure Stellung von Königen und Prinzen usw. habt) ist folgendes: daß die Prinzen und Prinzessinnen vollkommen gütig und menschlich sein müssen, daß sie nicht denken sollen, sie wären von anderem Fleisch und Blut als die Armen, die Bauern, Arbeiter und Dienstboten; daß der Verkehr mit ihnen, den wir immer pflegen und gepflogen haben, wie es jeder respektable Gentleman und jede respektable Lady hier tut, von ganz außerordentlich gutem Einfluß auf den Charakter derjenigen ist, welche später zum Herrschen berufen sind. Von ihren Nöten und Sorgen zu hören, ihnen zu helfen, nach ihnen zu sehen und freundlich zu ihnen zu sein (wie Du und Deine Schwestern zu unserer alten Tilly gewohnt wart) tut dem Charakter von Kindern und Erwachsenen außerordentlich gut. Auf diese Weise lernt man gegeneinander gütig,

[1]) Leider fehlt dieser Brief.

geduldig, nachsichtig sein, wie man es sonst nirgendswo kann. Der Verkehr nur mit Soldaten kann dies niemals erreichen oder vielmehr er erreicht das Gegenteil, da Militärpersonen gezwungen sind, zu gehorchen und Charakterunabhängigkeit in ihren Reihen nicht zu finden ist.

Die Deutschen müssen von den Engländern und besonders von den Schotten sehr verschieden sein — wenn sie tatsächlich noch nicht so weit sind, daß man sie in dieser Weise behandeln kann. Ich fürchte, sie sind es in der Tat, wie auch Dein lieber Vater mir oft bestätigt hat; die Engländer, besonders die im Süden sind in dieser Beziehung auch anders als die im Norden, die sehr viel unabhängiger in charakterlicher Beziehung und von einer Entschlossenheit sind, die sich mit wirklich vornehmem Wesen paart, das nicht ertragen kann, hochmütig behandelt zu werden. Die Deutschen besitzen diese Eigenschaften in geringerem Maße.

Dein lieber Vater wußte dies wohl zu würdigen; meine Kinder haben diese Eigenschaft ebenso wie ich und alle Menschen von Überlegung von ihm übernommen. Das ist's, was ich meinte und für einen Prinzen oder eine Prinzessin unserer Tage als sehr wichtig behauptete. Die Art und Weise, in welcher die Sünden und unmoralischen Handlungen der höheren Klassen übersehen, entschuldigt und vergeben werden — während die den niederen Gesellschaftsstufen angehörigen Sünder für einen Bruchteil gleicher Vergehen hart bestraft werden, ist genug, um demokratische Gefühle und Rachsucht zu wecken. Ich bin sicher, daß Du mit der größten Sorgfalt über Deinen lieben Jungen wachst, aber ich denke, daß Du vielleicht ein wenig zu große Sorgfalt auf ihn verwendest, ihn zu beständig beobachtest — was gerade zu den Gefahren führen kann, welche man zu vermeiden wünscht.

Es ist außerordentlich schwer, es liegt eine harte Prüfung darin, ein Prinz zu sein. Niemand hat den Mut, einem solchen die Wahrheit zu sagen oder ihn mit der Barschheit und Grobheit zu behandeln, die für Knaben und Jünglinge absolut notwendig sind.

Daß Deine lieben Jungen sich ganz nach Deinen Wünschen entwickeln, gute Menschen und Christen und von allen geliebt und bewundert werden, das ist mein heißestes Gebet."

(Dieser und der folgende Brief beziehen sich auf andere Briefe, die unglücklicherweise verloren gegangen sind.)

Auf diesen Brief antwortete die Kronprinzessin am 15. Februar:

„Vielen herzlichen Dank für Deinen lieben langen und interessanten Brief, den ich vorgestern bekam; es tut mir leid, daß ich ihn nicht so ausführlich beantworten kann, wie ich gerne möchte. Es scheint mir nicht so, als ob ich Deinen ersten Brief mißverstanden hätte. Meine Ansichten sind auch die Deinen, obgleich ich mich vermutlich anders ausdrücke. Du wünschst dieselben Resultate wie ich. Aber meine Kinder halten sich immerhin häufiger außerhalb des Schlosses auf als Du denkst. Wir befinden uns viel öfter in der Stadt als Du und der liebe Papa es gewohnt waren. Unser Gut und die Villa in Bornstedt, wohin die Kinder jeden Tag mit mir gehen, geben ihnen genug Gelegenheit, andere Häuser zu besuchen, obgleich deren Bewohner nicht immer so nett und einfach sind, wie man wünschen möchte. Der deutsche Bauer ist kein sehr freundliches Wesen, sondern zeichnet sich durch seinen Trotz und seine Härte aus. Das Landleben gibt tausend Möglichkeiten für einen natürlichen Verkehr mit den Bewohnern der Weiler und Dörfer, dessen die Stadtbewohner natürlich beraubt sind. Die Kinder interessieren sich für unsere kleine Schule; je unabhängiger wir werden, desto eher können wir dafür sorgen, daß unseren Kindern alles zuteil wird, was gesund, natürlich und gut für ihr Wesen und ihren Charakter ist. Ich möchte hoffen, Du ersiehst aus meinen Worten, daß ich wohl verstanden habe, was Du meintest."

Inzwischen verstärkte sich der geheime Gegensatz zwischen England und Deutschland, und die Stellung der Kronprinzessin wurde noch schwieriger. Dazu kam, daß nun, nachdem die britische öffentliche Meinung antideutsch geworden war, die mit Frankreich Sympathisierenden nicht zögerten, der Königin Victoria und ihrer Familie einen Neutralitätsbruch vorzuwerfen, der darin bestehen sollte, daß sie der deutschen Königsfamilie Glückwünsche geschickt hatten. Diese Vorwürfe wurden so ernsthaft gemacht, daß sie im House of Commons vorgebracht wurden, aber Mr. Gladstone goß Öl auf die erregten Wogen und die Angelegenheit wurde vorläufig fallen gelassen.

Die Kronprinzessin bewies das größte Verständnis für die schwierige Rolle, die ihre Mutter zu spielen hatte und sah die Animosität zwischen England und Deutschland mit größtem Bedauern wachsen. Am 4. März schrieb sie:

„Tausend Dank für Deinen lieben und freundlichen Brief, der mit dem Kurier ankam. Ich bin sicher, daß es Dir, die so großmütig, gütig und gerecht ist, Sorge macht, an die in England gegen Deutschland wachsende Animosität zu denken. Aber es hat keinen Zweck, die Augen Tatsachen gegenüber zu verschließen, und dies ist eine, an der ich nicht zweifle. Sie macht Deine Stellung oft schwer, dessen bin ich sicher; aber ich kann verstehen, wie Deine Lage ist; Du darfst Dich niemals von Deinem Volke trennen lassen — dem ersten Volk der Welt, wie ich Dir sagen kann; diese Überzeugung wird jeden Tag stärker in mir. Wie sehr ich unter der Abneigung der beiden Nationen gelitten habe, kann ich Dir nicht sagen! Wie unfreundlich und ungerecht werde ich manchmal behandelt! Und wie viele Tränen habe ich vergossen! Aber man muß lernen, die Dinge philosophisch zu betrachten. Völker gleichen in vieler Beziehung den Einzelwesen. Man weiß, was ein Streit zwischen Freunden oder Verwandten bedeutet. Man kann die kleinen oder großen Gründe, die zu ihm geführt haben, verfolgen und vermag ihre Wirkungen an der Aufregung der Gemüter zu erkennen. Die Zeit heilt aber auch das. Da wir nun endlich Frieden haben, werden die Nachrichten von unseren Taten in Frankreich die Engländer nicht länger aus dem Häuschen bringen und ihr Mitleid für die sehr unglücklichen, aber an ihrem Unglück selbst schuldigen Franzosen immer wieder aufs neue erwecken.

Der Friede wird auch der Haltung der Neutralen, die gewiß sehr schwer war, ein Ende machen; und obgleich ich bedauerte, daß England neutral geblieben ist, glaube ich doch, daß die Regierung sich ganz vorzüglich benommen hat. Deutschland war zwar empört über die Haltung der englischen Regierung; da dieser Grund aber jetzt aus der Welt geschafft ist, bin ich sicher, daß es sich bald beruhigen wird. Wenn ärgerliche Worte, Vorwürfe und Sticheleien, die wie ein Federball hin und her geworfen werden, Unfrieden und bösen Willen stiften, so müssen freundliche Worte und Taten und die auf vernünftige Weise ausgedrückten Empfindungen verständiger Menschen die alte Freundschaft zwischen Deutschland und England wiederherstellen. Graf Bismarck bleibt nicht ewig im Amt, er wird so schnell vergessen sein, wie der arme Kaiser Napoleon, an den sich kaum noch jemand erinnert ..."

Vierzehn Tage später kehrte der siegreiche Kronprinz nach Berlin zurück — und wiederum war die kronprinzliche Familie vollzählig vereint. Der Glücksbecher der

Kronprinzessin war voll: ihre Tätigkeit in den Lazaretten war endlich bis zu einem gewissen Grade anerkannt worden, ihr Gatte war ruhmbedeckt aus schwerem Kampfe heimgekehrt, ihre Familie schien zu blühen und zu gedeihen, und Deutschland hatte seinen Platz in der ersten Linie der Großmächte eingenommen. Zum drittenmal in sieben Jahren war ein Krieg glücklich beendet worden; jedesmal war Macht- und Gebietszuwachs sein Lohn gewesen. Deutschland war en fête, und die Kronprinzessin befand sich, ohne es selbst zu ahnen, auf der Höhe ihrer Laufbahn. Am 28. März 1871 schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Vielen Dank für Deinen lieben Brief, den ich gestern erhalten habe. Aus Luises Telegramm ersehe ich, daß der Kaiser Napoleon Dich besucht hat [Napoleon war aus der Gefangenschaft entlassen worden und hatte zum drittenmal während seiner Laufbahn seinen Wohnsitz in England aufgeschlagen]. Der Besuch muß für Euch beide peinlich gewesen sein! Wir haben von verschiedenen gut unterrichteten Seiten gehört, daß er seit der furchtbaren Revolution in Paris große Hoffnungen darauf setzt, seinen Thron wieder einnehmen zu können. Ich wundere mich darüber, daß er nicht zu stolz ist, um einen solchen Gedanken zu fassen, nach alledem was man öffentlich in Frankreich über seine Regierungszeit geschrieben hat ...

Wir sind durch die unaufhörlich einander folgenden Feste vollständig ermüdet; vermutlich wird beim Einzug der Truppen und der Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms alles von vorn anfangen. Wie der Kaiser und die Kaiserin durchhalten und auch noch Vergnügen an allem finden können, verstehe ich nicht — andere Sterbliche wären längst vollkommen erschöpft. Die Verhältnisse in Frankreich erlauben nicht, den Zeitpunkt der Rückkehr für die Truppen zu bestimmen; die meisten denken an Mitte Mai."

Auch nach dem Frieden von Frankfurt legte sich die antideutsche Stimmung in England nicht; als es bekannt wurde, daß ein Denkmal König Friedrich Wilhelms III. am 16. Juni in Berlin mit allem Pomp bei Gelegenheit des Einzuges der siegreichen deutschen Armee, aber in Abwesenheit des englischen Botschafters (Lord Augustus

Loftus, der auf Urlaub in Baden war) enthüllt werden sollte, telegraphierte die Kronprinzessin an Lord Granville, den Staatssekretär des Auswärtigen, ob dieser Akt der Geringschätzung nicht vermieden werden könne. Lord Granvilles Antwort vom 14. Juni lautete:

„Ich hatte heute die Ehre, Eurer Königlichen Hoheit Telegramm zu erhalten und freue mich, die Gelegenheit zu haben, Eurer Königlichen Hoheit einige Zeilen schreiben zu dürfen.

Das Benehmen unserer Gesandten wird durch verschiedene Vorschriften geregelt, um bei Gelegenheit von Siegesfeiern, da unser Land während des Krieges neutral war, keine Fehler zu machen.

Ich fürchte, daß, wenn unser Botschafter in einem Augenblick, in dem, wie gegenwärtig, der Enthusiasmus des deutschen Volkes nach den glorreichen und außerordentlichen Erfolgen des letzten Jahres seine höchste Höhe erreicht hat, sich in Berlin befände und die Regeln, die bei früheren Gelegenheiten festgesetzt worden sind, beobachten würde, sein Benehmen bei denen, die mit unseren Vorschriften nicht vertraut sind, keine wohlwollende Beurteilung finden würde. Da Lord A. Loftus zwei Monate Urlaub genommen hat, ist es vollkommen natürlich, daß er sich nicht auf seinem Posten befindet. Die Botschaft wird illuminiert werden; außerdem habe ich die Erlaubnis der Königin erhalten, in einem Briefe Mr. Petre anzuweisen, dem Kaiser auf das wärmste im Namen Ihrer Majestät zur Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms III. zu gratulieren . . .“

Am 16. Juni wurde die Statue nach einem Vorbeimarsch der siegreich heimkehrenden Truppen und der Überreichung des Feldmarschallstabes an den Kronprinzen feierlich enthüllt; die Abwesenheit des englischen Botschafters wurde viel bemerkt. Königin Victoria war jetzt sehr bemüht, das gute Verhältnis zwischen der Kronprinzessin und ihrem Bruder, dem Prinzen von Wales, dessen Zuneigung zu Frankreich während des Krieges viel Ärgernis in Berlin erregt hatte, wiederherzustellen. Zu diesem Endzweck lud die Königin den Kronprinzen mit seiner ganzen Familie im Juli nach London ein; eine vollkommene Aussöhnung erfolgte, da der Prinz von Wales seine

alte Herzlichkeit zur Schau trug. Anfangs wohnte das kronprinzliche Paar (vom 3. bis zum 13. Juli) in der deutschen Botschaft, wo der Prinz von Wales sie oft besuchte. In vieler Beziehung stimmten die Vier völlig miteinander überein, besonders in ihrem gemeinsamen „horror" vor Bismarck, dessen prinzipienlose „treibende Kraft", wie der Kronprinz klagte, „allmächtig" sei. Der Kronprinz kehrte am 13. nach Deutschland zurück, während die Prinzessin in England blieb, um den Sommer und den frühen Herbst mit der Königin in Osborne oder Balmoral zu verbringen. An beiden Orten hatte sie viele Gelegenheiten, die alten herzlichen Beziehungen zu ihrem Bruder zu erneuern, welche der Krieg in gewisser Weise unterbrochen hatte.

Fünftes Kapitel

BISMARCK UND RUSSLAND

Die überraschenden und überwältigenden deutschen Siege während des Deutsch-Französischen Krieges hatten Deutschland auf einen hohen Sockel militärischen Ruhmes gestellt. Das Ansehen des Reiches war schnell gewachsen und Bismarck wurde sich als kluger, aufmerksamer und ehrgeiziger Mann schnell darüber klar, daß die erste Bedingung für die Sicherheit des neuen Deutschland auf der Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland beruhte. Deutschland war nicht länger ein zufälliges Konglomerat antagonistischer Staaten, sondern eine Macht, mit der man rechnen mußte. In Verbindung mit Rußland, Österreich und Italien würde sie der beherrschende Faktor Europas werden: das war das Ziel, dem Bismarck zustrebte. Infolgedessen arrangierte Bis-
1872 marck im nächsten Jahr eine Zusammenkunft zwischen den Kaisern von Deutschland, Rußland und Österreich, aus der jener etwas unbestimmt freundschaftliche Dreikaiserbund hervorging, den man als Vorläufer von Bündnissen betrachtete. (Im Jahre 1879 wurde das deutsch-österreichische Bündnis geschlossen, dem im Jahre 1882 Italien beitrat, so daß der Dreibund entstand.)

Eine der diplomatischen Veränderungen, die dem Deutsch-Französischen Kriege folgten, war die Versetzung des Lord Augustus Loftus, des englischen Botschafters in Berlin, nach St. Petersburg und seine Ersetzung durch Mr. Odo Russell (späterem Lord Ampthill). Die Kronprinzessin hatte mit Lord Loftus nur auf formellem Fuße ver-

kehrt, da seine Sympathie für Dänemark während des Krieges von 1864 ihr nicht angenehm war; mit dem neuen Botschafter schloß sie eine herzliche, wertvolle und dauernde Freundschaft. Russell hatte seine diplomatische Karriere in Wien begonnen und wurde nach kurzen Dienstleistungen in Paris, Konstantinopel und Washington im Jahre 1858 der englischen Gesandtschaft in Florenz attachiert, von wo aus ihm als Amtssitz Rom angewiesen wurde. Am Ende des Jahres 1870 wurden sein Takt und seine Geschicklichkeit durch eine spezielle Mission zur Obersten Deutschen Heeresleitung in Versailles anerkannt, wo er der erprobte Freund des Kronprinzen wurde. Im Jahre 1871 wurde er zum Botschafter in Berlin ernannt. Er hatte kaum sein Amt angetreten, als er vom englischen Auswärtigen Amt die Weisung erhielt, Bismarck (der jetzt Kanzler des Deutschen Reiches war) vertraulich zu verständigen, daß Großbritannien Gefahr laufe, in einen Krieg mit Rußland verwickelt zu werden.

Im verflossenen Jahre war die Rivalität zwischen Großbritannien und Rußland in Zentralasien und dem nahen Osten immer schärfer geworden; Bismarck hatte infolgedessen die wachsende Freundschaft zwischen dem Zaren und seinem Onkel, dem deutschen Kaiser, sorgfältig genährt. Im Oktober 1870 hatte der Kaiser von Rußland sich entschlossen, Rußland von einem lästigen Paragraphen des Vertrages von 1856 zu befreien, welcher das Befahren des Schwarzen Meeres mit Kriegsschiffen verbot, da er wußte, daß, solange Deutschland und Frankreich in tödlichen Kampf miteinander verstrickt waren, diese Mächte keine Gelegenheit hatten, sich in die auswärtige Politik Rußlands einzumischen. Der englische Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Granville, drohte als unmittelbare Antwort auf die zynische Nichtbeachtung des Vertrages mit Krieg. Bismarck schlug eine Konferenz vor, die in London im März 1871 stattfand; ein neuer Vertrag wurde geschlossen, in dem die Neutralisation des Schwarzen Meeres annulliert

wurde. Die englische Diplomatie erlitt eine völlige Niederlage; weder Deutschland noch Rußland vergaßen, daß bei dieser Gelegenheit die gegenseitige Unterstützung, welche sich die beiden Mächte hatten angedeihen lassen, für Großbritannien zuviel gewesen war.

Es war nur natürlich, daß Bismarcks Politik sich im Gegensatz zu denen befand, die ein besseres Verständnis zwischen dem neuen Deutschland und England ersehnten; als Führerin dieser Partei wurde mit Recht oder mit Unrecht die Kronprinzessin angesehen. Zu den internationalen Fragen, die Europa in Verwicklungen zu stürzen drohten, kamen die nicht weniger schwierigen Probleme, welche aus Mißhelligkeiten innerhalb des deutschen Hofes resultierten. Der herrsch- und rachsüchtige Bismarck war der Kaiserin Augusta keineswegs freundlich gesinnt, da er annahm, daß sie seiner Politik, welche sich die Begrenzung der Kräfte der katholischen Kirche in Preußen zum Ziel gesetzt hatte, Hindernisse in den Weg legen wollte; seine Beziehungen zur Kronprinzessin waren keineswegs besser: er beklagte sich oft dem englischen Botschafter gegenüber in der offensten Weise über den Mangel an Harmonie zwischen ihnen. Lady Emily Russell,
1873 die Gattin Mr. Odo Russells, schrieb am 15. März 1873 nach einem offiziellen Diner in der britischen Botschaft, dem das deutsche Kaiserpaar beigewohnt hatte, an die Königin Victoria; sie gibt eine Schilderung der Spannung, welche damals existierte:

„Ich benutze die gnädige Erlaubnis, Eurer Majestät zu schreiben, um zu sagen, von wie tiefer Dankbarkeit wir über den Besuch Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin erfüllt sind, ebenso wie über die außergewöhnliche Gunst, die uns zuteil geworden ist, daß Ihre Majestäten so gnädig gewesen sind, eine Einladung zum Diner in der Botschaft anzunehmen.

Die hohe Ehre, welche noch keiner anderen Botschaft in Berlin jemals zuteil geworden ist, verdanken wir dem tiefen Gefühl ergebener Bewunderung, welchem Ihre kaiserliche Majestät, die Kaiserin Augusta, in wärmster und beredtester Weise Ausdruck

gibt, wenn sie von ihrer Freundschaft und Sympathie mit Eurer Majestät spricht. Mr. Russell sagt, daß die freundliche Betonung des guten Einvernehmens mit Eurer Majestät Botschaft, über die in allen deutschen Zeitungen berichtet worden ist, zur Besserung der freundlichen Beziehungen Englands und Deutschlands mehr tun wird, als tausend Depeschen und Blaubücher. Die Kaiserin, deren Unterhaltungsgabe, wie Eure Majestät wissen, eine glänzende ist, übertraf sich an diesem Abend selbst. Ihre Majestät wiederholte mehrere Male „ich komme mir vor, als ob ich im lieben England wäre" und trank, bevor sie sich vom Diner erhob, Eurer Majestät Gesundheit in Ausdrücken liebevoller Hochachtung mit aufrichtigsten guten Wünschen zu Eurer Majestät Wohlergehen und Glück. Ihre Kaiserlichen Majestäten wurden von der Menge in der Straße beim Kommen und beim Verlassen der Botschaft auf das herzlichste gefeiert.

Eurer Majestät ist bekannt, daß Fürst Bismarck auf den Einfluß der Kaiserin Augusta beim Kaiser politisch eifersüchtig ist, da er glaubt, daß sie seiner antiklerikalen und nationalen Politik im Wege steht und die Bildung verantwortlicher Ministerien verhindert, wie sie in England existieren. Die Kaiserin erzählte meinem Gatten, er (Bismarck) habe mit Ihrer Majestät seit dem Kriege nur zweimal gesprochen; sie drückte den Wunsch aus, daß er bei unserem Diner ebenfalls zugegen sein möge. Nach der Etikette hätte er an der linken Seite der Kaiserin sitzen müssen und Ihre Majestät würde dann eine Stunde Zeit gehabt haben, während der er sich der Unterhaltung mit ihr nicht hätte entziehen können. Fürst Bismarck nahm unsere Einladung an, sagte aber, daß er vorziehen würde, seinen Platz ungeachtet der Etikette an den österreichischen Botschafter abzutreten. Am Tage des Diners aber schickte Fürst Bismarck kurze Zeit vor der festgesetzten Zeit eine Entschuldigung, welche besagte, daß er an Hexenschuß litte. Die Diplomaten deuten an, daß diese Krankheit eine diplomatische sei.

Fürst Bismarck drückt seine Abneigung gegen die Kaiserin häufig mit so heftigen Worten aus, daß mein Gatte in eine um so schwierigere Lage gebracht wird, als er sich auch über den zwischen Ihrer Königlichen und Kaiserlichen Hoheit, der Kronprinzessin, und ihm selbst bestehenden Mangel an Harmonie beklagt. Er gibt zu, imstande zu sein, mit dem Kronprinzen übereinzustimmen, fürchtet aber, daß ihm dies mit der Kronprinzessin niemals möglich sein wird.

Diese Lage ist sehr betrüblich; mein Gatte ist um so unglücklicher über sie, als er Schwierigkeiten für die Zukunft voraus-

sieht, welche sich der Beeinflussung durch die Diplomatie völlig entziehen. Fürst Bismarck gebraucht die Presse in vollkommen skrupelloser Weise, um seinen politischen Gegnern den Boden unter den Füßen wegzuziehen, wie sein Brief beweist, welcher der Kaiserin vorwirft, den aufsässigen katholischen Priestern durch den Kammerherrn Grafen Schaffgotsch, Geld zukommen zu lassen.

Mein Gatte fürchtet, daß Fürst Bismarck versuchen wird, die Stellung der Kronprinzessin in der Öffentlichkeit möglichst zu erschweren, um bei der Verwaltung Deutschlands, das er ebenso ganz zu einigen wünscht, wie Cavour Italien geeinigt hat, nämlich durch Mediatisierung der regierenden Fürsten, völlig freie Hand zu haben.

Der Kaiser drückte seine Freude über die große Ehre, die der Gräfin Bernstorff durch Eurer Majestät Besuch widerfahren sei, auf das wärmste aus und sagte, daß er und die Kaiserin tief dadurch berührt worden seien. Ihre Majestäten wissen noch nicht, wen Fürst Bismarck als Nachfolger des armen Grafen Bernstorff vorschlagen wird.

Wir wurden vor einer Woche durch einen Besuch der Prinzen Wilhelm und Heinrich in Begleitung ihres Lehrers, Herrn Hintzpeter, geehrt. Jeder, der die Freude hat, mit dem Prinzen Wilhelm zu sprechen, wird durch seinen natürlichen Charme und sein liebenswürdiges Wesen, seine große Intelligenz und seine bewundernswürdige Erziehung gefangen. Die Rückkehr Ihrer Kaiserlichen Hoheiten, des Kronprinzen und der Kronprinzessin, war uns eine große Freude, da wir Zeugen der vollkommenen Wiederherstellung der Gesundheit des Kronprinzen sein durften. Wir hatten vorgestern die Ehre, allein mit Ihren Kaiserlichen Hoheiten zu dinieren und waren entzückt, zu sehen, wie gut Seine Kaiserliche Hoheit aussieht; mit Ausnahme einer etwas blassen Gesichtsfarbe hat seine Krankheit keine Spuren hinterlassen. Ihre Kaiserliche Hoheit sah ausgezeichnet aus."

Seit dem Deutsch-Französischen Krieg waren die Beziehungen zwischen der Kronprinzessin und dem Prinzen von Wales völlig ungetrübt gewesen. Bruder und Schwester hatten sich verschiedentlich gegenseitig besucht. Als im
1874 Juli 1874 das kronprinzliche Paar London besuchte, wo es in der deutschen Botschaft abstieg, beschrieb die „Times" in einer Sympathiekundgebung den Kronprinzen als „den beständigen Freund einer freien und liberalen

Verwaltung Preußens" und gab der Ansicht Ausdruck, daß, wenn der liberal gesonnene Kronprinz den deutschen Thron besteigen würde, die hauptsächlichsten Hindernisse, die sich einer Freundschaft beider Länder in den Weg stellten, überwunden werden würden.

Ende August 1874 kamen der Prinz und die Prinzessin von Wales nach Berlin, um der Konfirmation des Prinzen Wilhelm von Preußen beizuwohnen. Nach der Feierlichkeit schrieb der Prinz von Wales am 1. September 1874 aus dem Neuen Palais an die Königin Victoria:

„Ich war von der einfachen Feierlichkeit des Gottesdienstes tief ergriffen. Willy bestand sein Examen ausgezeichnet; die Fragen, die er zu beantworten hatte, nahmen etwa eine halbe Stunde in Anspruch. Es war eine schwere Prüfung, die er in Anwesenheit des Kaisers, der Kaiserin und seiner ganzen Familie zu bestehen hatte. Ich war nur zu froh, nach der Zeremonie mit Vicky, Fritz und Willy das Abendmahl zu nehmen; der Gottesdienst ist beinahe derselbe wie bei uns. Willy freute sich sehr über Deine Geschenke, die in meinem Wohnzimmer für ihn aufgebaut waren. Ich las ihm Deinen Brief und die Widmung vor, die Du in die Bibel geschrieben hast; ich finde beide prachtvoll. Alle Deine Worte sind sehr wahr."

Der Brief der Kronprinzessin an ihre Mutter vom 1. September lautet:

„Es ist eine schwierige Aufgabe, Dir den heutigen Tag zu beschreiben, da mein Herz noch so voller Erregung ist, daß ich nicht weiß, wie ich beginnen soll. Vor allem laß mich Dir herzlichst für all die gütigen und rührenden Beweise Deiner Zuneigung danken. Dein lieber Brief kam heute morgen vor der Feier an; natürlich bedeutete er eine große Freude für mich, da ich Deine Abwesenheit gerade bei dieser Gelegenheit schmerzlich empfinde. Dein Brief an Wilhelm und besonders die Worte, die Du in seine Bibel geschrieben hast, sind prachtvoll und rührten Fritz auf das tiefste. Wir danken Dir viele tausend Male dafür. Willy war entzückt und überrascht, plötzlich Besitzer eines so großen und schönen Bildes vom lieben Papa zu werden. Der liebe Bertie ist voller Freundlichkeit und Rücksichtnahme, sehr liebenswürdig und allen sehr zugetan — er nimmt alles, was wir für seine Bequemlichkeit tun können —, es ist nicht sehr viel —, mit der größten Freundlichkeit auf.

Er ist ein ebenso vorbildlicher Gast wie Wirt — das will viel heißen! Es ist eine große Freude, ein großes Glück, ihn hier zu haben, da ich recht deprimiert gewesen wäre, wenn niemand meiner eigenen Familie zugegen gewesen wäre.

Die Feierlichkeit fand um 11 Uhr statt. Fritz und ich fuhren mit Willy und brachten ihn in die Sakristei, um dort zu warten, bis sich die Gesellschaft versammelt und ihre Plätze in der Kirche eingenommen hatte. Wir empfingen den Kaiser und die Kaiserin sowie diejenigen Mitglieder der preußischen Familie, die hier waren, vor der Friedenskirche in dem Kreuzgang, an den Du Dich entsinnen wirst; dann gingen wir alle zusammen hinein. Die Kirche war mit grünen Kränzen und Pflanzen sehr hübsch geschmückt. In der Mitte war ein niedriger Aufbau errichtet, zu dem zwei Stufen hinaufführten; darauf stand der für diese Gelegenheit errichtete Altar, außerdem waren für Willy ein Stuhl und ein kleines Pult hingestellt worden. Ein von mir selbst gearbeiteter Teppich bedeckte die Stufen, und die Decke, die einst über meines lieben Sigies Sarg lag — ich habe sie der Kirche als Altardecke geschenkt —, bedeckte den Abendmahlstisch. Sie ist ganz aus weißem Atlas mit einem S und der Krone in Gold in den Ecken.

Für die Mitglieder der Königlichen Familie waren zwei Reihen Stühle vorgesehen. Der Rest der Gesellschaft stand im Kirchenschiff (ich fürchte, daß sie sehr müde geworden sind, da die Zeremonie sehr lange gedauert hat). Wilhelm benahm sich sehr gut und war weder scheu noch verlegen, sondern zeigte die größte Kaltblütigkeit. Er las sein Glaubensbekenntnis mit lauter und fester Stimme vor, und beantwortete die 40 Fragen, welche der Geistliche ihm vorlegte, ohne Zögern oder Verlegenheit. Des Kaisers Interesse ist warm, aber leider ist sein Einfluß auf die Erziehung des Kindes, wann immer er ihn ausübt, ein *sehr schlimmer*. Die Kaiserin meint es sehr gut; sie war tief bewegt, ebenso wie der Kaiser. Charlotte, Heinrich und Vicky weinten die ganze Zeit. Die drei *langen* Ansprachen des Geistlichen hätten besser und kürzer sein können, aber immerhin verdarben sie wenigstens die Feier nicht. Die Kommunion folgte unmittelbar darauf. Der liebe Bertie nahm das Abendmahl mit uns und Willy, während niemand anders, mit Ausnahme dreier Damen und zweier Herren unserer Hofhaltung, es empfing. Der Kaiser und die Kaiserin blieben als Zuschauer.

Da Du Dich auch für Kleinigkeiten interessierst, will ich hinzufügen, daß ich in Schwarz mit einer einfachen weißen Krepelissa-Haube war und Willy in Uniform. Manchmal fühle ich mich



phot. T. Prüm, Berlin

Die Kronprinzessin und Prinz Wilhelm
1876

zu jung, um schon Mutter eines Konfirmanden zu sein, und dann zuzeiten wieder so alt! Ein anderer Gedanke macht mir Kummer, obgleich man vor einem Opfer nicht zurückschrecken darf! Heute gibt es eine Art Aufbruch — in zwei Tagen verlassen uns die Jungen, um zur Schule zu gehen, wo sie drei Jahre bleiben und nur zu den Ferien zurückkommen werden; dann wird Willy in die Armee eintreten und Heinrich auf die Marineschule gehen. Ich empfinde es sehr hart, sie so aufgeben zu müssen.

Morgen ist Parade in Berlin, und den Tag darauf reist der liebe Bertie morgens ab. Morgen verlassen uns Charlotte, Vicky und Waldy für drei oder vier Wochen, um nach Außem zu gehen, so daß ich ziemlich betrübt bin, aber ich hoffe, es wird ihnen gut tun. Sandown ist ihnen schon ausgezeichnet bekommen, und ich bin sicher, daß der Aufenthalt sie für den Winter frisch machen wird. Darf ich Dich um eine Gunst bitten — Du hast uns schon so viel erwiesen, daß ich kaum wage, Dich zu bitten, aber es trotzdem versuchen will —, würdest Du so gut sein und an Willys ausgezeichneten Lehrer, Dr. Hintzpeter, dem der Junge alles verdankt, einige anerkennende Worte schreiben? Du weißt, daß es nicht immer leicht für mich gewesen ist, auch habe ich nicht immer in des Doktors Gunst gestanden. Aber er hat seine Pflicht ausgezeichnet erfüllt und sich der Erziehung der Jungen mit Herz und Seele gewidmet. Ein Zeichen der Anerkennung würde ihm sicher das größte Vergnügen bereiten — etwa ein paar handschriftliche Worte und ein Bild von Dir. Ich hoffe, Du wirst mich nicht für zu unbescheiden halten.

Ich muß jetzt schließen, da ich in großer Eile bin, und es schon spät ist. Sei so gut und teile den Inhalt dieses Briefes den Geschwistern mit, denen es Spaß machen wird, zu hören, wie die erste Konfirmation in der jüngeren Generation vor sich gegangen ist. Mit nochmaligem herzlichen Dank für all Deine Güte — für die prachtvollen Geschenke und die lieben, beherzigenswerten Worte für Willy."

In den wenigen Jahren, die seit dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges vergangen waren, hatte sich die Zähigkeit des französischen Charakters in der Schnelligkeit gezeigt, mit der Frankreich sich daran machte, seine Wunden zu heilen. Vor dem Ende des Jahres 1873 war die ganze Kriegsentschädigung bereits gezahlt, die deutschen

Truppen hatten die besetzten Gebiete geräumt und Frankreich war auf dem Wege, sich von seiner militärischen Erniedrigung wieder zu erholen. Bismarck beobachtete die Wiederherstellung Frankreichs mit Argwohn; als Gerüchte über eine Vermehrung des französischen Heeres und die Einfuhr von Pferden nach Frankreich in großem Maßstabe auftauchten, fürchtete er einen überraschenden Angriff und mobilisierte die deutsche Presse, um dieser Drohung die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Königin Victoria wandte sich in einem handschriftlichen Brief an den deutschen Kaiser Wilhelm I. mit der Bitte, alles zu tun, was in seinen Kräften stünde, um den Ausbruch eines neuen Krieges zu verhindern, und bat den Zaren Alexander II., der zu dieser Zeit in Berlin war, sie mit seinem Einfluß zu unterstützen. Ihr rechtzeitiges Eingreifen war vollkommen gerechtfertigt, denn die Vorstellungen des Zaren hatten zur Folge, daß Bismarcks Pläne durchkreuzt wurden.

Inzwischen hatte der Kanzler seine Kräfte darauf verwendet, die Macht der römisch-katholischen Priesterschaft zu vermindern und war in Kollision mit dem Papst geraten, der sich über Bismarcks harte Maßregeln beklagte, die die römisch-katholische Kirche unter die Kontrolle des Staates bringen wollten. König Wilhelm erwiderte auf Bismarcks Anweisung dem Papst mit einer strikten Ablehnung seiner Wünsche; sogar Frankreich und Belgien wurden dazu gebracht, ihre Sympathie mit den katholischen Bischöfen zu verleugnen, welche gegen Bismarcks Verfolgung ihrer preußischen Glaubensgenossen protestiert hatten.

Die Beziehungen zwischen der Kronprinzessin und Bismarck waren in jener Zeit auf ihrem Tiefstand angelangt. Bismarcks Benehmen war seit seiner Ernennung zum Reichskanzler immer unerträglicher und rücksichtsloser geworden. Seine heimlichen oder offenen Gegner behandelte er in der Art und Weise, die Rom Karthago

gegenüber angewandt hatte. Deutschland mußte, ohne nach rechts oder links zu blicken, sein großes Ziel als Führer Europas erreichen; wenn einige wenige Menschen so unbesonnen waren, sich der deutschen Maschine in den Weg zu stellen, mußten sie zerschmettert werden. Die Kronprinzessin gehörte indessen nicht zu der Menge, welche die Straßen bevölkert, sondern saß zu Füßen des Thrones; eine kleine Drehung des Glücksrades würde ihr das Recht geben, diesen Thron an der Seite ihres Gatten einzunehmen. Bismarck konnte nicht auch sie zerschmettern, aber ihre liberalen Tendenzen, ihre Neigung zur Demokratie, ihr Entsetzen vor der eisernen Faust und der Politik von Blut und Eisen erweckten in ihm Abneigung und einen bitteren Zorn, dessen Echo an den Höfen Europas vernehmbar war. Die Kronprinzessin sah ein, daß Deutschland Ruhe, Frieden und Erholung brauchte; sie verabscheute die Feindseligkeit, die Bismarck innerhalb und außerhalb des Staates anfachte. Ihre Haltung können wir aus ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 5. Juli 1875 ersehen; am vorhergehenden Tage 1875
hatte eine lange Unterredung zwischen dem Kronprinzen und Bismarck stattgefunden. Der Brief lautet:

„Fritz sah den großen Mann, der für einige Zeit auf das Land geht, gestern abend. Er versicherte ihm, daß nach seiner Meinung kein Grund zur Beunruhigung in bezug auf die Politik zu finden sei, daß er niemals den Krieg gewünscht habe, daß alles die Schuld der Berliner Presse wäre usw. Er behauptete, tief zu bedauern, daß England so unfreundlich gegen uns sei, und die heftigen Artikel gegen uns in der ‚Times' schmerzlich zu empfinden. Er könne sich nicht denken, warum England plötzlich eine solche Haltung gegen uns einnähme. Er fügte hinzu, daß Du außerordentlich gegen uns aufgehetzt worden seist usw., und nannte sogar den Namen der Kaiserin Eugenie usw.!!! Das scheint mir zu töricht. Sicher hat er die Welt nicht in dem Maße erregen wollen, wie er es getan hat (wie Du in dem kleinen deutschen Aperçu lesen kannst), und ist nun über die Folgen unangenehm überrascht. Er bildet sich auch ein, daß in England große Besorgnis wegen Indien herrscht,

und daß England deswegen versuchen müsse, sich mit Rußland anzufreunden (à nos dépens). Berties indische Reise wird als Symptom angesehen! Das scheint mir sehr töricht — aber er denkt so. Auch Lord Derbys Rede hat ihn beleidigt, was ich gar nicht begreife. Ich bin sicher, daß alle diese Verstimmungen vorübergehen werden; aber uns und vielen ruhigen und überlegenden Deutschen scheint es sehr traurig und hart, immer verachtet und argwöhnisch angesehen zu werden, wie es uns natürlich so lange ergehen wird, wie Fürst Bismarck der einzige und allmächtige Leiter unserer Geschicke bleibt. Sein Wille allein ist hier Gesetz. Von seinem guten oder bösen Willen ist Krieg und Frieden abhängig. Für die größere Mehrheit der Deutschen und die meisten Preußen ist dies ein ganz befriedigender Zustand! Er besitzt ein unvergleichliches Prestige und ist allmächtig! Für mich ist dieser Zustand, der außerdem sehr gefährlich scheint, einfach unerträglich! Deutschland braucht Ruhe, Frieden und Erholung — der Handel und die Entwicklung der Hilfsquellen im Innern machen nicht die nötigen Fortschritte. Unser Wohlstand vermehrt sich nicht; wir sind in einer unbehaglichen und ungesunden Situation, die so lange andauern wird, wie das Schwert über unserem Kopfe hängt.

Der große Mann verschließt seine Augen nicht völlig dagegen — das läßt mich einige Hoffnung schöpfen. Aber solange er lebt, werden wir uns niemals sicher und behaglich fühlen können — und wer weiß, was nach seinem Tode passieren wird! Er bildet sich ein, daß der Konflikt mit der römisch-katholischen Kirche im nächsten Frühjahr zu Ende ist. Ich kenne viele, welche diese Meinung teilen. Im Augenblick ist Fürst Bismarck geneigt, mit Frankreich, England, Österreich, Rußland und Italien und allen anderen Staaten auf möglichst gutem Fuße zu stehen. Er weiß von fremden Ländern sehr wenig, von England so gut wie nichts, so daß seine Voraussetzungen falsch sind und er allen Unsinn glaubt, den ihm seine Günstlinge erzählen. Seine Ansichten über die Presse sind sehr mittelalterlich — er ist überhaupt ein ganz mittelalterlicher Mensch, dem die wahren Theorien der Freiheit und der modernen Regierungskunst wie hebräisch vorkommen, obgleich er ab und zu eine demokratische Idee oder Maßregel annimmt und zuläßt, wenn er glaubt, daß sie seinen Zwecken dienlich ist; und seine Gewalt ist unbeschränkt.“

Königin Victoria antwortete am 8. Juni:

„Ich habe gerade Deinen lieben langen Brief mit der Einlage erhalten, die genau zu lesen ich noch nicht Zeit hatte; aber ich

möchte Dir die hauptsächlichsten Punkte Deines Briefes beantworten, obgleich Du natürlich weißt, wie töricht diese Ideen und Ansichten Bismarcks sind.

Erstens soll ich gegen Deutschland eingenommen sein oder unter irgend jemandes Einfluß stehen! Ich war es ganz allein, die, als ich von allen Seiten und von unseren Gesandten im Ausland von der Kriegsgefahr hörte, diese anwies, daß alles getan werden müsse, um den Krieg zu vermeiden, daß es unerträglich sei, ein Krieg solle durch die gegenseitigen Verdächtigungen Deutschlands und Frankreichs ausbrechen, daß jeder beabsichtige, den anderen anzugreifen, daß wir dies verhindern und uns mit anderen Mächten in nachdrücklichen Ermahnungen und Warnungen vereinigen müßten, da der Krieg nicht geduldet werden könne. Niemand wünscht mehr, wie Du weißt, als ich, daß England und Deutschland gut miteinander stehen; aber Bismarck ist so anmaßend, heftig, herrschsüchtig und grundsatzlos, daß niemand das ertragen kann; alle waren sich darin einig, daß er dem ersten Napoleon ähnlich wird, zu dessen Niederwerfung sich ganz Europa vereinigen mußte. Das war unsere Ansicht und wir waren entschlossen, einen neuen Krieg zu vereiteln. Gleichzeitig mußte nach meiner Ansicht Frankreich bedeutet werden, daß es Deutschland keinen Grund zum Ärger oder Verdacht und keine Ursache geben solle, um es anzugreifen. Frankreich wird viele Jahre hindurch nicht in der Lage sein, einen Krieg zu führen und fürchtet auch den Gedanken an einen solchen; ich weiß, daß dies eine Tatsache ist. Der Herzog Decazes ist ein vernünftiger und kluger Mann, der sich dessen vollkommen bewußt ist; er bemüht sich, nur nach dieser Erkenntnis zu handeln.

Ich schrieb damals einen privaten Brief an den Kaiser Alexander und bat ihn, mit all seinen Kräften im Sinne des Friedens auf Berlin einzuwirken, da ich weiß, wie sehr er darauf bedacht war, den Krieg zu vermeiden, und wie sehr er seinen Onkel und dieser ihn liebte.

Daß irgend jemand mich in dem von Bismarck angedeuteten Sinne beeinflussen sollte, ist zu töricht. Niemand beeinflußt mich; und wenn ich auch mit der lieben Kaiserin sehr gut befreundet bin, so enthalten ihre Briefe kaum jemals irgendwelche Anspielungen auf die Politik, bestimmt jedoch nichts, was gegen sie oder mich gedeutet werden könnte; sie schickt ihre Briefe entweder durch Kurier oder auf indirektem Wege, ebenso wie ich es tue.

Du weißt, wie unangenehm mir politische Briefe und Politik

überhaupt sind, daher ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß ich über solche Dinge an sie schreiben sollte! Die Kaiserin Eugenie sehe ich ein- oder zweimal im Jahr, sie schreibt niemals an mich! und spricht niemals über Politik zu mir. Du siehst also, was das alles für Unsinn ist!...

Aber Bismarck ist ein furchtbarer Mann, der Deutschland äußerst unbeliebt macht; niemand kann die übermütige und freche Art und Weise vertragen, mit der er andere Nationen, z. B. die Belgier, behandelt.

Du weißt, daß die Preußen leider nicht populär sind und keiner will dulden, daß eine Macht ganz Europa ihren Willen aufzwingt. Mein Land will und kann es nicht gestatten, sosehr es auch wünschen mag, Hand in Hand mit Deutschland zu gehen."

Auch in diesen Tagen fehlte auf dem Balkan niemals der Funke, der den für Europa bedrohlichen Brand entfachen konnte; als die Christen in Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1875 gegen die Türkei rebellierten, wandten sich Rußland und England mit dem Ersuchen an die Pforte, entsprechende Reformen zu garantieren. Aber die Konfusion wurde größer und größer, und als im
1876 Juli 1876 Montenegro und Serbien ihrem Suzerän, der Türkei, den Krieg erklärten, stand die Balkanhalbinsel von Küste zu Küste in Flammen. Mr. Gladstone, der seine rhetorischen Kräfte immer auf die von den Türken begangenen Grausamkeiten konzentriert hatte, kehrte jetzt aus seiner Zurückgezogenheit wieder und trat an die Spitze einer heftigen Bewegung gegen die Türkei, die sich in Großbritannien erhoben hatte. Ohne jede Rücksicht auf die englischen vertragsmäßigen Verpflichtungen verlangte er, daß die traditionelle Politik, welche die Türkei unterstützte, verlassen werden sollte und daß die Türken mit Sack und Pack aus den slawischen Provinzen, wenn nicht überhaupt aus Europa vertrieben werden sollten.

Die Situation wurde durch die Erfolge der türkischen Armeen kompliziert, welche die Existenz Serbiens so stark bedrohten, daß eine Intervention Rußlands in den Bereich der Möglichkeit gerückt wurde. Am 16. Sep-

tember 1876 schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„... Deine Ansichten über die orientalische Frage scheinen mir sehr richtig! Die Schwierigkeit liegt sicher darin, daß es so viele verschiedene Fragen sind, die gelöst werden müssen und die unter dem Kollektivnamen ‚die östliche Frage' zusammengefaßt werden, so daß das Publikum in Verwirrung gebracht wird. Mr. Gladstone scheint einen so außerordentlichen Wechsel der Politik vorgeschlagen zu haben, daß er nach meiner Ansicht nur alles unsicher machen, dagegen aber nichts befestigen und dauerhaft zu gestalten imstande ist. Es muß sehr schwer für Deine Regierung sein, in so gefährlichem Fahrwasser den richtigen Kurs zu steuern; auf der einen Seite den Frieden zu erhalten, auf der anderen Seite ein wachsames Auge auf Rußland zu haben, was jetzt mehr denn je notwendig ist, und endlich zu einer radikalen und vollständigen Lösung einer Frage zu kommen, die so lange eine offene Wunde für Europa bedeutete. Den Russen ist nicht zu trauen! Sie haben die Serben aufgereizt, sie haben gefochten und sie sind, wie es mir scheint, dafür verantwortlich, den Türken Gelegenheit zur Betätigung ihrer barbarischen Sitten gegen die sogenannten Christen gegeben zu haben, die, wie ich fürchte, sich von den Türken nur dem Namen nach unterscheiden — obgleich sie mir sehr leid tun. Würde es nicht klug sein, sich zunächst darüber klar zu werden, wieweit wir den Russen gestatten wollen, sich unserer indischen Grenze zu nähern und während wir auf dem besten Fuße mit ihnen stehen, ein für allemal zu erklären, daß jeder weitere Schritt in dieser Richtung Krieg bedeuten würde. Würde das nicht jedem ihrer Versuche, uns doch Schwierigkeiten zu machen, erfolgreich begegnen? Und würde es nicht eine ganz harmlose Maßregel sein?"

Einen Monat später, am 23. Oktober 1876, schrieb sie:

„Im Osten scheint eine Ruhepause eingetreten zu sein; manchmal empfinde ich eine unbestimmte Furcht vor dem Gedanken, daß Rußland sich stärker als die anderen erweisen und seinen Willen, der für Englands Interessen nicht günstig wäre, in allem durchsetzen könne. Sind sich die Engländer der ganzen Gefahr bewußt? ... Würde Rußland die Türken angreifen, wenn die englische Flotte im Schwarzen Meer wäre und Österreich und Deutschland ihr zur Seite stünden? ... Fürchtet man nicht, es unmöglich zu machen, die Russen später aufhalten zu können, wenn sie die Türken bekämpfen und

schlagen dürfen wie sie wollen? Siehst Du nicht ein, daß eine bestimmte Entscheidung von seiten Englands sie vom Anfang eines Krieges, dessen Ende unmöglich vorauszusehen ist, abhalten würde, obgleich man nur von Herzen dafür sein kann, daß die türkische Mißwirtschaft in Europa aufhört und den Christen und Muselmanen eine bessere Regierung wünschen muß, als sie bis jetzt gehabt haben. Niemand möchte doch sehen, daß Rußland nach einem blutigen Kriege sich einfach in den Besitz des Landes und Konstantinopels setzt und England alle Schwierigkeiten, die es sich nur immer denken kann, zu machen imstande ist.

Man kann die türkische Sache nicht an sich verteidigen oder wünschen, daß Blut vergossen und Geld ausgegeben wird, um eine so korrupte und unmenschliche Regierung zu unterstützen, die keine Garantien gibt, daß sie fähig oder willens sei, Reformen durchzuführen. Wenn die Sache zugunsten der türkischen Bevölkerung und der Fürstentümer gegen die türkische und russische Regierung geregelt werden könnte, so würde es das richtige sein; aber wie ist das möglich?

Hat man Morier jemals in der Sache gehört? Im Jahre 53 und 54 verstand er sehr viel davon, als seine ausgezeichneten Berichte den lieben Papa so tief beeindruckten.“

Bismarcks Politik des Zusammengehens mit Rußland hatte seit dem Deutsch-Französischen Kriege keine Änderung erfahren. Die Königin Victoria schrieb am 21. Oktober an die Kronprinzessin und gab der scharfsinnigen Überzeugung Ausdruck, daß die russische Politik im nahen Osten, die letzten Endes auf die Oberherrschaft über den Balkan und die Besetzung von Konstantinopel abzielte, nicht zum kleinsten Teile auf die Unterstützung und stillschweigende Billigung Bismarcks zurückzuführen sei. Am 25. Oktober 1876 antwortete die Kronprinzessin, die augenscheinlich Bismarcks Politik falsch aufgefaßt hatte:

„Ich habe gerade mit vielem Dank Deinen lieben Brief vom 21. erhalten. Ich habe ihn Fritz gezeigt und will Dir erzählen, was er denkt, da er der Meinung ist, daß Du lieber einen englischen als einen deutschen Brief erhältst und ich unsere liebe anständige Sprache besser schreibe als er. Du sagst, Deutschland stünde auf Rußlands Seite. Was heißt das alles nach Fürst Bismarcks Anerbietungen, Botschaften und Versprechungen?

Wir wissen nicht genau, wieweit Deutschland Rußland unterstützt. Nach allem aber, was wir aus verschiedenen, gutunterrichteten Quellen erfahren haben, nähert sich die deutsche Regierung immer mehr Rußland und nicht England und Österreich. Es ist sicher sehr gegen Fürst Bismarcks Wunsch und Willen, dessen bin ich sicher, weil er eine Allianz mit Rußland nicht wünscht, aber irgendein Bündnis haben muß, da er sich in der unangenehmen Lage befindet, immer auf der Hut gegen Frankreich sein zu müssen. Im letzten Frühjahr würde er viel dafür gegeben haben, eine herzliche Antwort auf seine Annäherungsversuche erhalten zu haben. Er wünschte zu wissen, welche Richtung die britische Politik einschlagen würde und hätte sie dann unterstützt — er bekam aber keine Antwort oder jedenfalls war die, welche er bekam, sehr unbestimmt —, so sagte er sich, wie das jeder Deutsche tut: ‚Oh! Es hat keinen Sinn, sich auf England zu verlassen oder mit ihm zu gehen; es hat keine Politik, will nichts tun und bleibt immer vorsichtig im Hintergrunde, so daß nichts übrigbleibt, als sich an Rußland zu wenden, obgleich es nur ein pis-aller für ein besseres und kongenialeres und mit unseren Interessen harmonischeres Bündnis bedeutet! Österreich ist zu schwach, zu unsicher, zu zerbrochen und prekär, um als Verbündeter von irgendwelchem Nutzen zu sein. Die einzige starke Macht, die willens ist, Deutschland zur Seite zu stehen, wenn es sich in unangenehmer Lage befindet, ist Rußland. Daher müssen wir, ob wir es wollen oder nicht, auf dem besten Fuß mit ihm stehen und ihm behilflich sein, so daß es uns wiederum gefällig sein kann, wie im Jahre 1870.‘ Bestimmt kann man aus dieser Ansicht dem Fürsten Bismarck keinen Vorwurf machen; es zeugt nur von gesundem Menschenverstand, wenn man bemüht ist, sich einen starken Freund zu sichern, da man jeden Tag angegriffen werden kann! Wenn Lord Derby im Frühjahr eine offene Erklärung abgegeben hätte und das Berliner Memorandum angenommen worden wäre, würde die Lage jetzt eine andere sein. Bismarck wünschte, daß England allein die östliche Frage entscheiden und die erste Rolle spielen solle, die jetzt zu meinem äußersten Mißfallen Rußland übernommen hat. Ich glaube nicht, daß es jetzt zu spät ist, um zu einem befriedigenden Einverständnis mit dem Fürsten Bismarck zu kommen, da Rußland jeden Augenblick einen Schritt tun kann, dem Deutschland nicht ruhig zuzusehen imstande ist.

Ich hoffe, daß, wenn es jetzt zu keinem annehmbaren Frieden kommt und die Russen Serbien und Montenegro besetzen, England Österreich überreden wird, Bosnien zu besetzen, und

England Lord Napier an die Spitze der Truppen stellen wird, um Konstantinopel zu okkupieren; die englische Flotte müßte dann in das Schwarze Meer fahren. Ich bin sicher, dies wäre das beste; dann käme kein Krieg. Die Türkei würde die ihr auferlegten Reformen ausführen. Deutschland könnte sicher Österreich und England unterstützen, und Rumänien, das nichts sehnlicher wünscht, als bei England und Österreich Rückhalt zu finden, würde dazu helfen, jedes Übergewicht Rußlands auszugleichen. Schließlich würde man zu irgendeinem befriedigenden und endgültigen Arrangement kommen. Fritz interessiert sich so sehr für die Angelegenheit, daß er wünschte, ich sollte Dir alles sagen, was die in diesem Briefe ausgesprochene Meinung befestigen könne. Er hat den Fürsten Bismarck in der letzten Zeit nicht gesprochen. Könnte nicht ein besonderer Brief, eine Botschaft oder eine Persönlichkeit an den Fürsten Bismarck gesandt werden — wozu sich niemand so gut eignen würde wie Lord Odo Russell?

Es ist ein bezeichnender Zug für die angeborene Großherzigkeit der Kronprinzessin, daß sie trotz ihrem früheren Verdacht jetzt geneigt war, Bismarck die edelsten Motive zu unterstellen. Sie glaubte, sie wären „einfach und anständig“ und schrieb am 28. Oktober an ihre Mutter:

„Vielen Dank für Deinen mit Feldjäger gekommenen Brief über die östliche Frage. Ich kann nur wiederholen, was ich das letztemal über Bismarcks Berechnungen und Motive gesagt habe, soweit wir mit ihnen vertraut sind und sie beurteilen können. Ich halte sie für ganz einfach und anständig. Ich glaube nicht, daß man behaupten kann, Deutschland unterstütze Rußland, da wir sicher wissen (d. h. was Feldmarschall Manteuffel sagt), daß der Kaiser Alexander morgen den Krieg erklären würde, wenn er sicher wäre, daß Deutschland ihm den Sieg sichere. Das wird er aber von Deutschland nach allem, was uns bekannt ist, nicht erreichen.

Wir trafen gestern einen sehr netten und intelligenten Offizier (unseren Militärattaché in Wien, der kürzlich in Belgrad und Serbien war). Er erzählte sehr interessant und sagte, daß in Serbien keine Spur von Kriegsbegeisterung zu finden sei, daß das Volk und sein Herrscher gegen ihren Willen zum Kriege getrieben würden, daß der Plan seinen Ursprung in Rußland habe und die russische Kriegspartei so stark sei, daß seiner Ansicht nach der Kaiser Alexander ihr nicht widerstehen oder seiner eigenen

Inspiration folgen könne, und also die Russen eine Bewegung nicht aufhalten könnten, die so lange vorbereitet worden sei.

Der Haupteinwand der Österreicher gegen die Besetzung Bosniens scheint der zu sein, daß sie, die von tiefem Mißtrauen gegen Rußland erfüllt sind, nicht wünschen, mit den Russen zusammenzugehen, da sie fürchten, später zur Aufgabe irgendeines österreichischen Gebietes aufgefordert zu werden, während sie in dieser Hinsicht von England oder Deutschland nichts zu fürchten haben.

Lieber Gott, was ist das für eine komplizierte Frage, und wie viele neue Fragen entstehen überall aus ihr! Man kann kein Ende absehen! Derselbe Offizier sagte, daß die türkische Infanterie sehr gut, glänzend diszipliniert, tapfer und ausdauernd sei — ausgezeichnete Soldaten, die nicht einmal murren, wenn sie fünf Monate lang keine Löhnung bekommen. Dagegen soll die Artillerie und Kavallerie sehr schlecht und die Festungen nicht viel wert sein."

Die britische Regierung verlangte nun einen Waffenstillstand und befürwortete eine Politik lokaler Selbstregierung für die türkischen Balkanprovinzen. Während der Dauer des Waffenstillstandes gingen Verhandlungen hin und her, und endlich erzwang Rußland durch ein plötzliches Ultimatum bei der Pforte am 31. Oktober seine Begrenzung auf zwei Monate, obgleich er in der Folge bis zum März 1877 ausgedehnt wurde; dann wurde der Friede zwischen Serbien und der Türkei unterzeichnet.

Inzwischen waren zwei wichtige Veränderungen eingetreten. Es hatte sich herausgestellt, daß der Sultan Murad geistesschwach, wenn nicht geisteskrank war; eine Palastrevolution setzte ihn zugunsten seines Bruders Abdul Hamid ab. Außerdem war in England die Bewegung gegen die „bulgarischen Grausamkeiten" abgeflaut und die Gefahr, Rußland ins Feld zu bringen, war nicht von der Hand zu weisen. Rußland schlug nun für sich selbst die Okkupation Bulgariens aus, für Österreich die Besetzung Bosniens vor, während die britische Flotte nach Konstantinopel kommen sollte, um einen weiteren Druck auf die Pforte auszuüben. Der

Plan wurde von England abgelehnt, aber man kam überein, daß eine Konferenz der Mächte zur Lösung der Frage in Konstantinopel abgehalten werden solle. Lord Salisbury, der kein Freund der Türkei war, wurde zum Bevollmächtigten Großbritanniens ernannt. Die großen Schwierigkeiten zwischen Großbritannien und Rußland wurden durch Lord Beaconsfields Rede in der Guild Hall am Lord Mayors Day 1876 betont, der sagte, daß während England sich als nicht aggressive Macht bekenne, ihre Hilfsmittel derartige seien, daß „in einer gerechten Sache England einen Krieg anfangen wolle, der nicht eher beendigt sein würde, als die gerechte Sache gesiegt habe"; während der Kaiser Alexander am nächsten Tage in Moskau aussprach, daß er unverzüglich zu handeln entschlossen sei, wenn er nicht die notwendigen Garantien von der Pforte erhalten könne. Die Kronprinzessin entpuppte sich bei dieser Gelegenheit als begeisterte Parteigängerin Bismarcks; sie beeilte sich, ihrer Mutter den deutschen Standpunkt mitzuteilen und schrieb am 11. November:

„Ich glaube nicht, daß man sagen kann, ‚der große Mann' habe sich schlecht benommen. Zum mindesten sehe ich keinen Beweis dafür, oder für eine unzulässige oder unfaire Begünstigung der Russen. Ich erblicke in ihm kein Hindernis für Englands und Deutschlands Zusammengehen, dem er, wie ich sicher bin, nichts in den Weg legen würde.

Die Doppelzüngigkeit der Russen nimmt von Tag zu Tag zu. Niemand kann mit ihnen darin rivalisieren, da keiner so wie sie die Kunst meistert, mit vielem Aplomb etwas zu sagen und das Gegenteil zu tun. General Werder, der vor zwei oder drei Tagen mit einem handschriftlichen Brief an den Kaiser ankam, sagte ganz einfach und offen, daß der Hof für fünf Tage nach Moskau ginge und dieses eine ganz ungewöhnliche und demonstrative Maßregel sei; daß Moskau jetzt das Zentrum für die Kriegsagitation wäre und wahrscheinlich dort große Demonstrationen stattfinden würden, um dem Kaiser begreiflich zu machen, daß er noch energischere Maßnahmen ergreifen müsse. General Werder, der Russe bis auf die Knochen ist, machte kein Geheimnis daraus, daß die Russen nicht die Absicht hätten, den Frieden zu halten, daß sie, wie die Dinge lägen, nicht auf dem jetzigen

Punkt stehenbleiben könnten und daß die Kriegsvorbereitungen mit großer Energie und Schnelligkeit betrieben würden.

Was hat das alles zu bedeuten? Augenscheinlich sagen sie, und manche glauben es, d. h. sozusagen der Kaiser glaubt es, daß sie Konstantinopel nicht besetzen wollen, aber vielleicht werden sie in wenigen Wochen behaupten ‚Die Umstände waren stärker als wir dachten, und haben uns gezwungen usw. . . .‘

Ich bin sicher, daß sie aus Rumänien und Bulgarien tributäre Staaten machen wollen, die so gut wie russische sind; dann können sie, wann es ihnen immer paßt, eine neue Frage erheben, ebenso wie sie diese aufs Tapet brachten und auf frivole Weise die Serben in einen Krieg hetzten. Vielleicht werden die Russen dann das nächste Mal die Gelegenheit zur Besetzung Konstantinopels günstiger finden. Lord Salisburys Wahl ist eine ausgezeichnete, da er ein kluger, schnell denkender und energischer Mann ist. . .“

Auf seiner Reise zur Konferenz, die am 23. Dezember 1876 ihren Anfang nahm, besuchte Lord Salisbury nacheinander Paris, Berlin, Wien und Rom. In Berlin wurde er vom Kaiser, dem Kronprinzen, der Kronprinzessin und Bismarck begrüßt. Im Laufe eines Interviews mit Bismarck erfuhr Lord Salisbury, daß der deutsche Kanzler die Neutralität Deutschlands zwischen der Türkei und Rußland wünschte. „Ich bekam ein anderes Argument derselben Art,“ schrieb Lord Salisbury am 25. November 1876 an Lord Derby, „in den Versicherungen, die mir die Kronprinzessin gab, zu hören. Sie ist klug, hält sich hinter den Kulissen und haßt Bismarck wie Gift: mehrere Male sagte sie mit großer Energie, ‚Sie können sicher sein, daß Bismarck in Wahrheit den Frieden wünscht‘. Sie und der Kronprinz erklärten, daß sie beide antirussisch seien.“ Aus diesen Interviews gewann Lord Salisbury die Überzeugung, daß, während Bismarck einen Krieg zwischen Rußland und der Türkei wünschte, der die Kampfkraft Rußlands verringern würde, er einen Krieg zwischen England und Rußland fürchtete, da es für Deutschland schwierig sein würde, neutral zu bleiben.

Die Konferenz trat am 23. Dezember zusammen. Zu

gleicher Zeit veröffentlichte der neue Sultan eine liberale Verfassung. Auf diese Geste und auf die Mißhelligkeiten zwischen den Mächten gestützt, widerstand er erfolgreich ihren Forderungen. Einen Monat später, am 20. Januar
1877 1877 wurde diese machtlose Konferenz aufgelöst.

Rußlands Handlungsweise unmittelbar nach der mißglückten Konferenz war sonderbar. Während Vorbereitungen für einen Krieg mit der Türkei getroffen wurden, sprach es die Absicht aus, das europäische Konzert aufrechtzuerhalten und im März begann der General Ignatieff, der russische Delegierte bei der Konferenz und Botschafter in Konstantinopel, eine Reihe von Besuchen in den Hauptstädten Europas, um die Bereitwilligkeit des Zaren zur weiteren gemeinsamen Arbeit mit den anderen Mächten auszudrücken. Von Paris fuhr der russische General am 14. März nach London, wo er während seines eine Woche dauernden Aufenthaltes freundlich aufgenommen wurde. Während Ignatieff in Paris war, schrieb die Kronprinzessin, die seine Pläne nicht kannte, am 10. März an ihre Mutter:

„Es tut mir leid, daß Ignatieff nicht nach England gekommen ist; es hätte vielleicht seine Eitelkeit etwas gedämpft, und es ist immer gut und nützlich zu hören, was er zu sagen hat. Wenn nur alle Regierungen Rußlands Vorschlägen jetzt zustimmen wollten. Es wäre weder gefährlich noch kompromittierend, würde die Russen befriedigen und in ihren Augen ihre Ehre retten, so daß sie keinen Krieg anzufangen brauchen — es würde so viele arme unschuldige Menschen auf beiden Seiten vor dem Tode bewahren und bestimmt das beste für die Christen in der Türkei sein. Wenn der Krieg einmal begonnen hat, kann niemand sagen, wann er wieder zu Ende sein und wer noch alles in ihn hineingezogen wird. Ich bin sicher, daß das Schicksal der Welt *jetzt* in den Händen Europas liegt und daß die von den Russen geforderte Garantie um so leichter gegeben werden kann, da sie eine mehr oder weniger rein formale Angelegenheit ist, eine Ehrenrettung für die Russen, die sich in übler Lage befinden; niemand handelt gegen seine eigenen Interessen, wenn er ihnen in diesem Falle heraushilft. Es wäre auch das beste für die

Türken, da es sie vor einem verderblichen Kriege retten und veranlassen würde, ihre Reformen im Ernst herauszubringen, was sie natürlich niemals tun würden, wenn sie nicht dazu gezwungen werden. Das ist auch des Kaisers und eines distinguierten Franzosen Ansicht, den wir kürzlich gesehen haben."

England war nun ganz geneigt, in Gemeinschaft mit den anderen Mächten die Reformierung der Türkei zu versuchen, vorausgesetzt, daß Rußland und die Türkei, zwischen denen Krieg wahrscheinlich schien, demobilisieren würden. Wenn diese Garantie gegeben würde, war Engentschlossen, der Pforte ein neues Protokoll bezüglich der inneren Reformen vorzulegen.

Inzwischen hatte sich der britische Botschafter in Konstantinopel nicht in Übereinstimmung mit der britischen Regierung befunden. Lord Beaconsfields Wahl eines Nachfolgers fiel auf Austen Henry Layard, der mit der tatkräftigen Politik der Regierung die größte Sympathie hatte.

Damals war Bismarck krank und durch die mangelnde Unterstützung, die seine innere Politik in Deutschland fand, tödlich gekränkt. Bis dahin hatte der Kanzler nicht oft resigniert, und der Ruf „Wolf" rief noch immer Beunruhigung hervor. Am 7. April 1877 schrieb Lord Odo Russell an Lord Derby:

„Ich habe Ihnen in einer Depesche alles über die Krisis mitgeteilt, die einfach darin besteht, daß Bismarck wirklich nervös und ruhebedürftig und der Kaiser nicht geneigt ist, ihn zu verabschieden. Außer physischem Unwohlsein ist Bismarck durch den Mangel an Unterstützung, an dem seine Politik von seiten des Kaisers und des Parlamentes leidet, moralisch gekränkt; er schreibt das dem feindseligen Einfluß der Kaiserin auf Seine Majestät und dem Einfluß des Papstes auf die katholische Partei im Parlament zu, anstatt es einfach auf seine sehr unangenehmen Umgangsformen mit seinem König und seinen Gehilfen und auf die Gewalttätigkeit im Verkehr mit seinen Gegnern zurückzuführen. Er wünscht sich die Macht, seine Kollegen aus dem neuen Kabinett nach seinem Gefallen hinauszuwerfen, eine Macht, die der Kaiser niemals seinem Kanzler konzedieren wird. Der Kaiser sagte mir, am letzten Donnerstag bei Hofe, daß er ihm soviel Urlaub als er wünsche, aber nicht seine Ent-

lassung geben würde, während die Kaiserin meinte, daß Bismarck lernen müsse, seinen Herrschern zu gehorchen. Der Kronprinz sagte mir, daß er die Situation bedaure, aber keine Möglichkeit zum Einschreiten habe, da sein Vater ihn niemals um Rat frage. Die Kronprinzessin meinte, daß sie alles in fünf Minuten in Ordnung bringen könnte, wenn man sie gewähren ließe. Die Großherzogin von Baden sagte, sie könne weinen, wenn sie ihren achtzigjährigen Vater so bekümmert sähe. Der Großherzog von Baden fand Bismarck unmöglich zu behandeln. Die Fürstin Bismarck erzählte mir, daß die Gesundheit ihres Gatten ihr wertvoller sei als seine Stellung; der Kaiser könne nicht erwarten, daß Bismarck durch Überarbeitung Selbstmord beginge. Andere gut informierte Leute meinten, daß Bismarck wahrscheinlich den Urlaub annehmen und im nächsten Winter wie gewöhnlich in sein Amt zurückkehren würde. Niemand wird sehr viel mehr vor dem Zusammentritt des deutschen Reichstages erfahren, wie ich glaube. Die endliche Unterzeichnung des Protokolls hat in Berlin bei jedermann, vom Kaiser abwärts, die größte Befriedigung hervorgerufen. Der Friede scheint, soweit Rußland in Frage kommt, möglich, aber die Haltung der Türkei flößt noch kein großes Vertrauen ein; man erwartet ängstlich die Abreise der türkischen Mission nach Rußland, um die Demobilisation zu bewerkstelligen. Der Kaiser sagte mir am Donnerstag, daß er hoffe, Mr. Layard würde bald in Konstantinopel sein, da England allein die Pforte zur Vernunft zu bringen und Frieden zu halten imstande sei. Ich habe immer Layard für den richtigen Mann für die Türkei gehalten und freue mich sehr über seine Ernennung. Ich hoffe, daß er der Pforte den Rat geben wird, ihre Schulden aus den durch die Demobilisation gewonnenen Mitteln zu bezahlen, und ihr moralisches und politisches Benehmen zu bessern.

Die Unterzeichnung des Protokolls hat uns mit Europa en règle gebracht; wir können für den künftigen Krieg nicht länger verantwortlich gemacht werden, wenn die Türken die freundlichen Ratschläge der Mächte nicht annehmen, obgleich ich gestehe, nicht einsehen zu können, wie irgendeine Regierung die permanente moralische Einmischung sechs wohlmeinender Freunde ertragen kann ohne verrückt zu werden! Job fand schon drei zuviel."

Alle Hoffnungen, daß der Konflikt auf solcher Grundlage beigelegt werden könne, wurden indessen durch Rußlands Kriegserklärung an die Türkei am 24. April

1877 zunichte gemacht. Eine Woche später, am 3. Mai, schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„... Ich kann mir wohl denken, mit wie großer Besorgnis Du die orientalische Frage betrachtest. Daß Rußland den Schutz der türkischen Christen zum Vorwand nimmt, ist sicher. Einige sehr gut informierte Leute, die viel von den Russen wissen, haben mir erzählt, daß die Russen die Dardanellen und nichts anderes wollten — worauf ich erwiderte, daß sie gerade diese niemals bekommen würden.

Ob der Kaiser Alexander durch eine Partei zu diesem Kriege wie Napoleon III. zum letzten Kriege gezwungen worden ist, kann ich nicht ganz erraten. Ich habe große Angst, daß Gortschakoff, Ignatieff und andere ehrliche Diplomaten dieser Art, den König Victor Emanuel zu bestimmen suchen, einen Teil des italienischen Tirols von den Österreichern zu fordern, so daß die Österreicher darum zu kämpfen haben würden.

Ich vertraue darauf, daß dies nicht eintreten wird; die Masse des italienischen Volkes würde sehr dagegen sein, da sie so viele Interessen, Handel usw. im Osten haben ... und ihre Kaufleute in der Türkei, im Osten und in der Levante, wo ihre Sprache gesprochen wird, eine große Rolle spielen! Wenn die Möglichkeit besteht, die Russen an der Wegnahme dessen, was sie nicht haben dürfen, durch eine Vereinigung aller anderen Mächte, ohne daß diese Mächte zu kämpfen gezwungen sind, zu hindern, würde dies das beste sein. Wenn Frankreich, Deutschland, Österreich, England und Italien gemeinsam sagen würden: Ihr sollt die Dardanellen nicht haben! Aber natürlich weiß ich nicht, wie man das erreichen könnte.

Eine andere Möglichkeit, einen allgemeinen Brand zu verhindern, als eine enge Vereinigung der anderen Mächte, scheint mir nicht gegeben und diese ist für England ganz leicht zu erreichen.

Arme Marie, wie traurig ist das alles für sie [die Herzogin von Edinburgh]. Sie tut mir so leid; und der arme Affie [der Herzog von Edinburgh] muß auch sehr unglücklich darüber sein."

Während des Aufenthaltes Lord Salisburys in Berlin im November 1876 hatte Bismarck ihm vorgeschlagen, daß England Ägypten besetzen sollte. Aber der Gedanke wurde von Disraeli kurz zurückgewiesen, der „den Nutzen nicht einsah," besonders „wenn Rußland im Besitze Kon-

stantinopels sei". Da Bismarck sich immer noch bemühte, England mit Frankreich zu veruneinigen, machte er jetzt der Kronprinzessin denselben Vorschlag, die daraufhin sogleich am 11. Juni 1877 an ihre Mutter schrieb:

„Der Krieg im Orient wird überall viel besprochen; alle, die England lieben, fürchten, daß die Gelegenheit vorbeigehen könne, um in Ägypten festen Fuß zu fassen. Es wäre ein so wichtiger, kluger, nützlicher Schritt. Du wirst Dich daran entsinnen, wie sich alle, die es mit England gut meinen, freuten, als die Aktien des Suezkanals gekauft wurden, weil alle davon überzeugt waren, daß es den ersten Schritt zu der klügsten Politik, dem wirklichen Interesse Englands und seiner Herrschaft in Indien bedeute. Niemand versteht, warum das gegenwärtige Kabinett so lange zögert, einen Schritt zu tun, der offenbar so verheißungsvoll ist, und den unterlassen zu haben, England später oft bedauern würde, wenn die jetzige Gelegenheit versäumt würde ... Ich muß gestehen, daß ich von ganzem Herzen hoffe und bete, Ägypten möge unser werden, da ich in einem derartigen Wechsel viel Gutes, sowohl für die unglückliche mißbrauchte Bevölkerung, die eine bessere Regierung, bessere Leiter und bessere Behandlung verdient, ersehe, als auch für die Entwicklung von Ackerbau und Handel. Der letztgenannte wird eine Menge neuer Quellen des Wohlstandes eröffnen und das Land ist sehr fruchtbar. Ich glaube, daß England dort eine große Mission zu erfüllen hat, und außerdem würde Ägyptens Zukunft gesichert sein; wie sehr wünsche ich, daß dies unter Deiner Regierung erreicht wird! Wem könnte es Schaden bringen?

Ich höre, daß in England die Ansicht verbreitet ist, Fürst Bismarck habe eine arrière pensée, wenn er der Überzeugung Ausdruck gibt, England müsse Ägypten annektieren. Er denkt weiter nichts, als daß ein starkes England für Europa von großem Nutzen ist; man kann sich nur darüber freuen, daß er so denkt und fühlt. Was den Wunsch betrifft, Holland zu besetzen und Frankreich Belgien nehmen zu lassen, so kann ich Dir versichern, daß dies nur eine ganz lächerliche Mythe ist. Jeder, der mit dem Stand der Dinge hier genau vertraut ist, weiß, daß an maßgebender Stelle niemand jemals so wilde und verrückte Gedanken gehabt hat..."

Ehe die Königin Victoria antwortete, schickte sie den Brief an Lord Beaconsfield, der am 16. Juli meinte, daß

der Brief „vom Fürsten Bismarck diktiert worden sein könne. Wenn die Königin von England wünscht, die Herrschaft über Ägypten zu übernehmen, so braucht Ihre Majestät nicht den Vorschlag oder die Erlaubnis des Fürsten Bismarck. Soweit Lord Beaconsfield unterrichtet ist, besteht in diesem Augenblick ein Anerbieten der Pforte, ihre Suzeränität über Ägypten, Kreta und Cypern Eurer Majestät käuflich zu überlassen. Es ist zwar dem Auswärtigen Amt noch nicht förmlich vorgelegt worden, aber über die Tatsache besteht kein Zweifel."

Am folgenden Tage antwortete die Königin Victoria der Kronprinzessin:

„Ich will jetzt Deinen Brief vom 11. Ägyptens wegen beantworten. Der Vorschlag hat mich, da er von Dir kam, außerordentlich überrascht und scheint mir Bismarcks Ansicht zu enthalten. Weder die Türkei noch Ägypten haben uns in irgendeiner Weise beleidigt. Warum sollten wir einen mutwilligen Angriff unternehmen, den die Besetzung Ägyptens bedeuten würde? Es ist nicht unsere Gewohnheit, Länder zu annektieren (wie es die anderer Regierungen ist), wenn wir nicht dazu gezwungen werden, wie im Falle der Transvaalrepublik. Fürst Bismarck würde es wahrscheinlich gern sehen, wenn wir Ägypten in Besitz nehmen würden, da diese Handlungsweise einen Schlag in das Gesicht Frankreichs bedeuten würde und hieße, daß wir uns Frankreichs Unfähigkeit, zu protestieren, in niedriger Weise zunutze machen würden. Es wäre eine sehr schmutzige Handlungsweise, ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie Du sie vorschlagen konntest. Was wir tun wollen, werden wir ohne Fürst Bismarcks Erlaubnis tun, wenn er auch verschiedentlich zu Lord Odo Russell in diesem Sinne gesprochen hat. Der Kauf der Suez-Aktien ist etwas ganz anderes, und bestand mehr oder weniger in einem rein kaufmännischen Geschäft. Wie können wir gegen Rußlands Handlungsweise protestieren, wenn wir dasselbe tun?"

Vier Tage später antwortete die Kronprinzessin:

„Es tut mir sehr leid, daß Du mich bezüglich Ägyptens so mißverstanden hast. Natürlich meinte ich nicht, daß ein mutwilliger Angriff auf das Land eines harmlosen Freundes oder eine Annexion vollzogen werden, sondern daß Englands Ein-

fluß (unter der einen oder anderen Form) als ausschlaggebend für Englands Interessen und für das Glück eines unterdrückten und unglücklichen Volkes angesehen werden sollte. Diesen Wunsch haben sehr viele Engländer, Militärs und andere, gehegt, ehe man an diesen Krieg dachte; meiner Ansicht nach haben sie bestimmt nicht so gedacht, weil es Bismarcks Ansicht war, ebensowenig wie ich dies tat. Wie und wann so etwas vor sich gehen wird, ist natürlich etwas ganz anderes. Der englische Einfluß im Osten sollte stärker sein als der russische; dies scheint mir in mehr als einer Beziehung wünschenswert, und kein Mißtrauen gegen den Fürsten Bismarck (sollte er meine Meinung teilen) würde mich veranlassen, meine Ansicht über die Angelegenheit zu ändern ..."

Die Ereignisse auf dem Balkan erforderten von neuem alle Aufmerksamkeit. Der dramatische Vormarsch der russischen Truppen auf Konstantinopel erfuhr im Juli eine fast wunderbare Unterbrechung durch den heroischen Widerstand einer türkischen Armee unter Osman Pascha bei Plewna. Die Welt war über die plötzliche Erholung des „kranken Mannes von Europa" erstaunt und Rußland sah sich vor ein Dilemma gestellt. Der weitere Vormarsch war unmöglich, solange Osman Pascha den Weg versperrte, während die militärische Ehre den Rückzug nicht gestattete. Am 19. Oktober 1877 schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Nur mit Schrecken denke ich an das Nahen des Winters — während die dezimierten Armeen Rußlands und der Türkei sich noch immer gegenüberliegen und ungeduldig eine Entscheidungsschlacht erwarten.

Dieser furchtbare Krieg, der mit hochmütigem Sinn schon vor langer Zeit geplant und beschlossen worden war, läßt jedermann die Wichtigkeit zweier Fehler empfinden, nämlich im Unrecht zu sein und die Stärke des Gegners zu unterschätzen.

Die Russen verzeihen Deutschland seine Erfolge in großen Kriegen und die Wiederherstellung unserer nationalen Macht nicht; infolgedessen sahen sie sich nach leicht zu erringenden Siegen um und bemühten sich, den Glauben an den ‚Nimbus' der russischen Stärke wiederherzustellen. Dies war nach meiner festen Überzeugung der Hauptgrund, der sie dazu brachte, so viel Unheil zu säen, das endlich zum Kriege führen mußte, für

den lange Vorbereitungen gemacht waren und der trotz des eigenen Willens des Kaisers unvermeidlich wurde. ‚Slawen‘ und ‚Christen‘ bilden bei dieser Frage nur den Vorwand, der zu einem ganz anderen Ende, und einem ganz anderen Zweck dienen sollte.

Nun steht der arme Zar, der in Wahrheit den Frieden liebt, inmitten seiner Truppen, ohne sie zu kommandieren, muß seit Monaten der furchtbarsten Schlächterei beiwohnen, ohne Erfolge zu erringen; er ist nicht in der Lage, den Frieden zu schließen, weil die Ehre der russischen Waffen es nicht erlaubt. Es mag zugegeben werden, daß schließlich die russische Übermacht an Menschen und Hilfsmitteln die Überhand über die Türken gewinnen wird, aber ich kann mir nicht vorstellen, welche Art Kompensation sie für ihre schrecklichen Verluste finden werden.

Da es mir vom Schicksal bestimmt war, drei Kriege zu erleben, empfinde ich den größten Schrecken, wenn ich von einem neuen Feldzuge höre; es bedarf tatsächlich einer Anstrengung von meiner Seite, die Berichte über den Krieg anzuhören und zu studieren. Als wir selbst im Kampfe standen, waren unsere Gegner zum größten Teil zivilisierte Völker, die, trotzdem wilde Leidenschaften ausgelöst wurden, sich doch immer bemühten, die Gesetze der Menschlichkeit zu beachten; aber dort im Osten werden die sich bekriegenden Kräfte durch Fanatismus und Zerstörungswut, die mit religiöser Verblendung gemischt sind, geleitet.

Die Türken sind, wie man ihnen zugeben muß, zur Verteidigung ihrer Heimat aufgestanden; diese Tatsache bringt ihnen eine ganze Menge Sympathie ein, die sie sonst nicht verdienen würden. Nachdem sie mit vollkommener Resignation den Zusammenbruch ihrer Herrschaft in Europa erwartet haben, sind die Türken selbst über ihren unvorhergesehenen Erfolg erstaunt, wie die ganze andere Welt auch.“

Osman Paschas glänzender, fünf Monate langer Widerstand endigte am 10. Dezember; mit dem Fall von Plewna war die Straße nach Konstantinopel für die Russen frei, die kaum noch ein Hindernis zu fürchten brauchten. Die Stimmung in England gegen Rußland stieg zu fiebrischer Hitze, und der „Jingoschrei“ nach Krieg durchhallte das Land.

Serbien erklärte, durch den russischen Erfolg ermutigt,

der Türkei am 14. Dezember 1877 den Krieg, und es schien, als ob Gladstones stolze Forderung, daß die Türken mit Sack und Pack aus Europa vertrieben werden sollten, durch die Russen erfüllt würde. Am 17. Dezember schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„. . . Was sagst Du dazu, daß die Serben sich jetzt erheben, da die Türkei in solchem Unglück ist. Der Gedanke an die grausame Art und Weise, mit der die Türkei überfallen, in den Krieg gezwungen und halb zerschmettert worden ist, nur weil die Russen auf die deutschen militärischen Erfolge im letzten Krieg eifersüchtig waren und ihrem Ehrgeiz und ihrer Eitelkeit Genugtuung verschaffen wollten, macht mich ganz krank. Es scheint so sehr ungerecht!

Ich möchte wissen, ob man in der richtigen Weise für den armen Osman Pascha sorgt und alle seine Wünsche erfüllt; sein Verhalten war heroisch. Die türkische Regierung macht einen denkbar törichten Eindruck und hindert die Armee in jeder Weise."

Die Tatsache, daß Konstantinopel von den Russen besetzt werden könne, verursachte vielfache Beunruhigung; die Kronprinzessin unterstützte das Verlangen nach Intervention Englands. Am 19. Dezember schrieb sie an die Königin Victoria:

„. . . Was die Politik betrifft — was soll man dazu sagen? Oh! Wenn ich Dich nur für eine halbe Stunde sehen und Dir sagen könnte, wessen mein Herz und meine Seele voll ist. Wenn England sich nicht sehr stark zeigt, so wird es sich einen Schaden zufügen, den vielleicht Menschen, welche im glücklichen England leben, nicht richtig beurteilen können. England kann sehr wohl über den Vorwurf der Lächerlichkeit und über Verachtung erhaben sein; es kann über die Unwissenheit törichter Menschen lachen, die es nicht besser verstehen; aber England kann nicht oder zum mindesten dürfte nicht riskieren, seine Stellung in Europa zu verlieren. Die Ansicht ist im Augenblick sehr allgemein verbreitet, daß England vollkommen machtlos ist, keine Armee, aber eine Flotte hat, die zu nichts nütze, da die Zeit der Seeschlachten vorbei ist, keine Staatsmänner aufzuweisen hat und sich nur bemüht, noch mehr Geld zu verdienen; weil es zu schwach ist, einen Willen zu haben, und keine Macht hat, ihm Geltung zu verleihen, wenn es einen hätte.

Wie sehr sehne ich mich nach einem lauten Gebrüll des britischen Löwen und nach dem Donner einer britischen Breitseite! Gott weiß, daß ich genug vom Krieg gesehen habe, um zu wissen, wie schrecklich, wie verbrecherisch, wie abstoßend er ist; ich weiß, daß diejenigen, die ihn ohne Grund heraufbeschwören und Tausende in Elend und Verzweiflung stürzen, mehr als Sünder sind! Aber sind nicht Würde, Ehre und der gute Ruf Dinge, für die eine Nation wie der einzelne bereit sein muß, Wohlbefinden, Gesundheit und sogar Blut und Leben zu opfern!

Meine Erfahrung in der Politik und den allgemeinen Verhältnissen auf dem Kontinent haben mich durch genaue Betrachtung zu der festen Überzeugung gebracht, daß England allen anderen Ländern in der Höhe der Zivilisation und des Fortschrittes weit voraus und das einzige ist, das den Begriff der Freiheit versteht und Freiheit auch wirklich besitzt, das einzige, das weiß, was wahrer Fortschritt bedeutet, entfernte Länder zivilisieren und kolonisieren kann, imstande ist, den Handel und infolgedessen den Wohlstand zu entwickeln, das einzige wirklich glückliche, das einzige wirklich freie und über dem allem das einzige wirklich menschliche Land, das immer bereit ist, in der großherzigsten und klügsten Weise zu geben, um Leiden zu erleichtern, möge es auch noch so weit entfernt sein! Also sollte England zu unserer aller und nicht nur zu Europas, sondern zu der ganzen Welt Nutzen sich kräftig zeigen und darauf bestehen, daß es angehört wird.

Selbstverständlich sind überall zwei Meinungen über den Russisch-Türkischen Krieg verbreitet. Die eine wünscht, daß die Türkei verschwindet, und will also Rußland das Vernichtungswerk tun lassen. Die andere vertritt die Ansicht, daß eine Nation, in wie korrupter und schlechter Weise sie immer regiert werden mag, von einer anderen Macht nicht ausgelöscht werden dürfe, ohne daß die anderen gehört werden. Es wäre besser gewesen, die Türkei aufzufordern, ihr Leben zu reformieren und sie eventuell zu zwingen, dies zu tun, als diesen schmählichen Krieg zu führen. Ich würde es aber jetzt als eine Beleidigung und einen schweren Schlag für die englischen Interessen ansehen, wenn Rußland und die Türkei einen separaten Frieden schließen würden, ohne England zu befragen. Wenn England in seinem Prestige vis-à-vis Europa leidet, wie wird es ihm dann in den Augen orientalischer Völker ergehen!! Und was werden die 80 Millionen Krieger, Englands Untertanen in Indien denken, wenn das Mutterland jetzt keinen Finger rührt!!

Es gibt in England eine Schule, welche glaubt, England solle sich nicht als Großmacht aufspielen, sondern sich mit der Stellung einer Macht zweiten Ranges begnügen, sich nicht mehr in Kriege mischen usw. Dies mag wahr sein, aber dann dürfte England nicht die halbe Welt besitzen, wie es jetzt der Fall ist! Und weh über die Welt, wenn England von der Führerschaft und dem Vorrang als Champion der Freiheit und des Fortschrittes zurücktritt! England kann sicherlich genug Truppen aus Indien aufstellen, die noch besser als die Türken kämpfen und jeder beliebigen Anzahl Russen gewachsen sind!

Wenn man Rußland freie Hand läßt, wird es das Verderben der Welt werden. Eine Macht muß es in Schach halten, da Rußland weder Freiheit noch Fortschritt, noch Erleuchtung, noch Menschlichkeit und Zivilisation darstellt; wenn es aber zu stark würde und ein Mann wie der alte Napoleon dort geboren werden würde, könnte es wirklich eine furchtbare Gefahr bedeuten. Rußland ist die einzige Macht, die in der Tat zu fürchten ist — nicht das arme Deutschland, das niemals oder wenigstens vermutlich niemals über seine Grenzen hinaus wachsen wird.

Wir haben gehört, daß die Serben von den Russen sehr heftig gedrängt worden sind, ihnen beizustehen, und daß Karl von Rumänien den Krieg nicht weiter fortzusetzen wünscht!

Ich glaube, daß britische Truppen die Einnahme von Batum verhindern könnten. Ich hoffe, liebste Mama, Du wirst diesen Brief sofort verbrennen und über meine Offenheit nicht ärgerlich sein. Ich kann zu niemand anders darüber sprechen.

Ich höre, daß hier die Stimmung allgemein prorussisch ist. Am Rhein fanden wir es nicht so. Hier vermeide ich über das Thema zu sprechen! Ich habe für Alfred und Marie das tiefste Mitgefühl, es muß sehr schmerzlich für sie sein.

Die ‚Times' verstehe ich nicht. Sie scheint mir eine sehr sonderbare Ansicht über die Lage zu haben. Wie oft denke ich an Dich und überlege mir Deine Ansicht über alles.

Fürst Bismarck ist ein Mythos geworden, man sieht und hört nichts von ihm."

Das Schicksal der Türkei war eine Angelegenheit der Parteipolitik in England geworden, und Lord Beaconsfield, dessen Sympathie für die Türken kein Geheimnis war, entschied, daß England diesen zu Hilfe kommen sollte: eine Politik, die keineswegs der gesamten konservativen Partei gefiel. Die Meinungsverschiedenheiten im Kabinett waren

allgemein bekannt, und als befohlen worden war, die englische Flotte zum Schutze Konstantinopels zu entsenden, wurde die Weisung am nächsten Tage zurückgenommen. Lord Derby war gegen diese ganze Politik; es wurde gesagt, daß er und Lord Carnarvon zurückzutreten beabsichtigten. Am 25. Januar schrieb die Prinzessin an die Königin 1878
Victoria:

„... Hat es jemals etwas Traurigeres gegeben als die jetzige Politik? Die Russen — ich finde kein passendes Wort für sie — versuchen mit allen Mitteln, die Welt glauben zu machen, daß der Waffenstillstand nur durch die englische Intervention verhindert worden und England für all das Blutvergießen verantwortlich ist. Augenscheinlich streben sie mit aller Macht auf Konstantinopel zu. Nach meiner Ansicht hat der Leitartikel im Daily Telegraph vom 21. den Nagel auf den Kopf getroffen! Welch schreckliche Verwicklungen! Wir wissen genau, daß die Griechen direkte und strikte Befehle hatten, sich zu erheben und gegen die unglücklichen Türken zu fechten — die elenden Serben ebenso.

Mein Schwiegervater ist russischer als ich beschreiben kann, und obgleich die Mehrzahl der Gardeoffiziere ebenso empfindet, gibt es doch in Deutschland und sogar hier eine Menge Menschen, welche den Russen von ganzem Herzen abgeneigt sind und sich über den Erfolg ihrer falschen lügnerischen Politik und ihrer ehrgeizigen und gewalttätigen Methoden grämen. Die Kaiserin und ich sitzen oft zusammen und klagen uns unser Leid. Die Anklagen gegen England in der russischen Presse sind in einer über alle Maßen heftigen Tonart gehalten. Wenn nur die englische Flotte nach Konstantinopel und eine Armee nach Gallipoli und Konstantinopel und Schiffe nach den Dardanellen gesendet würden, dies würde den Russen Einhalt gebieten, die sich jetzt auf Englands Untätigkeit zu verlassen scheinen und jeden Tag kühner und frecher werden. Ich glaube ganz sicher, daß sie dadurch genötigt wären, von ihrem Marsch nach Konstantinopel abzulassen, den sie jetzt vorhaben. Wir (England) haben immer noch Zeit, vor ihnen dorthin zu kommen, haben es immer noch in der Hand, ihnen einen anständigen Frieden aufzuzwingen, aber es ist die letzte Stunde und in einigen Tagen wird es zu spät sein. England wird es immer bedauern, wenn Rußland die Türkei vollkommen verschlungen hat und dann jeden Augenblick ein Bündnis mit den Franzosen schließen, den

Suezkanal in Besitz nehmen und unsere Straße nach Indien versperren kann.

Ich habe das sichere Gefühl, daß, wenn unsere Flotte unmittelbar nach der Belagerung von Plewna nach Konstantinopel geschickt worden wäre, die Russen schnell Schluß gemacht hätten und manch armer Kerl noch am Leben wäre, der nun eines grausamen Todes gestorben ist. Wenn eine Armee unter Lord Napier bald in Konstantinopel gelandet wäre, würden wir die Friedensbedingungen viel leichter bestimmen können — ohne daß ein Tropfen englischen Blutes vergossen oder ein kostbares Leben verloren würde, weil unsere Gegenwart und unsere Bestimmtheit die Russen zur Besinnung bringen würden.

Wir haben gerade die Nachricht bekommen, wissen aber natürlich nicht, ob sie begründet ist, daß Lord Derby und Lord Carnarvon zurückzutreten beabsichtigen! Jede entschlossene und schnelle Handlung ist in den gegenwärtigen kritischen Zeiten von Nutzen; alles, was das Gegenteil bedeutet, kann ich nur bedauern, da wir unsere Interessen dadurch auf das schwerste schädigen.

Nach meiner Ansicht wird man hier, was auch immer passiert, nichts tun. Ich habe mit Dir das stärkste Mitgefühl, weil Du in dieser Zeit der Angst nicht den lieben Papa zur Seite hast, der die Arbeit, die Verantwortung mit Dir teilen und Dir in jeder Weise behilflich sein könnte. Aber Du hast von Anfang an die Gefahr klar erkannt und wirst, wie ich hoffe, die Genugtuung haben, daß der richtige Kurs eingeschlagen und Europa von der Illusion befreit wird, daß England keinen Finger in politischen Fragen mehr rühren wolle oder könne, sondern von seiner früheren Stellung zurückgetreten sei."

Fünf Tage später schrieb die Prinzessin, sie sei „fortwährend in Kampfstimmung". Als sie von dem Gegenbefehl erfuhr, den die englische Flotte in Malta erhalten hatte, schrieb sie am 30. Januar sofort:

„Wegen der Politik bin ich voller Schrecken und Verzweiflung. Der Gegenbefehl für die Flotte hat eine beklagenswerte Wirkung gehabt — alle Feinde Englands lachen, reiben sich die Hände und sind entzückt, während seine Freunde überzeugt sind, daß Rußland sich neuer Lügen und neuer Tricks bedient, daß der Waffenstillstand Humbug ist, daß sie weiter nach Konstantinopel streben und England über die Friedensbedingungen völlig falsch unterrichtet ist. Ich fürchte, daß dies der

Wahrheit ziemlich nahe kommt. Natürlich benimmt sich Ignatieff so schlecht wie möglich, ebenso Prinz Reuß in seiner Art. Graf Schuwaloff scheint vermitteln und sein Bestes tun zu wollen. Lord Augustus Loftus achtet auf Rußlands Pläne, und Graf Münster versucht alles, um die englische Politik in ihrem besten Licht erscheinen zu lassen, worüber der Kaiser (und viele andere) sehr ärgerlich ist, ihn für zu englisch und antirussisch hält. Österreichs Spiel kann ich nicht durchschauen. Die österreichische Presse hat sich sehr scharf und bitter geäußert, und die russische Presse kennt keine Grenzen in ihren Ausfällen gegen England.

Hier kursiert das Gerücht, daß die englische Flotte vor den Dardanellen umkehrte, weil ein türkisches Geschütz abgefeuert wurde und die Türken die Engländer nicht haben wollten! Natürlich wissen wir, wie falsch das ist.

Der arme Sadullah Bey äußerte gestern abend auf dem Hofball — als ich nicht umhin konnte, ihm zu sagen, wie leid er und seine Landsleute mir täten: „Notre seul espoir est l'Angleterre" — je mehr ich höre und je mehr Zeit vergeht, desto mehr bedauere ich, daß die englische Flotte und die englischen Truppen nicht schon lange in Konstantinopel, Gallipoli und den Dardanellen sind. Ich bin sicher, daß die Russen vor Schreck ihre Besinnung wiedergefunden hätten und wenn auch nicht vernünftig, so doch fügsam genug geworden wären, günstigere Friedensbedingungen anzunehmen; während sie jetzt tun werden, was ihnen gefällt.

Ich möchte der Friedenspartei in England weder Selbstsucht noch Mangel an Patriotismus vorwerfen — bestimmt hat sie keine Ahnung von dem Schaden, den sie ihrem Vaterland im Ausland zufügt. Sie ist nicht nur der Grund, daß die britische Politik schwach, unbestimmt, pfuscherisch genannt wird, sondern sie läßt einen ganz falschen Eindruck über Englands Macht und Rücksicht auf seine eigene Würde und seine Interessen aufkommen!

Ich habe hoffentlich nicht unrecht, wenn ich das sage, aber mein Herz fühlt wie das einer ergebenen und loyalen Britin bitter die Vorwürfe und Verwünschungen, welche man einem in jedem Sinne überlegenen Lande zu machen wagt, das die Leitung übernehmen und sich Gehör verschaffen müßte.

Ich weiß, daß Du das alles auch empfindest und über alle Maßen besorgt sein mußt.

Ich bin fortwährend in kämpferischer Stimmung, da ich so viel kaum Erträgliches zu hören und zu lesen bekomme und

nicht die Genugtuung haben kann, jemand zu Boden zu schlagen."

Drei Wochen später schrieb die Kronprinzessin im Februar 1878 an die Königin Victoria:

„Die politische Lage scheint sehr trübe. Die Russen glauben, daß sie den Engländern doppelt überlegen sind, aber nicht England und einem Alliierten; und diesen Verbündeten zu bekommen, scheint mir wichtig! Es ist zweifelhaft und schwer zu erkennen, ob man sich auf die Österreicher verlassen kann. Fürst Bismarck wünscht indessen nicht, wie Du sagst, mit irgend jemand zu streiten; im Gegenteil, er darf mit Rußland keinen Konflikt bekommen, sondern kann nur alles bedauern, was Rußland stärkt oder Englands Kraft schwächt. Das ist selbstverständlich und bedarf keiner Erklärung. Er würde verrückt sein, wenn er etwas anderes wollte. Nach meiner Ansicht glaubt er, daß der jetzige Zeitpunkt der schlechteste für England ist, einen Krieg anzufangen, und daß die Zeit vorbei ist, in der man mit einiger Aussicht auf einen günstigen Ausgang Rußlands Vorgehen ein Ende bereiten könnte, was Österreich und England vor einiger Zeit noch hätten tun können." ...

Inzwischen war am 13. Februar der Befehl für die britische Flotte in Malta zur Fahrt nach Konstantinopel wiederholt und dieses Mal tatsächlich ausgeführt worden; fünf Tage später aber wurde der Flotte befohlen, Konstantinopel zu verlassen und sich 35 Meilen südlich der Stadt vor Anker zu legen. Der Vertrag von San Stefano wurde am 3. März 1878 unterzeichnet, nachdem ein Waffenstillstand geschlossen worden war; Serbiens Unabhängigkeit wurde erklärt und Bulgarien zu einem autonomen Fürstentum unter russischem Einfluß gemacht.

Drei Wochen später trat Lord Derby, der für die Regierungspolitik niemals Sympathie gehabt hatte, zurück; sein Nachfolger war Lord Salisbury. Nun wurde die englische Politik, die nicht mehr von einem uneinigen Kabinett geleitet wurde, zu kräftiger Tätigkeit angespornt, und Lord Salisbury verlangte nicht nur in einem meisterhaften Rundschreiben, daß der Vertrag von San Stefano dem Urteil Europas unterbreitet werden sollte, sondern

zeigte, daß er entschlossen sei, Ernst zu machen; er kündigte an, daß 7000 Mann indischer Truppen unterwegs nach Malta seien. Natürlich widersetzte sich Rußland heftig, während die anderen europäischen Mächte Lord Salisbury unterstützten. Nach vielem Hin und Her wurde eine Konferenz beschlossen. Die Nachricht von Lord Derbys Rücktritt und die Art der Abfassung von Lord Salisburys Zirkular an die Mächte begeisterte die Kronprinzessin, die am 5. April an ihre Mutter schrieb:

„Seit Lord Derbys Rücktritt und Lord Salisburys Rundschreiben kann man den Kopf wieder hoch tragen und fühlt sich nicht länger durch das Gefühl der Angst und des Mißtrauens vor der Zukunft niedergedrückt. Jetzt wissen wir, daß England eine klare und richtige Politik hat; dadurch ist bereits das Gesicht der ganzen Frage vollständig verändert worden.

Mit Ausnahme der geschworenen Rußland-Freunde stimmen nach meiner Ansicht alle dem Eingreifen und den Ansichten Englands zu; überall herrscht ein Gefühl der Erleichterung, daß endlich England hervorgetreten ist und gesprochen hat. Die Österreicher sind entzückt, und was die unglücklichen Türken und die anderen Staaten empfinden müssen, kann ich mir wohl denken. Welcher Segen, daß ihr Geschick nicht mehr allein von Rußland bestimmt wird, dessen verräterisches Benehmen ihnen allen die Augen über die wahre Natur der Ziele Rußlands geöffnet hat. Weder England noch Österreich können den Krieg wünschen, dürfen aber auch nicht vor ihm zurückschrecken, wenn er ihnen aufgezwungen wird.

Ich komme nicht von dem Gedanken los, daß die Russen nachgeben werden und alles in befriedigender Weise ohne Krieg eingerenkt wird.

Zu dieser Wendung der Dinge muß ich Dir meine Glückwünsche ausdrücken. Du mußt Dich jetzt sehr erleichtert fühlen. Der arme Lord Derby scheint mit großer Freundlichkeit und Achtung behandelt worden zu sein, so daß man kein Mitleid mit ihm zu haben braucht! Er ist für sehr vieles verantwortlich und hat durch seine Unentschlossenheit viel Unheil angerichtet!...

Ich wünschte, Du könntest die Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der Kölnischen Zeitung und dem Journal des Débats gerade jetzt lesen, da es interessant ist, die große und wohltuende Wirkung zu konstatieren, welche Lord Salisburys Rundschreiben gehabt hat ..."

Im Mai nahmen die Mächte Bismarcks Anerbieten an, als „ehrlicher Makler“ zu dienen, und Vorbereitungen wurden getroffen, den Berliner Kongreß einzuberufen. Während der Präliminardiskussionen, die vor Anfang des Kongresses stattfanden, erzielte man Verständigung über die Hauptpunkte. Rußland stimmte der Trennung des großen, aus dem Vertrag von San Stefano hervorgegangenen Bulgarien in zwei Provinzen zu, und Österreich war damit zufrieden, daß ihm erlaubt sein sollte, Bosnien und die Herzegowina zu okkupieren. Für Bismarck war nun der Weg geebnet, die förmlichen Einladungen für den Kongreß von Berlin herausgehen zu lassen, und am 2. Juni 1878 händigte der deutsche Botschafter in London, Graf Münster, dem Sekretär des Auswärtigen, Lord Salisbury, in dem Hause des letzteren zu Hatfield Fürst Bismarcks offizielle Einladung an England aus, am 13. Juni an dem Berliner Kongreß teilzunehmen. Die vornehmsten Gäste unter denen, die gerade zu dieser Zeit im Hause des Staatssekretärs weilten, waren der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin, die von Marlborough-House herübergekommen waren, wo sie den Besuch erwiderten, den ihnen der Prinz und die Prinzessin von Wales früher im Jahre in Potsdam abgestattet hatten. Die ruhige Stimmung, welche die Einladung hervorgerufen, wurde indessen einige Stunden später durch die Nachricht von der versuchten Ermordung Kaiser Wilhelms I. auf das heftigste erschüttert. Das kronprinzliche Paar brach sofort nach Deutschland auf. Der Kaiser war zwar schwer, aber nicht tödlich verwundet worden; als der Kronprinz in Berlin ankam, wurde ihm die Regentschaft über das Deutsche Reich übertragen. Während der Kronprinz dieses verantwortungsvolle Amt verwaltete, tagte der Berliner Kongreß. Der Kronprinz hatte während der kurzen Zeit seiner Regentschaft wenig Gelegenheit, seinen liberalen Wünschen praktische Wirkung zu verleihen; der mächtige Wille des Fürsten

Bismarck, der mit Entschlossenheit seines Amtes waltete, behielt seine volle Wirksamkeit.

Am 13. Juli beendigte der Berliner Kongreß seine Tätigkeit. Eine schwere Last war auf die Schultern des englischen Bevollmächtigten, Lord Beaconsfield, gelegt worden, der viele Gelegenheiten hatte, die Kronprinzessin zu treffen. Am Tage der Auflösung des Kongresses schrieb die Kronprinzessin an Königin Victoria:

„Der Kongreß hat seine Tätigkeit beendet! Ich fürchte nur, daß die Eile, die Arbeit zu beendigen, zu groß war, so daß die Dauerhaftigkeit darunter leiden könnte; er ist vom Fürsten Bismarck mit verzweifelter Hast vorwärtsgehetzt worden, und das ist nicht gut! Die Angelegenheit ist zu ernsthaft, um eine so flüchtige Behandlung zu vertragen. Niemand kann sich ehrlicher und aufrichtiger als ich über den Vertrag mit der Türkei und die Okkupation der Insel Zypern freuen. Unter allen Freunden Englands hat diese Maßregel den besten Eindruck gemacht, und viele der deutschen Zeitungen haben sie außerordentlich gelobt.

Ich halte sie ebenfalls für ausgezeichnet und glaube bestimmt, daß die einst so fruchtbare Insel wieder aufblühen und daß der Vorgang der türkischen Regierung zur Mahnung dienen wird, ihre armen Untertanen besser zu beherrschen und ihr entsetzlich verwüstetes Land besser zu verwalten; außerdem wird es sehr gesund für die Russen sein, denen zum Bewußtsein kommen wird, daß sie b e w a c h t werden und keinen neuen Krieg heraufbeschwören können — so wie sie diesen heraufbeschworen haben.

Ich bin sicher, daß Du Dich glücklich und erleichtert fühlst, weil alles gut zu Ende gegangen ist; wenn man weiß, daß England immer auf dem Posten und entschlossen sein wird, alle seine Mittel und Kräfte stets an der Hand zu haben und nicht mit sich spielen zu lassen, dann wird und kann der europäische Frieden nicht wieder so schnell gestört werden. Es ist von ganz außerordentlichem Nutzen gewesen, daß die Minister des Auswärtigen der verschiedenen Völker sich gegenseitig kennengelernt haben; in Zukunft wird der schriftliche Verkehr zwischen ihnen ganz andere Formen annehmen. Fürst Bismarck hat den besten Eindruck von Lord Beaconsfield, der ihm sehr gut gefallen hat, erhalten."

Gerade vor Auflösung des Kongresses machte Lord Beaconsfield dem Prinzen von Wales schriftliche Mitteilung von dem geheimen Übereinkommen, laut dem Großbritannien die Verteidigung der übrigbleibenden asiatischen Gebiete der Pforte übernahm und die Erlaubnis erhielt, Zypern zu besetzen, während der Sultan versprach, die nötigen Reformen zum Schutz der Christen einzuführen. „England", schrieb der Premierminister, „tritt in ein Defensiv-Bündnis mit der Türkei bezüglich ihrer asiatischen Besitzungen ein und erhält vom Sultan die Erlaubnis, die Insel Zypern zu besetzen. Sie ist der Schlüssel zu Asien und liegt nahe bei Ägypten. Malta ist als militärische Basis für solche Zwecke zu weit entfernt."

Die anglo-türkische Konvention, deren Einzelheiten zwei Tage nach Lord Beaconsfields Mitteilung an den Prinzen von Wales veröffentlicht wurden, verstimmte zwar die Franzosenfreunde, wurde aber von der Kronprinzessin auf das wärmste begrüßt, die am 16. Juli an ihre Mutter schrieb:

„Ich bin voller Ungeduld, von Dir den Eindruck der englisch-türkischen Konvention und der Okkupation von Zypern zu hören. Ich halte es für ein ganz großes Ereignis, und wie ich bereits schrieb, für eines, das allen Freunden Englands gefallen muß! Lord Beaconsfield hat sich wirklich Lorbeeren verdient, sich einen Namen gemacht und vor allen Dingen seinem Lande das Prestige der Kraft und Würde wiedergegeben, das es dank Lord Derby und Mr. Gladstone auf dem Kontinent verloren hatte. Du mußt nach all der ausgestandenen Angst und Sorge außerordentlich froh sein. Es tat mir sehr leid, von Lord Beaconsfield Abschied zu nehmen, der bei näherer Bekanntschaft einen außerordentlichen Charme entwickelt, ebenso von Lord Salisbury, der ein in Wahrheit liebenswürdiger Mann ist. Von den anderen habe ich leider wenig oder nichts gesehen. Schuwaloff ist mit dem Resultat des Kongresses zufrieden, Fürst Gortschakoff gar nicht. Die Rumänen verließen Berlin in tiefster Verstimmung und Niedergeschlagenheit — aber ich sehe nicht ein, wie etwas mehr für sie hätte erreicht werden können, nachdem sie ihr Schicksal in Rußlands Hände gelegt hatten. Ich habe mich sehr gefreut, Sir Henry Elliot zu treffen, den ich seit 1857 nicht mehr gesehen habe...

Der Kaiser sieht sehr gut aus, ist aber immer noch schwach, und die Ärzte wollen noch keinen Tag zum ersten Ausgang bestimmen oder ihn hierher übersiedeln lassen usw. Sie überlassen es ihm, was mir sehr leid tut, da er nicht im geringsten geneigt ist, Berlin zu verlassen und seine Kräfte dort niemals zunehmen werden.

Ich finde, daß die Kaiserin gut aussieht, hoffe aber, daß sie in der Lage sein wird, bald nach Baden und zu ihrer Kur zurückzukehren."

Nach wenigen Monaten war der Kaiser wohl genug, um die Pflichten der Regierung wieder zu übernehmen; am 5. Dezember 1878 gab der Kronprinz die Regentschaft auf. Neun Jahre später sollte er die ganze Last der Souveränität nach dem Tode seines greisen Vaters übernehmen; aber nur während dieser kurzen sechs Monate kostete der Kronprinz in Wahrheit Herrscherfreuden.

Sechstes Kapitel

DIE KRONPRINZESSIN UND IHRE FAMILIE

Wie dringlich auch immer die Staatsangelegenheiten, wie dramatisch und spannend die Ereignisse sein mögen, welche eine Nation durchzumachen hat, das Hauptinteresse einer Frau und Mutter bilden die Familienangelegenheiten; die Kronprinzessin bildete keine Ausnahme dieser Regel. Sie zeigte nicht nur ihrem Gatten und ihren Kindern die größte Liebe, sondern bewies ihren Brüdern, Schwestern und deren Kindern ein Gefühl von gleicher Tiefe. Ihre Briefe sind voll zärtlicher Bemerkungen über diesen oder jenen Verwandten, und nichts interessierte sie mehr als die Liebesaffären oder die Heirat irgendeines ihrer zahlreichen Nichten und Neffen. Sie begrüßte ihre Brüder, den Prinzen von Wales und den Herzog von Connaught, bei der Gelegenheit einer Doppelhochzeit in der deutschen Kaiserfamilie, im Februar 1878, mit ganz besonderer Freude in Berlin. Die erste Vermählung war die der zweiten Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Neffen des Kaisers, mit Friedrich August, dem Erbgroßherzog von Oldenburg. Noch mehr aber interessierte die Kronprinzessin und ihre Geschwister die Heirat der ältesten Tochter des Kronprinzenpaares, der Prinzessin Charlotte von Preußen, mit dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen. Die Doppelhochzeit wurde am 18. Februar 1878 mit einem ermüdenden Zeremoniell gefeiert, das mehr als sechs Stunden dauerte.

„Der Kaiser," schrieb der Prinz von Wales an die Königin Victoria am 20. Februar, „sieht ausgezeichnet aus; in einigen Tagen wird er 82 Jahre. Vicky und Fritz blühen auf. Man kann

unmöglich zwei nettere Jungen als Wilhelm und Heinrich finden; sie sind beständig mit uns zusammen, denn Fritz und Vicky haben zuviel zu tun. Die liebe kleine Charlotte sah am Hochzeitstage reizend aus, wie eine frische kleine Rose."

Am selben Tage schrieb die Kronprinzessin an ihre Mutter:

„Ich fange zwar meinen Brief heute morgen an, kann ihn aber wahrscheinlich erst morgen früh beendigen! Ich habe eben Deinen lieben Brief, für den ich Dir vielmals danke, ebenso wie das prachtvolle Medaillon erhalten, das, besonders als Zeichen, daß Du heute in Gedanken bei uns bist, mir so sehr wertvoll ist. Ich fühle mich, wie Du Dir vorstellen kannst, sehr gedrückt und versuche nicht, an all das zu denken. Charlotte ist ganz sorglos und sehr glücklich; sie freut sich besonders, Bertie und Arthur zu sehen. Wie entzückend ist das Medaillon und der Engel darauf, wie reizend, ihre beiden Photos darin zu haben. Das freundliche und reizende Geschenk macht mir soviel Freude. Du fragtest gestern telegraphisch an, ob das junge Paar heute abend nach Potsdam fährt. Das ist unmöglich und würde zu ermüdend für sie sein, da die Hochzeit so spät abends stattfindet und die fêtes morgen beginnen und bis Sonnabend dauern; so werden sie im Schloß bleiben, wo ein sehr hübsches Appartement für sie vorbereitet ist, das ich so behaglich wie möglich zu machen versucht habe. Gestern sind eine Menge Leute angekommen; auch der Heiratskontrakt ist unterzeichnet worden. Das andere Brautpaar sieht gar nicht gut aus. Elisabeth ist dünn und blaß und empfindet die Trennung von Zuhause sehr schmerzlich, obgleich ihr Heim höchst unkomfortabel war. Der Gedanke, nach Oldenburg zu gehen, scheint sie sehr traurig zu stimmen. Ich glaube, daß es eine sehr häßliche und düstere Stadt ist. Auch sind weder der Großherzog noch die Großherzogin besonders anziehend."

Diesem Briefe fügte die Prinzessin am nächsten Morgen ein langes Postskriptum an, das folgendermaßen lautet:

„Ich bin aufgestanden, geliebte Mama, um meinen Brief an Dich zu beendigen. Als ich letzte Nacht um 12 in mein Zimmer kam, fühlte ich mich so bedrückt und elend, daß ich doch nur Unsinn geschrieben hätte. Wie sehr Deine lieben Telegramme mich rührten, kann ich nicht sagen. Ich wußte, daß Du in Gedanken bei uns sein würdest ... Um vier Uhr nachmittags begannen wir uns anzukleiden, und da ich Charlotte dabei half,

während ich mich selbst anzog, war es ein langes und kompliziertes Unternehmen. Sie sah wirklich sehr niedlich aus in dem Silbermoirékleid, der Spitze, den Orangen- und Myrtenblüten und dem Schleier (gefährliche Neuerungen) — sie wurden aber alle von Kaiser und Kaiserin sehr gut aufgenommen. Bei der Ziviltrauung, die in unserem Salon stattfand, waren eine Menge Leute anwesend, die nicht ins Schloß kommen wollten. Die Ansprache des Herrn von Schleinitz an das junge Paar war sehr gut, ergreifend und wirkungsvoll. Danach fand die Unterzeichnung statt und sie waren verheiratet. Charlotte sagte, daß sie sich nun, da es vorüber war, ganz leicht und glücklich fühlte und nichts gegen die übrigen Zeremonien im Schloß habe! Ich geleitete sie dann die Treppen hinunter und fuhr mit ihr im achtspännigen Wagen mit fackeltragenden Reitknechten fort! Im Schloß fanden alle Zeremonien nach dem Programm statt, das Du gesehen hast! Es war sehr, sehr lang, sehr heiß, sehr ermüdend und viel zu ernst, feierlich und schwerfällig für eine Hochzeit, aber so ist es immer hier. Nach dem Fackeltanz und nachdem ihr die Krone abgenommen worden war, brachte ich sie in ihr Zimmer, half ihr beim Auskleiden und bereitete sie vor, ins Bett zu gehen. Dann verließ ich sie, kummervollen Herzens, da sie jetzt nicht mehr mein ist, für die ich sorgen und wachen muß, sondern einem andern gehört: das ist für eine Mutter ein harter Schlag. Mit vielen Schmerzen bringen wir sie zur Welt, mit bitterem Schmerz überlassen wir sie anderen für das Leben und sehen sie unabhängig werden und ihren eigenen Weg gehen. Ertragen wir das eine gern für sie, so müssen wir auch das andere auf uns nehmen.

Als ich gestern abend zurückkam und in ihr kleines, leeres Zimmer mit dem leeren Bett sah, wo ich sie jede Nacht, ehe ich selbst zur Ruhe ging, geküßt habe, fühlte ich mich sehr elend. Indessen muß es so sein, und sie sieht sehr glücklich aus — und vergoß gestern keine Träne; Bernhard betet sie an... Sicher ist sie dankbar, daß die Hochzeitszeremonie vorbei ist! Es ist alles gut vorübergegangen, wofür man dankbar sein muß. Wie sehr haben wir Dich vermißt, wie oft dachte ich an den geliebten Papa und Großmama und Tante Feodor und alle die Lieben, die das Rennen gemacht haben und nun in Frieden ruhen, und alle die, welche ich bis zum Ende unserer Tage vermissen werde. Was für ein Glück, daß Bertie und Arthur hier waren, und wie froh bin ich, daß Leopold von Belgien und Marie, Onkel Ernst und Philipp Koburg da waren.

Ich habe mehr an Dich gedacht als sonst jemals in meinem

Leben, mehr als an irgend jemand anderen. Mütter verlören ihre Töchter nicht, wenn alle ihre Mütter so liebten, wie ich Dich."

Drei Tage später, am 22. Februar, schrieb die Kronprinzessin an Königin Victoria:

„Ich bin wirklich halbtot vor Ermüdung und fühle mich sehr elend; außerdem bin ich über alle Maßen betrübt, daß ich Dir nicht, wie ich es hätte tun sollen, jeden Tag geschrieben habe. Aber es war vollkommen unmöglich!

Die ersten wenigen Tage waren schrecklich, als ich Charlotte mit Bernhard hereinkommen und sie nicht länger neben mir stehen, sondern ihren Platz an der Seite aller verheirateten Prinzessinnen einnehmen und mit ihm weggehen sah — kaum daß es ihr möglich gewesen wäre, mir gute Nacht zu sagen! Dann muß ich von den Gesellschaften ohne sie nach Hause gehen und weiß nicht, wie es ihr geht ... Es ist schrecklich schwer, sich daran zu gewöhnen, aber jetzt, da ich sie so glücklich und zufrieden und heiter sehe und sicher bin, daß sie strahlend aussieht und zufrieden ist, beginnt dieses Gefühl von mir zu weichen. Ich finde, es ist unmenschlich, alle diese Feste für die armen jungen Leute — und die erschöpften und aufgeregten Mamas zu geben. Indessen ist Gott sei Dank der heutige Abend der letzte. Charlotte sah in allen ihren neuen Kleidern sehr gut aus, und Bernhard scheint sehr glücklich. Der Herzog von Meiningen ist ganz weich und sehr liebenswürdig geworden; er scheint entzückt von Charlotte, die von seiner Güte ganz gerührt ist, während Bernhards gutes Herz seinem Vater gegenüber geschmolzen ist, worüber ich mich sehr freue! Obgleich Charlotte sehr gut und blühend aussah, ist sie wegen der Hitze in den Räumen, an die sie nicht gewöhnt ist, dreimal ohnmächtig geworden. Morgen begibt sich unser liebes junges Paar nach Potsdam in sein entzückendes kleines Haus — in dem sie, wie ich sicher hoffe, sehr glücklich sein werden. Es scheint mir zu merkwürdig, wenn die Menschen von meiner ‚Frau Tochter' sprechen. Wenn ich denke, daß ich jetzt so ehrwürdig werde!

Kaiser und Kaiserin sehen ganz besonders gut aus und sind sehr freundlich und mitfühlend! Alle Gäste sind in bester Stimmung; niemals sah ich eine Versammlung von verwandten Prinzen und Prinzessinnen in so gutem und harmonischem Einvernehmen. Auch das Publikum ist guter Laune und sehr höflich zu Bertie, Leopold und Marie. Bertie und Arthur haben den

größten ‚Erfolg' und werden allgemein für reizend und liebenswürdig gehalten. Allgemein bedauert man, daß Du nicht hier bist. Ich habe Graf Seckendorff über die Hochzeit schreiben lassen und bat ihn auch mitzuteilen, daß Berties Besuch beim Fürsten Bismarck, der nicht ausgehen und den Festen beiwohnen konnte, hier mit großer Freude aufgenommen worden ist."

Die freundliche, durch diese zwei Heiraten geschaffene Atmosphäre führte zu einer weiteren Eheschließung: die Schwester der einen Braut, Prinzeß Luise Margarete, die dritte Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, verlobte sich mit dem Herzog von Connaught; aber bevor die Hochzeit stattfinden konnte, wurde der ganze Hof durch eine Folge von tragischen Ereignissen in Darmstadt in Trauer gestürzt, da in der Familie der Prinzeß Alice, der Lieblingsschwester der Kronprinzessin, Diphtheritis ausbrach. Am 16. November 1878 starb das jüngste Kind an dieser Krankheit, die während der vorhergehenden zwei Wochen fast alle Mitglieder der großherzoglichen Familie niedergestreckt hatte. Die Mutter, Prinzessin Alice, hatte die furchtbare Aufgabe, ihrem einzigen überlebenden Sohn die entsetzliche Nachricht zu übermitteln: seine Trauer war so groß, daß die Mutter trotz aller Ermahnungen der Ärzte, ihre Kinder nicht zu umarmen, ihn in ihre Arme schloß und so den Todeskuß empfing. Trotz allen ärztlichen Anstrengungen starb die Prinzessin Alice am 14. Dezember 1878, am selben Datum, an dem der Prinzgemahl siebzehn Jahre früher entschlafen war. Zwischen der Prinzeß Alice und der Kronprinzessin hatte immer die größte Zuneigung bestanden, die in den letzten Jahren, infolge der Tatsache, daß beide durch ihre Heirat mit deutschen Fürsten in Deutschland lebten, immer größer geworden war. Es war für die Kronprinzessin ein vernichtender Schicksalsschlag, sie schrieb am 15. Dezember 1878 an die Königin Victoria:

„Ich bin so todtraurig, wie ich es Dir kaum beschreiben kann — meine Gedanken fliegen zwischen Dir und dem armen un-

glücklichen Ludwig in seiner Einsamkeit und Verlassenheit hin und her, um dann wieder zu den armen lieben Kindern zu wandern, deren Schicksal so außerordentlich tief durch die vollkommene Zerstörung erschüttert worden ist, die über ihr glückliches Heim hereinbrach!

Liebe süße Alice — ist sie wirklich dahingegangen? Sie war so gut und lieb — und wurde von allen bewundert. Ich kann es mir nicht vorstellen, es ist zu schrecklich, zu grausam, zu furchtbar — ich kann mich nur an den Glauben klammern, daß Resignation und Dankbarkeit die niemals versagenden Prinzipien sind, die uns alles ertragen helfen, was das Leben bringt, den Segen und die Prüfungen, den Kummer und das Glück, den Sonnenschein und die Finsternis, die unzertrennlich sind ... Oh, daß Gott unseren Seelen Schwingen verliehe, um uns in die himmlischen Regionen der Ruhe und des Friedens zu erheben, wo die Gnade der Himmelsgüte scheint und die schrecklichen Einzelheiten des Verderbens und der Zerstörung vor unseren schwachen Augen verschwinden — unser Liebling ist tot! Ihrer ist der Friede und alles Leiden vorbei: aber ich weiß und fühle, liebe Mama, was Du durchmachst, und leide im Grunde meines Herzens mit Dir — es kommt mir so vor, als ob das Leid mich in zwei Tagen ganz alt gemacht hätte. Unser Liebling! Ich kann es kaum über mich bringen, ihren lieben Namen zu schreiben: sie war als Schwester für mich etwas Besonderes, die nächste im Alter, die einzige, die mit mir im selben Lande lebte! Wir hatten so viele gemeinsame Interessen, und alle unsere Kinder standen beinahe im selben Alter! Ich fühlte immer eine besondere Zärtlichkeit für sie, die sie vielleicht selbst nicht kannte oder empfand; sie wurde niemals durch kleine Mißhelligkeiten oder Mißverständnisse (deren es Gott sei Dank nur wenige gab) verringert. Wir sind zusammen durch so vieles gegangen, hatten dieselben Prüfungen durchzumachen, bis diese letzte kam, die sie zu Boden gestreckt hat! Ich habe mir immer gedacht, daß sie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, trotzdem ihr Gatte sie liebte und verehrte und ihr Heim reizend war. Die letzten Jahre sind besonders schwer für alle gewesen, die zu Deutschland gehören; wir fühlten das beide, wenn auch in verschiedener Weise. Wie ängstlich besorgt ich um ihre Gesundheit war, kann ich nicht sagen. Es hat mich oft geschmerzt, sie so schwächlich und blaß, ihre Nerven so angegriffen zu sehen, obgleich auch dies ihr noch einen Charme mehr verlieh und sie mit einem rührenden Hauch von Traurigkeit zu umgeben schien, der mich immer ganz besonders zu ihr hinzog

und mich den heißen Wunsch empfinden ließ, ihr, meinem armen Liebling, zu helfen und für sie zu sorgen! ... Ihr letzter Brief an mich war kurz und mit Bleistift geschrieben; ich habe ihn leider nicht aufgehoben. Er enthielt einen Angstschrei um ihre süße kleine Blume, die nun so rauh von ihrem Stengel abgebrochen worden ist. Es war das Letzte, was ich von ihr hörte ...

Und nun die unglücklichen Kinder! Mir fehlen die Worte, um meine Gefühle für sie zu beschreiben. Ein Leben ohne die Liebe einer Mutter ist kein Leben: wie kann ein Mann, selbst wenn er so gütig ist, wie der liebe Ludwig, wissen, was zur Erziehung von Mädchen erforderlich ist? Aber gewiß wirst Du, liebe Mama, immer Anteil an ihnen nehmen und sie mit Rat und Tat unterstützen — alles, was in meinen Kräften steht, werde ich gewißlich für sie tun! ..."

1879 Drei Monate später, am 13. März 1879, vermählte sich der Herzog von Connaught, der zweite Bruder der Kronprinzessin, mit der Prinzessin Luise Margarete; kaum war dies glückliche Ereignis vorüber, als in der eigenen Familie der Kronprinzessin eine neue Tragödie vor sich ging. Der kleine Prinz Waldemar, ihr vierter Sohn, gab infolge seiner schwachen Gesundheit von allen Kindern den größten Anlaß zur Sorge; die Kronprinzessin übertrug den größten Teil ihrer mütterlichen Liebe und Sorge auf diesen Prinzen. Trotz der besten Pflege erkrankte der kleine zehn Jahre alte Knabe und starb in den letzten Tagen des März. Am Morgen des 27. März erhielt die Königin Victoria, die sich auf dem Weg von Paris zum Lago Maggiore befand, ein Telegramm von ihrer Tochter, das folgendermaßen lautete: „Eben habe ich den letzten Blick auf mein geliebtes Kind geworfen. Er ist um halb drei Uhr morgens an Herzparalyse gestorben. Deine tieftraurige Tochter Victoria."

Der Schicksalsschlag war hart gewesen; aber gute Nachrichten folgen schlechten, denn zwei Monate später kam die Botschaft, daß die älteste Tochter der Kronprinzessin, Charlotte, glücklich von einem Mädchen entbunden worden sei. Die Kronprinzessin wurde also im Alter von

39 Jahren Großmutter, ein Ereignis, das der Geschichte der Königin Victoria ähnelte, die im Alter von 38 Jahren den ersten Enkel bekommen hatte.

Allen ihren überlebenden Kindern bewies die Kronprinzessin in vollstem Maße die mütterliche Zärtlichkeit, welche eine ihrer Hauptcharakteristiken bildet; indessen sind in Hinsicht auf ihre Haltung zu ihrem ältesten Sohn, dem Prinzen Wilhelm, viele häßliche, schlecht informierte und sogar bösartige Angriffe gegen sie gerichtet worden. Ein neuer Biograph (Emil Ludwig, Kaiser Wilhelm II.) spricht zum Beispiel „von der Kaltherzigkeit einer despotischen Mutter, welche die körperlichen Mängel ihres ältesten Kindes nicht vergessen konnte und im Grunde ihres Herzens einen geheimen Groll gegen ihren mißgestalteten Sohn trug". Solche Worte haben nicht die geringste Begründung; sie müssen auf ein Vorurteil zurückgeführt werden, das sich aus den Unstimmigkeiten der späteren Jahre ableiten läßt. Es ist vielleicht gut, sich an einen früheren Brief der Kronprinzessin vom 28. Januar 1871 (s. S. 127) zu erinnern, in dem sie konstatiert: „Ich bin glücklich, zu sagen, daß zwischen ihm und mir ein Band der Liebe und des Vertrauens besteht, das, wie ich fühle, nichts zerstören kann." In den folgenden Jahren war niemand mehr bereit, für ihren Sohn zu kämpfen, als die Kronprinzessin; ein damit zusammenhängender Vorfall möge hier erwähnt werden. Am 27. Januar 1877 feierte Prinz Wilhelm seinen 18. Geburtstag. Die Königin Victoria bot dem jungen Prinzen die höchste Klasse des Bath-Ordens an, aber Prinz Wilhelm glaubte, daß er einer höheren Auszeichnung würdig sei. Darauf schrieb seine Mutter sofort an die Königin Victoria und bedeutete ihr, daß die Kaiser von Rußland und Österreich sowohl wie der König von Italien dem Prinzen bereits ihre höchsten Orden verliehen hätten, und daß der Deutsche Kaiser in früheren Jahren nicht nur dem Prinzen von Wales, sondern auch seinen Brüdern Alfred und Arthur die höchste

Auszeichnung, die er vergeben konnte, den Hohen Orden vom Schwarzen Adler, verliehen hatte. Der Hosenband-Orden, so argumentierte sie, wäre der einzige, der genügen würde. „Willy“, fügte sie hinzu, „würde mit dem Bath-Orden zufrieden sein, aber nicht das Volk.“ Königin Victoria gab den Bitten der Kronprinzessin für ihren Sohn nach, so daß der künftige Kaiser Wilhelm II. an seinem 18. Geburtstag den Hosenband-Orden erhielt.

Die Kronprinzessin war besonders bemüht, ihrem ältesten Sohne die Erziehung angedeihen zu lassen und ihn den Einflüssen zu unterwerfen, die ihn befähigen sollten, sein Land als liberaler und großzügiger Monarch auf den Pfaden des Friedens und des Fortschrittes zu leiten. Als der junge Prinz noch auf der Schule war, hatte sie sich bemüht, die steife traditionelle Erziehungsart des preußischen Hofes zu durchbrechen; nach vielem Hin- und Herreden setzte sie es durch, daß ihre beiden ältesten Söhne auf das Gymnasium nach Kassel geschickt wurden, wo man sie wie die Söhne bürgerlicher Eltern behandelte. Die berauschenden Ereignisse dreier glänzender Kriege schufen indessen eine Atmosphäre, die auch eine so liberale Erziehung nicht überwinden konnte; schon früh entwickelten sich im Prinzen Wilhelm Anzeichen eines Dranges nach Unabhängigkeit, der den Anfang der Meinungsverschiedenheiten zwischen Mutter und Sohn bildet. Während der Prinz sich in seinen Jünglingsjahren befand, mußte er sich natürlich der Meinung seiner Eltern unterwerfen. Als er aber, im Jahre 1880, mit 21 Jahren aus seiner Garnison Potsdam, wo er als Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß gestanden hatte, nach Hause kam, zeigte es sich, daß seine militärische Umgebung einen Einfluß gewonnen hatte, der seine Eltern außerordentlich bekümmerte. In seinem Charakter vermischte sich Gutes mit Bösem; von seiner Mutter hatte er eine Schnelligkeit und Geschicklichkeit des Denkens geerbt, die während des letzten Jahrhunderts bei den Hohenzollern selten gewesen

war; mit ihr verbunden aber war eine Sensibilität, die ihn für Schmeichelei besonders empfänglich, aber auch sehr empfindlich gegen alles machte, das seinem Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit widersprach. Die Folge war, daß Mutter und Sohn sich nun häufig einander fremd fühlten. Darin liegt nichts Ungewöhnliches: es passiert im Gegenteil jeden Tag da, wo Mutter und Sohn, obgleich ähnliche Persönlichkeiten, doch diametral entgegengesetzte Lebensanschauungen haben. Bis zu der Zeit, als Prinz Wilhelm sein Vaterhaus verließ, zeigen alle Briefe der Kronprinzessin, daß sie ihn liebte und an nichts als an sein Glück und seine Erfolge in der Zukunft dachte. Vielleicht war ihr Fehler, daß sie strebte, ihn ihrem Vater so ähnlich als möglich zu machen, während der künftige Kaiser, der sich seiner Kräfte, die in anderen Richtungen lagen, bewußt war, nicht zu bestimmen oder zu überreden war, sich den ihm vorgetragenen Ansichten anzupassen. In seinem Ausblick auf das Leben sah er zwei Hindernisse, die sich zwischen ihn und die höchste Macht stellten. Das erste war sein achtzigjähriger Großvater, Kaiser Wilhelm I., der indessen, wie zu erwarten war, nicht mehr lange leben konnte. Das zweite war sein Vater, der damals fünfzigjährige Kronprinz, den er als machtlosen Erben betrachtete, da er nur in beschränkter Weise über seine Zeit und seine Finanzen verfügen konnte und beständig vom Kaiser und dem mächtigen Bismarck in den Hintergrund gedrängt wurde. Für den jungen Prinzen waren die liberalen Ansichten seines Vaters anathema, während er die offensichtlichen Sympathien seiner Mutter für England für unpatriotisch hielt. Beide Eltern sahen zwar voll Kummer auf diese neuen Tendenzen, betrachteten sie aber mit einer Liebe, welche sie die schlimmsten Manifestationen des Prinzen übersehen ließ. Aus allen Briefen der Kronprinzessin, die sie während dieser Periode an die Königin Victoria schrieb, geht hervor, daß sie mit Stolz, Liebe und Nachsicht von ihm spricht.

Zu Beginn des Jahres 1880 verlobte sich Prinz Wilhelm 1880

heimlich mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Tochter jenes Herzogs Friedrich, der 16 Jahre früher Ansprüche auf den Thron des Herzogtums Holstein gemacht hatte, der Nichte des Prinzen Christian, welcher der Kronprinzessin Schwester, Helene, geheiratet hatte.

Vier Tage nach der heimlichen Verlobung schrieb die Kronprinzessin, die fürchtete, daß die Verbindung vom Berliner Hof nicht gebilligt werden würde, da die Braut nicht zum engeren Kreise gehörte, am 18. Februar an Königin Victoria:

„Willy hat sehr rührende Briefe (in seinem eigenen merkwürdigen Stil) über sein großes Glück geschrieben. Er verlobte sich selbst am 14. mit der lieben Victoria, mußte aber am nächsten Tage, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, wieder abreisen, da alles noch geheim gehalten werden soll. Wir erhielten die Briefe gestern; die Nachricht erregte uns sehr, wie Du Dir denken kannst, wir sind aber auch sehr dankbar und erleichtert. Vielleicht wirst Du unsere liebe zukünftige Schwiegertochter eher als wir selbst sehen, da sie eventuell nach England geht und wir sie kaum vor Juni treffen werden.

Fritz bittet mich, Dir zu sagen, daß er sie Deiner Güte empfiehlt; da sie Deiner lieben Schwester Enkelin und Deines Enkels Braut ist, glauben wir sicher, daß Du ihr einen Platz in Deinem Herzen gewähren wirst.

Was für ein furchtbares Ereignis ist in Petersburg vorgefallen! [Am 17. Februar war ein Attentat auf den Zaren versucht worden. Um sieben Uhr abends explodierte eine Bombe unter dem Speisesaal, als die kaiserliche Familie die Treppe hinabstieg, um sich zum Diner zu begeben.] Es macht uns das Blut in den Adern gefrieren, wenn wir denken, was hätte geschehen können, und wir uns die Gefahr vorstellen, die immer noch den unglücklichen Kaiser umgeben mag. Wie können Menschen so grausam sein! — Aber ich fürchte, daß die Taten, welche die Behörden, die Polizei usw. gegen russische Untertanen verübt haben, nicht weniger grausam sind; Sibirien mit all seinen Schrecken, die furchtbare Behandlung der Polen sind entsetzliche Dinge, die nach Rache schreien. Aber den letzten Akt der Propheten im Ernst in seinem eigenen Speisesaal erleben zu müssen, ist zu schrecklich. Guy Fawkes und Gunpowder Treason

hatte man für Dinge der Vergangenheit gehalten. Glücklicherweise haben diese schauderhaften Versuche selten Erfolg, immerhin aber eine Chance. Neunmal mögen sie mißglücken, um das zehnte Mal zu gelingen. Die arme zarte Kaiserin muß einen großen Nervenschock erlitten haben! Und was muß es für ein Schreck für die arme Maria und die anderen alle gewesen sein. Dieser Kaiser ist ein so freundlicher und gütiger Mann, daß man doppelt stark mit ihm fühlt. Das Ereignis muß überall einen schrecklichen Eindruck hervorrufen."

Auf Königin Victorias freundliche Antwort erwiderte die Prinzessin am 21. Februar:

„Was ist nicht alles passiert! Fritz macht mich mit seinen düsteren Prophezeiungen lachen, aber er ist überzeugt, daß eines Tages der russische Versuch in Berlin wiederholt werden wird und diese schrecklichen Dinge nur zur Nachahmung anreizen. Natürlich ist die Wissenschaft der Zerstörung durch Dynamit, Nitro-Glyzerin, Torpedos, Thomas-Uhren usw. auf einen hohen Grad der Vollendung gebracht worden. Diese schrecklichen Todesmaschinen sind für außerordentlich dienlich im Kriegsfalle gehalten worden. Wenn sie aber bösen Menschen oder auch aufgeregten Verrückten in die Hände fallen, kann der schlimmste Schaden angerichtet werden; immerhin neige ich der Ansicht zu, daß trotz alledem das menschliche Leben heiliger geworden ist, als es war. Frühere Kaiser von Rußland, die irgend jemand im Wege standen, wurden erdrosselt, vergiftet oder auf sonst irgendeine Weise umgebracht. ‚Le despotisme tempéré par l'assassinat,' wie Voltaire die russische Regierungsform nannte, wo sich jetzt unter den Offizieren der kaiserlichen Garde und dem Adel nicht länger Mörder finden; die Verbrecher sind jetzt unter einer Horde von tollkühnen, gesetzlosen Menschen zu suchen, die für den Augenblick außerordentlich gefährlich sind. Es ist natürlich sehr schwer zu sagen, wie weit sich diese Verschwörung ausdehnt. Welche Verbindungen mit den internationalen Kommunisten der anderen Länder die Nihilisten haben, ist nicht bekannt. Aber da in Rußland Ehrlichkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit selten sind, wird es sehr schwer sein, die wirklichen Verbrecher zu finden, so daß wahrscheinlich eine Menge Unschuldiger verdächtigt und sogar bestraft werden. Es ist ein furchtbarer Gedanke. Wie sehr muß sich die arme Marie und auch Affie erschreckt haben. Es ist ein zu fürchterlicher Vorfall ... Wegen Willy will ich nur hinzufügen, daß nach meiner Ansicht seine Verlobung in

Berlin sehr unpopulär sein wird, da die armen Holsteins ,mal vu' sind und außerdem eine weitverbreitete, aber falsche Ansicht besteht, daß sie nicht ebenbürtig sind. Ich bin aber sicher, daß sich dieses Vorurteil schnell legen wird."

Anfang März kam die Braut des Prinzen Wilhelm in England an und besuchte die Königin Victoria, die sich sogleich von ihrer zukünftigen Schwiegerenkelin (die im Familienkreise „Dona" genannt wurde) angezogen fühlte und in der herzlichsten Weise über sie an die Kronprinzessin schrieb. Am 26. März antwortete die Kronprinzessin:

„Ich bin entzückt, daß Du Victoria nett, liebenswürdig und hübsch findest. Ich habe sie immer dafür gehalten und bin sicher, daß sie aller Herzen gewinnen wird. Ihr Lächeln, ihr Wesen und ihr Ausdruck müssen sogar die borstigen, dornigen Berliner mit ihren scharfen Zungen und ihrem schneidenden Sarkasmus über jeden und alles entwaffnen. Die Nachricht von der Verlobung ist viel besser aufgenommen worden, als ich zu hoffen wagte. Natürlich sind viele aus der Hofgesellschaft nicht befriedigt. Im großen Publikum aber hat man die Nachricht sehr gut aufgenommen, wie mir verschiedene Briefe, die ich erhalten habe, beweisen. Wenn ich kürzlich wenig geschrieben habe, so ist es nur, weil ich wegen der Verlobung sehr viel zu tun habe.

Ich wünsche für Willy dasselbe wie Du, nämlich, daß er vor seiner Heirat ein wenig von der Welt sähe, obgleich es mit ihm dasselbe in Belgien, Holland und London wie zu Hause war — er legt keinen Wert darauf, irgend etwas anzusehen, interessiert sich absolut nicht für Kunstwerke, bewundert schöne Landschaften nicht und wirft keinen Blick in einen Reiseführer oder irgendein anderes Buch, das ihn über die Stätten, welche er besucht, belehrt. Du wirst daher zugeben, daß Reisen für ihn nicht von großem Nutzen ist, jedenfalls liegt es nicht in seinem Wesen. Ich wünsche sehr, daß die Hochzeit im Laufe des nächsten Jahres stattfindet. Ich halte es für einen wahren Segen, daß Victoria 22 und nicht 17 ist; wenn man auf einen so schwierigen Posten gestellt wird, ist dies ein großer Vorteil."

Am folgenden Tage schrieb sie:

„Ich erhalte jetzt jeden Tag Glückwünsche zu Wilhelms Verlobung — es ist oft eine schwere Aufgabe, von Freude, Glück

und Festlichkeiten zu sprechen und Gratulationen zu erhalten, wenn man eine schmerzende Leere im Herzen verspürt. Aber so ist das Leben: während manche Menschen freudig in die Zukunft blicken, müssen andere immer die Blicke rückwärts in die Vergangenheit richten; es ist ein melancholisches, eifersüchtiges Gefühl der Tröstung in dem Gedanken, daß wir, wenn alle anderen vergessen, uns der Lieben erinnern, die einst unser Heim mit ihrer lieben Gegenwart erhellt haben. Aber ich bin für Willys Glück sehr, sehr dankbar und sicher, daß die liebe Victoria ein Segen für jeden sein wird, weil sie so freundlich und gut ist."

Ihre gehobene Stimmung zeigte während der nächsten Monate keine Verminderung.

„Willy," schrieb die Kronprinzessin am 24. Mai, „sieht sehr glücklich aus, und ich muß sagen, daß die Ansichten vieler sich sehr zum Bessern gewandt haben. Jedermann scheint Dona gern zu haben, und alle Einwände gegen die Heirat sind so gut wie verstummt. Ich bin dafür um ihretwillen und wegen der Zukunft sehr, sehr dankbar."

Die Kronprinzessin mußte jetzt eine Liebesgeschichte erfahren, die für einen Menschen von ihrer Erziehung und ihrem strengen Gerechtigkeitsgefühl die angenehmen Züge vermissen ließ, die für gewöhnlich mit einer Heirat verbunden sind. In ihre Welt des Anstandes, in welcher der Wechsel des Schicksals und des Glückes in familiärer Verkleidung sichtbar war, brach eine Tragödie der Leidenschaft und Tränen ein.

Am 3. Juni 1880 erfuhr die Kronprinzessin zu ihrem Kummer den Tod der Kaiserin Marie von Rußland, der Mutter der Herzogin von Edinburgh (der Schwägerin der Kronprinzessin) und beeilte sich, dem trauernden Kaiser Alexander und seiner Tochter ihr Mitgefühl auszusprechen. Sie war empört, als sie einige Monate später hörte, daß der Kaiser sechs Wochen nach dem Tode seiner Gattin wieder geheiratet hatte. Gewiß waren die Umstände ungewöhnlich, und es gab viele, welche für die eilige Wiedervermählung des Kaisers Toleranz aufbrachten. Obgleich

nach außen hin die erste Ehe des Kaisers glücklich gewesen war, hatte er sich vor einigen Jahren in eine der schönsten Frauen Rußlands, die Gräfin Dolgorukowa, Tochter eines reichen Adligen, sinnlos verliebt. Als ihre Eltern den Lauf der Dinge erkannt hatten, schickten sie ihre Tochter für zwei Jahre nach Neapel, aber die Trennung diente nur dazu, die Liebe der beiden zu stärken, und als der Kaiser Paris besuchte, floh die Gräfin aus Neapel, um ihn zu treffen, und kehrte mit ihm nach St. Petersburg zurück. Um einen Schleier über diese unerlaubte Liebe zu werfen, wurde sie Hofdame der Kaiserin und bewohnte einige Gemächer des Winterpalais, die einen geheimen Eingang erhalten hatten.

Während der zwölf Jahre, die sie im Palast lebte, gebar sie vier Kinder; ihre Stellung, die sehr schwierig war, wurde durch ihre große Schönheit, ihren Charme und ihren unfehlbaren Takt einigermaßen möglich gemacht. Nach dem Tode der Kaiserin nahm man allgemein an, daß der Kaiser sie heiraten würde, und obgleich sechs Wochen sicher eine kürzere Trauerzeit bedeuteten, als irgend ein Hof oder eine Nation erwarten konnte, wurde dem Kaiser von der St. Petersburger Gesellschaft für diesen Bruch des Herkommens kaum ein Vorwurf gemacht. Da die Ehe morganatisch war, verlieh der Kaiser seiner Braut den Titel „Ihre Hoheit Prinzeß Juriewsky".

Der Kronprinzessin erschien diese leidenschaftliche und intrigenreiche Geschichte, die in einer Tragödie gipfelte, als ein erschreckender Einbruch in den ruhigen Fluß ihres wohlgeordneten Lebens. Es war, als ob jemand, der Schiller liest, plötzlich auf eine erschütternde Seite aus Dostojewskis Werken trifft. Sie war bemüht, sich der neuen Lage anzupassen und schrieb am 12. November 1880 an die Königin Victoria, als sie von der Heirat des Kaisers gehört hatte:

„Fritz trägt mir auf, Dir mitzuteilen, daß er am Montag einen Brief vom General Schweinitz hatte, der ein Schreiben

unseres Militärattachés General Werder (des intimen Freundes Kaiser Alexanders) enthielt, das folgendes besagt: Der Kaiser wurde am 26. Juli in Gegenwart des Generals Adlerberg und des Generals Rilésef mit der Prinzessin Dolgorukowa vermählt. Er hat seiner Gemahlin und seinen Kindern den Namen Juriewsky verliehen. Vor dem 2. oder 3. Dezember soll es nicht bekanntgemacht werden. Der Kaiser Alexander hat gewünscht, daß an meinen Schwiegervater geschrieben wird, um ihm die Tatsache mitzuteilen. Der Kaiser (mein Schwiegervater) schrieb dies vor zwei Tagen an Fritz. Wir wissen aus einer anderen Quelle, daß nach der Hochzeitszeremonie der Kaiser Minny und den Zarewitsch holen ließ, um ihnen seine Gattin vorzustellen und sie zu bitten, freundlich zu ihr zu sein. Die unziemliche Hast, mit der der Kaiser den Eheritus vollzogen hat, während die Trauer für die arme Kaiserin noch so frisch ist, kann nach meiner Ansicht bis zu einem gewissen Grade durch den Wunsch gerechtfertigt werden, seine Pflicht als Ehrenmann einer Dame und seinen Kindern gegenüber zu erfüllen, die er in eine so peinliche Lage gebracht hat. Er fühlt, daß seine Gesundheit schwankend und sein Leben unter den gegenwärtigen Bedingungen in Rußland nicht gesichert ist, und wünscht sehr wahrscheinlich die Bande, die er geknüpft hat, zu legalisieren, bevor ein plötzlicher Tod ihn hindern könnte, sein früheres Benehmen wieder gutzumachen. Trotzdem empfinde ich den Mangel an Achtung vor dem Andenken an die arme Kaiserin sehr bitter, die eine so ergebene tugendhafte Gattin und liebende Mutter gewesen ist. General Schweinitz meint indessen, daß alles besser als der frühere Zustand sei, der ein zum Himmel schreiender Skandal gewesen wäre. Die Empfindungen der armen Kaiserin wurden während ihres Lebens nicht in Betracht gezogen. Daher sollte, was in so traurigen Verhältnissen getan werden kann, ohne Verzug ausgeführt werden; Du wirst sicher darin mit mir übereinstimmen, daß es besser so ist. Obgleich die Kinder die zweite Ehe ihres Vaters bitter empfinden müssen, ist es doch vorteilhafter für sie, als daß sie sich seines Lebenswandels schämen müßten.

Ich bin über die ganze Angelegenheit mehr chokiert, als ich sagen kann, sie erinnert mich an Ludwig XIV. und XV.; der Kaiser tut mir sehr leid, da ich sicher bin, daß er ein viel zu guter Mann ist, um nicht zu empfinden, in welch peinliche Lage er sich begeben hat. Auf der anderen Seite steht die Moral in Rußland so tief, die Menschen sind so lax und indifferent, daß es ihnen gleichgültig ist, was geschieht. Bitte sprich

nicht darüber, daß Du alles von mir gehört hast. Zweifellos hat Dir der Kaiser Alexander auf irgendeine Weise Nachricht zukommen lassen — vielleicht durch Alfred?“

In demselben Herbst verbrachte Prinz Wilhelm einen Monat als Gast des Prinzen Christian in Cumberland Lodge (Windsor) beim Onkel seiner Braut; nach seiner Rückkehr nach Berlin Ende November begannen die Vorbereitungen für seine bevorstehende Hochzeit. Obgleich die Kronprinzessin mit der Heirat ihres ältesten Sohnes sehr zufrieden war, konnte sie den Kummer über die nahende Trennung von ihrem Sohn nicht unterdrücken
1881 und schrieb am 1. Januar 1881 an ihre Mutter:

„Es sind die letzten Tage, in denen wir Willy unverheiratet in demselben Hause, in seinen alten Zimmern bei uns haben. Er hält mich für ganz töricht sentimental, daß ich dies bemerke, und sagt, daß es ihm ganz gleichgültig wäre, in welcher Stadt oder welchem Haus oder welchem Zimmer er wohne. Es ist mir entsetzlich, die Worte ‚zum letzten Male‘, ebenso wie die Worte ‚Lebe wohl‘ aussprechen zu müssen. Es ist in der Tat sehr unbequem, ein weiches Herz zu haben, aber man kann nichts dafür; die, welche es nicht besitzen, fühlen sich sehr viel wohler.“

Der Brief zeigt den Unterschied der Temperamente von Mutter und Sohn — ein Unterschied, der während der nächsten Jahre so heftig betont werden sollte. Während der frühen achtziger Jahre scheint Prinz Wilhelm mehr und mehr von der Überzeugung durchdrungen gewesen zu sein, daß seine Mutter ‚proenglisch‘ sei und gegen die deutschen Interessen arbeite.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten fanden am 27. Februar 1881 statt; sie waren der Anlaß, den intimen Freund des Kronprinzenpaares, Odo Russell, zum Lord Ampthill zu machen. Am Tage der Hochzeit schrieb die Kronprinzessin an ihre Mutter:

„Bis jetzt ist alles sehr gut gegangen, der Einzug war wirklich schön. Die liebe Dona sah reizend aus; alle waren von ihrer Schönheit und Grazie entzückt. Ihr Antlitz trug einen Zug unschuldiger Glückseligkeit, den zu sehen mir guttat. Ihr

Kleid stand ihr außerordentlich gut — es war hellblau mit Goldbrokat, mit rosa und weißen China-Astern; um den Hals trug sie ihre Perlen und Deinen wundervollen Anhänger.

Das Wetter war schön und jedermann guter Laune. Die Menge rief Hurra, schien erfreut, und die Dekorationen waren wirklich sehr hübsch.

Ich war gestern abend todmüde, sonst würde ich gleich geschrieben haben. Ich hatte ein Diadem auf, das mich sehr drückte, da ich es während sechs und einer halben Stunde nicht abnehmen konnte. Der Empfang im Schloß verlief sehr gut; sogar Fürst Bismarck erschien.

Der heutige Tag wird sehr anstrengend werden, ich wünschte, er wäre vorüber.

Meine Schwiegerverwandten sind sehr nett und niemals müde — das lange Stehen, die Hitze, die Toiletten, das Reden, nichts scheint sie matt zu machen.

Ich mußte viel an Dich, liebste Mama, und an die Tage meiner Ankunft in Berlin denken. Es wird Victoria sehr viel leichter gemacht als mir, und ich hoffe, daß sie niemals so unter Heimweh leiden wird wie ich heute."

Kaum vierzehn Tage, nachdem das Echo der Heiratsglocken verklungen war, kam die tragische Nachricht, daß der Kaiser Alexander II. von Rußland einem Bombenattentat auf dem Heimwege von einer Parade in St. Petersburg zum Opfer gefallen sei. Die erste Bombe, die geworfen wurde, explodierte hinter dem Wagen. Der Kaiser stieg sofort aus, als eine zweite Bombe ihn schwer verletzte. Er starb zwei Stunden später. Einer der dramatischen Umstände, die mit seinem Tod verbunden sind, bestand darin, daß er erst vor wenigen Tagen befohlen hatte, ein Testament zugunsten seiner morganatischen Gemahlin, der Prinzessin Juriewsky, vorzubereiten. Das Testament wurde ihm am gleichen Tage zur Unterzeichnung gebracht, ebenso wie ein wichtiger Ukas, der verschiedene Reformen garantierte. Seine Unterzeichnung nahm viel Zeit in Anspruch. Er verschob daher die Unterschrift des Testamentes bis nach seiner Rückkehr von der Parade, von der er nicht mehr lebend nach Hause kommen sollte.

Die Nachricht von des Kaisers Tod war ein schrecklicher Schlag für die Kronprinzessin, die am 14. März an ihre Mutter schrieb:

„Ich bin von solchem Entsetzen erfüllt, daß ich wirklich nicht weiß, was ich sagen soll! Armer, lieber Kaiser Alexander! Einen so schrecklichen Tod sterben zu müssen, es ist zu gräßlich! Trotz allen seinen Schwächen und Fehlern war er ein liebenswürdiger, reizender, liebenswerter, warmherziger und wohlmeinender Mann. Ich schaudere und zittere bei dem Gedanken an ein so schreckliches Ende, das uns mit Mitleid, Kummer und Trauer erfüllt! Gott sei Dank sagte das fürchterliche Telegramm: ‚Il n'a pas repris connaissance', so daß wir hoffen können, daß die schrecklichen Verwundungen ihn gnädig aller bewußten Pein enthoben haben. Arme liebe Marie!! Wie wird sie einen so schrecklichen Schlag ertragen? Beide Eltern in einem Jahre verlieren zu müssen, und dazu noch ihren Vater, den sie anbetete, auf solche Weise!! Vermutlich werde ich sie heute abend auf dem Bahnhof sehen!

All die Begleitumstände sind so schrecklich! Die neue Heirat hatte einen Reif über alle relations de famille geworfen und ihm beim Publikum so sehr geschadet! Er soll so sehr glücklich gewesen sein! Die arme Frau tut mir nun leid, da sie ihn sehr geliebt hat — obgleich sie noch nicht an die Stelle gehörte, an der sie jetzt stand. Sicher ist das arme Wesen im Zustande tiefster Verzweiflung!

Mein Schwiegervater vergoß viele Tränen und ist tief bekümmert. Aber ich bin froh, sagen zu können, daß es ihm nicht den Chok gegeben hat, den er vielleicht bekommen hätte, wäre er jünger! In seinem Alter sind die Eindrücke nicht mehr so heftig. Er hatte seinen Neffen so gern! Ich werde niemals vergessen, wie freundlich und nett der arme Kaiser Alexander immer zu mir war. Daß die Nihilisten noch nicht vernichtet sind — dessen bin ich ganz sicher und kann des lieben Affie sanguinische Ansichten in dieser Hinsicht nicht teilen.

Die Regierung hat während langer Jahre zu viele Grausamkeiten begangen und sich zu streng gezeigt, als daß nicht Rachegelüste hätten entstehen sollen, die jetzt zu schwierig zu beruhigen sind. Das traurigste dabei ist, daß sie an einem so wohlmeinenden und gütigen Herrscher ausgelassen worden sind — der nicht ein Tyrann, wie seine Vorgänger war, obgleich er auch ein wenig davon in sich hatte, wie fast alle Zaren haben müssen! Der Zustand aller Gesellschaftsschichten dort ist zu

tief und traurig! Wie wollen sie jemals zu einem zivilisierten, freiheitlichen und ordentlichen Staate bei all der grausamen Unterdrückung, dem Verbannen nach Sibirien und langsamen en-gros-Töten von Familien werden? Wann wird das Leben und die Freiheit der Untertanen durch kluge und menschliche Gesetze gewissenhaft geschützt werden! Despotismus ist ein Dämon, der alle wilden Verbrechen und Grausamkeiten mit sich bringt und früher oder später zu so schrecklichen Ereignissen führen muß, die dann gewöhnlich den Unschuldigen treffen.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen zitt're nicht.

Mit Sascha und Minny (der Zarewitsch und seine Gattin, die Tochter des Königs von Dänemark, Schwester der Königin Alexandra) habe ich tiefstes Mitleid. Es muß zu schrecklich sein, eines ermordeten Vaters Krone aufzusetzen. Ich weiß, was wir empfunden haben, als wir fast in derselben Lage waren!

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan, so sehr hatte mich der Schrecken ergriffen. Ich danke Gott, daß der armen Kaiserin diese Prüfung erspart blieb. Der arme Kaiser erwartete immer ein solches Ende und hat sich jahrelang wie ein gehetztes Wild gefühlt, das nirgends sicher ist. Was für ein Leben um solchen Preis! Ich muß gestehen, daß ich es immer befürchtet und geglaubt habe, daß, wenn die Angriffe auf sein Leben andauerten, einer Erfolg haben würde.

Stell' Dir die Verwirrung, den Schrecken und all die gräßlichen Gewaltmaßregeln vor, die in Petersburg ergriffen werden! Sie sind in meinen Augen gerade so gefährlich wie alles andere! Blutvergießen und Grausamkeit überall — ein kalter Schauder muß die Menschen überlaufen! Ich muß schnell schließen, liebste Mama, wir gehen um halb zwölf zur griechischen Messe in die russische Botschaft. Ob Fritz nach St. Petersburg muß oder nicht, weiß ich nicht."

Viel von der Schönheit des Lebens war für die Kronprinzessin bereits vergangen. In Deutschland hatte sie sich nicht die Liebe und Verehrung erwerben können, welche ihre Mutter jetzt in England genoß; stets waren Menschen am Werke, um die schlimmsten Verdächtigungen über ihre harmlosen und gutgemeinten Handlungen zu verbreiten. Sie wurde nicht verstanden; nur ein Mensch begriff ihr

Wesen: ihr Gatte, den sie von ganzem Herzen liebte und anbetete. Niemals ist die idyllische Verheißung der frühen Tage ihrer Ehe gebrochen worden — niemals hat die Hand der Enttäuschung das wunderzarte Gewebe einer vollkommenen Ehe getrübt. Wie schwierig und verantwortungsvoll ihre Stellung auch immer sein mochte, sie wußte, daß sie sich unbedingt auf zwei Dinge verlassen konnte — auf die zärtliche Liebe ihrer Kinder und die unwandelbare, unaufhörliche, treue Liebe ihres Gatten, den sie anbetete.

Siebentes Kapitel

AUSWÄRTIGE ANGELEGENHEITEN, 1878—1886

Die dem Vertrage von Berlin folgende Dekade zeigte 1879
einen wachsenden Einfluß Deutschlands auf die Weltpolitik, zur gleichen Zeit aber einen bemerkenswerten Rückgang des britischen Prestiges. In diesen Jahren schlug Bismarck entschieden neue Wege der inneren und äußeren Politik ein. In den Landesangelegenheiten fuhr er fort, Verhandlungen mit dem Vatikan über die antiklerikalen Maigesetze zu führen, deren Urheber, Dr. Falk, zurücktrat; er wandte sich vom Freihandel ab und begann den Ausbau des Schutzzollsystems. In der äußeren Politik wagte er die Beziehungen zu Rußland durch die Unterzeichnung eines Defensivbündnisses mit Österreich aufs Spiel zu setzen, und streckte selbst Fühler aus, um eine Annäherung an Großbritannien zu prüfen, obgleich ein definitiver Bündnisvorschlag erst 10 Jahre später gemacht wurde. Am 30. November 1879 schrieb die Königin Victoria an die Kronprinzessin:

„Was Fritz über das Bündnis oder das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Österreich sagte, ist mir nicht neu. Es kam im geheimen vor zwei Monaten zu meinen Ohren; aber ich habe es erst jetzt von Lord Salisbury gehört, der seine Kenntnisse dem Grafen Karolyi verdankt. Ich freue mich natürlich über die Aussichten, die ein kordiales Defensivbündnis zwischen Deutschland und Österreich den Friedensinteressen bietet. Der Wert eines solchen Bündnisses würde sich indessen in meinen Augen beträchtlich verringern, wenn es irgendwelche Verstimmung für Frankreich in sich schlösse. Fritz scheint zu denken, daß wir unseren Einfluß dazu verwenden könnten, Frankreich von der Opposition gegen eine solche Liga abzu-

halten, aber wie weit unser Einfluß reichen oder unter welchen Bedingungen er mit Vorteil ausgeübt werden könnte, ist eine Frage, die viele Bedenken in sich schließt, und ich weiß jetzt noch nicht, was Lord Beaconsfield und Lord Salisbury darüber denken. Aber ich bin sicher, daß kein gegen Frankreich gerichtetes Bündnis in meinem Lande geduldet werden würde.

Fritzens Name soll nicht erwähnt werden; ich bin ihm sehr dankbar dafür, daß er mir diese wichtige Information hat zukommen lassen. Ich hoffe, daß er es mich wissen läßt, falls er mehr erfährt. Auch ich werde mich dann bald genauer äußern können."

In den folgenden Jahren kam die östliche Frage immer und immer wieder zur Sprache. Die Türkei, der kranke Mann Europas, schien sich nach der drastischen Operation, welche der Kongreß für die Lösung seiner Schwierigkeiten gehalten hatte, wieder zu erholen, so daß zwei Jahre später die ottomanische Souveränität und ottomanische Mißwirtschaft von neuem den Ärzten trotzte. Inzwischen konnte der große Gegner Lord Beaconsfields in der östlichen Politik, Mr. Gladstone, seine Rolle bei der Behandlung des Problems spielen. Sein Kabinett trat
1880 mit Lord Granville als Sekretär des Äußeren im April 1880 sein Amt an; wie Lord Dufferin sagte, gerade zur richtigen Zeit, um England vor einem Konflikt mit der ganzen Welt zu behüten.

Bismarck war entschlossen, darauf zu bestehen, daß die Bestimmungen des Berliner Vertrages erhalten bleiben sollten und sagte am 5. Dezember 1879 mit Bezug darauf, „daß die Lösung des Balkanproblemes die Knochen keines einzigen pommerschen Grenadiers wert sei." Indessen konnten sich weder Montenegro noch Griechenland zufriedengestellt erklären, ehe die im Vertrage versprochenen Grenzberichtigungen von der Türkei ausgeführt worden waren, während die Türkei sich als Rekonvaleszent hinlänglich wohl fühlte, um ihre Verpflichtungen nicht zu erfüllen.

Um diese Ansprüche zu befriedigen, trat eine europäische Konferenz im Juni 1880 in London zusammen.

Die Türkei widersetzte sich der Entscheidung der Konferenz, daß sie den Hafen und die Küste von Dulcigno an Montenegro abtreten sollte. Am 10. Juli schrieb die Kronprinzessin:

„Der gegenwärtige Augenblick scheint mir sehr kritisch; er ist einer von denen, die schnelles und energisches Handeln von seiten Englands verlangen. Die Türken werden sich der Vorschrift Europas allein nicht fügen, die Russen stärken ihren Widerstand und auch die Forderungen aller derer, die interessiert sind, einen Teil der Türkei für sich selbst zu nehmen, da sie wissen, daß sie auf diese Weise ihr Konstantinopel bekommen können. Bis sie es haben, wird niemals Ruhe und die östliche Frage niemals gelöst werden. Sie werden daran arbeiten, um sie unter jeder möglichen Verkleidung und Form mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit und Kühnheit aufzuwerfen. Sie wissen ganz genau, daß keine andere europäische Macht ein sehr großes Interesse daran hat, sie an der Einnahme Konstantinopels zu hindern, und zählen auf Englands Unfähigkeit, sie unmöglich zu machen. England kann und muß sie aber verhindern, und zwar jetzt. In wenigen Wochen würde es zu spät sein. Man würde Torpedos auslegen, um die Annäherung englischer Schiffe unmöglich zu machen; die Teilung der Türkei würde dann mit viel Grausamkeit und Blutvergießen verwirklicht werden müssen.

Warum können unsere Schiffe nicht in die Dardanellen einfahren? Warum kann England, das so viel für die Türken tun mußte, und genug Geld und Leben daran gesetzt hat, Rußland an der Besitzergreifung Konstantinopels zu hindern, diese schließlich nicht unmöglich machen? Mr. Gladstones Politik hat natürlich die Krisis beschleunigt, die sonst Jahre gebraucht hätte, um ihren jetzigen Zustand zu erreichen. Die Türken haben jede Möglichkeit für Reformen und Verbesserungen gehabt — sie sind unfähig, solche einzuführen, und selbst ihre besten Freunde müssen eingestehen, daß sie nicht länger in Europa bleiben können —, warum soll man nicht douce violence gebrauchen, eingreifen und sie als Freunde nötigen, auszuführen, was sie nicht selbst tun können? Warum wird nicht Sir Lintorn Simmons hingeschickt, um eine Militärkonvention mit ihnen abzuschließen, warum laufen nicht ein paar Schiffe in das Goldene Horn ein, warum läßt man nicht Mr. Goschen [später Viscount Goschen und eine Zeitlang Botschafter in Konstantinopel] dort und schickt noch ein paar Leute hin, welche die

türkischen Finanzen und die türkische Verwaltung in die Hand nehmen? Es ist der einzige Weg, grausames Blutvergießen und Krieg zu vermeiden. Die anderen europäischen Mächte würden sich bestimmt einem solchen Plan nicht widersetzen. Wenn später der Sultan seinen Sitz nach Smyrna oder noch weiter ins Innere von Kleinasien verlegt und Konstantinopel unter englischer Verwaltung bleibt, bis ein unabhängiger Staat unter den Garantien der europäischen Mächte errichtet werden und ein unabhängiger Herrscher an seine Spitze treten kann, so ist es nur um so besser! Diese Gefahr eines russischen Vasallenstaates, der von dem größeren Lande im geeigneten Moment verschluckt werden würde, wäre abgewendet.

Rumänien, Bosnien und Bulgarien, die jetzt Rußland fürchten, würden eine Stütze an uns haben; in diesem Teile der Welt würde englischer und nicht russischer Einfluß herrschen und regieren! Das wäre eine Wohltat für die Erde!

Ich habe das feste Vertrauen, daß im Auswärtigen Amt genug Energie und Entschlußkraft zu finden sind, um den richtigen Schritt zu tun und nicht zu warten oder zu zögern; in 14 Tagen würde es zu spät sein. Die Russen werden bei der ersten Gelegenheit plötzlich in Konstantinopel auftauchen! Dafür haben wir genug Beweise.

Nach ihrer Ansicht ist die englische liberale Regierung entschlossen, nichts zu tun; das läßt ihnen den Erfolg sicher erscheinen. Ich bin nicht Russophobin und halte es für unrecht, wenn man es ist, aber ich weiß, was die Russen denken und vorhaben! Ich bin Turkophilin, d. h. ich wünsche die türkische Bevölkerung anstatt massakriert und zum Kampf gezwungen unter einer Regierung wie der zu sehen, von welcher unsere muselmanische Bevölkerung in Indien Vorteile hat, und nicht die grausame und barbarische Herrschaft russischer Beamten, die durch den Fanatismus der orthodoxen Kirche geleitet werden. Da wir die Herrschaft des Sultans nicht aufrecht halten können, so müssen wir mit allen Mitteln, die in unserer Macht stehen, ihn und sein Volk davor bewahren, gerade von der Macht verschluckt zu werden, der wir 1854 Widerstand geleistet haben.

Du weißt, daß ich immer diese Ansicht vertreten habe und noch vertrete. Wenn Alfred nicht der richtige Herrscher für einen unabhängigen Staat wäre (der sich aus einer britischen Okkupation entwickeln würde), sind da Arthur und Leopold oder der Herzog von Genua oder andere Prinzen in Deutschland, die sich einer solchen Aufgabe unterziehen könnten — Prinz Walde-

mar von Dänemark! Viele Preußen denken, daß es sehr gut wäre, die Russen in Konstantinopel zu haben. Fürst Bismarck wünscht es nicht gerade und würde den englischen Einfluß jedem anderen vorziehen. Aber natürlich läßt ihn der Gedanke, daß die Russen im Osten beschäftigt sind, sich freier und zu Hause weniger bedroht fühlen; sie sind sehr unsichere Nachbarn und unzuverlässige Freunde, und Deutschland liegt so unglücklich zwischen Frankreich und Rußland, daß man immer auf dem ‚qui vive' sein muß.

Ich hoffe, Du wirst mir meinen Freimut nicht übelnehmen, aber meine Überzeugungen sind in dieser Hinsicht so stark, und die Zeit ist sehr kostbar — es ist kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn ein Handstreich gelingen soll —, zur Ausarbeitung der Einzelheiten werden im Kabinett genügend kluge Köpfe zu finden sein, dessen bin ich sicher.

P. S. Die Interessen Englands, Europas und der Welt im großen ganzen scheinen mir in dieser Hinsicht ganz identisch zu sein — nicht so die Interessen der Russen, die nur selbstsüchtig und unmenschlich sind, sich aber niemals um die Zivilisation und die Ehre und den Ruhm von Freiheit und Fortschritt kümmern."

Im Oktober 1881 brachten die Wahlen in Deutschland eine starke liberale Majorität, was die Kronprinzessin sehr freute; sie schrieb am 5. November an die Königin Victoria: 1881

„... Ich bin sehr froh, daß die deutschen Wahlen so viele Liberale gebracht haben; ich hoffe, daß Fürst Bismarck daraus ersehen wird, daß nicht alle Deutschen mit seiner Regierung zufrieden sind, obgleich ich nicht glaube, daß ihm dies den geringsten Eindruck macht. Ich wundere mich, daß er nicht gerade hinaus sagt: ‚Solange ich lebe, sind die Konstitution und der Thron aufgehoben'; denn in der Tat ist es so. Zweifellos ist er patriotisch und ehrlich und denkt, es sei für Deutschland gut! Er hält eine große zentrale Kraft für notwendig und glaubt, daß ein Wille alles entscheiden, der Staat alles sein müsse; es sollte alles wie bei einem großen Maschinenkomplex vor sich gehen, etwa wie zum Beispiel beim ‚Inflexible', auf dem der Kapitän alles mit Elektrizität leitet und das Schiff lenkt ... So wünscht Fürst Bismarck mit einem Druck seines kleinen Fingers alles zu regieren und glaubt, daß es der Sicherheit wegen im Falle

eines Angriffes durch Frankreich oder Rußland doppelt notwendig ist.

Ich mag diesen Zustand der Dinge nicht, aber die meisten Preußen und Konservativen lieben ihn ..."

Die Prinzessin wurde über Bismarcks Entschluß, der einzige Leiter des deutschen Staatsschiffes zu sein, nicht lange im Zweifel gelassen, denn er erklärte drei Wochen später, am 29. Dezember, offen, daß er nicht beabsichtige, Deutschland trotz der liberalen Majorität nach englischer
1882 Weise zu regieren; am 7. Januar 1882 wurde eine kaiserliche Botschaft gegen die parlamentarische Regierung ausgegeben. Wiederum war Bismarck siegreich.

Eine Folge dieses politischen Wechsels in England und Deutschland war eine ständig wachsende Spannung zwischen beiden Ländern, die durch Bismarcks Beharren auf der Unmöglichkeit eines Bündnisses mit England, wegen der parlamentarischen Kontrolle der auswärtigen Politik, nicht verringert wurde. Eine allgemeine Wahl, die ein neues Ministerium bringen konnte, wäre, wie er glaubte, imstande, jedes vorhergehende außenpolitische Verständnis in sein Gegenteil zu verkehren; daher war seine Politik stets von tiefstem Mißtrauen gegen England erfüllt, besonders während des Regimes Gladstone. Dieses Mißtrauen erstreckte sich auf alle Deutschen, deren Sympathien für England bekannt waren, und selbst die Kronprinzessin fand sich von einem dichten Spionennetz umgeben. Ungefähr zu dieser Zeit wurde dem Gefolge des Kronprinzen ein Graf Radolin-Radolinsky von Bismarck beigegeben, welcher den Befehl hatte, die Tätigkeit des Haushofmeisters der Kronprinzessin, des Grafen Seckendorff, zu überwachen. Natürlicherweise gab Radolinskys gebieterische Haltung hinlänglich Grund zu Unannehmlichkeiten, denn während er anscheinend die Ansichten und Meinungen der Kronprinzessin unterstützte, war seine Gegenwart ein Dorn im Auge der loyaleren Mitglieder ihres Gefolges; 1882 oder 1883 schrieb die Freundin der

Kronprinzessin, Lady Ponsonby an ihren Gatten, der Sekretär der Königin Victoria war:

„Ich glaube nicht, daß sich die Königin eine Vorstellung davon machen kann, in welch außerordentlicher Weise in Deutschland das Spionage- und Intrigenwesen ausgebildet ist. Sie, das Auswärtige Amt, d. h. Bismarck, wollten der Kronprinzessin einen absolut sicheren Mann beigeben, um den Kronprinzen besser kontrollieren zu können, falls er Kaiser würde. Seckendorff lehnte es ab, den Spion zu spielen, und wollte sich nicht auf diese Intrige einlassen, obgleich seine politischen Ansichten denen der Kronprinzessin entgegengesetzt sind. Die erste Antwort darauf war die Entlassung seines Bruders nach zwanzigjährigem Dienst aus dem Auswärtigen Amt, ohne daß irgendwelche Gründe für diese Maßnahme angegeben wurden. Dann beauftragten sie Radolinsky (Hofmarschall des Kronprinzen), den Grafen Seckendorff zum Abdanken zu bringen. Radolinsky teilte scheinbar die Ansichten der Kronprinzessin über Bulgarien, wußte sich bei ihr in Gunst zu setzen und begann dann die Stellung Seckendorffs zu untergraben. Ich glaube, daß Seckendorff für sein diktatorisches Wesen zu tadeln ist; vielleicht hat sie ihn auch, wie es die Gewohnheit der Familie ist, zu sehr zum ‚Unentbehrlichen' gestempelt, aber ich bin im großen ganzen überzeugt, daß man ihn unter falschem Vorwande loswerden will, denn Radolinskys Manier, die Kronprinzessin zu verteidigen, besteht einfach darin, diese Berichte zu verbreiten und zu versuchen, ihr ihre Familie abspenstig zu machen."

In den folgenden Jahren erreichte diese von Bismarck inspirierte Rivalität zwischen Radolinsky und Seckendorff Ausmaße, welche die Kronprinzessin auf das äußerste störten; aber im Augenblick war die Spionage und Intrige noch ihren Augen verborgen.

Einer der vertrautesten Freunde des Kronprinzenpaares starb während dieser Tage in Potsdam. Der Tod Lord Ampthills (Odo Russell) war ein trauriger Schlag für beide, denn wenn auch des fähigen Botschafters Nachfolger Sir Edward Malet war, in dessen Stab sich Oberst L. V. Swaine als Militärattaché befand, so konnte niemand den begabten Lord Ampthill vollkommen ersetzen, mit dem sie über zwanzig Jahre befreundet gewesen waren.

Am 30. August schrieb die Kronprinzessin, die sich auf einer Erholungsreise in England befand, an Königin Victoria nach Osborne:

„Ich habe Dir noch nicht genügend für den entzückenden Aufenthalt gedankt, den wir dank Deiner Güte in dieser friedlichen kleinen Villa, die ich so liebe, haben durften. Er war wirklich in jeder Weise bezaubernd, und ich weiß nicht, wie ich Dir meine Dankbarkeit zu erkennen geben soll, auch dafür, daß meine Kleinen hierbleiben durften, während ich fortreiste. Ich weiß, daß sie dort so sicher und gut versorgt sind.

Je mehr ich an Berlin und an den Nachfolger des armen Lord Odo denke, desto größere Besorgnis empfinde ich, daß unter den Diplomaten der rechte Mann noch nicht gefunden zu sein scheint. Die nächsten Jahre werden von außerordentlicher Wichtigkeit sein; wer könnte später besser passen als Morier? Aber gerade jetzt sehe ich nur zwei Männer, die geeignet sind: Erstens Lord Acton und zweitens Lord Arthur Russell. Ob Lord Granville in Frage kommen könnte? Ob sie es übernehmen würden, sind Fragen, über die ich natürlich nichts weiß.

Du mußt meine Meinung als das nehmen, was sie wert ist; aber es ist der einzige Schluß, zu dem ich nach aller Überlegung kommen kann. Auch befürchte ich, daß es für den armen Lord Granville sehr unangenehm sein würde, der jetzt schon so viel Kummer und Aufregungen durchgemacht hat... (Lord Arthur hatte einige diplomatische Ausbildung und war der Sekretär seines Onkels, Lord John)."

In diesem Jahre traf die Kronprinzessin von neuem mit Mr. Gladstone zusammen und antwortete auf eine Anfrage Lady Ponsonbys, was sie von dem Leiter der liberalen Partei halte, am 17. Oktober 1884:

„... Sie fragten mich nach meinem Eindruck von Mr. Gladstone, als ich ihn in Balmoral traf. Ich hielt ihn, wie immer, für einen prachtvollen Menschen, den ich in höchstem Maße respektiere und bewundere; er interessiert mich außerordentlich, und seine Gesellschaft ist sehr reizvoll! Er weiß sehr viel, ist kultiviert, hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis, eine ernste Lebensauffassung und ist von größter Einfachheit. Leider ist er, wie ich fürchte, nicht der richtige Mann, um die verwickelten Fragen zu lösen, die England als Weltreich beschäftigen; aber er ist unschätzbar, da er die Flut der Demokratie eindämmen kann,

weil er als wahrer Liberaler das Vertrauen vieler Tausender hat und der einzige ist, der eine Brücke vom Alten zum Neuen schlagen kann. Ich weiß nicht, ob er den kühnen Blick, das Adlerauge des Staatsmannes hat — ich fürchte nein und wage nicht zu sagen, ob seine Maßnahmen, wie zum Beispiel das Landgesetz, richtig waren. Ich fühle mich da nicht sicher. Er besitzt zweifellos viel Verantwortungsgefühl und hat hohe und erhabene Ziele, aber er scheint augenblicklich von den Bedürfnissen der unteren und Mittelklassen so erfüllt und mit der Aufgabe, ihnen alles zu geben, was sie mit Sicherheit bekommen können, so beschäftigt, daß die anderen großen Probleme, die auf ihn zustürmen, kaum mit der Sorge und Geschicklichkeit behandelt werden können, deren sie bedürfen. Der Osten, unsere Kolonien, unsere Armee und Flotte dürfen nicht vernachlässigt werden. Frankreich und Deutschland lassen es an Respekt fehlen, ohne daß etwas dagegen geschieht, und das darf niemals, niemals der Fall sein. Es ist gut, nicht zu empfindlich zu sein, aber wir dürfen den anderen nicht gestatten, mit uns zu spielen!

Wenn in Berlin eine Konferenz zusammentreten soll, wie man sagt, um die afrikanische Frage zu lösen, sollte England nicht die Vorschläge machen und den größten Einfluß auf das endgültige Resultat verlangen? England ist den anderen Mächten gegenüber viel zu bescheiden und wird daher nur mißverstanden. Wir ernten keinen Dank für unsere Bescheidenheit und Mäßigung. Der Ton der deutschen Presse gegen England ist mit wenigen Ausnahmen abscheulich, aber da er ebenso dumm wie frech ist, achtet man besser nicht auf ihn.

Die Deutschen werfen England immer vor, daß es von Vorurteilen gegen Deutschland erfüllt sei, und vergessen, daß sie sehr viel mehr und tiefere gegen andere Länder, besonders gegen England, haben. Sie bilden sich ein, daß England auf Deutschlands Kolonialbestrebungen eifersüchtig ist. Ich bin ganz sicher, daß die ganze Agitation für das Kolonialunternehmen von der deutschen Regierung nicht so heftig betrieben worden wäre, wenn diese nicht glaubte, daß sie eine gute Handhabe für die Wahlen böte und das Mittel darstellte, eine deutsche Dampferlinie zu gründen, die der Kanzler haben möchte. Das Volk ist wirklich wie ein Kind, das von einem neuen Spielzeug oder einem schmackhaften Bissen entzückt ist, den man ihm entgegenhält — eine süße Frucht — und eifrig bemüht, sie zu ergreifen, auf alles wütend ist, das ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen scheint. Diese süße Kolonialfrucht kann sich leicht in eine bittere Mandel verwandeln, und der Anfang scheint mir traurig genug,

wenn sie nicht ohne eine Entfremdung zwischen England und Deutschland zu haben ist."

1885 Im folgenden Jahre, 1885, hatte Mr. Gladstones Regierung eine Verlängerung ihrer Dauer erfahren, stützte sich aber dann auf das Votum der irischen Nationalisten für seine parlamentarische Mehrheit. In dem liberalen Ministerium, das im Februar 1886 gebildet wurde, übertrug Mr. Gladstone bereitwillig den Staatssekretärposten für Irland Mr. John Morley, nahm aber mit großem Widerstreben den Führer der Radikalen, Mr. Joseph Chamberlain, als Präsident des „Local Government Board" auf. Allgemeines Aufsehen erregte es, daß Sir Charles Dilke übergangen wurde. Alle diese Staatsmänner waren der Kronprinzessin wohlbekannt, aber die Ernennung, welche ihr die größte Freude machte, war die Versetzung des Lord Rosebery ins Auswärtige Amt, eine Beförderung, die auch Bismarck und seinen Sohn, den Grafen Herbert
1886 Bismarck, sehr angenehm berührte. Am 5. Februar 1886 schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Ich freue mich sehr, daß Lord Rosebery dem Auswärtigen Amt zugeteilt worden ist.

Ich sah gestern abend auf einer Gesellschaft Herbert Bismarck, der sehr angenehm berührt war und sagte, daß sich sein Vater sehr freue; dieser hoffe und vertraue, daß Lord Rosebery in Lord Salisburys Fußtapfen treten würde. Auch habe sein Vater das größte Vertrauen zu Lord Roseberys Geschicklichkeit, Absichten und Energie. Das war ganz ehrlich, und es war nicht schwer zu sehen, daß Fürst Bismarck wirklich auf gutem Fuße mit England zu stehen wünscht und mit Lord S.s östlicher Politik ganz einverstanden ist."

Mr. Gladstone ließ keine Zweifel darüber bestehen, daß er seine Politik des Home-Rule für Irland zu Ende führen wollte; in seinem ersten Interview mit der Königin Victoria Anfang Februar bezeichnete er die Linien seiner Politik. Auf den Brief der Königin Victoria, in dem diese Nachricht enthalten war, antwortete die Kronprinzessin am 5. Februar:

„Vielen Dank für Deinen lieben Brief vom 3. und für das Memorandum, d. h. für die Bemerkungen, die Du über Dein erstes Interview mit Mr. Gladstone gemacht hast; sie interessierten uns sehr. Ich halte Eure Unterhaltung für sehr befriedigend. Ich fürchte auch, daß er keinen Erfolg haben wird, weil seine Absichten unausführbar sind. Aber ohne jeden Zweifel meint er es sehr ernst und kennt die ungeheure Verantwortung, die er auf sich genommen hat, ohne sich über die Schwierigkeiten unklar zu sein. Ich freue mich, daß Lord Hartington so offen zu ihm gesprochen hat. Merkwürdig ist, daß Lord Spencer seine Ansichten seit dem Mai so geändert haben soll. Ich kenne Mr. J. Morley und habe ihn immer für einen klugen, gebildeten und kultivierten, außerordentlich ruhigen, ernsten, von Eitelkeit freien Menschen gehalten. Daß Mr. Gladstone nicht blind gegen Mr. Chamberlain und Sir C. Dilke ist, ist ebenfalls erfreulich.

In dem Memorandum, das Du mir so freundlicherweise geschickt hast und das ich sehr bewundere, wird die Lage nicht so schlecht beurteilt, wie ich fürchtete. Es ist ohne jeden Zweifel eine heilige Pflicht, die Wünsche des irischen Volkes „zu prüfen". Aber die zwei Millionen, die schreien und sich im Zustande einer organisierten Revolte unter der Tyrannei des Mr. Parnell und seiner Gefolgschaft befinden, bedeuten nicht ganz Irland! Ich bin voller Furcht, daß man diese nicht zufriedenstellen kann und daß, wäre es der Fall, nur Unglück, Elend, Verderben und Ungerechtigkeit gegen alle anderen die Folge wäre. Die irischen Amerikaner, die Fenier, die unversöhnbaren ‚Unbesieglichen' usw. können nicht durch reine Gesetzgebung, durch Verteilung von Land usw. gewonnen werden. Die irische Frage scheint mir aus zwei Elementen zusammengesetzt zu sein. Das eine sind üble Dinge, die durch der Zeit angepaßte gerechte Reformen, die sich gut auswirken und eine Wohltat für das Land sein würden, verbessert werden können. Das andere Element ist ein Übel, das nur durch Gewalt zu überwinden ist. Gesetzlosigkeit und Gewalttätigkeit sind Kriegsformen; man kann ihnen nur begegnen, wenn man den Kampf aufnimmt, aber dieser würde sich nicht gegen ganz Irland oder gegen das irische Volk richten — sondern nur gegen jenen Teil, der nicht Frieden halten und mit oder ohne Grund England zum Kriege zwingen will. Je weniger Grund sie haben, um so gerechtfertigter ist jede Gewalt, um sie zu Boden zu werfen. Infolgedessen kann die Regierung das Problem durch gewissenhafte Ausschöpfung der Frage und Nachforschungen nach dem Übel lösen, das durch friedliche

Methoden zu heilen ist. Dies wird Englands Kräfte für den Kampf stärken, falls es zu einem solchen kommen sollte.

Einst ist der Krieg mit Amerika vermieden worden, und der liebe Papa tat mehr zu seiner Verhinderung als irgendein anderer; ebenso kann der Krieg mit dem mißvergnügten Teil der irischen Bevölkerung durch einen dem Terror zugefügten Schlag vermieden werden — denn der Terror unterjocht viele, die keine Kraft zum Widerstand haben. Ein schwierigeres Problem ist niemals einer Nation vorgelegt worden! Es stellt unsere Verfassung, unser nationales Temperament, unsern gesunden Menschenverstand, unsere Energie, unser politisches Verständnis und unsere Staatsmänner auf die Probe. Aber keine Frage war noch so schwierig, daß man nicht einen Ausweg gefunden hätte, und ich vertraue darauf, daß er auch hier zu finden ist. Ist Mr. Gladstone der Geist, der ihn finden wird oder nicht? — das ist die Frage. Ich wage sie nicht zu beantworten, da ich es wirklich nicht weiß! Den Willen, den ernstlichen Vorsatz, die Bereitwilligkeit, den Opfermut — ja! Aber er hat einige Schritte getan und einigen Ansichten Ausdruck verliehen, denen man nicht zustimmen kann, da man ihre Klugheit nicht einsieht, und bei denen man nur Mr. Goschens, Lord Hartingtons, des Herzogs von Bedford, Argylls und Westminsters Einwürfe teilen kann.

Du mußt wirklich sehr besorgt sein, aber Du hast alles Kluge, Richtige und Anständige getan, was Du konntest und mußt nun darauf vertrauen, daß es gut enden wird. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mit Dir fühle und alle Deine Zweifel, Besorgnisse und Ängste teile. Aber da ich von Natur aus sanguinisch bin, habe ich immer Hoffnungen, und die Zusammensetzung des Kabinetts zeigt bestimmt viele vertrauenerweckende Züge. Sicher wirst Du Lord Salisbury sehr vermissen. Ich hoffe, Lord Rosebery wird ein guter Staatssekretär des Äußeren werden; für seine Ernennung können wir nur dankbar sein."

1886 Zwei Wochen später, am 19. Februar 1886, schrieb die Kronprinzessin an Königin Victoria:

„Ich sehe nicht ein, warum eine spezielle Untersuchungskommission der irischen Angelegenheiten, die sich aus Liberalen und Konservativen, natürlich mit Ausschluß der Parnelliten, zusammensetzen müßte, nicht alles, was in der Frage dunkel und verwickelt ist, untersuchen und der Regierung Vorschläge für die Reform und Befriedung machen sollte; nur müßte sie die ganz bestimmte Absicht haben, niemals vor Parnell, den Feniern,

den Sozialisten, Anarchisten, Amerikanern, Priestern und Home-Rulern usw. zurückzuweichen, sondern Gesetz, Ordnung und Respekt vor der Obrigkeit wiederherzustellen.

Man vertraut nicht darauf, daß Mr. Gladstone immer genau weiß, was er tun will oder nicht; wenn man in einer so verwickelten Frage entschlossen ist, etwas nicht zu tun, so hilft das schon zur Klärung des Problems, und man kann dann leichter finden, was am besten zu tun ist. Wenn die Allerradikalsten die Möglichkeit eines Bündnisses mit den Anarchisten in Betracht ziehen, um Reformen durchzuführen, so sollten sich alle Parteien gegen sie vereinigen.

Auch ich bewundere viele der großen Fähigkeiten Mr. Gladstones außerordentlich, wäre aber absolut nicht in der Lage, ihm blindlings zu folgen, da seiner politischen Haltung die festen und sicheren Elemente sehr zu fehlen scheinen, die gerade in diesem Augenblick so unumgänglich notwendig sind, wenn jemand Vertrauen zu seiner Politik haben soll. Ich gestehe, daß mein Vertrauen nicht groß ist."

Im folgenden Juli trat Mr. Gladstone infolge allzu großer parlamentarischer Schwierigkeiten zurück. Lord Salisbury ergriff zum zweiten Male das Ruder des Staatsschiffes, um einen von dem seines demokratischen Vorgängers sehr verschiedenen Kurs zu steuern.

Achtes Kapitel

PRINZ ALEXANDER VON BATTENBERG

1886 Liebesheiraten bilden eine beständige Quelle der Beunruhigung für die Eltern. Schwierigkeiten entstehen häufig aus Verschiedenheiten des Temperaments, aus Familienzwistigkeiten oder auch finanziellen Arrangements; bei einer königlichen Familie werden nicht nur diese Gefahren vervielfältigt, sondern der Terror der internationalen Politik und diplomatischen Erwägungen kommt hinzu, um alles noch mehr zu komplizieren. Die Macchiavellis von Europa sehen in einem anscheinend ganz normalen Verlöbnis eine goldene Möglichkeit, eine politische Axt zu schleifen oder einen Schlag zu tun, der der gesamten Politik ein vollständig anderes Aussehen zu geben imstande ist. Unter diesen Umständen finden sich Prinzen oder Prinzessinnen, die verlobt sind, in Figuren auf dem internationalen Schachbrett verwandelt und zu Instrumenten politischer Intrige gemacht. Eine solche Folge von Ereignissen verkehrte die glückliche Verlobung des Prinzen Alexander von Battenberg mit der Prinzessin Victoria, der Tochter der Kronprinzessin, in eine europäische Verwicklung, die gleichzeitig den Rücktritt des Fürsten Bismarck zur Folge zu haben drohte und deren andere verderbliche Wirkung die Erweiterung des Bruches war, der sich unglücklicherweise zwischen der Kronprinzessin und ihrem ältesten Sohn bemerkbar gemacht hatte.

Im Mai 1886 beklagte sich, als Prinz Wilhelm an einer Ohrenentzündung litt, die Kronprinzessin zum erstenmal bei ihrer Mutter über sein verändertes Benehmen:

„Dr. Bergmann glaubt, daß sich Willy auf dem Wege der Besserung befindet und ist ganz zufrieden. Dr. Trautmann bleibt bei seiner Ansicht, daß die Sache ernsthaft ist und sogar vor zwei oder drei Tagen sehr gefährlich war; beide stimmen darin überein, daß große Sorgfalt aufgewendet werden muß, um das Ohr vollkommen zu heilen. Bergmann glaubt nicht, daß die Entzündung jemals zurückzukommen braucht, und kann am Trommelfell nichts finden; er sagt, daß keine Operation notwendig, die Entzündung zurückgegangen, und keine Absonderung, kein Druck auf das Gehirn oder sonst irgendein schlimmes Symptom zu finden sei. Willy darf aufstehen und im Garten spazierengehen, soll sich aber sehr ruhig halten, und ich fand, daß er ganz gut aussah. Er hielt es nicht für nötig, zu erwähnen, daß er mich zwei Monate lang nicht gesehen hatte, oder daß ich in England und Homburg gewesen war, oder daß seine Schwestern die Masern gehabt hatten. Er fragte weder nach ihnen noch nach Dir oder nach irgendeinem meiner Verwandten in England, so daß ich mich verletzt und verstimmt fühlte, da ich mich so sehr um ihn gesorgt hatte. Er ist ein sonderbarer Mensch! Ein wenig Höflichkeit, Freundlichkeit und Empressement können Wunder verrichten, aber ich erfahre sie jedenfalls niemals von ihm. Da er jetzt nicht wohl ist, werde ich natürlich diesen merkwürdigen Mangel an Zuvorkommenheit nicht bemerken. Immerhin ist es für eine weichherzige Mama sehr schmerzlich, so deutlich zu fühlen, daß ihr eigenes Kind sich nicht darum kümmert, ob es sie sieht oder nicht, ob sie wohl oder krank oder abwesend usw. ist. Dona ist ihm sehr ergeben und verläßt ihn keine Minute. Sie scheinen sehr glücklich und zufrieden zu sein."

Dieser Brief betont die Tatsache, daß in den Jahren, die seit Prinz Wilhelms Heirat vergangen waren, die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn kühler geworden waren, ja sogar eine wachsende Antipathie zwischen ihnen sich bemerkbar machte. Prinz Wilhelm, dessen politische Tendenzen ihn auf Pfade führten, die von seiner Mutter nicht betreten wurden, hatte sich von aller elterlichen Autorität freigemacht und begann eine wachsende Mißachtung für seine Mutter an den Tag zu legen, was diese so verletzte, wie nur ein Sohn eine Mutter verwunden kann. Es dauerte nicht lange, bis die Zeichen eines offenen

Streites auch den Fernstehenden nicht verborgen bleiben konnten. Die unmittelbare Ursache der Mißhelligkeiten war in dem Wunsch der Kronprinzessin zu suchen, daß ihre Töchter, wie Prinz Wilhelm auch, sich nicht aus Staatsrücksichten, sondern aus Liebe vermählen sollten; aber als es offenbar wurde, daß sie Prinz Alexander von Battenbergs Wunsch, ihre Tochter Victoria zu heiraten, unterstützte, stießen die Ansichten der Mutter und des Sohnes zusammen. Nicht nur das kronprinzliche Paar, sondern auch die Königin Victoria betrachtete die Bewerbung des Prinzen mit Wohlgefallen; auf der anderen Seite machte sich schon früh eine entgegengesetzte Strömung geltend, welche Fürst Bismarck und der Zar von Rußland begünstigten. Ihr Grund lag nicht fern.

Der Vertrag von Berlin hatte einen neuen Staat, Bulgarien, geschaffen; obgleich er unter der nominellen Suzeränität des Sultans stand, war die russische Ansicht, daß er durch die Bande der Rasse und Religion an Rußland gefesselt sei. Die Wahl eines ersten Herrschers für den neuen Staat erweckte bittere Animositäten; endlich
1879 wurde im April 1879 der Kandidat des Zaren, Prinz Alexander, gewählt. Prinz Alexander, ein hübscher und anziehender Jüngling von 22 Jahren, war der zweite Sohn des Prinzen Alexander von Hessen, und der Kronprinzessin genau bekannt. Sein ältester Bruder, Prinz Ludwig von Battenberg, war ein intimer Freund des Prinzen von Wales und heiratete im Jahre 1884 die Prinzessin Victoria von Hessen, die Tochter Alices, der verstorbenen Schwester der Kronprinzessin. Ein anderer Bruder, Prinz Heinrich, wurde später im Jahre 1886 ebenfalls mit der Kronprinzessin verwandt, da er die Prinzessin Beatrice heiratete.

Unmittelbar nach seiner Wahl für den bulgarischen Thron stattete Fürst Alexander eine Reihe von Besuchen an den verschiedenen europäischen Höfen ab. In Berlin fand er Bismarck sehr freundlich, und in London (Juni

1879) traf er eine gute Freundin in der Königin Victoria, die ihn gern hatte und ihn für „aufrichtig und ehrlich“ hielt. Während dieser Besuchsreise lernte er Victoria, die Tochter der Kronprinzessin, kennen, die damals siebzehn Jahre alt war.

Fürst Alexander, der in der Familie „Sandro“ genannt wurde, hatte kaum die Last der Souveränität auf sich genommen, als er zeigte, daß er nicht im Fahrwasser Rußlands segeln wollte, sondern beabsichtigte, die bulgarischen Aspirationen auf vollständige Unabhängigkeit zu unterstützen. Im September 1883 widersetzte er sich, der jetzt in der Tat Diktator Bulgariens war, endgültig durch die Entlassung des Obersten Redigher und anderer russischer Offiziere dem russischen Einfluß. Die Kronprinzessin schrieb sogleich an die Königin Victoria, da sie es für sehr wichtig hielt, daß England den Fürsten Alexander unterstützen und ermutigen sollte. Die Königin Victoria schickte den Brief am 18. November 1883 an Lord Dufferin, den englischen Botschafter in Konstantinopel, durch dessen Bemühungen die friedlichen Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland wiederhergestellt wurden.

Zwei Jahre später, im Jahre 1885, wurde die projektierte Heirat des Fürsten Alexander mit der Prinzeß Victoria lebhaft, zuerst im geheimen, von der Kronprinzessin unterstützt. Aber als der Plan im Juni oder Juli 1885 Bismarck zu Ohren kam, der den König von Portugal zum Gatten der Prinzessin wünschte, war er zum Scheitern verdammt.

„Es handelt sich jetzt (erzählte er Busch) um die Heirat des Battenbergers mit der Prinzessin Viktoria, die von der Königin von England ins Auge gefaßt ist und schon früher, vor drei Jahren, unter dem hochseligen Herrn, von der Tochter der jetzigen Kaiserin lebhaft betrieben wurde, erst geheim. Ich machte schon damals, als ich's erfuhr, Vorstellungen dagegen, auch schriftlich beim Kaiser, und er ließ sich von meinen Gründen überzeugen und weigerte sich, seine Einwilligung zu ge-

ben ... Übrigens kann das nicht in Frage kommen vor den politischen Bedenken und Gefahren, die die Sache hat. Die alte Königin stiftet gern Ehen, wie alle alten Frauen, und sie mag den Prinzen Alexander für ihre Enkelin ausersehen haben, weil er ein Bruder ihres Schwiegersohnes, des Mannes ihrer Lieblingstochter Beatrice ist. Sie hat aber offenbar politische Zwecke im Sinne, eine dauernde Entfremdung zwischen uns und Rußland, und wenn sie zum Geburtstage der Prinzessin herkäme, so wäre die Gefahr dringend, daß sie ihren Willen durchsetzte. Sie ist in Familienangelegenheiten keinen Widerspruch gewohnt, sie brächte den Pastor gleich in der Reisetasche mit und den Bräutigam im Koffer, und die Trauung ginge ohne Verzug vonstatten."

Prinz Wilhelm stellte sich auf Bismarcks Seite, und der erste offene Streit zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne wurde dadurch nur noch mehr angefacht.

„Zwischen dem Mädchen und diesem Battenberger Prinzen (berichtet Ludwig) war es schon zum Austausch von Ringen gekommen, als Bismarck aus Rücksicht auf den Zaren dazwischenfuhr und gleich auch den Prinzen Wilhelm auf seiner Seite fand. Eine heftige Szene zwischen Mutter und Sohn hat Anfang 85 zur Folge, daß man ihn aus Potsdam entfernen will."

Für den Augenblick gewann die Gegnerschaft Bismarcks und des alten Kaisers die Oberhand. Aber die Kronprinzessin ließ ihren Plan nicht so leicht fallen und entschloß sich, die Stellung des Fürsten Alexander in Bulgarien zu stärken. Im November 1885 brach der Krieg zwischen Serbien und Bulgarien aus, aber schon im folgenden Monat schien der Friedensschluß wahrscheinlich. Am 5. Dezember 1885 schrieb die Kronprinzessin an Lady Ponsonby:

„Die östliche Frage sieht glücklicherweise in der Tat ein wenig besser aus. Ich bin mit Herz und Seele auf der Seite der Bulgaren und hoffe, daß in Form eines Königreiches, das von den Russen oder Türken unabhängig ist, ein geeinigtes Bulgarien entstehen wird. Das Volk und der Fürst verdienen es, auch würde es für Europa sehr gut sein, da es die Russen hindern würde, sich permanent in die östliche Frage zu mischen und Unruhe zu stiften. Es würde die arme alte Türkei, wie ich

hoffe, eines natürlichen schmerzlosen Todes ohne neue Zuckungen, Schrecken und neues Blutvergießen sterben lassen. Rußland und Österreich müssen sich eben damit abfinden; die deutsche öffentliche Meinung würde in jeder Weise vollkommen damit einverstanden sein. England hätte Ursache zur Freude, Frankreich und Italien nichts dagegen. Das ist meine Privatansicht. Natürlich kann man sie nicht von den Dächern rufen, da die Regierung und die Diplomatie auf die russische Empfindlichkeit Rücksicht nehmen müssen und sich ihr nicht in den Weg stellen dürfen."

Drei Monate später wurde der Friede zwischen Serbien und Bulgarien unterzeichnet. Ostrumelien wurde nun tatsächlich (obgleich nicht nominell) mit Bulgarien vereinigt, und Fürst Alexander für fünf Jahre Gouverneur der Provinz. Am 4. März 1886 schrieb die Kronprinzessin an Lady Ponsonby:

„Ich bin immer noch sehr, sehr besorgt um Bulgarien. Aber Gott sei Dank ist der Friede jetzt unterzeichnet. Wenige Menschen in der Welt haben Kämpfe durchgemacht, wie sie Prinz Alexander in jeder Art und Form zu bestehen hatte. Meine Bewunderung für ihn wächst jeden Tag. Als Patriot, Soldat und Staatsmann hat er eine Energie, Geduld, Ausdauer, Bescheidenheit und Mäßigung gezeigt, wie man sie nur selten, und zwar nur bei einem perfekten Gentleman, findet. Dazu kommt, daß er alles dies sich ganz allein verdankt, da er kaum jemand hat, mit dem er die Verantwortung teilen könnte. Er verdient erfolgreich und glücklich zu sein. Möge es so geschehen! Ich zittere für seine Sicherheit und für die schwierige Zeit, durch die er noch gehen muß, ehe seine Feinde lernen, ihn sich selbst zu überlassen und ihm Gerechtigkeit zu gewähren, und ehe sein Land und seine Stellung von den Anschlägen und Intrigen bewahrt bleiben, die immer noch gegen ihn geplant werden. Er und seine Sache verdienen die Sympathie und die Unterstützung aller Wohlgesinnten; nur ein bewußtes Vorurteil kann seinem Verhalten irgendwelche Tadel aussprechen; es existiert nur bei Leuten, die unter dem direkten Einfluß der Lügen und Verleumdungen seiner bitteren Feinde stehen."

Im Sommer 1886 präsentierte indessen der Zar dem jugendlichen Herrscher, der gewagt hatte, den russischen Absichten zu trotzen, endlich seine lange Rechnung; zwi-

schen Rußland und der Türkei begannen Verhandlungen, die sich auf die Abtretung eines Teiles des bulgarischen Territoriums an Rußland bezogen. Die Kronprinzessin war voller Sympathie für den jungen Herrscher; ihre Haltung wird aus dem folgenden Briefe an ihre Mutter vom 15. Mai 1886 klar:

„Wir haben heute vom Auswärtigen Amt in Berlin gehört, daß aus Bulgarien schlechte Nachrichten vorliegen und daß die Russen sehr heftig agitieren, um hinter Sandros Rücken mit den Türken über die Abtretung des Hafens von Burgas an Rußland zu verhandeln. Vielleicht wäre es gut, ihn vor dieser Gefahr zu warnen. Sein Land würde es ihm niemals vergeben, wenn er den besten Hafen an die Russen abträte. Dies scheint ihre Methode zu sein, um ihn in Schwierigkeiten zu bringen und aus dem Lande zu treiben. Dazu kommt, daß seine Minister mehr oder weniger falsch gegen ihn sind, die Art, in welcher die Union zustande gekommen ist, von ihnen als ein Mißerfolg, eine Niederlage betrachtet wird und daß sie wünschen, ihn vor dem Lande allein dafür verantwortlich zu machen. Sie wünschen alle rumelischen Offiziere vor den Wahlen zu beseitigen, da diese alle Sandro sehr ergeben sind. Das klingt alles sehr schlecht. Vermutlich hast Du dasselbe erfahren; es lohnt sich aufzupassen und ihm, wenn möglich, einen freundschaftlichen Wink zu geben; seine Lage ist sehr schwer, schmerzlich und gefährlich. Inzwischen scheinen die Griechen zur Besinnung zu kommen; man soll von Alfred mit großer Hochachtung sprechen, da er seine Sache so gut macht. Die Blockade hat bereits gute Wirkung."

Inzwischen hatte Herr von Giers, der 1875 Gortschakoffs Assistent im russischen Auswärtigen Amt geworden war, einen Besuch bei Bismarck in Franzensbad ins Auge gefaßt. Die Kronprinzessin fürchtete eine solche Zusammenkunft und schrieb am 29. Mai 1886 an ihre Mutter:

„Alle diese Reden in Rußland, in Sebastopol, Moskau usw. sind sehr beunruhigend; wenn der Kaiser von Rußland nicht gewillt ist, Krieg zu führen und einen Vorwand zu erfinden, so weiß ich nicht, was die Russen eigentlich wollen. Sie haben augenscheinlich alles versucht, was in ihrer Macht steht — die schlimmsten und verräterischsten Dinge — um Sandro in eine

üble Lage zu bringen und eine Revolution in Bulgarien hervorzurufen, ohne den erwarteten Zweck zu erreichen. Zwischen Griechenland und der Türkei scheint es zu friedlichem Ende zu kommen, obgleich dort keine Rosinen im Kuchen zu finden sind. Man sagt, daß Giers nach Franzensbad kommen und den Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe besuchen will. Ich hoffe, daß daraus nichts wird, da noch immer Unheil entstanden ist, wenn diese beiden Männer zusammengekommen sind. Wladimir und Mischka sind morgen in Berlin. Ich werde sie aber nicht sehen, da wir morgen die Herren des Ausstellungskomitees einladen müssen.

Es hat mich sehr interessiert, zu hören, was Sir W. Jenner über Willys Ohr sagte! Ich sehe ihn jeden Tag, und es geht ihm gut; auch ist er sehr viel liebenswürdiger, freundlicher, höflicher, sogar herzlicher in diesen letzten Tagen gewesen ..."

Am 6. Juli 1886 stieß Rußland plötzlich die Bestim- 1886
mung des Berliner Vertrages um, nach der Batum am Schwarzen Meer zum Freihafen erklärt worden war. Lord Rosebery, der englische Sekretär des Auswärtigen, erhob sofort Protest, aber der britische Einfluß in der auswärtigen Politik hatte einen so niedrigen Stand erreicht, daß der Protest ignoriert wurde. Ein paar Tage später traten Lord Rosebery und die anderen Mitglieder des liberalen Kabinetts zurück, da die Wahlen dieses Monats Lord Salisbury und der konservativen Partei die Majorität über alle Parteien im britischen Parlament verschafft hatten.

Einen Monat später, am 8. August, trafen sich der Kaiser von Österreich und der Deutsche Kaiser in Gastein. Zum Erstaunen der Kronprinzessin war der Kronprinz nicht eingeladen worden, während ihr Sohn Wilhelm es fertig bekommen hatte, seinen Weg zur Konferenz zu finden. Drei Tage später schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Aus ganz unbezweifelbarer Quelle höre ich, daß mein dicker Freund in Petersburg (Sir Robert Morier) über Lord Roseberys Note wegen Batum geäußert hat: ‚Ja, er hatte etwas bekommen, mais rien qui valait la peine d'être communiqué.' Vermutlich

wollte er nicht, daß die Deutschen erführen, was für eine Note es war; aber zufällig wußten sie es oder konnten es erraten, daß eine wichtige und bestimmte Note gekommen war oder kommen sollte.

Wir sind ziemlich entsetzt über die Nachricht, daß Wilhelm dem Zusammentreffen der Kaiser in Gastein beigewohnt hat und nach Skierniewice zum Kaiser von Rußland gehen will. Es ist vielleicht nicht wahr, aber da solche Dinge immer zwischen dem Kaiser und Wilhelm, ohne uns um Rat zu fragen oder zu benachrichtigen, ausgemacht werden, kann es möglich sein; ich brauche kaum zu sagen, daß es endlose Unannehmlichkeiten und andauernde Verwirrung stiften würde. Wilhelm ist ebenso blind und grün wie verschroben und hitzig in politischen Dingen. Er schwört auf Reuß VII., der so ein törichter eingebildeter und falscher Mensch ist — russisch bis in die Fingerspitzen. Es ist wirklich ziemlich schwer für uns und unsere Lage eine sehr peinliche. Ich hoffe immer noch, daß es nicht der Fall sein wird.

Der berühmte Maler Lenbach ist hier und wird nächste Woche nach England kommen. Willst Du so gut sein und ihm gestatten, die Bilder im Buckinghampalast anzusehen? Prinz Eugen von Schweden besuchte uns gestern. Der Kaiser kommt morgen an.

P. S. Prinz Lobanoff erzählte Reuß VII., daß der Zar von der bulgarischen Frage genug und gesagt habe, daß, wenn die Bulgaren wirklich ohne die russische Protektion weiterzukommen wünschten, er nichts gegen diesen Versuch einzuwenden habe. Das ist nicht wahr! Der Kaiser ist angriffslustiger und gewalttätiger denn je. Es war nur gesagt, um Reuß VII. zu düpieren, was es auch getan hat."

Vierzehn Tage später erreichte die Animosität zwischen dem Zaren und dem Fürsten Alexander ihren Höhepunkt. Am 22. August wurde der junge Herrscher in Sofia von russischen Offizieren entführt, nach Keni Russi in Russisch-Bessarabien gebracht und bald darauf mit vorgehaltener Pistole zur Abdankung gezwungen. Es wurde ihm eine Woche später gestattet, nach Bulgarien zurückzukehren; er unterwarf sich, an Leib und Seele gebrochen, und erklärte am 4. September seine Absicht, abzudanken. Am 8. verließ er mit einfacher Würde Sofia; am 25. kam der

General Kaulbars, der russische Bevollmächtigte an und begann eine Politik der Einschüchterung. Fünf Tage später sprach sich der Graf Tisza, der ungarische Premierminister für die Aufrechterhaltung des Berliner Vertrages und die Unabhängigkeit Bulgariens aus; diese Erklärung stärkte die Haltung der bulgarischen Regenten und des Premierministers Radoslawoff, der nun begann, Kaulbars heftigen Widerstand entgegenzusetzen. Rußlands Antwort bestand in der Entsendung von Kriegsschiffen nach Warna und der Landung von Truppen in diesem Hafen.

„Hat es jemals etwas so Niederträchtiges gegeben," schrieb die Kronprinzessin am 5. Oktober 1886 aus Portofino an die Königin Victoria, „wie das Benehmen Kaulbars' in Bulgarien? Man hätte den Russen eine solche Dummheit bei aller ihrer Schlauheit und Arglist nicht zugetraut! Sie werden die ganze Bevölkerung gegen sich aufbringen, was recht gut wäre! Ich hoffe, daß kein neuer Fürst bestimmt werden wird oder, wenn ein russischer Kandidat gewählt werden sollte, daß Europa ihn nicht annehmen oder anerkennen wird. Hoffentlich werden die Russen bald merken, daß sie in ein Wespennest geraten sind. Ihr Benehmen ist zu abscheulich ..."

Auch die Angriffe auf Fürst Alexander in der Berliner Presse vermochten nicht die Gesinnung der Kronprinzessin zu ändern.

„Die Angriffe in der Berliner Presse auf Sandro dauern an," schrieb sie am 23. Oktober 1886; „sie sind niedrig, schamlos und außerdem überaus lächerlich. Natürlich sollen sie nur dazu dienen, dem Zaren und dem großen Mann (Bismarck) zu schmeicheln und Eindruck auf unseren Kaiser zu machen. Aber niemand in Deutschland hört auf sie oder glaubt ihnen.

Der arme Sandro soll eine Gefahr für Deutschland, ein Friedensfeind und der einzige Störenfried Europas sein!! Dabei kommt alle Unruhe von Rußland und nur von Rußland! Warum gibt man das nicht zu und gesteht ein, daß man Rußland aus Angst bei guter Laune erhalten will, anstatt mit so weit hergeholten Erfindungen die eigene Politik zu entschuldigen und zu erklären. Ich halte das für schäbig und gemein, und so wie ich denken viele andere. All das ist sehr quälend."

Die Empörung der Kronprinzessin wuchs, als am 1. November die russischen Offiziere, welche den Prinzen entführt hatten, aus der Haft entlassen wurden und alle Welt merkte, daß Rußland jetzt und früher mit einer zynischen Verachtung für Verträge und anständiges politisches Verhalten handelte. Der Ärger der Kronprinzessin über diese unwürdigen Tatsachen machte sich in einem Briefe vom 8. November aus Portofino Luft:

„Ich wußte genau, daß Du wie ich die Entlassung der verräterischen greulichen Verschwörer in Bulgarien auf das schärfste mißbilligen würdest. Die Russen haben also sogar die Frechheit und schamlose Kühnheit, der Welt zu erklären, was, wie man glauben würde, sie zu verbergen wünschen sollten, daß nämlich der verächtliche, feige Anschlag gegen Sandro von ihnen geplant und ausgeführt worden ist! Um so besser, daß er nicht von den Bulgaren ausging! Russische Beamte sind jeder Gemeinheit fähig, das ist nichts Neues!

Die ungarischen Reden scheinen mir sehr gut. Der Zar muß übrigens sehr schlecht informiert sein, ich glaube, daß niemals ein wahres Wort zu seinen Ohren kommt — sogenannte absolute Herrscher werden immer betrogen und sind infolgedessen weniger frei in ihren Handlungen — während sie ihren eigenen Wünschen ohne Hinderung oder Rücksichtnahme irgendwelcher Art nachgeben können. Sie werden von denen vorwärtsgetrieben, die wissen, wie sie in Erregung zu bringen sind! Als der tyrannische und gewalttätige Mensch, der er ist, dient er wahrscheinlich den Panslawisten und all den lügnerischen Beamten in seinen Diensten als gefügiges Werkzeug, und dem scheint sich das übrige Europa in diesem Augenblick zu beugen. Es scheint ziemlich erniedrigend, aber ich glaube fest, daß es nicht so bleiben wird.

Was für eine schlimme Zeit müssen die unglücklichen Regenten haben!“

Trotz der Entrüstung Königin Victorias über die Handlungsweise des „barbarischen, asiatischen, tyrannischen Zaren“, wie sie an den Fürsten Alexander schrieb, kam die englische Regierung zu der Überzeugung, daß Großbritannien am Unglück des Fürsten Alexander kein direktes Interesse habe. Der schwindende Einfluß Groß-

britanniens in Europa spiegelt sich im Briefe der Kronprinzessin vom 7. Februar 1887 an ihre Mutter wieder:

„Wir haben aus Petersburg gehört, daß der Zar mit großer Verachtung von England spricht, sagt, daß es sich schon vollkommen von der europäischen Politik zurückgezogen habe, zu schwach sei, an ihr teilnehmen zu können und in keiner Weise zu fürchten sei. Andere Russen behaupten, daß an Bord eines englischen Kriegsschiffes keine Kanone abgefeuert werden könne, daß kein einziges Gewehr in der britischen Armee oder Flotte ein passendes Bajonett habe, da sie alle Imitationen und unbrauchbar seien; daß die englische Munition wertlos sei und nicht in die Geschütze passe und die ganze englische Armeeverwaltung sich in so schlechtem Zustande befinde, daß sie niederbrechen würde, wenn England einen Krieg wagen sollte; der britische Löwe habe keine Zähne usw....

Der persische Gesandte in Petersburg sagte, daß der britische Einfluß in Persien völlig verschwunden sei — (das ist nicht ganz unrichtig) — und daß Indien nicht mehr lange in britischem Besitz sein würde; das Prestige sei verloren, die Abneigung und die Unzufriedenheit groß und die Armee nicht verläßlich.

Es macht mich zu wütend, all das zu hören. Es ist niemals so gefährlich, unterschätzt als überschätzt zu werden, und vielleicht ist es nicht schlecht, daß die Russen uns so sehr unterschätzen.

Gestern schien man etwas weniger über die Kriegsgefahr erregt; aber die Angst ist immer noch groß."

Die konservative Regierung des Lord Salisbury, die Mr. Gladstones liberales Ministerium im Jahre 1886 ersetzt hatte, begann indessen nunmehr ein großes Interesse an den europäischen Angelegenheiten zu nehmen, die im März 1887 so dunkel erschienen, daß ein Sturm bevorzustehen drohte. Österreich und Rußland lagen sich wegen der Frage ihres respektiven Einflusses auf der Balkanhalbinsel in den Haaren.

Während diese Frage drohend am europäischen Himmel hing, kam der Kronprinz Rudolph von Österreich, Erbe des Kaisers Franz Josef, der 1881 die Prinzessin Stefanie, zweite Tochter des Königs Leopold II. von

Belgien, geheiratet hatte, nach Berlin. In der deutschen Hauptstadt hatte er eine Reihe von Besprechungen mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin. Nach einer von diesen schrieb die Kronprinzessin am 17. März 1887 an die Königin Victoria:

„Heute hatte Rudolph eine sehr lange interessante Unterhaltung mit Fritz und mir. Er sagte, daß nach seiner Meinung der Krieg unvermeidlich sei (was wir nicht glauben). Er meinte, wie außerordentlich wünschenswert ein gutes Verständnis zwischen England, Deutschland, Österreich und Italien wäre. Besonderen Wert schien er auf das gute Einvernehmen zwischen Österreich und England zu legen und sagte, daß die österreichische Regierung fürchtete, nicht in der Lage zu sein, eine wertvolle Entente zu sichern; obgleich Lord Salisbury vielleicht nichts dagegen haben würde, wechselten die englischen Kabinette und mit ihnen die Politik des Landes so oft, daß es schwierig sei, sich auf Englands Hilfe und Wort zu verlassen. Er wiederholte, daß der Graf Kalnoky (der österreichische Minister des Auswärtigen) in seinen Empfindungen und Sympathien ganz englisch empfinde — daß Sir A. Paget (der englische Botschafter) eine ausgezeichnete Stellung in Wien habe und sehr beliebt sei. Rudolph schien zu glauben, daß Graf Karolyi (der österreichische Botschafter in London) so baissé sei, daß er nichts nützen könne und nur noch wenige Monate seinen Posten bekleiden würde. Rudolph beklagte ferner, daß die älteren österreichischen Beamten gewohnheitsmäßig sich vor Rußland beugten, daß sie die Forderungen des gegenwärtigen Augenblicks vergäßen; er fürchtete, daß es hier nicht anders sei, was wir natürlich nicht leugneten! Rudolph glaubt, daß, wenn in dem bevorstehenden Kriege England nur im Schwarzen Meere Hilfe leisten und die Türken in Ordnung halten und sie von der Vereinigung mit den Russen abhalten würde, der Dienst, den es der Welt damit leisten könnte, ein ungeheurer sei. Er meinte sehr vernünftigerweise, daß man in einem Kriege Rußland nicht ernstlich zu schädigen vermöge — man könne ihm keine Provinzen nehmen usw.; der einzige positive Nutzen, den man zu erreichen imstande sei, wäre, Rußland von der Gewinnung seiner Ziele und der freien Betätigung seines Willens abzuhalten. Er scheint zu glauben, daß Rußland Österreich in Galizien angreifen will; es sei von größter Wichtigkeit, daß Italien sich ruhig verhalte und Österreich nicht angreife, so daß letzteres keinen Soldaten an der italienischen Grenze

lassen müsse, sondern alle verfügbaren Kräfte im Norden verwenden könne. Rudolph glaubt, England könne von außerordentlichem Nutzen sein, wenn es dafür sorge, daß Italien ruhig bleibt, d. h. darauf achte, daß es sein Versprechen hält, da die italienischen Kabinette ebenfalls sehr schnell wechselten und die Politik sehr wandelbar sei. Rudolph meint, daß, wenn Deutschland Österreich gegen Rußland hilft, die Franzosen sofort Deutschland angreifen und der kommende Krieg sehr ernst sein würde! Er hält Frankreich für stärker, besser bewaffnet, besser vorbereitet und patriotischer als früher — auch Rußland für kampfbereiter als im Russisch-Türkischen Krieg, aber so schlecht regiert und mit Mißtrauen erfüllt, daß die Regierung schon deswegen den Krieg wünschte, um eine Ablenkung zu schaffen. Rudolph sagt, man könne nicht leugnen, daß gegenwärtig Rußland die erste Geige in Europa spiele, die stärkste Macht sei und den übrigen ihren Willen aufzwänge; daß dies eine beständige Gefahr bedeute, da es jederzeit imstande sei, Frankreich auf seine Seite zu ziehen. Man könne es nur durch eine Allianz der vier obenerwähnten Mächte in Schach halten. Er behauptet endlich, daß der Sultan England und Österreich mißtraue und fürchte, während er an Rußland Schutz und eine große Vorliebe für die Russen und den Zaren habe, was er bei seinem Aufenthalt in Konstantinopel häufig genug Gelegenheit hatte zu bemerken.

Rudolph erzählte, sein Vater sei immer noch über das Benehmen der Russen in Bulgarien wütend — er selbst denkt wie Fritz und ich.

Ich konnte ihn nicht zu einer Äußerung über die Idee des Donaureiches bewegen, das, wie ich verschiedentlich hörte, sein Steckenpferd ist. Er sprach mit wundervoller Klarheit, Klugheit und gesundem Menschenverstand, ist vollkommen au fait über alles und mit verschiedenen schwierigen Botschaften an den Fürsten Bismarck betraut worden. Er ist sich vollkommen klar, daß seine Ansichten mehr mit unseren als mit denen des Kaisers oder Willys übereinstimmen."

Inzwischen suchte man nach einem neuen Herrscher für den Thron von Bulgarien. Am 22. April 1887 schrieb die Kronprinzessin an ihre Mutter:

„Glaubst Du, daß Ferdinand von Glücksburg als Kandidat für den bulgarischen Thron aufgestellt worden ist? Wir hören, es sei streng geheim; ein Prinz habe sich gefunden, obgleich

man nicht weiß, wer es ist. Soviel ist sicher, daß die armen Bulgaren in so schlimmer Lage sind, daß sie jeden Fürsten annehmen werden, der in irgendeiner Weise wählbar ist. Da Ferdinand der leibliche Vetter von Minny ist, ist es möglich, daß man an ihn gedacht hat...

Man hat davon gesprochen, daß Sandro Culma heiraten sollte [Prinzessin Victoria Friederike Augustine Marie Caroline Mathilde, die ältere der beiden jüngeren Schwestern der Gemahlin des Prinzen Wilhelm; sie heiratete 1885 den Herzog Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein], womit sie aber nicht einverstanden war, weil sie gehört hatte, daß die Kinder griechisch-katholisch erzogen werden müßten, was sie für Sünde hält. Wilhelm war sehr ärgerlich auf sie und nannte sie eine Gans. Er bewunderte Sandro in diesen Tagen sehr. Wenn ein Fürst gefunden und anerkannt wird, werden alle Mächte nur zu froh sein, ihn auf dem Throne zu halten, aber dann ist auch der Traum von Sandros Rückkehr für immer vorüber. Das ist immer das Argument vieler, die ihn gern im Triumph als König zurückkehren sehen würden, aber ich glaube doch, daß er mit seiner Weigerung, jetzt zurückzutreten, recht hatte. Es wäre außerordentlich riskant gewesen. Goltz Pascha sagt (dies im Vertrauen), daß der Sultan Sandro nicht ausstehen kann, ihm mißtraut und ihn als die Ursache alles Unglücks, aller Unruhen, aller Ausgaben und Ungewißheit für die Pforte betrachte und seine Rückkehr nicht wünscht. Wieweit dies das Werk Nelidows ist, kann man nicht wissen. Was sagt Sir William White darüber? Da Sir W. White und Goltz Pascha befreundet sind, nehme ich an, daß Sir W. White nur dasselbe berichten kann. Fürst Bismarck würde jeden anderen Sandro und jede Dame einer deutschen Kandidatin vorziehen. Er scheut sich nicht, zu bekennen, daß seine Politik seit dem Vertrag von Berlin eine andere geworden ist, als er Rußlands Pläne kühn durchkreuzte und ein bulgarisches Fürstentum unterstützte, das, wie er glaubte, sich zu einem unabhängigen Staate entwickeln würde. Damals war er froh, daß es ein deutscher Prinz war! Er riet Sandro zur Annahme! Nun, behauptet Fürst Bismarck, ist Deutschland in einer ganz anderen Lage. Damals war Frankreich nirgends, aber jetzt hält er es für stark und sehr gut bewaffnet, und weiß, wie leicht eine französisch-russische Allianz zustande kommen kann! Er hat also recht, wenn er Rußland nicht entgegentritt, sondern, wo er kann, guter Laune macht. Ich glaube, daß er sich irrt, wenn er meint, Rußlands Freundschaft durch irgendein Opfer erkaufen zu können! Es ist doch

nicht richtig von ihm, wenn er Rußland stark werden läßt, was der Fall sein würde, wenn es Konstantinopel und das Schwarze Meer via Bulgarien in Besitz bekäme.

Europa ist sehr kurzsichtig gewesen, da es scheinbar glaubte, daß durch das Fallenlassen der Bulgaren, die man ihrem Schicksal überließ, peinliche Fragen und ein Krieg vermieden werden könnten. Das scheint mir eine falsche Rechnung zu sein. Wenn Fürst B. anständig gewesen wäre, hätte er Sandro wissen lassen (weil er ein Deutscher war), daß Deutschlands Lage sich geändert habe, seine Politik betreffs Bulgarien eine andere geworden sei, und er und sein Land im Stich gelassen werden würden; statt dessen mußte Sandro das selbst unter Lebensgefahr herausfinden. Das war mehr als häßlich von einem Staatsmann, der Sandro zur Annahme seiner Stellung geraten hatte. Wenn er Sandro offen und ehrlich geraten hätte, abzudanken, nach Deutschland zurückzukehren und das Spiel aufzugeben, da die Russen entschlossen seien, ihn zu vernichten, und Deutschland nicht intervenieren wollte, hätte sich Sandro zurückziehen können, wann es ihm paßte, anstatt rücksichtslos der Verräterei und Treulosigkeit der Russen geopfert und jetzt zu Hause schlecht behandelt zu werden, um ihnen einen Gefallen zu tun und Fürst Bismarcks Benehmen gegen sein Opfer in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen. Außerdem versucht er, sein Benehmen gegen Sandro durch Annahme jeder lächerlichen Lüge und Verleumdung zu rechtfertigen. Das kann unparteiische Leute nicht täuschen, schmerzt aber alle die sehr, die Sandro lieben und verehren. Rußland wendet scheinbar die Augen nach Ägypten und Afghanistan und glaubt dort ein vielversprechendes Feld finden zu können, um nach seinem Gefallen Unruhe zu stiften. Rußlands Zustand scheint zum mindesten ein sehr unbefriedigender zu sein. Ich weiß nicht, was Morier schreibt, aber wir hören, daß man auf neue Attentate gegen das Leben des Kaisers gefaßt ist.

Wir sind ziemlich empört darüber, daß Kaulbars [der russische Bevollmächtigte in Bulgarien] einen solchen Gunstbeweis des Kaisers von Österreich erhalten hat. Es sieht so aus, als ob diejenigen recht hätten, die behaupten, Kalnoky sei sehr russisch gesinnt und habe außerdem schreckliche Angst vor Rußland.

Um zu dem zurückzukehren, was Du in Deinem letzten Briefe über Ernst Günther [Herzog von Schleswig-Holstein] gesagt hast: es erfüllt mich mit Kummer, daß er so wenig Dankbarkeit und richtiges Gefühl gegen Christian und Lenchen zeigt, die so viel für ihn getan haben, und daß er nur an sich selbst

und nicht an seine Vettern denkt. Es ist gar nicht nett und überrascht bei dem Sohn Fritz Holsteins um so mehr! Allerdings nicht überraschender und schmerzlicher, als daß unser Sohn sich so benimmt, wie er es tut; er vergißt all seine Liebe und Dankbarkeit und läßt sich als Instrument gegen seine Eltern benutzen. Wilhelm hat mehr Verstand als Ernst Günther und kann, wenn er will, sehr freundlich und nett sein! Sie sind beide eitel und selbstsüchtig und haben beide die alleroberflächlichsten, törichtesten politischen Ansichten — dank allem möglichen rückständigen und chauvinistischen Unsinn, den sie in ihrer kindischen Unwissenheit fanatisch lieben, und der sie jeden nach seiner Art handeln läßt, wie sie es tun. Dem Kaiser, Bismarck und seiner Clique sowie dem Hof gefällt es, so daß sie sich sehr groß und erhaben dünken. Bismarck ist ein großer Mann, und Du weißt, daß ich immer bereit bin, ihm zu geben, was ihm gebührt, und mich bemühe, möglichst gut mit ihm auszukommen, aber sein System ist ein verderbliches, das jungen Leuten nur in jeder Weise schaden kann — nämlich seinen blinden Nachfolgern und Bewunderern und allen denen zu schmeicheln, die durch Servilität und beständiges Nachgeben allen seinen Wünschen und Launen gegenüber Karriere machen wollen. Alle diese sind jetzt Wilhelms Freunde, mit denen er auf dem besten, intimsten und familiärsten Fuße steht. Es ist leicht zu sehen, wie schlecht und gefährlich dies für ihn und uns ist. Es ist genau so gekommen, wie wir dachten, als der Kaiser und Bismarck alle Einwürfe und Vorhaltungen Fritzens überrannten. Wilhelms Urteil wird dadurch verkehrt, sein Geist vergiftet. Er ist nicht klug oder erfahren genug, um das System und die Menschen zu durchschauen. Infolgedessen tun sie mit ihm, was sie wollen. Er ist so eifrig, kann nicht die geringste Kontrolle außer der des Kaisers vertragen und ist so argwöhnisch gegen jeden, der Bismarck nur mit halbem Herzen bewundert, daß es ganz unnütz ist, ihm eine bessere Meinung beibringen, mit ihm sprechen oder ihn überreden zu wollen, auf andere Leute und Meinungen zu hören! Die Krankheit muß ihren Verlauf nehmen, und wir müssen auf spätere Jahre und veränderte Umstände hoffen, die ihn heilen können. Fritz nimmt es sehr au tragique, während ich geduldig bin und den Mut nicht verliere. Es ist schließlich eine sehr natürliche Folge davon, daß der Kaiser das Gegenteil von allem, was wir für Wilhelm wünschten und für gut hielten, durchgesetzt hat und ebenso die natürliche Folge von Bismarcks Allmacht. Ich hoffe, Du wirst an all dieses nicht denken, wenn Du Wilhelm triffst, und so

freundlich zu ihm sein wie immer — das Gegenteil wäre nicht gut, er würde es nicht verstehen, und es würde nur seinen Trotz stärken. Da Du so weit von uns entfernt lebst, bist Du nicht censée, dies alles zu wissen. Ich glaube und hoffe, daß sein Besuch in England ihm sehr gut tun wird, da er gern dort ist und es viel zu wenig kennt! Er würde entzückt sein, reisen zu können, Indien, China, Amerika und Australien kennenzulernen, aber der Kaiser will es ihm nicht erlauben. Es wäre ausgezeichnet für ihn.

23. April.

Ich muß Dich wirklich um Entschuldigung bitten, da ich so viel über uns selbst geschrieben habe, aber meine Feder läuft mir fort, wenn ich an den lieben und freundlichen Geist denke, an den meine Worte gerichtet sind. Der Traum meines Lebens war, einen Sohn zu haben, der unserem geliebten Papa ähnelte, seelisch und geistig, sein richtiger Enkel und auch Dein Enkel sein würde. Waldie flößte mir Hoffnung ein, daß er es werden würde. Seine Natur war von Anfang an vielversprechend, ich sah es vom ersten Tage an mit Stolz und Freude und glaubte, daß ich ihm eines Tages von Nutzen sein könne. Er ist von mir gegangen! Für Heinrich kann ich nur von beschränktem und für Wilhelm von gar keinem Nutzen sein! Aber man muß sich vor dem Fehler hüten, mit seinen Kindern zu hadern, weil sie nicht sind, wie man wünschte und hoffte. Man muß lernen, Träumen nicht nachzuhängen und die Dinge und Menschen zu nehmen wie sie sind — man kann nicht mit der Natur kämpfen, die ihren Weg am besten kennt, obgleich sie uns grausam, pervers und widerspruchsvoll bis zum letzten vorkommt; nur fühlt man sich am Ende etwas einsam.

Fürst Bismarck hat soviel Brutales und Zynisches, so wenig Anständiges und Ehrliches in seiner Natur, er ist ein Mensch aus einem ganz anderen Jahrhundert, daß er als Beispiel oder Ideal sehr gefährlich wird. Er ist ein Patriot und ein Genie, aber als Lehrer kann man sich keinen schlimmeren denken. Wilhelms Ansichten sind heutzutage in Deutschland sehr verbreitet — sie sind zur Hälfte an der ungeheuren Macht Bismarcks schuld, zur Hälfte hat dieser sie geschaffen, aber sie bedeuten nur eine Phase in der Entwicklung Deutschlands, und zwar, wie ich glaube, eine gefährliche und ungesunde, da sie eine schlechte Vorbereitung zur Lösung all der schwierigen und ernsten Fragen sind, welche die nächsten zwanzig oder dreißig Jahre beschäftigen werden.

Mr. Gladstone, die Home-Rulers und Parnelliten bieten auch ein sonderbares Schauspiel. Die Regierung hat eine schwierige Aufgabe vor sich! Mr. Bright schrieb vor einigen Tagen einen, wie ich finde, ausgezeichneten Brief."

Eine Woche später, am 29. April, schrieb die Kronprinzessin, welche noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, daß Fürst Alexander seinen Thron wiederbekommen könne, an Königin Victoria:

„Wenn nur die Regentschaft einige Zeit in Bulgarien andauern und die Übeltäter bestraft, die Konstitution abgeändert und zur rechten Zeit das Königreich proklamiert werden könnte, wäre Sandro imstande, zurückzukehren. Wie kann er es aber tun, wenn er sich Schwierigkeiten gegenüber sieht, die eine erfolgreiche Regierung unmöglich machen und, die zu überwinden, er keine gesetzlichen Mittel hat. Man kann ihm nicht raten, mit einem coup d'état zu beginnen. Würden die Russen diesen ohne Kriegserklärung hinnehmen? Würden die anderen Staaten den neuen Zustand bald anerkennen und irgendwelche Garantien geben, daß er nicht wieder umgestoßen wird, oder ist es unmöglich? Glaubst Du, daß sich dies in den nächsten Monaten entwickeln wird und kann? Wenn er nicht gestört wird und die inneren Schwierigkeiten vor seiner Rückkehr durch einen militärischen Diktator oder auf ähnliche Weise behoben werden können, bin ich sicher, daß er sich zu halten vermöchte: aber auch nur dann. Natürlich wird sich Fürst Bismarck aus dieser Lösung nichts machen oder sie begünstigen, da ihn Bulgarien nicht kümmert und er Sandro haßt. Aber alles Gute, was sich aus einer solchen Lage ergeben wird, wird von Deutschland, England, Italien und Österreich geerntet werden. Die Mächte dürfen so etwas nicht offiziell vorschlagen und unterstützen, da dies Rußland aus Gründen der Ehre zwingen würde, seine jetzige passive Haltung aufzugeben, was wiederum einen allgemeinen Krieg bedeutete; wenn die Bulgaren es selbst ruhig zu Ende führen könnten und es dann angenommen würde, wäre es sicherlich das beste. Rußland müßte seine Enttäuschung verdauen, wenn es nicht den Krieg erklären wollte, und alle anderen wären befriedigt. Natürlich verbietet Fürst Bismarcks freundliche Haltung gegen Rußland, der Angelegenheit auch nur einen Gedanken zu schenken. Er würde niemals den Bulgaren oder Sandro einen offiziellen oder inoffiziellen Rat geben und hält sich von dieser Frage vollkommen fern, da er sich

gerade so die Russen ohne wichtiges Opfer am leichtesten geneigt machen kann. Ich glaube nur, daß all dieses Sichgeneigtmachen keinen Sinn hat, da die Russen doch tun, was sie wollen und sich mit den Franzosen verbünden werden, wenn sie den passenden Augenblick für gekommen halten. Im Augenblick halten sie infolge des guten Einverständnisses unter den anderen Mächten den Zeitpunkt für sehr ungünstig! Wenn jemals Rußland und Deutschland Feinde würden, bekommt Bulgarien die größte Wichtigkeit; diese Eventualität halten unsere besten Militärs mehr im Auge als Bismarck — sie alle blicken auf Sandro, schätzen seinen militärischen Ruf, seine Talente, seine staatsmännischen Eigenschaften und halten ihn für eine Trumpfkarte, obgleich eine solche Gelegenheit vielleicht niemals eintreten wird.

30. April.

Ich habe jeden Grund zu glauben, daß viele Leute in Darmstadt schlecht auf Sandro und seine Brüder zu sprechen sind; sie haben Heinrich in der Auffassung des Kaisers, der Kaiserin, Wilhelms, Luises von Baden und Bismarcks bestärkt, die er bis zum letzten teilt. Das ist sehr ärgerlich und eine harte Prüfung für die arme Moretta (die Prinzessin Victoria)."

Ein Nachschrift, welche die Prinzessin hinzufügte, wirft ein weiteres Licht auf ihre Meinung über Bismarck. Acht Tage früher war Herr Schnäbele, der französische Bahnhofsvorsteher in Pagny, wenige Meter diesseits der deutschen Grenze verhaftet und in Metz gefangen gesetzt worden. In der französischen Presse wurde sogleich über diese unwürdige Behandlung ein lautes Geschrei erhoben, aber die Kronprinzessin glaubte nicht an irgendwelche schlimmen Folgen.

„In der Schnäbele-Affäre," schrieb sie, „wird sich nach meiner Ansicht Fürst Bismarck sehr mild und versöhnlich zeigen, um absichtlich die Empfindungen der Franzosen nicht zu verletzen. Wenn er versöhnlich sein will, kann er es, wie die Karolineninsel-Affäre mit Spanien zeigte; es hängt einfach von seinem Willen und seiner Laune ab."

Die Prinzessin hatte recht, denn am gleichen Tage, am 29. August, wurde Herr Schnäbele entlassen, und die Affäre hatte ein Ende.

Im vorhergehenden Monat, am 7. Juli, war Prinz Ferdinand, der jüngste Sohn des Prinzen August von Sachsen-Koburg und der Prinzessin Clementine von Bourbon-Orléans (der Prinzessin als Tante Clem bekannt) vom bulgarischen Parlament zum Fürsten von Bulgarien gewählt worden. Die Großmächte beschlossen, seine Souveränität nicht förmlich anzuerkennen, so daß seine Lage von Anfang an ziemlich schwierig war.

„Die Bulgaren," schrieb die Kronprinzessin am 1. Dezember, „werden bald merken, daß Ferdinand trotz der besten Absichten nicht wie ihr Heldenfürst ist, den sie so schlecht behandelt haben und den sie immer vermissen werden."

Ihre Sympathie für Ferdinands Vorgänger war in keiner Weise schwächer geworden. Am 17. Oktober 1887 schrieb sie an die Königin Victoria:

„Wie ich Dich darum beneide, daß Du Sandro getroffen hast. Mir ist der Gedanke sehr angenehm, daß er bei Dir ist; ich bin sicher, daß es ihm ‚au physique et au moral' guttun wird. Bitte schreibe mir, wie Du sein Aussehen findest, und ob er in guter Stimmung ist."

Im folgenden Monat besuchte der Zar Berlin; bei dieser Gelegenheit wurden die bulgarischen Angelegenheiten wieder zum Gegenstand der Diskussion gemacht. Am 29. November 1887 schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„In Berlin wird jetzt viel Aufhebens von dem Besuch des Zaren und der Unterhaltung mit Bismarck, seinen Drohungen und Hieben gegen den Hof und die Familie der Orléans gemacht! Ich hätte mich nicht gewundert, wenn Bismarck einen Stein auf Sandro geworfen hätte, um dem Zaren zu gefallen. Die ganze Angelegenheit ist weder erfreulich noch würdig, und ich bin herzlich froh darüber, daß wir nicht darein verwickelt sind; aber es ist sehr schlecht für Willy."

Bismarcks unveränderliche Haltung gegen den Fürsten Alexander beruhigte indessen den Zaren und seine Mini-

ster nicht, die immer noch entschlossen waren, Bulgarien ganz unter russischen Einfluß zu bringen. In der Folge schien es so, als könnte wiederum zwischen der Türkei und Rußland wegen der Frage des Fürstentumes Krieg ausbrechen, und am 5. Januar 1888 schrieb die Kronprinzessin:

„Die Politik ist nicht sehr ruhig, aber ich denke und hoffe, daß der Krieg vermieden werden kann. Ich glaube, daß Fürst Bismarck viel zu sehr bemüht ist, Rußland sein Désintéressement für alles, was es in Bulgarien tun will, zu beweisen! Rußland wird das schon lange gewußt haben, und wenn nicht, so nützt all der Schmutz, den Fürst Bismarck auf Ferdinand und die armen Orléans zu werfen bemüht ist, gar nichts. Viel Mühe ist verloren, gerade so wie die ganzen Infamien, Verrätereien, Verleumdungen und Unwürdigkeiten, die er auf des armen Sandro unschuldiges Haupt sammeln ließ, die russische Freundschaft nicht bis zu dem Grade gesteigert haben, wie er es erwartet hatte! Ich kann diese mittelalterliche Art, Politik zu treiben, nicht bewundern. Im 19. Jahrhundert dürfte es kaum richtig sein, eine Seite aus dem Buch der Medici herauszureißen; ich liebe Ehrlichkeit und Offenheit, Anständigkeit und Einfachheit und seufze und verlange und schmachte danach! Ich bin eines Systems müde, das sich niedriger Mittel bedient, wenn es auch von einem noch so großen Mann geleitet wird, und seine Erfolge, sein Glanz von einem Haufen kurzsichtiger Bewunderer verehrt werden, die sich selbst, da ihrer nationalen Eitelkeit geschmeichelt wird, als große Patrioten vorkommen, während das Niveau der nationalen Gefühle und die nationale Sehnsucht niedriger und schlechter werden. Wie lange, wie lange soll das noch dauern! Vermutlich wird es länger als unsere Lebenszeit währen! Fürst Bismarcks Macht und Ruhm sind größer denn je. Der arme liebe Kaiser ist nur ein Schatten, während Willy dem Fürsten Bismarck als williges Instrument und Gefolgsmann dient! ‚A quelque chose malheur est bon.'"

Der russische Zorn gegen die bulgarischen Wünsche wuchs immer mehr und mehr; es wurde klar, daß, wenn die Signaturmächte des Berliner Vertrages nicht einen diplomatischen Druck auf Rußland ausüben konnten, ein zweiter Versuch gemacht werden würde, den bulgarischen

Herrscher zu unterwerfen. Am 8. Januar schrieb die Kronprinzessin:

„Ich höre aus den besten Quellen, daß Fürst Bismarck alles tut, was in seinen Kräften steht, um den Krieg zu vermeiden, und gerne möchte, daß England sich bereit erklärt, die drei alliierten Mächte, Deutschland, Österreich und Italien aktiv zu unterstützen. Fürst Bismarck war auch nicht mit dem Gerücht über Fritzens Abdankung usw. einverstanden, ebensowenig damit, daß Wilhelm und Dona die Stöckerversammlung besucht haben. Ich glaube nicht, daß ein Krieg kommen wird! Meiner Ansicht nach wird Rußland, wenn es sich so vielen Gegnern gegenübersieht, die Hörner einziehen und sich nicht auf ein so gefährliches Abenteuer einlassen ...

Der Kaiser ist nicht ganz wohl, da er wieder einen seiner zwar nicht gefährlichen, aber sehr schmerzhaften Anfälle hat, die ihn, fürchte ich, schwächen. Bernhard ist aus Meiningen zurückgekehrt, wo die Trauer um seine Großmama tief und allgemein ist ... Ich möchte wissen, ob alle diese Dinge in den Augen Bismarcks lächerliche Donquichotterien bedeuten; was haben wir unter seinem Regime gelitten!!! Wie außerordentlich verderblich ist sein Einfluß auf seine Schule, seine Angestellten und das politische Leben in Deutschland gewesen. Es ist fast unerträglich, in Berlin zu leben, wenn man nicht sein ergebener Sklave ist!!! Seine Partei, seine Nachfolger und seine Bewunderer sind fünfzigmal schlimmer als er! Man hat das Gefühl, als müßte man laut nach Erlösung schreien; würde dieser Ruf beantwortet, könnte man einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstoßen. Es wird Jahre dauern, bis all das Unglück wieder gutgemacht ist! Natürlich denken alle, die nur die Außenseite der Dinge sehen, daß Deutschland stark, groß und einig ist, eine furchtbare Armee (in Kriegszeiten 3000000 Mann), einen Minister, welcher der Welt seinen Willen diktieren kann, einen Herrscher, dessen Haupt mit Lorbeer gekrönt ist, und einen Handel hat, der auf dem besten Wege ist, alle anderen zu übertreffen, da sich das deutsche Element überall in der Welt bemerkbar macht (auch da, wo es weder beliebt ist noch mit Vertrauen angesehen wird). Diese Leute können sich nicht denken, daß wir irgendeinen Grund zur Klage haben, sondern glauben, wir hätten nur dankbar zu sein. Wenn sie nur wüßten, um welchen Preis dies alles erkauft ist! Vielleicht denkst Du, daß ich nur Unglück krächze."

Eine Woche später, am 14. Januar, schrieb sie:

„Ich hoffe und vertraue, daß Europa nicht so töricht sein und Ferdinand zwingen wird, Bulgarien zu verlassen, da dies nur eine Einladung an Rußland zur Besitzergreifung des Landes bedeutete, die wirklich ungerecht wäre. Warum sollte das unglückliche Land, das sich so spät emanzipiert hat, von ganz Europa unter das russische Joch zurückgezwungen werden? Wie traurig ist es, das ganze Lebenswerk Sandros wieder ungetan zu sehen, ebenso wie seine heroischen Anstrengungen zur Befreiung seines Volkes als nutzlos erkennen zu müssen. Man kann nicht viel Sympathie mit Ferdinand haben; wenn ihn aber die Bulgaren als Herrscher haben möchten, er sich selbst halten kann und dort bleiben will, welches Recht hat dann Europa, ihn zu entthronen, und welches Interesse, auf Rußlands Bitten die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Rußland will Bulgarien haben, fürchtet aber einen großen Krieg und wünscht infolgedessen, daß die anderen ihm helfen, d. h. den großen Unterdrücker gegen den kleineren und schwächeren unterstützen! Es wäre wirklich eine Schande. Ich kann mir nicht denken, daß England oder Italien oder Österreich so etwas tun würden. Deutschlands Politik ist durchgängig so gemein und zynisch gewesen, daß ich mich nicht wundern sollte, wenn es raten würde, das Land wieder unter russische Herrschaft zu stellen, so wenig kümmert es sich um die legitimen Ansprüche einer kleinen Nation. Trotzdem glaube ich aber, daß seine Einmischung nicht sehr tatkräftig sein würde. Rußland kann sich nur auf zweierlei Weise Bulgariens bemächtigen: die eine ist eine militärische Besetzung, welche Krieg bedeutet, die andere wäre die oft versuchte Methode, durch Verschwörungen, Aufwiegelungen, geheime Agenten und Banden von Montenegrinern oder Mazedoniern, wie jetzt in Burgas, Unruhe zu stiften, aber die Bulgaren scheinen ganz gut in der Lage zu sein, mit diesen Versuchen, ihre Regierung zu stürzen, fertig zu werden.

Ich möchte wissen, was Sir William White jetzt sagt und was die Türken tun werden? Die Russen haben sich selbst die Straße nach Konstantinopel durch ihr eigenes schlechtes Benehmen gegen die Bulgaren versperrt. Es wäre wirklich merkwürdig, wenn eine der Großmächte wieder den Weg für sie freimachen und dies Hindernis beiseite räumen würde. Glaubst Du das nicht auch? Morier ist jetzt in England und würde wahrscheinlich meine Meinung nicht teilen.

Ich glaube nicht, daß es zum Kriege kommen wird, der Zar

will keinen, und Fürst Bismarck tut alles, um ihn zu verhindern. Auch die Franzosen sind jetzt ruhiger."

1888 In den ersten Tagen des Jahres 1888 besuchte Lord Randolph Churchill, ein Freund des Prinzen von Wales, Petersburg mit der Absicht, eine Möglichkeit zu finden, um der englisch-russischen Verständigung die Wege zu ebnen. Er kam vollständig inoffiziell, und sein ganzer Besuch schien der Kronprinzessin „schlecht beraten". In Berlin traf Lord Randolph unterwegs Sir Robert Morier, den englischen Botschafter in St. Petersburg, der dort auf Urlaub war. Sir Robert warnte den privaten Emissär Englands vor jeder Diskussion über die internationale Lage mit den Behörden in Rußland. Lord Randolph beachtete die Warnung nicht und interviewte nicht allein Herrn von Giers, den russischen Kanzler, sondern auch den Zaren, und drückte in unmißverständlicher Sprache seine Ansicht aus, daß die russischen und englischen Interessen identisch seien. Seine Handlungsweise fand keineswegs den Beifall der Königin Victoria und wurde von der Kronprinzessin energisch zurückgewiesen, die am 31. Januar schrieb:

„Ich halte Lord Randolph Churchills Besuch in Petersburg für sehr gefährlich. Es ist kindisch von ihm, wenn er Englands Politik unter der liberalen Regierung freundlich und loyal gegen Rußland nennt. Rußland ist niemals loyal gegen irgend jemand, daher ist es unmöglich, sich an geschriebene Vereinbarungen zu halten oder freundlich zu sein; obgleich es nicht nötig ist, in das Gegenteil zu verfallen. Das einzig richtige ist, zu vermeiden, Rußland überflüssigerweise zu beleidigen, ihm niemals zu trauen oder zu glauben und immer auf dem qui vive zu bleiben. Ich fürchte, daß die loyale und freundliche Haltung gegen Rußland auf Schwachheit und Gleichgültigkeit, Blindheit den wahren Tatsachen gegenüber, eine unzulängliche Kenntnis der östlichen Frage und ihrer direkten und indirekten Einflüsse in Indien zurückzuführen ist. Morier gehört zu einer Diplomatenschule, an die sich Lord R. Churchill augenscheinlich anlehnt; nach ihrer Ansicht ist Indien vollkommen vom übrigen Osten getrennt; sie glaubt, daß die Ereignisse in der mohammedani-

schen Welt der Türkei oder der östlichen russischen Provinzen Indien in keiner Weise betreffen. Das ist nicht der Fall. Ich wundere mich, daß diejenigen, welche sich als die Freunde der Schwachen, Unterdrückten, der Freiheit und der Zivilisation betrachten, so geneigt sind, mit anzusehen, daß die Völker des Balkans ihren Willen wiederum unter russische Tyrannei und Unterdrückung beugen sollen und die Gefahr so gering schätzen, daß Rußland seine Macht über diesen Teil der Welt zum Schaden Österreichs, zum Schaden der Balkanbevölkerung und bestimmt zur Schwächung unserer eigenen Macht ausbreitet! Warum sollte der Rest des zivilisierten Europas Rußland in allem nachgeben? Der schlechtesten Regierung und dem allerkorruptesten Staate! Ich kann es nicht verstehen!! Rußland wird keinen Krieg anfangen, wenn es sieht, daß das übrige Europa (mit Ausnahme von Frankreich) ihm Widerstand bietet.

Ich hoffe, Morier wird in Petersburg weiter kein Unheil anrichten! Es ist sehr leicht möglich, daß er augenblicklich wegen Crispi gefährlich wird. Alles, was die guten Beziehungen zwischen England und Italien stören könnte, würde eine große Gefahr bedeuten."

Indessen schadete Lord Randolphs Politik nicht sehr viel und gewann die Zustimmung des Prinzen von Wales. Internationale Beziehungen waren aber damals nicht so beschaffen, daß sie durch höfliche Phrasen entspannt werden konnten. Besonders war dies mit der bulgarischen Frage der Fall; die Kronprinzessin schrieb am 15. Februar:

„Ich will nichts von der Politik sagen, nur daß nach Fritzens Ansicht endlose Schwierigkeiten die Folge sein werden, wenn etwas so Törichtes unternommen wird wie der Versuch, Bulgarien mit Einwilligung der Mächte wiederum gegen seinen Willen unter Rußlands Kontrolle zu stellen. Die Entwicklung der Unabhängigkeit dieses Landes verdankte ihren Ursprung nicht einer Initiative oder dem persönlichen Ehrgeiz seines früheren Herrschers — es war eine durch und durch natürliche und populäre Bewegung (trotz Fürst Bismarcks Versuch, sie in seiner Rede als das Gegenteil hinzustellen). Diese Bewegung war durch das üble Vorgehen der Russen und ihre Versuche, alle Bestrebungen zur friedlichen Entwicklung, zur Schaffung der Ordnung und Etablierung des Fortschrittes in diesem Lande zu vernichten und einen unaufhörlichen Krieg gegen die Regierung dieses Landes zu führen, der zuletzt die Bevölkerung in

Verzweiflung brachte und in ihr den festen Entschluß reifen ließ, ebensowenig eine russische Provinz zu werden wie Griechenland, Serbien oder Rumänien es wollten. Wenn also die liberalen Mächte Rußlands Verlangen nachgäben (das Rußland förmlich stellen würde, sobald als es an ihre Garantien glaubt), werden sie erstens eine Ungerechtigkeit und zweitens einen Fehler begehen."

Der Zustand in Bulgarien blieb in den nächsten 10 Jahren derselbe; im März 1896 erkannten die Großmächte mit Einschluß Rußlands den Fürsten Ferdinand offiziell als Fürsten von Bulgarien an.

Neuntes Kapitel

DIE KRANKHEIT DES KRONPRINZEN FRIEDRICH

Inmitten aller Prüfungen und Heimsuchungen, die das Leben der Kronprinzessin störten, konnte sie sich fest auf die Liebe und Zuneigung ihres Gatten verlassen. Ihre gegenseitige Neigung war von keiner Wolke getrübt worden. Beide sahen mit den freundlichsten Erinnerungen auf die Vergangenheit zurück und blickten mit Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft. Nun aber erschienen die ersten Anzeichen jener fürchterlichen Ereignisse, welche bestimmt waren, jenes heitere Glück zu zerstören. Im Januar 1887 begann der damals sechsundfünfzigjährige Kronprinz zuerst an Heiserkeit zu leiden, und sein Leibarzt, Generalarzt Wegner, erkannte bald, daß das Leiden hinlänglich ernsthaft war, um die Konsultation eines Spezialisten zu erfordern. Es wurde also der Professor der Medizin an der Universität Berlin, Dr. Gerhardt, hinzugezogen; er diagnostizierte am 6. März ein kleines Gewächs auf dem linken Stimmband, konnte aber nicht sagen, ob es bösartiger Natur war oder nicht. Vierzehn Tage später, am 22. März, zeigte der Kronprinz während einer Rede, bei Gelegenheit des neunzigsten Geburtstages des Kaisers, unverkennbare Zeichen von Heiserkeit. 1887

Dr. Gerhardt, der sich über die Natur der „Granula" unklar war, wollte sie chirurgisch entfernen. Die Behandlung schlug indessen fehl; nun brannte er sie auf elektrischem Wege aus, aber während als Resultat dieser

Operation oder vielmehr einer Reihe von Operationen das Gewächs verschwand, blieben die Heiserkeit und die Schmerzen bestehen, so daß dem Kronprinzen geraten wurde, nach Ems zu gehen, wohin er sich mit der Kronprinzessin am 13. April begab. Aus Ems schrieb die Kronprinzessin am 29. April an die Königin Victoria:

„Vielen Dank für Deine freundlichen Nachfragen nach Fritz. Seine Stimmung ist viel freundlicher als in Berlin und sein Hals scheint täglich besser zu werden. Die Reizung, Schwellung und Röte verschwindet schnell, er hustet nicht mehr und hat nicht das Gefühl des Wundseins, aber ein Teil der kleinen ‚Granula', die Professor Gerhardt mit dem glühenden Draht nicht entfernen konnte, weil der Hals zu gereizt war, sitzt immer noch auf einem der Stimmbänder und muß entfernt werden, wenn wir nach Hause kommen; dann, hoffe ich, wird die Heiserkeit ganz verschwinden. Fritz hat guten Appetit, schläft gut und sieht wohl aus. Natürlich macht er keine langen Spaziergänge und geht auch nicht bergan, um sich nicht zu ermüden oder zu erhitzen und soll möglichst wenig sprechen."

Bei der Rückkehr des Kronprinzen, Anfang Mai, nach Berlin, fand Gerhardt indessen keine Zeichen der Besserung: die Heiserkeit blieb und die Wunde war nicht geheilt. Nun wurde Professor Ernst von Bergmann, ein hervorragender Chirurg, liberaler Politiker und Freund des Kronprinzen, konsultiert; er gab der Meinung Ausdruck, daß das Gewächs durch einen operativen Eingriff entfernt werden sollte. Einen oder zwei Tage später, am 17. Mai, schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Seit heute morgen ist mir das Herz sehr schwer, da die Ärzte, obgleich sie mit der allgemeinen Wirkung von Ems, die den Katarrh beseitigt hat, und mit Fritzens Befinden zufrieden sind, entdeckt haben, daß das Gewächs auf dem Stimmband nicht eine einfache ‚Granulation' auf der Oberfläche der Schleimhaut ist, die durch Berührung mit dem elektrischen Platindraht entfernt werden kann, sondern daß es wahrscheinlich ein, wie sie sagen, ‚Epithelion' ist und daß, wenn es entfernt werden muß, man es nicht von der Innenseite des Halses aus erreichen kann, da es auch in einer Falte unter dem Stimmband sitzt, wo es nicht zu erreichen ist. Der berühmte Chirurg Pro-

fessor Bergmann ist für eine Operation von außen; Du kannst Dir vorstellen, daß diese weder einfach noch klein ist. Ich war vor Schrecken mehr tot als lebendig, als ich dies hörte. Die Vorstellung, daß ein Messer seinen Hals berührt, ist schrecklich für mich. Natürlich weiß Fritz noch kein Wort davon. Zuzeiten ist er sehr deprimiert ... Er denkt jetzt oft, daß sein Vater ihn überleben wird, und es wird mir schwer, ihm diese traurigen Gedanken auszureden, die glücklicherweise nicht sehr lange anhalten.

Heute findet eine neue Konsultation statt; ich werde in die Stadt gehen, um von ihnen zu erfahren, was sie denken und beschlossen haben ...

Ich fürchte, daß eine Schwellung dieser Art mit der Zeit zu einem bösartigen und gefährlichen Gewächs werden kann, wenn sie nicht auf irgendeine Weise beseitigt wird. Ich hoffe und vertraue und glaube, daß für den Augenblick noch keine Gefahr besteht. Ich hoffe sehr, daß Bergmanns und Gerhardts Befürchtungen übertrieben sind ..."

Gerhardt und Bergmann schlugen nun eine Operation vor, die als Thyrotomie bekannt ist und in einer Spaltung des Kehlkopfes und der Entfernung des Gewächses besteht, aber plötzlich schritt Bismarck ein:

„Die behandelnden Ärzte waren Ende Mai 1887 entschlossen, den Kronprinzen bewußtlos zu machen und die Exstirpation des Kehlkopfes auszuführen, ohne ihm ihre Absicht angekündigt zu haben. Ich erhob Einspruch, verlangte, daß nicht ohne die Einwilligung des Patienten vorgegangen und, da es sich um den Thronfolger handle, auch die Zustimmung des Familienhauptes eingeholt werde. Der Kaiser, durch mich unterrichtet, verbot, die Operation ohne Einwilligung seines Sohnes vorzunehmen." (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 33. Kap.)

Bismarck traf nun alle Vorbereitungen für eine weitere Konsultation, in welcher die Meinungen der besten Spezialisten gehört werden sollten; diese Konferenz wurde nicht nur von Gerhardt, Bergmann und Wegner, sondern auch von Dr. Schrader, Leibarzt des Kronprinzen, Dr. Lauer, Arzt Kaiser Wilhelms I. und Professor Tobold, einem der hervorragendsten Berliner Kehlkopfspezialisten, besucht. Sie sprachen am 18. Mai die Ansicht aus, daß

Krebs vorliege und daß die von Bergmann vorgeschlagene Operation ausgeführt werden müsse. Nachdem Bismarck diesen Bericht gelesen und den Ernst der Situation erkannt hatte, bestimmte er, daß der beste Spezialist Europas, gleichgültig welcher Nationalität, sofort zugezogen werden sollte. Obgleich er in politischen Dingen heftiger Gegner des Kronprinzen war und die Einmischung der Kronprinzessin in die Staatsaffären, die seiner Ansicht nach bestand, mißbilligte, empfand er, daß alle Meinungsverschiedenheiten im Verhältnis zu dieser Frage über Tod und Leben gleichgültig waren. Zwei oder drei Spezialisten wurden empfohlen, von denen einer ein Österreicher, der andere ein Engländer war: Dr. Morell Mackenzie, dessen hervorragende Bedeutung in der Laryngologie von seinen Kollegen anerkannt wurde. Seine leichte Hand und seine operative Geschicklichkeit bildeten nicht die kleinsten seiner Empfehlungen, aber er war, wie die nachfolgenden Ereignisse bewiesen, vielleicht ein wenig indiskret, überempfindlich und etwas polemisch.

Es hat sich später viel Streit darüber erhoben, wer Mackenzie gewählt und berufen hat; man glaubte allgemein, daß die Kronprinzessin für die Hinzuziehung des englischen Arztes an das Krankenlager ihres Gatten verantwortlich gewesen sei, und der spätere tödliche Ausgang der Krankheit ist dazu benutzt worden, um sie vor der Geschichte in ein ganz falsches Licht zu stellen. „Ihr Mißtrauen gegen deutsche Heilmethoden“, um die Worte eines neuen deutschen Geschichtschreibers, Dr. Emil Ludwig, zu gebrauchen, „ist für sein tragisches und vorzeitiges Ende von vielen Seiten verantwortlich gemacht worden.“ Die Grundlage für diese irrige Ansicht ist in Behauptungen der deutschen Presse jener Zeit und den späteren Zeugnissen, wie das des Dr. Henry Semon zu finden, der das Tagebuch seines Vaters, des verstorbenen Sir Felix Semon zitiert. Nach dieser letzten Version fragte die Kronprinzessin den Dr. Wegner, wen er für den besten

Halsspezialisten hielte. Dr. Wegner verwies in seiner Antwort auf Dr. Mackenzies Buch, das ins Deutsche übersetzt und mit einer Vorrede von Sir Felix Semon versehen worden war, der Mackenzies Geschicklichkeit sehr bewunderte. Die Kronprinzessin depeschierte dann nach Semons Version an die Königin Victoria und bat sie, sich mit dem englischen Arzt in Verbindung zu setzen; auf den Wunsch der Königin reiste ihr Leibarzt, Sir James Reid, von Osborne nach London, um mit Mackenzie zu sprechen. In einem Briefe an die Times vom 25. Januar 1928 erzählt Dr. Henry Semon, daß seines Vaters unveröffentlichtes Manuskript konstatiert: „Als Reid seine Botschaft ausgerichtet hatte, zeigte ihm Mackenzie ein Telegramm, das er von den deutschen Ärzten erhalten hatte, die ihn baten, sogleich nach Berlin abzureisen." Sir Felix Semon fügt bezüglich der Kronprinzessin hinzu, daß während ihrer Besprechung mit Wegner sie „Wegner befahl, eine Konsultation Mackenzies zu befürworten, nachdem sie meine Vorrede zur deutschen Übersetzung zu Mackenzies Buch gelesen hatte; das Resultat war das offizielle Telegramm der deutschen Ärzte an Morell Mackenzie."

Es besteht aber noch eine andere Auffassung, welche der Wahrheit viel näher zu kommen scheint. Sir Rennell Rodd veröffentlichte eine Besprechung von Emil Ludwigs Kaiser Wilhelm II. in der „Times" vom 1. Dezember 1926 und zog die Genauigkeit verschiedener Angaben dieses Buches in Frage. Um seine Behauptungen zu beweisen, erzählt Sir Rennell Rodd, daß die Kronprinzessin zu Beginn des Jahres 1887 zum Lunch in die englische Botschaft kam, um einer Taufe beizuwohnen und daß, als die Unterhaltung auch auf die Krankheit des Kronprinzen kam, Sir Edward Malet die Möglichkeit erwähnte, eine andere Diagnose zu bekommen; darauf habe die Kronprinzessin geantwortet, daß ihr die besten Spezialisten nicht bekannt seien. Fast unmittelbar nach dem Lunch besuchte Bismarck den Botschafter und teilte ihm

in einer Unterhaltung über die Krankheit mit, daß Vorbereitungen getroffen worden seien, um einen englischen Spezialisten nach Berlin kommen zu lassen. Es scheint also kein Zweifel darüber zu bestehen, daß die Kronprinzessin an diesem Tage beim Lunch von der Existenz Morell Mackenzies nichts wußte, und daß ferner die eigentliche Berufung des englischen Spezialisten von den deutschen Ärzten vermutlich auf Anraten und sicherlich mit voller Billigung Bismarcks ins Werk gesetzt wurde.

Emil Ludwig weigerte sich indessen, diese Auffassung anzuerkennen, die sich auf die Erinnerungen eines Botschaftssekretärs stützte, nachdem vierzig Jahre verflossen waren, und zog die von den deutschen medizinischen Autoritäten vertretene Ansicht vor, die von Bismarck vertreten wurde. Es ist nicht häufig, daß man die Irrtümer eines Gegners so vollkommen widerlegen kann, wie Sir Rennell Rodd dazu imstande war, als er in der „Times" vom 18. Januar 1928 den folgenden, am 14. November 1887 vom englischen Botschafter an den Grafen Herbert Bismarck in Ausführung eines von der Königin Victoria ausgedrückten Wunsches geschriebenen Brief veröffentlichte. Die Königin bat ihn, der Verbreitung von Gerüchten, die für die Kronprinzessin beleidigend seien, durch die Betonung der „wohlbekannten Tatsache" entgegenzutreten, daß die deutschen Ärzte selbst Mackenzie holen ließen. Sir Edward Malets Brief lautete folgendermaßen:

„Lieber Graf Bismarck, wollen Sie so liebenswürdig sein und den angestrichenen Artikel in der heutigen Abendausgabe der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ansehen. Sie werden bemerken, daß man auch die Königin von England dafür verantwortlich macht, die Sorge für den Kronprinzen einem englischen Spezialisten übergeben zu haben. Der Sinn ergibt, daß das Wort ‚auch' sagen will, die andere Person wäre die Kronprinzessin. Es ist, wie Sie sicher auch wissen werden, eine Tatsache, daß die Kronprinzessin mit der Berufung Sir Morell Mackenzies nichts zu tun hatte, geschweige denn die Königin. Die Ansicht, daß die Kronprinzessin ihn ursprünglich kommen

lassen wollte, tut ihr großes Unrecht und entbehrt der Wahrheit.

Würde es möglich sein, mit Rücksicht auf diesen Artikel, der durch sein Erscheinen in dem halboffiziellen Blatt die Wahrscheinlichkeit für sich hat, autoritativ in derselben Zeitung oder im Reichsanzeiger zu konstatieren, daß Mackenzie infolge der Entscheidung der den Kronprinzen behandelnden Ärzte berufen worden ist, daß die Kronprinzessin nicht einmal gefragt wurde, und daß bestimmt die Königin von England nichts damit zu tun hat?

Ich bin sicher, daß Ihre Ritterlichkeit Ihnen dieselben Gefühle über diese Konstatierungen einflößt, wie mir.

Ich habe die Ehre usw.

E. B. Malet.

Aus einer diesem Schreiben angehängten Bemerkung (fährt Sir Rennell Rodd fort) geht hervor, daß Graf Bismarck am nächsten Tage mit dem Botschafter über die Sache sprach. Er war der Ansicht, daß es nicht sicher sei, daß die Kronprinzessin Morell Mackenzie nicht vorgeschlagen habe und daß es gefährlich sei, die Angelegenheit durch eine Veröffentlichung zu verschlimmern, welche die deutschen Ärzte nicht unwidersprochen lassen würden. Er unternahm es aber, mit seinem Vater zu sprechen, ob irgend etwas getan werden könne. Die positive Aussage des Botschafters, daß das Gerücht der Wahrheit entbehre, war nicht nur durch seine Unterhaltung im vorhergehenden Mai mit der Kronprinzessin gerechtfertigt, als sie sagte, daß sie die großen Halsspezialisten nicht kenne, sondern auch durch die Mitteilung, die der Reichskanzler ihm gemacht hatte. Aber sein Appell an die Ritterlichkeit, um eine falsche Ansicht zu korrigieren, blieb ohne Wirkung, so daß die Legende ohne Protest allgemein als wahr angenommen wurde..."

Ein weiteres Zeugnis muß in Betracht gezogen werden: In dem offiziellen Bericht über die Krankheit des Kaisers Friedrich, der 1888 veröffentlicht wurde, wird klar gesagt, daß der Name Morell Mackenzies zuerst von Wegner ausgesprochen und dann von Gerhardt und Bergmann aufgenommen wurde.

Im Hauptpunkt stimmen alle Versionen überein, daß nämlich die erste Bitte, den Kronprinzen zu behandeln, die Morell Mackenzie erhielt, von den deutschen Ärzten

ausging, und auf dieses Verlangen hin handelte er. Am nächsten Tage, dem 19. Mai, schrieb die Kronprinzessin, die erfahren hatte, daß die deutschen Ärzte an den englischen Spezialisten telegraphiert hatten, ihrer Mutter:

„... Ich war gestern in Berlin, um mit den Ärzten zu sprechen, und Bergmann sagte mir, daß er keine Entscheidung über die Operation treffen würde, bevor Morell Mackenzie seine Ansicht geäußert habe. Würde aber Morell Mackenzie den Fall genau so betrachten wie er selbst, würde die Operation sofort vorgenommen werden. Fritz wird bis zum entscheidenden Augenblick nichts gesagt werden ...

Ich verbrachte gestern einen schrecklichen Tag; es ist so schwer, gleichmütig zu erscheinen, wenn einem das Herz so schwer ist, und es ist sehr wichtig, daß er ißt und schläft und sich wohl fühlt, bis zu diesem Augenblick ...

... Alle Ärzte stimmen darin überein, daß Fritz bis jetzt ganz richtig behandelt worden ist, sind überzeugt, daß keine Zeit verloren wurde und überzeugt, daß nichts anderes hätte getan werden können; Professor Gerhardt sei die richtige Autorität zur Behandlung gewesen. Ich kann nicht viel telegraphieren, da man in Berlin bereits viel redet und das Volk Fritzens Erscheinen bei den Paraden usw. vermißt. Ich möchte kein unnützes Aufsehen erregen. Wenn M. M. bald ankommt, soll er natürlich an Dich und Sir W. Jenner schreiben, so daß Du auf dem laufenden gehalten wirst. Ich fürchte nicht so sehr, daß Fritzens Leben in Gefahr ist; Gott sei Dank habe ich in dieser Beziehung keine Besorgnisse und glaube auch nicht, daß die Schwellung von krebsartiger Natur ist; auch Bergmann glaubt dies nicht und sagt, daß sie nicht wiederkommen wird, wenn sie einmal entfernt worden ist. Aber ich bin unglücklich bei dem Gedanken, daß seine liebe Stimme, die für ihn in seiner Stellung im Lande und in der Armee usw. so notwendig ist, verschwinden könnte. Und ich weiß, daß dies eine schreckliche Prüfung für ihn bedeuten wird ..."

Am Abend des 20. traf Morell Mackenzie in Berlin ein. Nach einer vorläufigen, aber sorgfältigen Untersuchung teilte er mit, daß er nicht von der Notwendigkeit einer Operation überzeugt sei und verlangte, daß ein Stück des Kehlkopfes entfernt und von Professor Rudolf Virchow, einem Gelehrten von europäischem Ruf als Anthropologe

und Pathologe, einer mikroskopischen Untersuchung unterzogen würde. An diesem Abend schrieb die Kronprinzessin aus Berlin an die Königin Victoria:

„Dr. M. Mackenzie sagt, daß er eine Operation nicht befürworten könne, ehe er nicht ganz sicher ist, daß das Gewächs im Hals bösartiger Natur sei. Er hat noch Zweifel daran und will keine endgültige Meinung äußern, ehe er nicht Fritz öfter gesehen und den Hals ganz genau untersucht hat. Er will versuchen, ein ganz kleines Stückchen des Gewächses abzulösen, um es der mikroskopischen Untersuchung durch Professor Virchow unterziehen zu lassen, so daß man seine Natur genau erkennen kann — erst dann will er sagen, was zu tun ist. Oh, wie erleichtert bin ich. Ich werde heute nacht schlafen und meinen lieben Fritz ohne den furchtbaren Gedanken ansehen können, daß morgen der letzte Tag sein kann, den wir zusammen verbringen. Ich segne Dr. M. Mackenzie. Natürlich weiß ich, daß die Operation vielleicht trotzdem stattfinden muß!!

Fürst Bismarck besuchte mich heute nachmittag und war wirklich sehr liebenswürdig. Er sagte, daß seine Frau mir sagen lasse, daß ich eine solche Operation nicht erlauben dürfe. Ich erwiderte, daß ich nichts zu erlauben habe — wir müßten uns dem unterwerfen was die verantwortlichen Autoritäten als das beste erklären würden und hätten ihrem Rat zu folgen.

Der Kaiser hat nach folgenden Ärzten geschickt:

1. Professor Bergmann;
2. Professor Gerhardt;
3. Dr. Tobold (Spezialist für Laryngoskopie);
4. Dr. Wegner;
5. Dr. Lauer (der Arzt des Kaisers);
6. Dr. Schrader (Wegners Assistent).

Sie müssen den Kaiser um die Erlaubnis fragen, eine so schwere Operation ausführen zu dürfen und ihm alles berichten, da sie Fritz nichts sagen dürfen. Ich bin sicher, daß der Kaiser kein Wort davon verstehen wird. Sie haben auch nach dem Hausminister geschickt und an die Kaiserin geschrieben!

Ich kann bestimmt behaupten, daß die deutschen Ärzte, nachdem sie mit Dr. M. Mackenzie gesprochen hatten, es viel weniger eilig mit der Operation hatten, als vor ihrer Begegnung mit ihm. Er scheint nicht gewußt zu haben, warum er gerufen wurde und hat leider infolgedessen seine Instrumente nicht mitgebracht.

Wir bleiben über Nacht hier und fahren morgen zurück, nachdem Dr. Mackenzie versucht hat, einen kleinen Teil des Gewächses loszulösen, eine sehr schwierige Aufgabe, die vielleicht erst bei der vierten oder fünften Wiederholung gelingen wird ..."

Am folgenden Tage nahm Mackenzie eine neue Untersuchung vor und entfernte diesmal einen kleinen Teil des Kehlkopfes, den er Virchow zur Untersuchung übergab. Virchow konnte kein Anzeichen von Krebs entdecken, meinte aber, daß das Fragment zu klein sei und ein anderes genommen werden solle. Nun gingen die Ansichten Mackenzies und einiger der deutschen Ärzte auseinander. Bergmann und Gerhardt behaupteten, daß der klinische Befund Krebs anzeige, Mackenzie konnte dem nicht beistimmen, bis ein positiver Beweis vorliege.

Am nächsten Tage, dem 22. Mai 1887, schrieb die Kronprinzessin an Königin Victoria:

„Heute morgen brachte Wegner Virchows Bericht über das kleine Fragment des Gewächses. Er kann kein Anzeichen von Krebs entdecken, aber das Fragment war zu klein, so daß morgen ein anderes entfernt werden muß, was sehr viel schwerer sein wird, da das Gewächs durch das kleine weggenommene Stück an Größe verloren hat; infolgedessen ist es sehr schwer zu fassen und mit den deutschen Instrumenten kann Dr. Morell Mackenzie nicht arbeiten. Er hat um seine eigenen telegraphiert, die heute nacht um 10 ankommen. Morgen früh will er (nur in Wegners und Gerhardts Anwesenheit) versuchen, das Stück, das er braucht, zu bekommen. Er glaubt immer noch, daß das Gewächs unschuldig ist, bis das Gegenteil durch Virchows Untersuchung tatsächlich bewiesen wird. Er ist der festen Meinung, daß bis dahin über diese schreckliche Operation nicht entschieden werden dürfe! Natürlich ist die Ungewißheit furchtbar für mich, aber ich gestehe, daß die Hoffnung, die mir bleibt, ein großer Trost ist, und da ich Sanguinikerin bin, halte ich sie fest ...

Ich kann mich nicht dazu entschließen, das Schlimmste zu denken, es scheint mir zu grausam. Ich glaube, daß alles irgendwie in Ordnung kommen und nur die Erinnerung an diese schreckliche Zeit bleiben wird, was schon schlimm genug wäre."

Dieser Brief einer Tochter an ihre Mutter zeigt die Haltung der Kronprinzessin ganz deutlich; es dürfte hier von Vorteil sein, die Ursachen zu betrachten, die ihre Ansichten beeinflußt haben könnten.

Der Deutsche Kaiser Wilhelm I. war bereits über 90 Jahre alt und konnte nach dem natürlichen Verlauf des Lebens die Bürde der Herrschaft nicht mehr lange tragen. Der Kronprinz würde im normalen Verlauf der Ereignisse ihm als sein Erbe folgen. Wenn er aber an einem unheilbaren Leiden litte, das ihn für die Ausübung der Herrschermacht untauglich erscheinen ließe, dann sollte er nach einer weitverbreiteten Ansicht zugunsten seines Sohnes, des Prinzen Wilhelm, übergangen werden. Schon wurde das furchtbare Wort (Krebs) in weiten Kreisen ausgesprochen, und es war sicher, daß, wenn sich die Krankheit als bösartig erweisen sollte, behauptet werden würde, daß „ein Herrscher, der nicht sprechen könne, auch nicht zu regieren imstande sei". Gerüchte kursierten, die besagten, daß die Familiengesetze der Hohenzollern einen Thronerben ausschlössen, der an einem unheilbaren physischen Leiden erkrankt sei; aber in Wahrheit enthielten diese Gesetze nichts dergleichen und die Kronprinzessin muß gewußt haben, daß einer eventuellen Thronbesteigung ihres Gatten kein solches Hindernis im Wege stand. Über diesen Punkt hat sich später Bismarck mit Autorität geäußert. „Die Familiengesetze", schrieb er, „enthalten keine Bestimmung darüber, ebensowenig wie der Text der preußischen Verfassung."

Die Kronprinzessin hielt wie ihre Mutter stark an der königlichen Macht fest; infolgedessen sagten skrupellose Menschen später, daß die Kronprinzessin damals aus diesen Gründen die Krankheit nicht als Krebs diagnostiziert zu sehen wünschte, und mit ihren Ansichten Morell Mackenzie beeinflußt habe. Eine solche Anklage ist unbegründet, es ist nicht das geringste Beweismaterial für eine solche Verleumdung vorhanden. Mackenzie und den

anderen Ärzten wurde freie Hand gelassen, vorausgesetzt, daß sie die Einwilligung des Patienten hatten; ihre Meinungen und die Behandlung waren in jeder Weise völlig frei und von der Kronprinzessin unbeeinflußt. Alles, was die Kronprinzessin wirklich tat, war, was 99 von 100 deutschen oder englischen Frauen an ihrer Stelle getan hätten, nämlich sich am meisten auf den Spezialisten zu verlassen, der die größte Hoffnung auf die völlige Wiederherstellung des Patienten zu geben wußte. Natürlich wünschte sie nicht, ihren Gatten, den sie liebte, einer überflüssigen Operation unterzogen zu sehen; so begrüßte sie mit höchster Freude am nächsten Tage Morell Mackenzies und Virchows Bericht, daß auch das zweite Teilchen des Kehlkopfes keine Zeichen eines Krebsgeschwüres sehen ließe. Darauf wurde der Gedanke an eine Operation fallengelassen, nicht ohne daß die, welche sie vorgeschlagen hatten, die Professoren Gerhardt und Bergmann, protestierten. Gerhardt behauptete später, daß Mackenzie während der Operation das gesunde rechte Stimmband beschädigt habe, eine Anklage, die Mackenzie auf das schärfste zurückwies. Es wurde Mackenzie auch vorgeworfen, mit Absicht ein Teilchen der gesunden Seite des Halses genommen und an Virchow geschickt zu haben, aber es ist ganz unfaßlich, daß ein Mensch von Mackenzies Ruf so etwas tun sollte. Auch ist absolut kein vernünftiger Grund zu finden, warum er versucht haben sollte, mit Absicht Virchow und die Kronprinzessin zu täuschen. Man muß sich daran erinnern, daß damals die Anfangsstadien des Krebses schwer zu erkennen waren. Es sind jetzt Krankheiten harmloser Natur bekannt, die dem Krebs so ähnlich sind, daß die größten Experten keinen Unterschied finden können. Daher konnte in jener Zeit auch der geschickteste Spezialist in diesem speziellen Falle nichts beweisen, sondern nur behaupten oder leugnen, daß Krebs vorliege. Viele der Meinungsverschiedenheiten über die Krankheit des Kronprinzen hatten ihren

Ursprung in der Tatsache, daß die medizinische Wissenschaft damals bezüglich dieser besonderen Leiden noch in den Anfangsgründen steckte, so daß die Diagnosen oft nur Vermutungen waren, die auf Annahmen beruhten.

Auf jeden Fall waren jetzt Mackenzie und die beiden deutschen Ärzte unheilbar verfeindet — und wenn die Ärzte streiten, sind die Aussichten für den Patienten trübe.

Mackenzie wünschte jetzt dringend, daß der Patient „wie ein gewöhnlicher Sterblicher" in seine Klinik nach England kommen sollte, und die Kronprinzessin stimmte dem Vorschlag zu. Am 24. März 1887 schrieb sie an ihre Mutter:

„... Wir sind jetzt sehr hoffnungsvoll und beruhigt über Fritzens Hals. Er hat zwar augenblicklich gar keine Stimme, und sein Hals ist wund und schmerzhaft, aber das kommt nur von der kleinen Operation, durch die ein Stückchen des Gewächses entfernt worden ist. Ich hoffe, ich kann Dir morgen mehr erzählen, wenn Wegner, Gerhardt und ihre Kollegen sich mit Dr. Morell Mackenzies Ansichten und Vorschlägen auseinandergesetzt haben. Er glaubt, daß er Fritz durch eine Halsbehandlung von innen her heilen kann. Aber natürlich kann man nicht jeden Tag am Hals herumarbeiten. Es würde schmerzhaft sein und eine allgemeine Entzündung, Schwellung und Reizung hervorrufen; alles muß geschehen, um dies zu vermeiden und das Gewächs nach und nach ganz zu beseitigen. Wenn die anderen Ärzte infolge Virchows Untersuchungen sich dieser Meinung anschließen, glaube ich, brauchen wir nicht mehr ängstlich, sondern nur noch besorgt und gewissenhaft zu sein, um die beste Behandlung ins Werk zu setzen.

Natürlich ist das Berliner Publikum sehr beunruhigt, da einiges von der Angst, in der wir uns befinden, durchzusickern beginnt.

Später.

Gerhardt, Wegner und Dr. M. Mackenzie waren heute morgen mit Fritzens Hals sehr zufrieden. Eine weitere Konsultation soll stattfinden, und dann will Dr. M. M. nach Hause fahren. Wegner und die anderen wollen, daß seine Anweisungen hier ausgeführt werden und wünschen dann die Behandlung Tobold zu überlassen. Ich glaube aber, daß dies Konfusion geben würde

und es besser für Fritz wäre, nach Brighton, St. Leonards, zu gehen, damit die Behandlung von Dr. M. M. selbst ausgeführt werden kann; ich wage aber dies nicht vorzuschlagen, da es die Leute hier beunruhigen und auf mich ärgerlich machen würde; wenn sie es vorschlagen würden, wäre es etwas anderes, aber ich glaube nicht, daß sie das tun werden!

Gerhardt sagt, daß die Behandlung langsam ausgeführt und nicht übereilt werden dürfe; er hat den Wunsch, daß M. M. sie selbst übernimmt. Ich überlasse es ihnen, die Sache unter sich auszumachen und werde mich nicht hineinmischen."

Gerhardt teilte seine Ansicht früh der Kronprinzessin mit, die am 2. Juni an die Königin Victoria schrieb:

„Ich sprach gestern abend mit Professor Gerhardt und bat ihn, mir seine genaue Ansicht mitzuteilen, er sagte mir: ‚Ich sehe die Sache von Woche zu Woche ernster an. Das Stückchen, welches Mr. Mackenzie fortgenommen hat, ist wieder gewachsen — die Geschwulst ist in Eiterung übergegangen usw. —, jetzt ist auch die andere Seite des Halses, das andere bisher freigebliebene Stimmband ergriffen — ein Substanzverlust ist schon vorhanden. Wenn nicht Dr. M. Mackenzie helfen und heilen kann, so gibt es keine Rettung außer der Operation, der »Laryngotomie« — und zwar unter viel schlechteren Bedingungen als vor vierzehn Tagen! Also ist und bleibt meine einzige Hoffnung, daß Dr. M. Mackenzie in seiner Auffassung recht behalten und daß es seiner Behandlung gelingen möge, denn wir haben nichts mehr vorzuschlagen.‘

Du kannst Dir denken, daß mich dies sehr unglücklich macht! Gott sei Dank ahnt Fritz nichts davon und auch das Publikum wird nichts davon erfahren, wenn die Ärzte nichts sagen; ich habe sie angefleht, dies nicht zu tun. Ich spreche mit keinem Menschen darüber, fühle mich aber sehr elend und meine Nerven sind durch die fortwährende Angst, Unsicherheit und die Anstrengung, unbefangen zu erscheinen, stark mitgenommen. Die Ärzte wünschen, daß Dr. M. Mackenzie noch einmal herkommt und eine Konsultation mit ihnen abhält. Dann sollen wir nach England gehen und Professor Gerhardt für eine kurze Zeit mit uns nehmen. Dann wird einer von den anderen an seiner Stelle über den Verlauf und das Resultat der Behandlung und über Fritzens Gesundheitszustand berichten. Ich habe mich nach kleinen ruhigen Hotels in der Nähe von London, in Chislehurst, Richmond, Surbiton, Hampstead, Sydenham, Wimbledon erkundigt, in die wir gehen könnten, so daß Fritz nicht

in der Stadt wäre, aber jeden Tag zu Dr. M. M. gehen oder ihn wenigstens täglich sehen könnte. Fritz darf nicht sprechen, muß sich also vollkommen allein halten! Seine einzige Hoffnung, sein einziger Wunsch besteht darin, am 21. [zu Königin Victorias Jubiläum] in der Westminster-Abtei zu sein und den Kaiser zu vertreten. Ich habe dies dem Kaiser gestern gesagt, und er ist einverstanden, wenn die Ärzte es erlauben. Wenn Mr. Mackenzie damit einverstanden ist, könnten wir dann Anfang oder Mitte Juli nach Norris Castle gehen... Von dort hoffe ich zu allen Festen kommen zu können, zu denen Du mich einlädst; er darf es allerdings nicht. Es ist sehr hart für ihn, und er ist entsetzlich niedergeschlagen, da er gerne ausgehen, viele Menschen und Dinge in London sehen möchte und sich schon lange auf Dein Jubiläum freut! Er ist auch sehr ärgerlich auf Wilhelm, der sich gern in den Vordergrund drängen und seinen Platz einnehmen möchte, ohne ihn zu fragen usw. Wie schmerzlich, unangenehm und enttäuschend dies alles für uns ist; wir müssen es ohne Murren tragen; solange es mit seinem Halse gut geht und Dr. Mackenzies Meinungen und Hoffnungen und die Versprechungen, die er gemacht hat, bestehen bleiben, müssen wir zufrieden sein!...

Die Leute hier würden es wegen des Alters des Kaisers gar nicht gern haben, wenn Fritz das Land verläßt; trotzdem ist es klar, daß er nach England müßte, um sich dort von dem einzigen Menschen behandeln zu lassen, der meint, ihn heilen zu können!! ..."

In England wurden zu dieser Zeit Vorbereitungen zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Victoria getroffen. Der Kronprinz war zum Stellvertreter des Deutschen Kaisers ernannt worden, obgleich der Vorschlag bestand, daß Prinz Wilhelm diesen Platz einnehmen solle; der Kronprinz wollte die Gelegenheit seines Besuches in England benutzen, um sich der Behandlung zu unterziehen, die Mackenzie vorgeschlagen hatte.

Inzwischen waren die Ärzte immer noch verschiedener Meinung. Bergmann und Gerhardt hielten an ihrer Ansicht, Mackenzie durch Virchows Analyse unterstützt, hielt an der seinen fest. Der Kronprinz, das deutsche Kaiserpaar und Bismarck wußten von dieser Unstimmigkeit:

jeder von ihnen hätte Gerhardts und Bergmanns Ansichten unterstützen und auf einer Operation bestehen können. Aber keiner tat es. Alle überließen es den Ärzten, zu entscheiden, was das Beste sei. Die deutschen Ärzte bewiesen aus Statistiken, daß die von ihnen empfohlene Operation in sieben von zehn Fällen erfolgreich war: Mackenzie glaubte, daß er in zwei Monaten eine erfolgreiche Kur durchführen könne. Wer könnte also der Kronprinzessin, dem deutschen Kaiserpaar oder Bismarck einen Vorwurf machen, wenn sie bei einer solchen Alternative Mackenzie die Vorhand ließen? Alle handelten im besten Glauben und ohne arrière pensée. Wenn ein Leben in Gefahr ist, müssen alle anderen Interessen in den Hintergrund treten.

Am 3. Juni schrieb die Kronprinzessin an Königin Victoria:

„Ich schwebe noch zwischen Furcht und Hoffnung und kann mich nicht zu dem Glauben bekehren, daß die deutschen Ärzte recht haben! Die Menschen quälen mich mit Fragen — einige meinen, es sei meine Schuld, wenn Fritz in England etwas passierte usw. Wegner fürchtet den Gedanken, daß die Anschwellung plötzlich im Laufe von wenigen Stunden so groß werden könnte, daß Erstickungsgefahr vorliegt und sofort die Tracheotomie vorgenommen werden müßte; er meint, wir sollten deswegen nicht abreisen! Diese Furcht scheint mir übertrieben und der Fall sehr unwahrscheinlich, aber ich bin kein Arzt! Andere wiederum quälen sich mit dem Gedanken, daß Fritz in England hilflos bettlägerig sein und der Kaiser sterben könnte, wenn er nicht zu erreichen wäre!!! Alles das ist immerhin möglich, aber wir können uns nicht als Gefangene betrachten und nicht daran gehindert werden, aus Furcht vor möglichen Ereignissen eine vielversprechende Kur zu unterlassen.

Der liebe alte Roggenbach (Baron v. Roggenbach, der preußische Vertreter in Frankfurt a. M.) war für zwei Tage hier, und ich kann Dir nicht sagen, mit welcher rührenden und väterlichen Sorge er uns seinen Rat gab — wirklich so gut und herzlich! Er wünscht dringend, daß Fritz nach England geht und glaubt auch, daß es Fritz auf das schlimmste erschrecken und deprimieren würde, wenn er am 21. nicht nach der Westminster-Abtei

gehen dürfe. Er ist voll ernster Befürchtungen, glaubt aber — es geschehe, was wolle —, daß die furchtbare Laryngotomie nicht gestattet werden solle. Sie ist zu gefährlich und würde auch bei günstigem Verlauf den Patienten zum gebrochenen Manne machen. Ein anderer alter und väterlicher Freund, auf dessen Ergebenheit ich mich verlassen kann, ist der ausgezeichnete General W. von Loë — er ist ein berühmter und hervorragender Kavallerie-General; trotzdem durch ein sonderbares Zusammentreffen Wilhelm einer seiner größten Bewunderer ist, weiß er sehr gut, daß es sehr gefährlich sein würde, wenn ein so junger Mensch die Aufgabe auf sich nähme, die ein greiser Herrscher von neunzig Jahren hinterläßt! Das Volk ist erregt, nervös, ängstlich und besorgt; ich will froh sein, wenn Dr. M. Mackenzie wiederkommt und von neuem alle unsere Furcht zerstreuen kann! Ich habe ein instinktives Gefühl, daß sie nicht auf eine Tatsache begründet ist, aber jeder Zweifel ist sehr unangenehm und quälend, vor allen Dingen, da man ihn vor dem lieben Patienten sorgfältig geheim halten muß, der oft sehr deprimiert ist ...

Ich muß Dich um etwas bitten! Unter den gegenwärtigen Umständen würde es für den Augenblick für uns eine große Erleichterung bedeuten, wenn wir alle unsere privaten Papiere nach England bringen könnten. Würdest Du erlauben, daß sie in dem Safe eingeschlossen werden, der sich neben Papas Bibliothek im Buckingham-Palast befindet? Wir würden uns viel glücklicher fühlen. Ich kann Dir mehr darüber sagen, wenn wir uns treffen."

Mackenzie zweifelte jetzt an der Richtigkeit der Diagnose, die auf der Untersuchung der kleinen Larynx-Teilchen beruhte und bestimmte, ohne Gerhardt zu informieren, daß zwei weitere Teilchen entfernt werden sollten, damit er auf die eine oder andere Weise ganz sicher sein könne. Also wurde am 8. Juni eine neue Operation ausgeführt. Der Kronprinz war jetzt bei guter Gesundheit und freute sich außerordentlich auf seinen Besuch in London, um an den Jubiläumsfesten teilzunehmen. Am Tage nach dieser Operation schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Ich kann Dir heute viel leichteren Herzens schreiben, da Dr. M. Mackenzie im Hals seit der letzten Untersuchung keine neuen ungünstigen Symptome gefunden hat. Er hat zwei kleine

Teile des Gewächses weggenommen, die Virchow wieder untersuchen will. Ich hoffe, dann werden die Ärzte, die dem ungläubigen Thomas gleichen, endlich glauben, daß die Krankheit harmloser Natur ist! Natürlich kann Mackenzie nicht darauf schwören, daß dieses harmlose Gewächs nicht ein bösartiges werden kann, aber er sieht keinen Grund zu dieser Annahme. Das einzige, was der besten Prognose entgegensteht, ist, daß Fritz in einem Alter ist, in dem Gewächse gewöhnlich nicht unschuldiger Natur sind — die harmlosen sind bei Kindern und jungen Leuten sehr häufig ...

Man wird tatsächlich durch alle diese Dinge halb verrückt gemacht."

Virchows Bericht über die aus der zweiten Operation stammenden Teilchen bestärkten Mackenzies Meinung.

„Trotz der genauesten Untersuchung," berichtete er, „konnte ich nichts entdecken, das pathologische Veränderungen aufwies, die der Rede wert sind ... Bei dieser Operation ist ein zentraler gelegener Teil des Gewächses erfaßt worden ... Die gute Verfassung der Gewebe an den Schnittstellen gestattet eine günstige Prognose, aber," fügte er hinzu, „ob eine solche Prognose im Hinblick auf den ganzen Verlauf der Krankheit gerechtfertigt ist, kann mit Sicherheit aus dem Befund der beiden exstirpierten Stücke nicht geschlossen werden. Jedenfalls ist in ihnen nichts enthalten, was auf einen ernsteren Verlauf der Krankheit schließen lassen könnte."

Die Erleichterung der Kronprinzessin infolge dieses Berichtes kann man sich vorstellen.

Der Schauplatz des Dramas wurde nun nach England verlegt, denn das kronprinzliche Paar reiste ab, um Königin Victorias Jubiläum beizuwohnen und gleichzeitig die Behandlung, welche Mackenzie vorgeschrieben hatte, anzuwenden. Wegner und Landgraf (Professor Gerhardts laryngologischer Assistent) begleiteten die königliche Reisegesellschaft, die am 14. Juni in England ankam. Als die Königin Victoria am 21. Juni in feierlicher Prozession vom Buckingham-Palast zur Westminster Abtei geleitet wurde, ritt in der Kavalkade von 32 Fürsten die hohe lohengrinartige Gestalt des deutschen Kronprinzen in der weißen Uniform mit dem silbernen Brustschild und dem Adlerhelm —

eine tragische Gestalt, nach außen die Verkörperung von fürstlicher Pracht und fürstlichem Glanz, im Innern aber überzeugt, daß der Krebs seine Würgerhand um ihn gelegt habe und die Tage seines Lebens gezählt seien.

Nach Schluß der Jubiläumsfestlichkeiten verbrachte das kronprinzliche Paar zwei Monate in England, erst in Norwood, dann auf der Isle of Wight, zuletzt in Schottland. Während dieses Aufenthaltes wurde ein anderer Arzt zur Konsultation herangezogen. Dr. Mark Hovell, leitender Arzt des Hospitals für Halskrankheiten. Mackenzie wünschte, daß die Abwesenheit des Kronprinzen vom deutschen Hofe verlängert würde, aber die schwache Gesundheit des neunzigjährigen deutschen Herrschers verlangte gebieterisch seine Rückkehr nach Berlin, wenn die Ereignisse nicht „en l'air" oder in den Händen des Prinzen Wilhelm gelassen werden sollten. Die Kronprinzessin focht, wie sie selbst sagte, mit Zähnen und Nägeln für die Verlängerung des Aufenthaltes ihres Gatten in England. Sie schrieb am 30. August an ihre Mutter:

„... Ich habe aus Berlin Briefe von einflußreichen Personen bekommen, die behaupten, daß Fritz nach Hause kommen müsse, daß seine Gesundheit nur so lange an erster Stelle stände, als eine tatsächliche Lebensgefahr bestünde, daß er kein Privatmann sei und infolgedessen nicht nur tun könne, was für sein Befinden am besten ist, daß der Kaiser oft verhindert werden müsse, sich an den Regierungsgeschäften zu beteiligen, daß die Dinge nicht ‚en l'air' bleiben oder Wilhelms Händen überlassen werden könnten, und daß Fritz infolgedessen Potsdam und Berlin nicht verlassen dürfe. Ich muß diese Ansichten mit Zähnen und Nägeln bekämpfen! Es wäre Wahnsinn, Fritzens Behandlung zu unterbrechen, während er sich auf dem Wege der Rekonvaleszenz befindet, aber noch nicht ganz gesund ist. Ich kenne das Leben dort, die Strapazen, die beständigen Besuche und Pflichten ohne Ende!! Er würde niemals seine Stimme kurieren... Das Kaiserpaar und Bismarck wünschen, daß Fritz erst ganz ausgeheilt wird, aber ich gebe zu, daß sie die Gründe, die von den anderen Leuten, den Generälen usw. angeführt werden, nicht sehen oder kennen... Es ist hart, daß, weil der Kaiser immer kleine Anfälle hat, Fritz

nicht auf seine eigene Weise gesund werden soll!! Es scheint mir, als opfere man die Zukunft der Gegenwart. Fritz schreibt mir voller Freude, daß Du so gütigerweise versprochen hast, Dr. Mackenzie in den Adelsstand zu erheben — er freut sich ganz besonders über Deine Freundlichkeit und ist Dir sehr dankbar."

Der Kampf, den die Kronprinzessin ausfocht, um die Rückkehr ihres leidenden Gatten in die hastige Geschäftigkeit Berlins zu verhindern, war erfolgreich; als das kronprinzliche Paar am 3. September England verließ, begaben sie sich auf Sir Morell Mackenzies Rat nach Toblach in Tirol. Dr. Hovell allein begleitete sie, aber nach einigen Tagen stieß Oberstabsarzt Schrader, Leibarzt des Kronprinzen, zu ihnen.

Das kronprinzliche Paar war von den höchsten Offizieren ihrer Suiten nach England begleitet worden; es war ein unglücklicher Zufall, daß in Balmoral zwischen dem Hofmarschall des Kronprinzen, dem Grafen Leszczyc von Radolin-Radolinsky, und dem Privatsekretär und Oberhofmeister der Kronprinzessin, Grafen Seckendorff, ein Streit ausbrach. Der Grund der Mißhelligkeiten lag fünf Jahre zurück, als Radolinsky der Suite des Kronprinzen zugeteilt worden war, um Seckendorff zu überwachen. Am 9. September schrieb die Kronprinzessin aus Toblach an ihre intime Freundin, Lady Ponsonby:

„. . . Ich bin Ihnen so sehr dankbar, daß Sie mich genau über die Worte des Grafen Radolinsky in Balmoral informiert haben. Graf R. benimmt sich sehr merkwürdig und ist gefährlicher, als ich sagen kann. Merkwürdigerweise sah ich, ehe ich Ihren Brief in München bekam, einen alten Freund von uns, den Baron von Roggenbach in Frankfurt; er sagte mir, daß Graf Radolinsky sich bemüht habe, in Ems zu allen Herren der Umgebung des Kaisers in genau derselben Weise zu sprechen; und nun schreiben Sie mir es ebenfalls! Mein Freund war außerordentlich empört. Betreffs der Vox populi über Graf S., über den Graf R. so gerne spricht, kann ich nichts ausfindig machen. Meine Freunde sagen, daß sie nicht existiert, aber natürlich hat Graf S. Feinde. Diese haben den Grafen R. zu gewinnen gewußt

und aus seiner Leichtgläubigkeit, Reizbarkeit und seiner Animosität gegen Graf S. Nutzen gezogen. Die Hauptperson, die in dieser Richtung wirkt, ist Graf Eulenburg. Sie wissen, was für ein falscher, skrupelloser, ehrgeiziger Mann er ist. Er hegt gegen den Grafen Seckendorff einen Groll und wünscht ihm zu schaden, da er sehr eifersüchtig auf ihn ist, und fürchtet, daß Graf Seckendorff den Kronprinzen hindern möge, in Zukunft auf ihn zu hören. Graf Radolinsky ist uns ehrlich zugetan, vergißt aber ganz, daß es nicht seine Sache ist, uns unsere eigenen Angelegenheiten aus der Hand zu winden und sie nach seinem Gutdünken (aus Ergebenheit) hinter unserem Rücken und gegen unseren Willen in Ordnung zu bringen. Wenn er davon überzeugt ist, daß etwas zu unserem Nutzen dient, rennt er Hals über Kopf in alles hinein und scheut nicht vor den schlimmsten Mitteln zurück, um es ohne Zögern zu Ende zu bringen. Wie kann er sagen, die Familie habe ihn aufgefordert, mit der Königin zu sprechen? Wer ist die ‚Familie'? In Berlin besteht sie aus dem Kaiser und der Kaiserin, die auf unserer und nicht auf seiner Seite sind, und aus unseren drei ältesten Kindern, die auch auf unserer Seite sind — und nicht auf seiner! Infolgedessen ist das eine Erfindung! Was geht ihn des Grafen S. Beförderung oder Nichtbeförderung an? Er ist nicht sein Vorgesetzter!

Ich hatte an Bord der Yacht eine lange Unterredung mit Graf R. Er nahm auf meinen Brief an ihn Bezug und sagte, daß er ihn für sehr hart und grausam hielte. Er behauptete, niemals zu irgendeinem Mitgliede des englischen Hofes über die Angelegenheit gesprochen zu haben, während diese ihn mit Fragen bestürmt und ihm das Thema aufgezwungen hätten. Die Abneigung und unfreundliche Stimmung am englischen Hofe gegen den Grafen Seckendorff sei so groß, daß er es nicht nötig gehabt habe, seine eigenen Eindrücke hinzuzufügen; es sei ihm nur ein weiterer Beweis dafür gewesen, wie weitverbreitet Graf S.s schlechter Ruf sei!! Ich hielt dem Grafen Radolinsky gegenüber mit meiner Meinung nicht zurück, aber ob ich ihn hierdurch an seinen törichten Bestrebungen, den Grafen S. loszuwerden, hindern kann, weiß ich nicht. Graf Radolinsky hat Bismarck deswegen besucht, und auch Herbert Bismarck und unseren Sohn Wilhelm zu bestimmen versucht, in diesem Sinne auf den Reichskanzler einzuwirken!!! Der alte Fürst Bismarck geht nicht aus und kommt nicht in Gesellschaft, so daß er vollständig auf die Geschichten angewiesen ist, die ihm von seinen Satelliten hinterbracht werden, und die er unbesehen glaubt.

Sie werden mir zugeben, liebste Mary, daß dies nicht an-

genehm ist. Es ist genau das, was man gewöhnlich eine sehr häßliche Intrige nennt. Graf R. ist jetzt in Berlin, infolgedessen herrschten hier Friede und Harmonie ...

Ich vermisse mein geliebtes England mehr und mehr. Die einfachen ehrlichen Manieren — die geradsinnigen weitvorausblickenden männlichen Männer, die feinen und intelligenten Frauen, die angenehmen Umgangsformen und freundlichen Herzen, die unwandelbaren Freunde und die lieben Erinnerungen an früher. Deutschland hat andere Reize und Vorzüge, aber ich fühle mich oft sehr einsam und durch Taktlosigkeiten irritiert. Ich stürze mich in alle möglichen ernsthaften Gedanken, Bücher und Untersuchungen, um mich mit Philosophie gegen die Stiche und Dornen zu wappnen, die uns verwunden, auch wenn wir entschlossen sind, uns nicht um sie zu kümmern ..."

In Toblach hörte die Kronprinzessin mehr von den Intrigen und Machinationen, die zugunsten des Prinzen Wilhelm angezettelt wurden, um den Kronprinzen beiseitezuschieben. Es wäre leichter gewesen, diesen entgegenzutreten und sie wirkungslos zu machen, wenn der Kronprinz und die Kronprinzessin nach Berlin zurückgekehrt wären, wo Prinz Wilhelm und Graf Herbert Bismarck, der Sohn des greisen Staatsmannes, jeden Tag an Macht und Einfluß gewannen. Aber die Gesundheit ihres Gatten stand der Kronprinzessin an erster Stelle; sie schrieb am 14. September an ihre Mutter:

„Du wirst Dich entsinnen, wie ernstlich wir wünschten, daß Wilhelm Potsdam verlasse, um aus der Berliner und Potsdamer Atmosphäre herauszukommen, die gesellschaftlich und politisch so schlecht für ihn ist; es wird ihm dort geschmeichelt, er wird verdorben und macht mit dem Kaiser, was er will! Alle älteren Generäle waren unserer Ansicht. Wir hören heute, daß Wilhelm alle diese Versuche und Pläne zunichte gemacht und den Kaiser zu der Entscheidung bewogen hat, daß er in Potsdam bleiben soll (d. h. daß er den halben Tag im Auswärtigen Amt mit dem Sohn und den Satelliten des ‚großen Mannes' und den Abend mit der Kaiserin zubringt). Fritz ist sehr ärgerlich; man schreibt an ihn, um ihm zu sagen, wie notwendig seine Anwesenheit in Berlin sei, um Wilhelm ein wenig in Schach zu halten! Aber Fritz kann und darf nicht nach Berlin gehen. Seine Stimme

ist wieder viel heiserer und der Hals nicht so gut, aber es wechselt, und heute ist er nicht so rot wie gestern."

Während des Toblacher Aufenthaltes schien sich die Gesundheit des Kronprinzen zu bessern, und in vielen deutschen und englischen Zeitungen wurde Mackenzie als der Mann bezeichnet, der den Kronprinzen vor einer gefährlichen und überflüssigen Operation bewahrt habe.

In Berlin wurden in dieser Zeit Vorbereitungen getroffen, um den 25. Jahrestag der Ernennung des Fürsten Bismarck zum Premierminister zu feiern. Die Kronprinzessin fand, daß viel zuviel daraus gemacht würde und schrieb am 27. September, ehe man Toblach verließ, das nun zu feucht und kalt für den Kranken wurde, um sich nach Venedig zu begeben, an die Königin Victoria:

„Wir reisen morgen in der Frühe ab. Leider hat das Wetter heute den ganzen Nachmittag verdorben, so daß ich fürchte, unsere lange Fahrt morgen wird nicht sehr angenehm werden; wir werden wohl nichts von der prachtvollen Gegend zwischen hier und Langoram sehen, die ich gar nicht kenne und die ich so gerne sehen wollte. Das ist eine große Enttäuschung ... Aus Deutschland höre ich, daß es überall sehr kalt ist, so daß ich über unsere Reise nach dem Süden sehr froh bin. Wieviel Wesens ist aus dem 25. Jahrestag der Amtsernennung des Fürsten Bismarck gemacht worden. Mehr als ein trauriger und bitterer Gedanke erfüllt uns, wenn wir an die Mittel denken, die er angewandt hat, um Großes zu erreichen, an die Verwüstung, die er unter vielen Kostbarkeiten, unter guter und nützlicher Männer Leben und Ruf angerichtet hat, an die schlimme Saat, die er ausgestreut, deren Früchte wir eines Tages ernten werden.

Es ist vielleicht nicht seine Schuld, er ist un homme du moyen âge — mit den Ansichten und Prinzipien jener dunklen Tage als la raison du plus fort était toujours la meilleure, als alles Menschliche, Moralische, Fortschrittliche und Zivilisatorische für töricht und lächerlich und ein christlicher liberaler Geist für unpraktisch galt. Die junge Generation sieht seinen Ruhm und seinen Erfolg und ist stolz darauf, sich in der Sonne seines Glanzes und seiner Berühmtheit zu wärmen. Er hat Großes geleistet und besitzt gegenwärtig unvergleichliche Macht und unbestrittene Stärke. Oh, wenn er sie nur für das Gute verwenden wollte, wie würde ich ihn bewundern und segnen! Er

hat Deutschland groß gemacht, aber nicht verstanden, ihm Liebe, Freiheit und Glück zu verschaffen; niemals hat er die ungeheuren Mittel des Landes für das Gute verwandt! Despotismus ist der Grundzug seines Wesens; auf die Dauer kann er nicht richtig oder gut sein."

Aus Venedig schrieb die Kronprinzessin am 5. Oktober an Lady Ponsonby:

„... Ich wollte, Sie wären hier mit uns in Venedig. Ich würde so gerne mit Ihnen spazierengehen, wir würden beide nicht aus der Bewunderung herauskommen. Ich muß meinen Enthusiasmus zum großen Teil auf Flaschen ziehen, um meine Reisegefährten nicht zu langweilen, die ihn nicht teilen. Ich bin nicht in der Lage, mich wie sonst leichten Herzens freuen zu können, da der Kronprinz natürlich nur wenig außer Hause sein und nicht sprechen darf! Allerdings will er nicht den strengen Vorschriften der Ärzte gehorchen und seine Stimme so wenig wie möglich gebrauchen! Es ist in einer Stadt beim Ausgehen, das ihn natürlich amüsiert und interessiert, sehr schwer.

Morgen reisen wir nach Baveno und haben dort hoffentlich vierzehn Tage schönes Wetter. Ich vermisse die Spaziergänge und die reine Luft, die schönen Nadelwälder und die herrliche Umgebung von Toblach auch hier im entzückenden Venedig.

Dr. Mackenzie ist im ganzen zufrieden, aber augenscheinlich ist die Erkältungsempfindlichkeit des Halses sehr groß. Der leichteste Wechsel verursacht Anschwellungen und Kongestionen, Schmerzen und Heiserkeit und hält natürlich den Fortschritt in hindernder Weise auf. Das macht den Kronprinzen ungeduldiger und deprimierter, als es nötig wäre, und Briefe aus Berlin, welche die Notwendigkeit einer Rückkehr nach Deutschland und den schlechten Eindruck betonen, den unsere Abwesenheit macht, sind sehr störend.

Graf Radolinsky schreibt mir, daß man mir zur Last legt, meinen Gatten von Berlin fernzuhalten. Ich antwortete ihm, daß nach meiner Ansicht eine solche Kritik ebenso ungerecht und töricht wie feindselig und unverschämt sei; „Travailler pour le Roi de Prusse" ist ein gutes französisches Sprichwort, und ich bin es müde, fortwährend von Leuten getadelt und in Stücke gerissen zu werden, die absolut kein Recht haben, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen. Was auch immer Schlimmes passieren mag, ganz gleichgültig was es ist: man schiebt mir die Schuld in die Schuhe. Der Hof und die offizielle Welt halten mich für einen ausgezeichneten Sündenbock. Es ist in gewisser Weise

ziemlich schmeichelhaft für mich, da es beweist, daß sie mich für zu anständig halten, um sie eines Tages mit gleicher Münze zu bezahlen. Die meisten dieser liebenswürdigen Leute sind nicht wert, zu Boden geschlagen zu werden, auch wenn man die Kraft hätte, einige coups de poing auszuteilen. Ich habe in anderen Kreisen so viele gute und aufrichtige Freunde, daß die anderen mir gleichgültig sind. Aber manchmal fühle ich die Undankbarkeit, die mir entgegengebracht wird, sehr schmerzlich, da ich mir bewußt bin, in Berlin so liebenswürdig und höflich zu jedermann zu sein, wie ich kann, den Menschen so viel Gutes zu tun und ihnen zu gefallen, als es mir möglich ist. Aber es gibt welche, die nicht gut behandelt sein wollen. Ich bin eine Engländerin, bei der man liberale, freidenkerische und künstlerische Tendenzen argwöhnt. Ich habe kosmopolitische und humanitäre Empfindungen und andere, die in den Augen Bismarcks Greuel sind; so werde ich mit dem Etikett ‚verdächtig' und ‚gefährlich' von der Clique versehen, die jetzt allmächtig ist. Ich kann es nicht ändern, halte still und mache mich so klein wie möglich, kann aber nicht, um ihnen einen Gefallen zu tun, aus meiner Haut fahren; aber sie sollen mich auch nicht mit Füßen treten, wie sie es eines Tages tun möchten.

Immerhin passiert es mir nur selten, daß ich vor Ärger überkoche, da ich mir immer denke, daß Menschen, die viel größer, besser und nützlicher waren als ich, immer mehr aus Unwissenheit, als aus böser Absicht, angegriffen und mißhandelt worden sind. Man muß also mit Leuten verschiedener Taktiken, Ansichten und Meinungen nachsichtig sein. ‚Tout comprendre c'est tout pardonner'; man muß die schwere Kunst erlernen, tolerant gegen die Intoleranten zu sein, wozu ich mir die meiste Mühe gebe ..."

Am 6. Oktober verließen der Kronprinz und die Kronprinzessin Venedig, um sich auf drei Wochen nach Baveno am Lago Maggiore zu begeben, wo Sir Morell Mackenzie von neuem seinen Patienten besuchte. Aus der Villa Clara in Baveno schrieb die Kronprinzessin am 9. Oktober:

„Dr. Mackenzie ist gestern morgen abgereist, er wird an Dr. Reid schreiben, sobald er nach Hause kommt. Nach seiner Ansicht bessert Fritzens Gesundheit sich in erfreulicher Weise, es hinge aber alles von ihm und davon ab, daß er nicht spricht und Kälte und Feuchtigkeit vermeidet — dann könnte er in drei oder vier Monaten ganz gesund sein! Wenn Fritz keine Hals-

schmerzen hat, ist er sehr schwer zu behandeln und widerstrebt jeder Beschränkung, aber ich hoffe, daß er durch die Fortschritte, die er macht, dazu bewogen wird, die Vorschriften der Ärzte zu befolgen..."

In Baveno wurde das kronprinzliche Paar von seinem Sohn Wilhelm besucht, der, wie die Prinzessin an die Königin Victoria am 17. Oktober schrieb, „bis jetzt sehr nett, freundlich und liebenswürdig ist". „Heinrich," fügte sie hinzu, „kommt heute abend an und ich hoffe, auch er wird nett sein." Augenscheinlich benahmen sich beide Söhne rücksichtsvoll und höflich, ohne irgendwelche Zweifel an Dr. Mackenzies Fähigkeiten als Arzt auszudrücken.

„Fritz," fügte die Kronprinzessin hinzu, „verspricht, vernünftig zu sein und nicht zu reden. Er ist außerordentlich über all die törichten Artikel in den deutschen Zeitungen verstimmt, die sich mit ihm beschäftigen! Sie sind ebenso taktlos wie frech und unverschämt! Wahrscheinlich hast Du sie gelesen! Er macht gute Fortschritte. Dr. Hovell ist sehr geschickt und flößt mir das größte Vertrauen ein."

Die vorletzten Bemerkungen beziehen sich auf eine Reihe von Artikeln, welche die Runde in der deutschen Presse machten und wahrscheinlich von Bismarck inspiriert waren. Sie ließen durchblicken, daß der Kronprinz den Charakter seiner Krankheit als Krebs erkannt habe, aber nicht für unheilbar gelten wolle, da er zur Regierung zu kommen wünsche!

Nun schrieb die Kronprinzessin am 25. Oktober an ihre Mutter:

„Von Fritz kann ich Dir nichts Neues mitteilen, als daß manchmal sein Hals etwas entzündeter ist als sonst. Ich halte seine Stimme für besser, sie scheint mir klarer und stärker, aber er will es nicht glauben!..."

Inzwischen hatte der alte Kaiser Anzeichen von Schwäche merken lassen; sein Gesundheitszustand gab aber noch nicht zu unmittelbaren Befürchtungen Anlaß. Am 31. Oktober schrieb die Kronprinzessin aus der Villa Clara:

„Fritz ist wieder heiserer, aber nicht wegen Erkältung oder aus irgendeinem erkennbaren Grunde — die Stimme ist manchmal besser und dann wieder schlechter. Er wird mit der größten Sorgfalt behandelt und kann sich nicht gut erkälten. Dem Kaiser scheint es nicht schlechter zu gehen, so daß wir seinetwegen nicht besorgt sind.“

Die dauernde Abwesenheit des Kronprinzen von Deutschland verschlechterte die Stimmung in Berlin noch mehr, und als es bekannt wurde, daß er für einige Zeit nach San Remo zu gehen beabsichtige, wuchs die Verstimmung. Am 27. Oktober schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Die Berliner Zeitungen machen mich ganz wild; der liebe Graf Radolinsky schreibt fortwährend, daß das Volk auf mich ärgerlich ist, weil ich San Remo gewählt und nicht noch einen deutschen Arzt zugezogen habe. Es ist tatsächlich außerordentlich unverschämt von diesen Menschen! Der Kaiser würde sich keinen anderen aufzwingen lassen, wenn er zufrieden wäre; warum sollten wir es also? Fritz kann unmöglich besser verpflegt und sorgfältiger behandelt werden als hier! Die Kur zu unterbrechen würde die Gefahr in sich schließen, sie zwecklos zu machen. Es wäre zu falsch. Bitte, sprich nicht darüber, daß ich Dir gesagt habe, was Graf R. geschrieben hat. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie feindselig und häßlich die Leute sind und wie ich gequält und geplagt werde! Auf der anderen Seite besteht so viel Teilnahme mit Fritzens Gesundheit und so viel wirkliche Liebe und Verehrung für ihn — dann bin ich froh zu sehen, daß man sich um ihn sorgt und solch herzliche Teilnahme bezeigt. Es existiert aber eine Clique, die entschlossen ist, alles falsch zu finden und zu kritisieren, und die eifersüchtig ist, daß er einen englischen Arzt hat und in einem englischen Hause lebt; sie halten es für eine gute Gelegenheit, mir eins auszuwischen! Es ist so töricht und engherzig und unvernünftig! Dabei versuche ich weiter nichts, als mein Bestes zu tun, um Fritz sobald als möglich gesund zu machen.

Wir reisen am Mittwoch, dem 3. November, nach San Remo und haben die Villa Zirio, die einem Italiener gehört und von ihm gebaut worden ist, gemietet. Ich bin sicher, Kanne kann Dir alles Nötige darüber mitteilen. Sie ist sehr teuer, aber neu und sauber und ganz komfortabel, glaube ich, was so wichtig für Fritz ist!...“

Wenige Tage später brach das kronprinzliche Paar mit großen Hoffnungen nach San Remo auf. Bis hierher hatten sich Mackenzies optimistische Prophezeiungen fast immer als richtig erwiesen, keine weiteren schlimmen Symptome hatten sich gezeigt, so daß die Hoffnung gerechtfertigt war, der Patient befinde sich auf dem besten Wege zur Genesung. Indessen fing in San Remo die dritte Phase seiner Krankheit an, ihre tragischen Ereignisse vorzubereiten.

Zehntes Kapitel

SAN REMO

Das kronprinzliche Paar war kaum 24 Stunden in der Villa Zirio in San Remo, als im Befinden des Patienten von Dr. Hovell ein sehr deutlicher Wechsel konstatiert wurde. Die Kronprinzessin telegraphierte sofort an Sir Morell Mackenzie, der am 6. November ankam und von da ab seinen Patienten nicht mehr verließ. Mackenzie mußte jetzt schließlich erkennen, daß die Krankheit ernsthafteren Charakter habe, als er geglaubt hatte; als ihn der Kronprinz fragte, ob die Krankheit Krebs wäre, antwortete er: „Es tut mir sehr leid, es sagen zu müssen, Sir, aber es sieht sehr so aus, indessen ist es unmöglich, dessen gewiß zu sein.“ An diesem Tage schrieb die unglückliche Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„... Ich muß mich entsetzlich beeilen, um den Brief noch zu expedieren und kann Dir nur sagen, daß in den letzten wenigen Tagen Dr. Hovell eine neue Schwellung an einer neuen Stelle entdeckt hat, deren Aussehen ihm nicht gefiel, so daß er wünschte, Sir Morell Mackenzie möchte sie so bald als möglich untersuchen. Sir Morell kam heute morgen an und ist mit dem Aussehen der Stelle nicht zufrieden; sie hat einen bösartigen Charakter und zeigt Symptome, die ihm nicht gefallen. Er will indessen keine bestimmte Meinung äußern und ist auch nicht ganz sicher, daß die Sache wirklich so schlimm ist! Ich kann jetzt nicht mehr sagen, außer daß es mich sehr unglücklich macht. Die Ärzte haben Fritz ihre Besorgnis mitgeteilt, natürlich hat ihn dies sehr deprimiert. Wir haben dem Kaiserpaar, unseren drei ältesten Kindern und dem Fürsten Bismarck aus reiner Klugheit und Gewissenhaftigkeit davon Mitteilung gemacht. Die

beiden andern Ärzte (Professor von Schrötter aus Wien und Dr. Krause aus Berlin) werden sich mit Mackenzie besprechen; die anderen, welche im vergangenen Frühling einen solchen Fehler gemacht haben, werden es nicht tun. Zur Beunruhigung liegt noch kein Grund vor, wenngleich man sich natürlich sehr unbehaglich fühlen muß. Alles ging so gut! Seine Stimme war fast ganz zurückgekehrt. Natürlich ist sie jetzt wieder verschwunden. Fritz hat zuzeiten arge Schmerzen im ganzen Halse, nicht an der speziellen Stelle! Der plötzliche Wechsel in seinem Befinden hat uns sehr niedergedrückt.

Sein Allgemeinbefinden ist so gut wie möglich, nur an diesen beiden letzten Tagen sah er angegriffen und ängstlich aus, der arme Liebe. Es ist wirklich eine harte Prüfung."

Die Konsultationen und Untersuchungen, die jetzt zwischen Sir Morell Mackenzie, Prof. von Schrötter, Dr. Krause und Dr. Moritz Schmidt, der vom Kaiser geschickt worden war, stattfanden, zerstörten den letzten Hoffnungsschimmer. Der Krebs hatte sein königliches Opfer in seinem Griff. Als Resultat der Konsultation wurde dem Kronprinzen die völlige Herausnahme des Kehlkopfes oder die Palliativoperation der Tracheotomie zur Wahl gestellt. Er entschied sich zugunsten der letzteren. Zwei Tage später schrieb die Kronprinzessin an ihre Mutter:

„Ich hätte Dir vorher schreiben sollen, aber ich war wirklich so betrübt und zerquält, daß es ein konfuser Brief geworden wäre. Vielen Dank für Deine beiden lieben Telegramme! Jede kleinste Zeile von Dir im Brief oder Telegramm ist mir ein Trost...

Die Ärzte sind angekommen und haben ihre Konsultationen gehalten. Sie haben mir ihr Protokoll vorgelesen, es klang in der Tat grausam. Obgleich ich kaum etwas anderes erwartete, gaben mir die gräßlichen Tatsachen dieses Schicksalsspruches, als ich sie vorgelesen hörte, einen furchtbaren Schlag! Natürlich wollte ich vor ihnen nicht zusammenbrechen. Es wird Dir und dem Kaiser geschickt werden. Mein Liebling hat ein Geschick vor sich, an das ich kaum zu denken wage! Wie ich jemals die Kraft aufbringen soll, es zu tragen, weiß ich nicht. (Im Vertrauen muß ich Dir sagen, daß Prof. Dr. von Schrötter auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht hat; er kam mir roh, grob und arrogant vor; vielleicht hat er sich mir nicht von seiner besten Seite gezeigt.)

Ich kann nicht oft genug wiederholen, wie klug und gütig, wie zartfühlend überlegt und scharfsinnig Sir M. Mackenzie ist — er ist wirklich ein wahrer Trost und eine große Hilfe. — Er ist immer ruhig und gefaßt — ebenso Dr. Hovell, ich hätte nicht gewußt, was ich ohne sie anfangen sollte.

Morgen will ich mehr schreiben — laß mich für heute schließen. Wilhelm ist eben, nicht auf unseren Wunsch, angekommen und gerade jetzt ziemlich im Wege."

Diesem Brief fügte die Kronprinzessin die Nachschrift an:

„Ich hoffe und vertraue und glaube, daß die furchtbare Stunde noch viele Monate, wenn nicht Jahre auf sich warten läßt. Mehr, weiß ich, darf ich nicht hoffen."

Am folgenden Tage, dem 10. November, schrieb der britische Militärattaché in Berlin, Oberst Leopold Swaine, an Sir Henry Ponsonby, den Sekretär der Königin, aus Berlin:

„Die Nachrichten über den Kronprinzen sind zu schrecklich; wir geben alle Hoffnung auf seine Genesung auf.

Dazu kommt noch das Gerücht, daß die Kaiserin nicht wohl ist; Hofbeamte verbreiten die Nachricht, daß Ihre Majestät im Sterben liegt. Aber ich konnte keine vertrauenswürdigen Informationen darüber bekommen.

Es scheint, daß der Kaiser sich wieder erholt, obgleich er noch schwach ist, und er scheint keineswegs so deprimiert durch die Nachrichten aus San Remo, wie wir alle. Er sieht die Lage mit größerer Hoffnung an.

Ich sehe mit großer Besorgnis in die Zukunft, wenn der Kronprinz von uns genommen wird. Wie Sie wissen, bewundere ich die Fähigkeiten des Prinzen Wilhelm außerordentlich, aber ich glaube, daß auch die besten Freunde Seiner Königlichen Hoheit zugeben werden, daß er noch zu unerfahren ist und kaum erwarten kann, das volle Vertrauen, das seinem Vater natürlich entgegengebracht würde, von den älteren deutschen Fürsten, wie dem König von Sachsen oder dem Regenten von Bayern zu erhalten.

Der Kaiser kann nicht sehr viel länger leben und der immer leidende Fürst Bismarck ist auch ein alter Mann. Solange des letzteren Leben währt, wird sich Prinz Wilhelm ganz seinen Ratschlägen fügen. Würde er aber sterben, sähe sich der junge Prinz der Aufgabe gegenüber, einen Reichskanzler zu wählen.

Könnte ihn eine solche Frage nicht in jedem Augenblick in den schärfsten Gegensatz zu den erfahreneren Köpfen der deutschen Königreiche und Fürstentümer bringen, welche die Union bilden? Es ist ein sehr bedrohlicher Augenblick."

Am folgenden Tage, dem 11. November, schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Sir Morell Mackenzie teilt mir mit, daß er an Dich geschrieben hat. Ich will also nur einige Zeilen anfügen. Du kannst Dir nicht vorstellen, was wir durchgemacht haben!! Die Angst um Fritz war in Berlin so groß, daß man aufs neue die furchtbare Operation beschloß; wir verdanken es Sir Morell Mackenzie und seiner ruhigen, geschickten und klugen Behandlungsweise allein, daß wir nicht mit Gewalt nach Berlin geschleift worden sind, um uns diese Operation aufzwingen zu lassen. Bitte sprich darüber mit niemand als mit der Familie! Ich hoffe, Du wirst Sir Morell sehen, wenn Du zurück in Windsor bist und Dir alles von ihm erzählen lassen! Fritz ist ganz glücklich und hoffnungsvoll; die Depression und Angst hat ihn verlassen, aber oh! was es für mich bedeutet, kann ich nicht sagen. Trotzdem kann und will ich die Hoffnung nicht aufgeben. Die merkwürdigsten Fehler werden gemacht und das Übel mag aufgehalten werden oder zu wachsen aufhören, wenigstens für eine Zeit, oder auch ganz gut werden, obgleich ich dies nicht für wahrscheinlich halte. Ich muß Prof. Schrötter die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er die sehr schwierige und delikate Aufgabe, meinem armen Liebling das Resultat der Konsultation mitzuteilen, außerordentlich gut gelöst hat. Um die Wahrheit zu sagen: ich glaube nicht, daß Fritz die volle Bedeutung seiner Worte verstand. Er sprach von den Operationen, die ausgeführt und vorgeschlagen werden können, machte sie aber weder dringlich noch empfahl er sie! Die anderen waren alle damit einverstanden und sind abgereist, nur Krause ist hiergeblieben. Ich war heute morgen in einer furchtbaren Angst, daß die Herren ihre Meinung zu offen ausdrücken und Fritz einen entsetzlichen Chok geben könnten; ich blieb also im Zimmer, aber es ging alles gut vorüber. Ich hoffe, daß wir nun eine kurze Zeitlang Ruhe haben und in Frieden gelassen werden, damit wir unseren lieben Patienten in Ruhe pflegen können, wie es das beste für ihn ist. Ich hoffe, die Erregung wird abebben und wir dann weniger mit Briefen und Telegrammen belästigt werden, die unaufhörlich einlaufen. Aber die Bürde von Schrecken und Angst, die auf mir liegt, wird bleiben — sie ist fast unerträglich."

Am folgenden Tage, dem 12. November 1887, veröffentlichte die deutsche offizielle Presse in einem unsignierten Bulletin, daß „die Krankheit auf die Existenz eines bösartigen neuen Gewächses von krebsartigem Charakter zurückzuführen ist". Am nächsten Tage berief der Kaiser Bergmann, Gerhardt, Tobold, Schrötter, Leuthold, Moritz, Schmidt, Krause und Landgraf nach Berlin, um ihnen zwei Fragen zu stellen: erstens, ob trotz der Weigerung des Kronprinzen die radikale Operation der Kehlkopfentfernung anzuraten sei; die Antwort lautete, daß der Wille des Patienten im Hinblick auf die Gefahr der Operation entscheidend sei und kein weiterer Versuch zu seiner Umstellung gemacht werden solle. Zweitens, warum die Operation, die im Mai und Juni nicht ausgeführt worden war, nochmals zu so später Zeit empfohlen würde. Die Antwort lautete, daß „die Verantwortlichkeit für die Nichtausführung der Operation bis zu so später Zeit bei dem Arzt läge, der eine Verschlimmerung der Krankheit nicht nur übersehen, sondern sogar geleugnet habe". Die Konsultation endigte mit der allgemeinen Überzeugung, daß das Leben des Kronprinzen am sichersten verlängert würde, wenn kein Versuch erfolge, um entweder den ganzen oder den in Mitleidenschaft gezogenen Teil des Kehlkopfes zu entfernen. Nachdem der Kronprinz von diesem Bericht Kenntnis genommen hatte, entschied er, daß die Operation nicht ausgeführt werden solle. Am folgenden Tage schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria (13. November 1887):

„... Morgen früh reist Sir Morell Mackenzie ab; ich komme mir vor wie ein Schiff, das vom Anker abgetrieben worden ist. Glücklicherweise bleibt Dr. Krause hier, den ich gerne habe und der sehr nett zu sein scheint. Sir Morell muß später wiederkommen. Wir haben gehört, daß in Berlin ein wahrer Sturm der Erregung und Kritik ausgebrochen ist. Es ist sehr unfair und ungerecht! Du wirst von Sir Morell nach seiner Rückkehr eine ganze Menge hören, obgleich seine Nachrichten ziemlich abgestanden sein werden, wenn Du aus Schottland zurück-

kehrst; immerhin wirst Du erfahren, was wir durchgemacht haben.

Fritz hat gut geschlafen, hat guten Appetit und fühlt sich ganz leidlich. Wir müssen beten, daß sein Zustand so lange als möglich so bleibt. Der entsetzliche Schrecken darüber, wie er leiden muß, macht mich zeitweilig ganz toll. Dann hoffe und vertraue ich wieder, daß er nicht leidet.

Das Wetter ist prachtvoll; ich hoffe, daß er bald wieder die Erlaubnis zum Ausgehen bekommen wird, da er so gerne spazierengeht oder fährt."

Die ganze Welt verfolgte nun die merkwürdige Lage, welche daraus entstanden war, daß ein Kaiser und sein Thronerbe an der Schwelle des Todes standen, mit Anteil. Kaiser Wilhelm I. ging langsam seinem Ende zu — sein Sohn war im Griff einer tödlichen Krankheit. Das furchtbare Rennen mit dem Tode hatte begonnen. Die deutsche Presse war außer sich. Schnell wurde die Schlußfolgerung gezogen, daß das Leben des Kronprinzen dem Fehler eines Arztes — eines englischen Arztes — geopfert worden sei, der, wie sie versicherte, von der Kronprinzessin berufen worden sei. Deutsche Ärzte, welche die richtige Diagnose gestellt hätten, seien absichtlich zugunsten eines unfähigen Fremden beiseitegeschoben worden. Prinz Wilhelm zögerte nicht, die Meinung Berlins wiederzugeben und kam mit Dr. Schmidt nach San Remo, um auf eigene Faust Untersuchungen anzustellen. Am 15. November schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Meinem geliebten Fritz geht es gut, was die zeitweilige Schwellung und Entzündung des Halses (Oedema) betrifft. Diese ist ziemlich verschwunden — er braucht nicht länger den ganzen Tag Eis zu schlucken und Tag und Nacht Eisbeutel um den Hals zu haben und in seinem Ankleidezimmer zu schlafen. Er darf nicht herunterkommen und nicht ausgehen. Ich nehme die Mahlzeiten allein mit ihm und sitze den ganzen Tag in seinem Zimmer, wenn ich nicht ausgehe. Er ist ganz vergnügt und fühlt sich behaglich, beschäftigt sich mit Lesen und Schreiben und schläft sehr gut. Er hat versprochen, die Berichte über

sich selbst in den Zeitungen nicht zu lesen und hat sein Versprechen gehalten.

Die heftigen und schamlosen Angriffe auf den armen Sir Morell Mackenzie in der deutschen Presse und unter dem Berliner Publikum empören uns außerordentlich. Sie sind ebenso ungerecht wie übereilt. Wir sind ihm so sehr dankbar, daß sie uns doppelt schmerzen.

Du fragst mich, wie Willy sich benahm, als er hier war. Er war so roh, unangenehm und frech wie nur möglich, als er ankam. Aber ich habe ihm mit, wie ich fürchte, beträchtlicher Heftigkeit den Standpunkt klargemacht, so daß er ganz nett und höflich und liebenswürdig (für seine Verhältnisse) geworden ist — wenigstens ganz natürlich, so daß wir ganz gut miteinander auskamen. Er sagte anfangs, daß er nicht mit mir spazierengehen wolle, ‚da er zu viel zu tun habe' — er müßte mit den Ärzten sprechen. Ich erwiderte ihm, daß die Ärzte mir und nicht ihm zu berichten hätten, worauf er antwortete, er habe Befehl vom Kaiser, auf der richtigen Behandlung zu bestehen, darauf zu achten, daß die Ärzte nicht beeinflußt würden und dem Kaiser über seinen Papa zu berichten! Ich meinte, das sei nicht nötig, da wir dem Kaiser selber Nachricht gäben. Er sprach vor anderen und drehte mir dabei halb den Rücken zu, so daß ich ihm sagte, ich würde seinem Vater davon Mitteilung machen, wie er sich benähme und ihn bitten, daß ihm das Haus verboten würde — und verließ das Zimmer. Darauf sandte er mir sofort den Grafen Radolinsky nach, um mir zu sagen, daß er nicht hätte unhöflich sein wollen und mich zu bitten, Fritz nichts zu sagen, ‚aber es sei seine Pflicht, darauf zu achten, daß des Kaisers Befehle ausgeführt würden'. Ich erwiderte sofort, daß ich ihm nichts nachtrüge, aber keine Einmischung dulde; so ging alles gut aus, und wir hatten viele nette kleine Spaziergänge und Gespräche zusammen. Er war auch ganz freundlich zu Sir Morell usw. . . . Wilhelm kam mit der Absicht, auf der schrecklichen Operation zu bestehen und brachte darum Dr. Schmidt, ohne daß wir es wußten, mit sich, da man fürchtete, daß die anderen Ärzte die Operation nicht empfehlen würden und Schmidt sie ihnen aufoktroyieren und uns zu diesem Zweck nach Berlin bringen sollte! Das würde Fritz einfach getötet haben! Wilhelm ist natürlich viel zu jung und unerfahren, um all das zu verstehen. Er ist bloß in Berlin dazu gebracht worden und glaubte, er müsse seinen Papa vor meiner schlechten Behandlung bewahren!! Wenn ihm nicht in Berlin aller mögliche Unsinn in den Kopf gesetzt wird, ist er ganz nett und traitabel, und wir

freuen uns dann auch ihn hier zu haben; ich kann nur nicht vertragen, wenn er mir Vorschriften machen will — der Kopf auf meinen Schultern ist genau so gut wie seiner. Wenn es nicht so wäre, würde ich die erste sein, die ihm nachgäbe...

Nun lebe wohl, geliebteste Mama — wenn Du an Fritz schreibst, hoffe ich, daß Du es so fröhlich tust wie Du nur kannst. Briefe in melancholischem Ton wie er deren viele erhält, deprimieren ihn. Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß man ihn für krank hält, oder daß er so erscheint."

Die Spannung zwischen Mutter und Sohn wurde mit der Zeit nicht geringer. Auch war die Kronprinzessin nicht damit einverstanden, daß Dr. Bramann, Professor Bergmanns Assistent, nach San Remo geschickt wurde, um die Tracheotomie auszuführen, wenn die Operation plötzlich notwendig werden sollte. Am 16. November schrieb sie an die Königin Victoria:

„Obgleich ich heute morgen an Dich geschrieben habe, möchte ich Dir noch ein paar Zeilen schicken, um Dir für Deinen lieben Brief vom 12. zu danken, den ich gerade erhalten habe. Alle Deine lieben Worte rühren und erfreuen mich sehr, Deine Liebe ist ein wahrer Trost und eine Hilfe für mich! Ich kann Dir nicht sagen, wie dankbar ich für sie bin. Fritz läßt Dich vielmals grüßen und Dir für Deine Freundlichkeit danken...

Wilhelms Telegramm ist zu verrückt! Er erzählte mir, daß er es abgeschickt habe und ich sagte: ‚Wie konntest Du das tun!!' Es ist zu unverschämt! Ganz wie er selbst! Er überlegt niemals. Er hatte gerade heute morgen gehört, daß Münster uns den Rat gegeben hatte, nichts ‚en clair' zu schicken, da alles gelesen würde; also glaubte Wilhelm, er würde ihnen mal die ungeschminkte Wahrheit sagen und war ziemlich stolz auf sein Telegramm als auf eine gute Idee! Ich konnte es nicht ganz in diesem Lichte sehen!!

Wir haben heute neue Unannehmlichkeiten aus Berlin erfahren: Graf Stollberg telegraphiert, daß der Kaiser einen Arzt, Bergmanns Assistenten, mit der Weisung bei uns zu bleiben, hergeschickt habe. Wir hatten zweimal protestiert und abgelehnt und gesagt, daß, wenn ein Arzt notwendig wäre, wir es Bergmann wissen lassen würden. Trotzdem zwingen sie uns diesen Menschen auf. Sie quälen uns unaufhörlich und die Presse hört nicht auf, wegen Fritz zu streiten und zu kämpfen! Politische

Fragen, nationale Empfindungen und Vorurteile werden mit dem allem vermischt, so daß man wirklich wütend gemacht wird, aber die aufrichtige Zuneigung, die uns von so vielen Seiten zuteil wird, ist außerordentlich rührend, und wir sind von tiefer Dankbarkeit für sie erfüllt."

Auf diesen Brief antwortete die Königin Victoria am 18. November:

„Du hast allen Grund, ärgerlich und entrüstet über die Aufregung, die schamlose Öffentlichkeit und die häßlichen Argumente zu sein, mit denen unseres geliebten Fritz' Krankheit behandelt wird. Aber auf der anderen Seite muß man auf die große Besorgnis einer Nation um ihren geliebten, edlen und heroischen Prinzen Rücksicht nehmen.

Natürlich werde ich Sir M. Mackenzie sofort nach seiner Rückkehr empfangen und dann alles von ihm hören. Trotzdem hoffe ich, daß der liebe Fritz die Alternativen kennt und weiß, daß er es ist, welcher bestimmt hat, daß nicht operiert werden soll, denn sonst würde die Verantwortlichkeit der anderen, welche im Gegensatz dazu eine positive Entscheidung getroffen haben, zu furchtbar sein. Die deutschen Ärzte und, wie ich glaube, auch viele in England, sehen die Operation nicht für so gefährlich an; es gibt viele Beispiele für ihre erfolgreiche Ausführung, denn auf diese Weise kann die Krankheit vollkommen beseitigt werden. Manche Leute glauben auch, daß Sir Mackenzies diagnostische Fähigkeit seiner großen Geschicklichkeit bei inneren Operationen nicht ganz ebenbürtig ist. Ich halte es für meine Pflicht, aus Liebe zu Euch beiden, offen zu sagen, was mir richtig scheint, denn die Wichtigkeit und der Wert des kostbaren Lebens unseres geliebten Fritz sind so groß, daß nichts übersehen werden darf. Natürlich weiß ich noch gar nichts über den genauen Stand der Tatsachen und schreibe Dir daher nur, da ich weiß, daß Du es gern hast, wenn ich ganz offen zu Dir bin."

Dieser Brief kreuzte sich mit einem der Kronprinzessin, den sie am selben Tage geschrieben hatte; sie trägt ihrer Mutter all ihre Befürchtungen und Hoffnungen vor:

„Ich erhielt Deinen lieben Brief vom 14. gestern abend. Vielen herzlichen Dank dafür! Aber ich müßte mir selbst Vorwürfe machen, wenn Du Dich ermüden oder zuviel von Deiner kostbaren Zeit opfern würdest, um mir zu schreiben.

Also bitte, schreibe nicht öfter an mich als gewöhnlich. Ich weiß, wie besetzt Deine Zeit ist, und obgleich Du sicher sein kannst, daß Deine Briefe für mich einen großen Trost und eine große Freude bedeuten, würde ich doch darunter leiden, wenn Du mehr an mich schreiben würdest, als es auf jeden Fall für Dich bequem ist. Unserem lieben Patienten geht es weiter gut! Die Einmischungen, die Angriffe, die Ratschläge strömen aus Berlin weiter auf uns hernieder, d. h. auf mich, weil wir Fritz so wenig wie möglich damit beunruhigen! Die Zeitungen sind voller Lügen, und trotzdem wissen wir nicht, ob es ratsam ist, ihnen zu widersprechen. Meistenteils sind es feindliche Innuendos. Du weißt, daß es eine Partei gibt, die gegenwärtig sogar an unserem Hof ihre Vertreter hat, die zweifellos aus guten Motiven, aber mit einem bedauernswerten Mangel an gesundem Menschenverstand und Wissen von medizinischen Dingen behauptet, daß ich der Grund alles Unglücks bin — die Operation im Mai verhindert, Sir M. Mackenzie Fritz aufgezwungen und jeden anderen ferngehalten habe! Sie sagen auch, daß diese furchtbare Operation Fritz geheilt oder getötet haben würde, und daß ich beide Möglichkeiten unterbunden hätte. Sie befürchten einen Krieg oder europäische Verwicklungen und glauben, daß Wilhelm besser wäre als ein Kaiser, der an einer unheilbaren Krankheit leidet, denken also vielleicht auch, daß sie mich loswerden können, worüber sie sehr froh wären, da sie den Kaiser und Wilhelm für viel bessere Instrumente halten. Das ist alles so töricht und falsch und lächerlich, daß es kaum den Widerspruch lohnt. Solange aber noch ein Atemzug in mir ist, will ich darauf halten, daß für Fritz das Richtige zur Verlängerung seines Lebens, zu seiner Bequemlichkeit und seinem Glück getan wird. Viele sind ärgerlich auf mich, da ich vor Fritz fröhlich und unbefangen erscheine und mich bemühe, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben und ihn den Sorgen und dem Nachdenken über traurige Dinge entziehen will! Nach ihrer Ansicht versuche ich, ihm den Ernst der Situation zu verheimlichen, da er wissen müsse, in welcher Gefahr er schwebe. Das ist absolut nicht wahr, da er sich momentan, Gott sei Dank, nicht in unmittelbarer Gefahr befindet. Ferner behaupten sie, daß ich ihn mit falschen Hoffnungen aufrecht halte, was auch nicht wahr ist, da ich sorgfältig vermeide, über die Zukunft zu sprechen, um ihm nicht meine wahre Ansicht mitteilen zu müssen. Als Sir Morell ihm das erstemal in der freundlichsten, gütigsten Weise mitteilte, daß er fürchte, das Gewächs möge ein bösartiges sein, depri-

mierte er Fritz so entsetzlich, daß dieser bittere Tränen vergoß und einen herzzerreißenden Kummerausbruch hatte! ‚Daß ich so eine schreckliche, ekelhafte Krankheit haben muß! und für euch alle zum Ekel und eine Last sein muß! Ich hatte gehofft, meinem Lande nützen zu können. Warum ist der Himmel so grausam gegen mich? Was habe ich getan, um so geschlagen und verdammt zu sein? Was wird aus Dir werden? Ich kann Dir nichts hinterlassen! Wer will Morettas Kämpfe ausfechten?‘ Ich tat alles, um ihn zu trösten und zu beruhigen, erzählte ihm alles, was ihn trösten und stärken konnte, aber nichts Unwahres. Ich sagte ihm, daß wir die Zukunft in Gottes Hand lassen und uns nicht ängstigen, sondern die Krankheit, so gut wir es könnten, bekämpfen müßten, indem wir froh und hoffnungsvoll wären, für seine Gesundheit sorgten usw....

Darauf war er ganz beruhigt und getröstet, und was die anderen Ärzte später zu ihm sagten, machte ihm keinen Eindruck. Er hörte sie ganz ruhig an, wurde sich aber nicht ganz klar darüber, was sie meinten. Natürlich wissen das nur sehr wenig Menschen, Sir Morell, Dr. Hovell und Moretta. Natürlich dürfen es die anderen nicht wissen, da sie sonst sofort sagen würden: ‚Oh, es geht Ihnen viel schlechter, als Sie es wissen. Ihre Frau verbirgt es vor Ihnen. Da es keine Hoffnung mehr für Sie gibt, täten Sie besser daran, alle Hoffnung aufzugeben, jemals Ihrem Vater zu folgen. Sie sollten nach Berlin zurückgehen und sich der Operation unterziehen.‘ Selbst gute und wohlmeinende Menschen haben nicht ‚le tact du cœur‘ und bemühen sich nicht, einem andern einen Augenblick der Angst und Verzweiflung zu ersparen. Du weißt, wie sensitiv und ängstlich, wie argwöhnisch und verzagt Fritz von Natur aus ist. Um so falscher und in der Tat gefährlich (abgesehen von der Grausamkeit) ist es, zu wünschen, daß er das Schlimmste denken soll. Wir würden ihn überhaupt nicht weiterbekommen, wenn das der Fall wäre. Einige seiner Freunde glauben, daß etwas Großes darin liege, aus allem das Schlimmste und von allem ein großes Aufhebens zu machen; unter den Briefen und Telegrammen, die er bekommt (trotzdem ich versuche, sie von ihm fernzuhalten), sind ganz törichte, die richtige Leichenreden enthalten. Ich bin deswegen in fortwährender Angst, da es wirklich zu schlimm ist, wenn er permanent gequält, geängstigt, anstatt ermutigt und gekräftigt wird, da es meine Aufgabe, wie Du Dir denken kannst, ungemein erschwert. Die Öffentlichkeit, in der alle unsere Angelegenheiten in Berlin behandelt worden sind, ist sehr peinlich, und die Indiskretion und der Mangel an

Takt beleidigen unsere Empfindungen. Auch dieses wirst Du sicher verstehen und Mitgefühl mit mir haben! ...

Wie lange uns Gott unseren Liebling noch lassen wird, wissen wir nicht, aber dieser Gedanke soll, obgleich er jede Minute meines Lebens verbittert, keine Düsternis über ihn werfen, wenn ich es verhindern kann. Selbst in der Ungewißheit kann noch Hoffnung liegen; wenn sie auch nur gering ist, so genügt sie doch, um ihm in unbestimmter Weise vorgehalten zu werden; dies ermuntert und stärkt ihn und macht ihn willig, die Wünsche der Ärzte auszuführen, was er nicht tun würde, wenn er von der Nutzlosigkeit des Ganzen überzeugt wäre. Ich habe Dir diese Einzelheiten geschrieben, da ich glaubte, daß Du sie zu wissen wünschst.

Ich bin so dankbar, daß wir nicht in Berlin sind, wo sie uns mit ihrer Einmischung halbtot machen würden, und alle den Kopf vor Aufregung verloren haben.

Ich weiß es nicht, glaube aber, daß wir Fürst Bismarck auf unserer Seite haben würden. Dem Kaiser geht es wieder wunderbar gut, über die Kaiserin höre ich sehr widersprechende Nachrichten, so daß ich in der Tat nicht weiß ..."

Die andauernde Abwesenheit des Kronprinzen von Berlin wurde jetzt von gewissen Elementen am deutschen Hofe übelgenommen, und die Besorgnisse der Prinzessin schienen nur allzu gerechtfertigt, als am 17. November, für den Fall seiner Erkrankung, der Kaiser seine Machtbefugnis auf den Prinzen Wilhelm übertrug. Vier Tage später war der zweite Sohn der Kaiserin, Prinz Heinrich, in San Remo angekommen; das durch seinen Besuch verursachte Unheil kann aus dem folgenden Brief der Kronprinzessin, vom 21. November, ersehen werden:

„In Berlin haben sie den größten Fehler begangen. Der Kaiser hat bestimmt, daß Wilhelm an seiner Statt die Staatspapiere unterzeichnen soll, wenn der Kaiser sich dazu nicht imstande fühlt. Es ist ein gegen die Regel verstoßendes und außerordentlich rücksichtsloses Vorgehen, dies zu tun, ohne Fritz um Rat gefragt zu haben. Vor zwei Tagen kam eine von Bismarck signierte Notifikation dieser Tatsache an, die nicht einmal von seiner Hand geschrieben war. Fritz war an diesem Tage sehr aufgeregt und ärgerlich über die Tatsache, daß auf Befehl des Kaisers ein Assistent Bergmanns hierhergeschickt

worden ist — ohne daß Fritz es wünschte und gegen meinen geschriebenen und telegraphierten Protest. Der Doktor wollte nicht, daß er sich aufregte, so tat ich dies Papier beiseite und gab es ihm nicht! Heinrich kommt an, zieht ein Papier, oder vielmehr einen Brief von Wilhelm aus seiner Tasche, in dem dieser sagt, daß er zum Stellvertreter des Kaisers bestimmt sei, und gibt ihn Fritz, der sehr gekränkt, ärgerlich und erregt war, viel sprach (was sehr schlecht für ihn ist), sagte, er wollte sofort nach Berlin kommen usw. ... Es dauerte lange, bis er beruhigt werden konnte.

Nun muß ich Dir mitteilen, daß der Hof, das Militär und die Regierung in Berlin so töricht sind, daß sie glauben, Fritzens Krankheit sei in einem viel fortgeschritteneren Stadium, als sie wirklich ist. Ich kann auch sagen, daß sie wünschten, sie wäre weiter fortgeschritten! Sie glauben, daß, wenn der Kronprinz aufgegeben ist, es besser für den Staat (und für sie) ist, je schneller ein anderer diesen Platz einnimmt. Nach ihrer Ansicht sind Sir Morell, Dr. Hovell, Dr. Krause und ich, die unseren Patienten pflegen, nur auf ihn, sein Wohlbefinden, die Verlängerung und die mögliche Rettung seines kostbaren Lebens bedacht; was sie (die Partei) natürlich für ganz unmöglich und lächerlich halten. Sie wissen, daß Sir Morell, Dr. Hovell und Dr. Krause ganz und gar unabhängig, keine Angestellten der deutschen Regierung sind und keine Befehle von Berlin entgegennehmen, sondern sich nur von ihrer Pflicht gegen den Patienten leiten lassen. Natürlich wünscht die Partei, sie loszuwerden, und sie bedienen sich nur allzu gerne der schamlosen und widerlichen Polemik in der Presse, die sie sogar noch begünstigen und ermutigen! Die Partei ist der Ansicht, daß, wenn sie mich loswerden könnten, sie dann Fritzens Ärzte wegschicken und Leute ihrer eigenen Wahl an ihre Stelle zu setzen imstande wären, die sie zu dirigieren vermögen, wie sie sich Fritz gegenüber zu verhalten haben; sie behaupten ganz ruhig, daß es ihre Pflicht sein würde, es Fritz klarzumachen, daß sein Fall hoffnungslos und es seine Pflicht sei, je eher desto besser, seinen Ansprüchen auf den Thron zu entsagen. Dieser Plan ist ausgeheckt worden; Fritz weiß es und hat Verdacht geschöpft. Alles, was ihn betrübt, schadet ihm so sehr! Die Sympathie und die Liebe für ihn in Deutschland sind groß, aber auch die Bestürzung ist bedeutend. Die Leute haben gehört, daß Fritz das Schlimmste weiß, daß er es mit völliger Ruhe aufgenommen hat und daher glauben sie, daß er in Kürze sterben müsse; deshalb sind sie erstaunt, daß er nicht zurückkommt. Andere wiederum

denken, daß der Kronprinz, wenn der Kaiser sterben oder so krank sein sollte, daß er den Regierungsgeschäften nicht nachkommen kann, nicht mehr arbeiten könne, so daß Prinz Wilhelm seine Stelle einnehmen muß! Diese Ansicht drückte Heinrich diesen Nachmittag mir gegenüber aus, und zwar, wie ich leider sagen muß, in höchst unpassender Form. Ich habe mich über den Jungen nicht geärgert, weil er unwissend, grün und mißleitet ist und nichts versteht, aber er predigte mir, als ob ich ein kleines Mädchen wäre. Er ist seinem Papa ergeben — und glaubt, daß jeder Beamte in Berlin recht haben muß! All diese Quälereien sind schwer für mich zu ertragen, während die Angst Tag und Nacht an meinem Herzen nagt! Ich denke, sie werden sich in Berlin wieder beruhigen und zur Besinnung kommen...

Glücklicherweise fühlt sich der liebe Fritz heute gut und behaglich, mit Ausnahme der von außen kommenden Unannehmlichkeiten. Er sendet Dir seine zärtlichste Liebe.

Ich habe heute nicht gewagt, an die Zukunft zu denken. Ich lasse sie in Gottes Hand und will nicht wissen, was uns bevorsteht..."

Andere Briefe der Kronprinzessin an ihre Mutter während der sechs übrigen Wochen des Jahres 1887 sind meist in derselben Tonart gehalten. Hauptsächlich teilen sie Nachrichten über den Wechsel in der Krankheit des Kronprinzen mit — einen Tag war die Kronprinzessin voller Hoffnung und am nächsten tief bedrückt. Allen Bemühungen, Mackenzie, Hovell und Krause durch andere Ärzte zu ersetzen, setzte sie den heftigsten Widerstand entgegen. Die fortwährenden Kritiken in der deutschen Presse bekümmerten sie außerordentlich, ebenso wie die gedankenlosen und häufig beleidigenden Handlungen ihrer Söhne, der Prinzen Wilhelm und Heinrich. „Heinrich," schrieb sie am 29. November, „behauptet weiter, daß sein Papa infolge der Tätigkeit der englischen Ärzte und durch mich verloren ist ... Er wird so grob und unverschämt, daß ich es wirklich nicht länger ertragen kann." (Prinz Heinrich war damals 25 Jahre alt.) Am 2. Dezember schrieb sie:

„Es ist hart genug, daß ich über mich selbst nur Schlimmes hören muß, daß alles, was ich für Fritz tue, für falsch gehalten wird, daß die Ärzte, die so klug und gewissenhaft handeln, von unwissenden aufgeregten Menschen in Stücke gerissen werden — aber es ist noch viel härter, wenn man sehen muß, daß die eigenen Kinder sich vollkommen auf die Seite dieser Leute stellen, sich weigern, mich anzuhören oder ein Wort von mir zu glauben. Heinrich ist in dieser Beziehung ganz furchtbar! Er ist voller Vorurteile und glaubt alles besser als seine Mama und die Ärzte hier zu wissen, und ist überzeugt, daß wir nicht die Wahrheit sagen. Es läßt mich manchmal ganz bitter werden. Immerhin denke ich, daß er dazu gebracht werden kann, die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen, wenn wir länger hier gewesen sind. Er ist widerspenstig wie ein Maulesel.

Du kannst Dir nicht denken, mit welcher Heimtücke dem deutschen Publikum die Dinge dargestellt worden sind, um es gegen Sir Morell Mackenzie, gegen mich, Dr. Krause und Dr. Hovell aufzureizen... Auf diesem Grund sind die politischen Intrigen gewachsen. General von Winterfeldt, der unser größter Trost und unsere beste Stütze in Baveno war, gab sofort alles auf, verlor den Kopf und unternahm es, den ganzen Hof und die Militärpartei in Berlin in Aufregung zu bringen. Er telegraphierte permanent die alarmierendsten Dinge und schuf in Berlin die Panik, die durch die Heftigkeit des Generals von Albedyll und seiner Freunde, die natürlich erschreckt waren, vermehrt wurde; sie glauben, Fritz würde in wenigen Monaten von uns genommen werden und bombardierten uns beständig mit Vorschlägen, die wir nicht ausführen konnten. Winterfeldt und die ganze Partei in Berlin wünschten, daß wir augenblicklich packen, nach Hause reisen und Fritz in die Hände von Gerhardt, Bergmann und Tobold geben sollten — sie wollten uns die Operation aufzwingen! Ich brauche kaum zu sagen, daß die Reise eine akute Entzündung hervorgerufen und aller Wahrscheinlichkeit nach die Operation Fritz das Leben gekostet haben würde.

Es war meine Pflicht, dagegen zu kämpfen! Jetzt will dieselbe Partei nicht zugeben, daß es Fritz relativ gut geht. Sie hatten alle ihre Berechnungen auf die Tatsache gegründet, daß Fritz seinem Vater nicht folgen oder gezwungen sein würde, sofort eine Regentschaft einzurichten, die alle Macht in Wilhelms Hände legen sollte. Danach trafen sie ihre Anordnungen; ich habe bis jetzt noch keine Nachricht, wie Bismarcks Haltung ist, ob er der Partei glaubt und mit ihr geht oder nicht. Das ist

unsere wahre Lage; sie meinen es patriotisch und glauben, daß es für das Land das beste sei. Dabei ist es in der Tat töricht und falsch, boshaft und grausam und steht bestimmt nicht im Einklang mit den Empfindungen des deutschen Volkes, das uns täglich neue Beweise des Vertrauens, der Sympathie und der loyalen Ergebenheit zukommen läßt.

Ich muß alle diese Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Torheit eine Zeitlang ertragen, die Zukunft wird zeigen, wer recht hatte."

Während eines Besuches bei der Kronprinzessin schrieb eine ihrer geschätztesten Freundinnen, Lady Ponsonby, an ihren Gatten, Sir Henry Ponsonby, am 3. Dezember 1887 einen Brief, der ein interessantes Licht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Villa Zirio wirft:

„Gerade komme ich vom Diner mit dem Kronprinzen, der Prinzessin und siebzehn Gästen in der Villa Zirio zurück. Wir waren — laß mich sehen — Brühl, Perpignan und vier Prinzessinnen, ich selbst und Maggie und Mlle. de B., die Lehrerin, macht neun Frauen; Kronprinz, Prinz Heinrich, sein Stallmeister Seckendorff, von Rabe (ein geheimnisvoller Mann mit Brille), unser Seckendorff und ein kleiner dunkler englischer Arzt bildeten die Gesellschaft. Ich saß neben dem Kronprinzen, der prachtvoll aussah, eine frische Farbe und guten Appetit hatte; es kostete mich die größte Mühe, ihn am Sprechen zu hindern ...

Ich hatte einen langen Besuch von Baron Roggenbach, einem alten Freund des Prinzen, und Stockmars, einem der wenigen Leute, denen die Kronprinzessin wirklich vertraut. Er sagte, daß er unter den ersten war, die sich wegen des Kronprinzen Sorge machten, und erzählte mir die Geschichte des Falles von Anfang an. Was er auch immer über Mackenzie in England denken mag — es scheint nicht allzu günstig —, so ist er der Überzeugung, daß dieser sich hier sehr fair und vollkommen ehrlich benommen hat. Er stimmt völlig mit ihm überein, daß die Operation nie in Frage kam, gleichgültig ob die Krankheit Krebs war oder nicht, so daß Mackenzie völlig gerechtfertigt war, wenn er sagte, soweit man urteilen könne, läge kein Beweis für die Bösartigkeit vor. Er verhehlte dem Kronprinzen niemals, daß es so werden könne. R. erzählte mir noch viel mehr, aber die Post geht ab. Die Kronprinzessin war kurze Zeit hier

und nahm Maggie und die Prinzessin Victoria mit. Wir dinieren heute abend dort.

Ich will noch hinzufügen, daß ich Roggenbach für den klügsten Deutschen halte, den ich bei ihnen gesehen habe. Im Augenblick, sagt er, sei es ein überraschender Krankheitsfall, die Farbe ausgezeichnet und das Allgemeinbefinden jeden Tag besser. Jedenfalls erzählte Jenner, daß das Unheil keine Fortschritte macht."

Bismarcks Haltung während dieser Zeit zeigte wohlwollendes Interesse, und die Prinzessin schrieb am 8. Dezember mit Freude von einem höflichen und netten Brief, den sie von ihm erhalten habe. [Busch erzählt, daß unter den Briefen ein langer mit dem Datum 22. November 1887 von der Hand der Kronprinzessin war, der dem Kanzler Bericht über die Krankheit ihres Gemahls und über die Ärzte gab, sowie ein Schreiben Bodelschwinghs, über das Bismarck mit Bleistift geschrieben habe „Alter Heuchler"].

„Heinrich ist jetzt sehr nett und liebenswürdig, ich habe aber niemals mit ihm über die Krankheit seines Vaters, oder die Ärzte oder die Art und Weise gesprochen, in welcher die Leute in Berlin sich benehmen, da ich nicht noch einmal so mit mir reden lassen will. In allen anderen Angelegenheiten hat er sich jetzt beträchtlich beruhigt und macht sich angenehm. Er ist immer nett, wenn er eine Zeitlang bei uns gewesen ist, aber nicht, wenn er von anderen aufgehetzt und sein Kopf in Berlin mit Unsinn vollgestopft worden ist."

Sechs Tage später schrieb Lady Ponsonby an die Königin Victoria:

„... Die Prinzessin erzählte mir gestern, daß Eurer Majestät mitgeteilt worden ist, es habe sich ein frisches, kleines Gewächs auf dem Stimmband gebildet, so daß man sich entschlossen hat, Sir M. Mackenzie wiederum zu konsultieren, und dies ist eine Quelle unruhiger und ängstlicher Gedanken, obgleich das Erscheinen des Gewächses die Ärzte von der Existenz des Krebses nicht mehr überzeugt, als sie es schon kürzlich gewesen sind. Es ist natürlich zu bedauern, da die Erwartung einer anderen so schnell folgenden Konsultation den Prinzen deprimiert und viele operative Eingriffe natürlich eine gesundheitsschwächende Wirkung haben. Aber die große Frage,

welche Art Halskrankheit der Kronprinz hat, bleibt noch unbeantwortet, und das neue Gewächs (das genau denselben Charakter wie das zeigt, welches Sir M. Mackenzie vorher operiert hat) beweist in keiner Weise das eine oder andere. Aber der Rückfall einer milderen Art von Krankheit bringt eine Erschwerung für die Stellung der Prinzessin mit sich, über die zu entscheiden nicht leicht ist. Bei der auf seiten der deutschen Ärzte bestehenden Eifersucht mag es nicht klug sein, den englischen Arzt allein zu berufen, wenn auf der anderen Seite zur Konsultation noch zwei oder drei oder vier Ärzte gerufen werden, so wird eine Panik entstehen, und der ganze Friede, der hier geherrscht hat, wird zu Ende sein. Außerdem werden die Prinzessin Charlotte und ihr Gatte in kurzer Zeit hier erwartet. Es ist schwer zu entscheiden, ob der Plan einer neuen Konsultation ihnen mitgeteilt werden soll oder nicht. Als ich es mit der Prinzessin besprach, trug ich ihr meine Ansicht vor, daß es nach meinem bescheidenen Urteil besser sein würde, nichts zu verbergen. Die Ärzte können nicht ohne Kommentar der Presse und des Publikums herkommen. Wenn der Prinz und die Prinzessin in der Erwartung ankommen, den Kronprinzen so wohl zu finden, wie die Berichte der letzten vierzehn Tage ihn darstellten (in sehr richtiger Weise), und anstatt dessen ihn in sein Zimmer gebannt antreffen, wie er es im Augenblick sein muß, wird es den Eindruck verstärken (den, wie ich glaube, der Schwiegersohn mit dem Prinzen Wilhelm teilt), daß die Wahrheit vor den Verwandten und der Öffentlichkeit geheimgehalten wird, so daß dies nur zu der Menge beklagenswerter Verdrehungen beitragen würde, unter welchen die liebe Kronprinzessin leidet. Ich glaube, daß die Kronprinzessin bestimmt hat, in diesem Augenblick solle nur Eurer Majestät Mitteilung gemacht werden, aber ich habe dem Grafen Seckendorff von meinen Befürchtungen erzählt. Nach seiner Meinung denkt die Prinzessin wie ich und wünscht, daß der Rückfall (es ist beinahe ein zu starkes Wort) ein wenig später, aber vor der Ankunft des Prinzen und der Prinzessin bekanntgegeben wird.

Wir dinierten gestern abend in der Villa Zirio, und ich bat, nicht neben dem Kronprinzen zu sitzen. Er ist so sehr gütig und freundlich, und es ist beinahe unmöglich, ihn am Sprechen zu verhindern. Wenn man versucht, dies zu vermeiden, indem man selber redet, will er antworten. Ist man still, will er eine Unterhaltung beginnen; so überließ ich voller Trauer meinen Platz einem anderen; als Baron Roggenbach gegangen war (mit dem er eine lange Unterhaltung hatte), war der Prinz augen-

scheinlich bewogen worden, schweigsamer zu sein, und spielte Billard, anstatt sich zu unterhalten.

Die Kronprinzessin hatte Kopfschmerzen und eine leichte Erkältung. Natürlich wechselt ihre Stimmung je nach Lage der Dinge. Es ist vollkommen unerträglich, daß sie nicht das Einfachste tun kann, ohne daß es sofort in Berlin bekannt wird. Ich darf wohl sagen, daß Ihre Kaiserliche Hoheit Eurer Majestät von dem Telegramm erzählt hat, das sie en clair an die Herzogin von Montpensier geschickt hat, auf das, bevor die Antwort eintraf, die Kronprinzessin eine Mitteilung aus Berlin bekam, die besagte, man wünsche nicht, daß Ihre Kaiserliche Hoheit die Orléans träfe. Die Information muß von irgend jemand in der Villa Zirio gegeben worden sein. Dies ist das Traurigste an der Stellung der lieben Kronprinzessin. Es ist keine âme qui vive, zu der sie offen sprechen kann (ich meine die Damen). Wenn sie es tut, so werden ihre Worte immer verdreht, beargwöhnt, falsch wiedergegeben, übertrieben und gegen sie gewendet. Mlle. de Perpignan ist sehr gerecht und bei weitem die netteste von allen Damen; die Kronprinzessin scheint ihre kleinen Differenzen ganz vergessen zu haben. Ihre Kaiserliche Hoheit erzählt mir, daß ihr Graf R. gezeigt habe, aus welcher Richtung der Wind blase, als er ihr mitteilte, daß die Lage so sehr verändert sei, daß es nunmehr von keinerlei Bedeutung sei, ob eine von der Regierung unabhängige (Graf Seckendorff) Persönlichkeit Einfluß im Haushalt des Kronprinzen habe, oder nicht. Inzwischen saßen sie beim Diner gestern abend nebeneinander, was mich amüsierte, und unterhielten sich (was für sie beide spricht), obgleich sie niemals Freunde sein können. Was Graf S. auch immer für Fehler haben mag (und ich sehe sie genau), so kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die Ratschläge, die er der Kronprinzessin gibt, immer vernünftig, anständig, offen und furchtlos sind. In seiner Lage kann ich dies nur als große Vorzüge ansehen. Prinzeß Victoria ist für ihre Mutter ein großer Trost und besitzt augenscheinlich einen festen Charakter. Trotzdem ist die Kronprinzessin sehr, sehr einsam; es bekümmert mich oft, wenn ich daran denke..."

Lady Ponsonbys Erwähnung der Beziehungen, welche die Kronprinzessin mit der Herzogin von Montpensier verbanden, bezogen sich auf eine andere Spannung, die zwischen der Kronprinzessin und den Machthabern in

Berlin bestand. Die Kronprinzessin hatte mit den Orléans' immer auf gutem Fuß gestanden; als sie hörte, daß der Herzog und die Herzogin von Montpensier in Cannes seien (wo der Bruder der Kronprinzessin Prinz Leopold im Jahre 1884 gestorben war), entschied sie sich, ihnen entweder einen kurzen Besuch abzustatten oder sie nach San Remo einzuladen. Sobald die Nachricht von diesem Plane nach Berlin kam, verbot Bismarck sofort einen solchen Austausch von Höflichkeiten; am 22. Januar schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Stelle Dir vor, daß es mir verboten worden ist, den Herzog und die Herzogin von Montpensier, Marguérite und Chignite, zu besuchen oder sie hierher einzuladen. Sie baten alle so recht herzlich, uns hier besuchen zu dürfen!! Es macht mich wütend, daß ich nun Entschuldigungen suchen muß und unhöflich erscheine, da ich sie erst so gerne sehen wollte! Daher kann ich nicht nach Cannes und möchte doch so gerne das Haus sehen, in dem unser lieber Leopold sein Leben aushauchte, und die Kirche, die zu seinem Gedächtnis erbaut worden ist! Es ist wirklich zu schlimm und sehr lächerlich; außerdem wünsche ich, daß alle erfahren, es sei nicht unser Fehler. Es ist Bismarcks neuestes Steckenpferd. Ich kann absolut nicht begreifen, wie es jemand schaden könnte, wenn ich unsere Verwandten und Freunde sehe, die immer so freundlich, höflich und angenehm sind. Es scheint mir so kleinlich. Vermutlich soll die französische Regierung sich nicht einbilden, daß Deutschland die geringste Sympathie für die Orléans' oder ihre Sache hat — sondern im Gegenteil hofft, daß sie niemals auf den Thron zurückkehren werden. Fürst Bismarck ist überzeugt, daß sie eine große Gefahr für den Frieden und Deutschland bedeuten, was ich nicht glauben kann! Nach seiner Überzeugung würde Rußland sofort ein Bündnis mit ihnen schließen und Krieg mit Deutschland anfangen, wenn sie zur Macht kämen, während des Zaren Widerwillen gegen eine Republik ihn gegenwärtig davon zurückhält, sich mit Frankreich zu verbünden. Ich kann in dieser Republik absolut kein Sicherungsmittel erblicken."

Während Lady Ponsonby noch in San Remo war, schrieb sie im Dezember 1887 an ihren Gatten, Sir Henry Ponsonby:

„Ich erkläre, daß nach meiner Meinung die unfaire Behandlung der Kronprinzessin unerträglich ist. Die deutsche Presse behauptet weiter, daß die Wahrheit mit Willen zurückgehalten wird, und wenn sie Dr. Krause zitiert (den deutschen Arzt, der hier mit Hovell arbeitet), sagen sie, daß er bestochen sei. Bismarck (der alte) und das Kaiserpaar sind ihr gut gesinnt, was ihr hilft. Der Kronprinz setzt das vollkommenste Vertrauen in sie, so daß sie immerhin einen großen Ausgleich für alle Mißhelligkeiten hat, aber die hochements de tête der Kinder, Heinrichs und der Kleinen, und die visage d'événement Brühls irritieren mich. Ich glaube nicht, daß M. Mackenzie Reid alle Einzelheiten mitgeteilt hat. Hovell erzählte mir alles ganz genau; zusammen mit Roggenbachs und der Kronprinzessin Berichten habe ich alles aufgeschrieben, während es mir noch frisch im Gedächtnis ist.

Der Brief der Königin ist sehr interessant. Ich glaube, daß sie envénimée gegen Mackenzie durch Onkels [Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha] Einfluß ist, der im Dienste seines Neffen Wilhelm steht und glaubt und sagt, daß der englische Arzt sich nur ein warmes Nest bereiten will. Gestern brach sie, die Kronprinzessin, zum erstenmal in meinem Beisein zusammen. Im allgemeinen scheint sie in ausgezeichneter Verfassung, obgleich sie manchmal von bösen Ahnungen erfüllt ist; aber gestern war es zuviel für sie, da sie ihn beim Lesen einer Wiederholung der früheren ärztlichen Diagnose fand, die einen Paragraphen enthielt, der den Unterschied zwischen diesem und den gegenwärtigen Bulletins betonte und es den Lesern überließ, ihre eigenen Schlüsse zu ziehen. Der arme Kronprinz wandte sich zu ihr und sagte: ‚Warum will man mir jeden Hoffnungsstrahl nehmen? Was haben sie denn davon?' Und deutete auf den Paragraphen. Ihm gegenüber blieb sie ganz fröhlich, kam dann aber in das nächste Zimmer, wo ich war, und weinte. Im allgemeinen benimmt sie sich so wundervoll, daß es mich mit tiefem Mitleid erfüllt. Der Kronprinz war gestern abend ausgezeichneter Laune, hatte Maggie zum besten und war über die Weihnachtsfreude der Kinder entzückt ..."

Weihnachten 1887 ging mit dem üblichen Austausch guter Wünsche zwischen der Kronprinzessin und ihrer Mutter vorüber; ihr letzter Brief an die Königin Victoria in 1887 legt Zeugnis von der immer breiter werdenden Kluft zwischen der Prinzessin und ihrem Sohn Wilhelm ab. Am 28. Dezember schrieb sie:

„Vielen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, den Du am Weihnachtsabend geschrieben hast. Dieses ist mein letztes Schreiben in diesem Jahr, Deinem Jubiläumsjahr, das niemals vergessen werden wird, und das so viel Glück, aber auch so viel Sorgen gebracht hat. Nicht ohne die übliche Ungewißheit beginnt das neue Jahr — aber ich habe immer noch Hoffnung, da Sir Morell Mackenzie dieses Mal zufriedener ist, als er früher war und den Befund von Fritzens Hals mit größerer Beruhigung betrachtet als vor einer Woche. Du wirst seine Ansichten so sehr viel besser von ihm selber hören, daß ich ihm alle Einzelheiten überlassen kann. Sein Besuch war sehr nützlich und ein großer Trost.

Die liebe Mary Ponsonby ist heute abgereist — wie sehr werde ich sie vermissen und wie dankbar war ich, sie für eine kurze Zeit hier zu haben. Auch sie kann Dir viel mehr erzählen, als ich Dir schreiben könnte ...

Ich habe mich über den Times-Korrespondenten in Berlin ziemlich amüsiert, der sagte, daß die ‚Mission' in Berlin zur Ausbreitung des evangelischen Kirchenlebens und der christlichen Mildtätigkeit diene. Sie ist keineswegs so harmlos; ihre Mitglieder sind im Gegenteil die heftigsten Feinde aller meiner mildtätigen Unternehmungen. (Ich habe immer die heftigen Sektierer, Antisemiten und Antikatholiken vermieden, da ich sie für intolerant und hartherzig halte.) Wilhelm und ganz besonders Dona haben immer die entgegengesetzte Clique begünstigt — alle, die begeisterte Bismarckianer, Konservative usw. sind. Daher war ich gar nicht erstaunt, daß Dona und Wilhelm dieser Versammlung beiwohnten und der letztere eine sehr törichte Rede hielt; sie hat indessen in der liberalen und Bourgeois-Welt Berlins große Entrüstung hervorgerufen und Wilhelm noch unpopulärer gemacht, als er bei der Menge der Bevölkerung schon war. Wir haben ihm nichts darüber gesagt, da wir die Sache nicht der Rede für wert hielten. Er muß seine eigenen Erfahrungen machen, da er nicht auf uns hört. Die Menschen, welche dreißig Jahre lang gegen Fritz und besonders gegen mich unfreundlich gewesen sind, sind dieselben, die jetzt Wilhelm nachlaufen und ihn und Dona vollkommen in der Tasche haben, dieselben Leute oder dieselbe Clique, die meine Schwiegereltern zu verfolgen pflegten, solange sie Prinz und Prinzessin von Preußen waren, und die nur ergebene Bewunderer des Kaisers geworden sind, seitdem er alle seine alten Grundsätze und seine alten Freunde hat fallen lassen, Bismarck im Jahre 1863 berief und die reaktionäre Ära begann. Sie hoffen

und wünschen, daß Wilhelm den Regierungsstil fortsetzen wird, den, wie sie fürchten, Fritz, wenn er jemals Kaiser wird, sofort ändern wird. Wilhelm weiß das alles! Die Hofgeistlichkeit in Berlin besteht aus den verderblichsten Elementen, falschen, ehrgeizigen, engherzigen und servilen Leuten, die von dem gebildeten und unabhängigen Bürgertum in keiner Weise geliebt werden. Es ist traurig, daß die Kinder nicht auf der Seite ihrer Eltern stehen! Fritz und ich halten loyal und treu zu all den alten Freunden des Kaisers, zu Schleinitz, Usedom, Hatzfeldt, Pourtalès, Arnim, Camphausen, Bonin, Fürst Hohenlohe, die alle ausgezeichnete, tolerante, höfliche Weltmänner von hohen Grundsätzen sind. Bismarck fegte sie alle weg, und dann begann die Herrschaft von ‚Blut und Eisen' — die Prinzipien des ‚Opportunismus' wurden eingeführt, und wir zogen uns in reserviertes Stillschweigen zurück. Wir konnten nicht billigen, was alles geschah, aber Menschen, die dem Kaiserpaar zu schaden versuchten oder scharfe Kritik an seinem Verhalten übten, hätten wir niemals aufnehmen können!! Vieles wird sich ändern, wenn wir jemals die Gelegenheit haben werden, offen zu sprechen und zu vermitteln. Das hohe Alter des Kaisers muß in weitestgehender Weise beim Verhalten dieser Partei in Rechnung gezogen werden, aber ich darf Dich nicht mit diesen Dingen langweilen, die nur von geringerem Interesse für Dich sein können."

Das neue Jahr brachte der Kronprinzessin wenig Freude. 1888
Es hatte kaum begonnen, als die Entdeckung gemacht wurde, daß die rechte Seite des Kehlkopfes von dem Gewächs angegriffen worden war. Am 5. Januar schrieb die Kronprinzessin an ihre Mutter:

„Fritz ist in den letzten Tagen ein wenig heiserer, und die rechte Seite (die bis jetzt noch nicht angegriffen war) zeigt Spuren der Entzündung und eine kleine Schwellung. Es ist sehr lästig, aber nur was man bei einem Zustand chronischer Affektion wie bei seinem erwarten muß; trotzdem hatte ich immer noch gehofft, daß wir ihm entgehen könnten, und habe Dr. Hovell beauftragt, Dr. Reid davon Mitteilung zu machen.

Fritzens Krankheit hat uns wiederum empfinden lassen, was für ein Segen es wäre, wenn die Regierung des allgewaltigen Bismarck nicht ewig dauern würde und andere Motive, Gedanken, und ein neuer Geist in die deutsche Regierung einzögen. Bismarck ist ein großer Mann, ein Genie und eine Macht, tut alles, was er kann und hat viel für sein Land geleistet. Man muß

gerecht und dankbar sein, aber da man von Dornbüschen keine Weintrauben und von Disteln keine Feigen ernten kann, so darf man auch von ihm nicht das erwarten, nach dem das moderne Deutschland hungert und dürstet: d. h. Friede zwischen seinen Gesellschaftsklassen, Rassen, Religionen, Parteien, gute und freundliche Beziehungen mit seinen Nachbarn, Freiheit und Respekt vor dem Recht anstatt der Gewalt, den Schutz der Schwachen gegen die Unterdrückung der Starken ..."

Drei Wochen später schrieb die Kronprinzessin an Lady Ponsonby am 28. Januar:

„Der Kronprinz hat sich während der letzten vierzehn Tage sehr elend gefühlt, aber nur infolge des letzten Anfalles, als er einen so heftigen Husten, Fieber und schlaflose Nächte hatte — das ist alles vorüber, hat aber seine Nachwehen mit Kopfschmerzen und ein wenig Neuralgie hinterlassen. Ich hoffe, es wird bald ganz nachlassen. Im Halse haben sich keine neuen ungünstigen Symptome gezeigt! Morgen kommt Sir M. Mackenzie zurück, und wir sind sehr begierig zu hören, was er uns zu sagen haben wird.

Wir sind von Berlin aus perfide gequält worden, und der liebe Graf Radolinsky schrieb mir zwei heftige Briefe, die ich nur mit dem Worte ‚verrückt' bezeichnen kann. Ich habe sie niemand gezeigt, sondern sie verbrannt und werde niemals von ihnen Notiz nehmen! Sie enthielten einen Haufen von Mutmaßungen (über die alte Sache), deren jede einzelne so falsch und phantastisch wie nur möglich war! Schließlich folgte eine Menge dunkler Drohungen!!!! Es ist wirklich schrecklich, daß er, der so loyal zu uns sein will, so leichtgläubig, reizbar, heftig, unklug und töricht sein sollte — man weiß wirklich nicht, was man mit seinen wilden und verrückten Worten anfangen soll! Hier war er wie ein Lamm, aber wenn er zu seinen Leuten zurückkommt, dann gleicht er dem Ochsen im Porzellanladen — und zwar ganz ohne Grund. Wir haben auch mit der Presse viel Unannehmlichkeiten gehabt usw. Ich bin oft ganz erschöpft, weil ich versuche, dieser Dinge Herr zu werden, les bras me tombent, und ich wünschte so sehr, daß Sie noch hier wären!

Nun zu etwas anderem. Sie wissen, daß ich von Sir H. Layards Talenten, Kenntnissen und Erfahrungen die beste Meinung habe! Ich weiß sehr gut, was man alles gegen ihn sagt, aber auch, daß seine Fähigkeiten sich gut verwenden ließen! Ein Mann seines Alters, der in einem Jahre zwei gute Bücher schreiben kann, besitzt noch eine Menge Energie, aber ich weiß, daß die

Königin starke Vorurteile gegen ihn hegt; der arme Odo hat mich oft gebeten, alles zu tun, was ich könnte, um diese zu beseitigen! Beide Parteien, die Tories und Liberalen, hegten Groll gegen ihn — doch wurde seinerzeit einmal der Plan erwogen, ihm die Pairswürde zu verleihen und ihn in das Haus der Lords zu erheben. Er könnte in das Haus der Commons kommen, wenn er es wollte, aber die Arbeit wäre in seinem Alter zu viel für ihn! Werden im Anschluß an das Jubiläum nicht noch mehr Pairswürden verliehen? Haben Sie König Salomo gefragt — ich meine Sir Henry — ich möchte nicht an die Königin schreiben — könnten Sie mir nicht mitteilen, ob etwas in dieser Beziehung getan werden kann? Alles das, wovon ich schreibe, ist dem alten Sir Henry Layard vollständig unbekannt, obgleich wir uns soeben getroffen haben! Ich lege einen Brief von Sir Wm. Gregory über dasselbe Thema bei, der an eine dritte Person geschrieben ist; auch dieser hat großes Interesse an dem Gedanken.

Ich hatte gestern eine lange und interessante Unterredung mit Lord Hartington. Er scheint voll Kraft und Verständnis — was sehr gut ist. Die Reden des Lord Chas. Beresford, Lord Brasseys und des Herzogs von Cambridge bei diesem Meeting haben mich sehr interessiert (in der ‚Times', die ich heute bekam). Wie sehr wünschte ich, daß jeder Pfennig in der richtigen Weise für unsere Armee und Flotte ausgegeben wird und beide so mächtig wie möglich werden! Wir können ohne sie nicht auskommen!

Liebste Mary, ich muß schließen, meine Töchter — hauptsächlich Vicky — lassen Sie und Maggie bestens grüßen! Sie sagen, daß ihre Mama mehr und mehr „abwesend" ist und möchten gerne wissen, ob Maggies Mama ihre Handschuhe und Taschentücher verliert und ihre Haube zum Diner schief aufsetzt!! und ähnliche Unmöglichkeiten begeht! Können Sie mir das sagen?"

Januar und Februar verbrachte der Patient an der Seite seiner Gattin noch in San Remo. Jede Woche wechselte der Krankheitszustand derartig, daß die Prinzessin zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankte. Sie freute sich indessen, am 8. Januar notieren zu können, daß „der Kaiser freundlich über Morell Mackenzie gesprochen hat, worüber ich sehr froh bin". Anfang Februar wurde bestimmt, da die Krankheit nun als Perichondritis dia-

gnostiziert worden war, eine Kanüle in den Hals des Patienten einzuführen, um die Atmung leichter zu gestalten. Am 8. Februar schrieb die Kronprinzessin an die Königin Victoria:

„Ich bin ganz elend, weil Fritz so unter Atembeschwerden leidet und diese furchtbare Tracheotomie über unseren Köpfen hängt: natürlich bin ich sehr dankbar, daß Virchows Bericht so gut ausgefallen ist, aber ich muß sagen, daß ich ein wenig die Empfindung habe, als wären wir ‚aus der Bratpfanne ins Feuer geraten', da man weder sagen kann, wie lang andauernd oder wie schlimm diese Perichondritis sein wird, noch ob Fritzens Konstitution ihr standhalten kann. Seine Geduld geht allmählich auf die Neige und sein Gemüt ist stark umdüstert — es ist schwer, seinen Mut aufrechtzuhalten. Er weiß, wie notwendig er seinem Land ist und möchte gern geheilt und gesund werden. Die Nächte und Tage und Wochen zehren mich auf, aber wir sehen noch keinen Weg, der aus dem Dunkel führt. Diese ganze Ungewißheit ist sehr schwer zu ertragen, aber man muß alles mit möglichstem Gleichmut dulden."

An Lady Ponsonby schrieb sie am selben Tage:

„. . . Ich bin wieder sehr ängstlich und gequält, weil die Tracheotomie über unseren Köpfen hängt und Sie sich vorstellen können, wie ich den Gedanken an diese gräßliche Operation hasse. Wenn aber die Atembeschwerden fortdauern oder sogar stärker werden, was bleibt anderes übrig? Es macht mich elend, daß mein armer Liebling durch alles dies hindurch muß, ohne daß man imstande wäre, es ihm zu ersparen, was ich so gerne täte.

Was den unterirdischen Krieg im Haushalt betrifft, so habe ich in der letzten Zeit nichts gehört. Graf Radolinsky ist ein gutherziger, freundlicher und intelligenter Mann, der uns sehr ergeben ist, aber er hat keine Übersicht und ist heftig, leichtgläubig (wie ein Baby), reizbar, spricht zuviel und läßt sich infolgedessen häufig und nicht gerade von den Besten beeinflussen. Das macht die Sache gefährlich, da er sehr unvorsichtig ist, obgleich er es sehr gut meint. Seine Absichten sind jetzt in Berlin die besten, er möchte nur den Kaiser und den Kanzler in guter Stimmung gegen uns und in Zufriedenheit mit der Behandlung des Kronprinzen erhalten; wieviel Unheil durch die Briefe angerichtet wird, die von hier aus an ihn, Graf Radolinsky, geschrieben werden, kann ich nicht sagen, noch

kann ich es verhindern. Ich weiß davon nichts und höre auch auf nichts. Ich wünschte, wir wären über die nächsten beiden Monate hinweg ..."

Fünf Tage früher, am 3. Februar 1888, veröffentlichte Bismarck aus eigenem Ermessen den Text eines Defensiv-Vertrages gegen Rußland, den Deutschland und Österreich am 7. Oktober 1879 geschlossen hatten; er war bis zu diesem Zeitpunkt geheimgehalten worden. Als die Kronprinzessin diese Nachricht erhielt, schrieb sie am 9. Februar an die Königin Victoria:

„Ich würde gerne hören, was Lord Salisbury über die Veröffentlichung des Allianz-Vertrages zwischen Deutschland und Österreich zu sagen hat. Ich glaube, daß alles im Interesse des Friedens geschehen ist."

An diesem Tage, am 9. Februar, wurde die lange hinausgeschobene Operation der Tracheotomie erfolgreich von Dr. Bramann ausgeführt. Die Kronprinzessin schrieb an die Königin Victoria:

„Heute war ein schrecklicher Tag der Angst und der Not. Gott sei Dank ist die Operation gut vorübergegangen — der liebe Fritz liegt in leichtem Schlaf, während ich an seinem Bette sitze. Natürlich kann er nicht sprechen. Er atmet jetzt ganz gut, aber das Geräusch, welches die Luft in der Kanüle verursacht, ist natürlich schrecklich. Erst heute morgen wurde ihm mitgeteilt, daß die Operation ausgeführt werden solle und er gab seine Zustimmung. Auf Bergmann wurde nicht gewartet! Dr. Bramann führte sie sehr gut aus — Sir Morell, Dr. Hovell, Krause und Schrader waren anwesend — im Nebenzimmer weilten Moretta, Ludwig und ich. Ich gestehe, daß ich in schrecklicher Angst war, wie Du Dir vorstellen kannst. Ich fühlte mich ungeheuer erleichtert, als alles vorüber war. Mein armer Liebling benahm sich gut und geduldig und machte kein Aufhebens von der Sache; ich tat mein Bestes, es ihm gleich zu tun. Alle Vorbereitungen mußten in großer Eile getroffen werden. Sein Bett steht in seinem Wohnzimmer. Er hatte keine Schmerzen, wie ich glaube, da er unter Chloroform lag. Heinrich und Charlotte waren heute sehr nett zu mir und Louis sehr freundlich. Ich bin von all der Angst ziemlich herunter, hoffe aber, daß nun alles gut werden wird."

Die Nachricht von der Operation erregte in Berlin das größte Aufsehen; das Gerücht verbreitete sich bald, daß der Kronprinz im Sterben liege, wenn nicht schon tot sei! Die Kronprinzessin konnte aber immer noch nicht glauben, daß die Krankheit Krebs sei, wie aus ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 12. Februar hervorgeht:

„Fritz hat eine gute Nacht verbracht. Gestern abend kam Prof. Bergmann an und mit ihm Graf Radolinsky. Der letztere sagte sofort, daß er nicht erwartet habe, Fritz am Leben zu finden, und daß ganz Berlin im Zustande höchster und wildester Erregung sei. Jedermann wisse, daß es Krebs und Fritz unwiderruflich verloren sei; niemand in Berlin glaube an eine Gesundung, er werde bereits als zur Vergangenheit gehörig angesehen! Dieser Unsinn allein möge Dir die Ansichten der Kreise zeigen, in denen Radolinsky verkehrt. Wir haben Sir Morell ersucht, seine Meinung in einem kurzen Schriftsatz niederzulegen und auch Virchows letzte Ergebnisse zu veröffentlichen, da jedermann in Berlin und auch meine drei ältesten Kinder fest überzeugt sind, daß nach Virchows Ausspruch als Resultat seiner Untersuchungen Krebs vorläge. Die Gräfin Brühl schneidet mich beinahe, und Fritzens zwei Kammerherren machen die längsten und steifsten Gesichter. Das heißt, daß sie nicht an einen günstigen Verlauf glauben, sondern an der Meinung festhalten, daß alles auf die schlimmste Weise ausgehe! Bergmann (der gar nichts von Fritzens Hals wissen kann, was er nicht durch Hörensagen erfahren hat) meint, daß es Krebs ist; da er als der erste Berliner Arzt gilt, glauben ihm natürlich viele Deutsche, da sie nicht wissen oder nicht verstehen können, daß er sich nur auf seine Vermutungen stützen kann!

Ich hatte gestern einen ziemlich stürmischen Abend mit diesen lieben Leuten, die scheinbar alle außer Rand und Band geraten, wenn gerade die größte Ruhe, Sammlung, Sicherheit und Überlegung geboten ist. Sie meinen es sehr gut, sind aber ungewöhnlich unangenehm im Verkehr."

In den nächsten Wochen trat kein großer Wechsel ein, weder im Zustand des Patienten, noch in den Hoffnungen seiner Gattin, daß alles gut verlaufen und der Kronprinz genesen würde; auch änderte sich die Stimmung der Berliner Partei nicht. Am 20. Februar meinte die Kronprinzessin: „Fritz geht es wirklich heute etwas besser ... so bin ich

ein wenig beruhigt und glaube, daß der Höhepunkt überschritten ist und die Besserung beginnt". Über die Aufregung in Berlin fügte sie hinzu: „Wenn es Fritz wirklich besser geht und die Aufregungen abebben, wird alles viel leichter sein. Das ganze Gerede in Berlin und hier ist völlig lächerlich. Die Hauptsache ist Fritzens Gesundheit; möge es Gott gefallen, daß alle die pessimistischen Ansichten jetzt ganz überflüssig sind." Der „feindlichen und unfreundlichen Opposition" entschloß sie sich, Blindheit entgegenzusetzen, „wie Lord Nelson... es ist am besten, törichte Dinge, die uns nur irritieren können, gar nicht zu sehen."

Eine Woche später fand eine neue Konsultation statt. Mackenzie, Bergmann, Schröder und Professor Kußmaul aus Straßburg waren gegenwärtig, und ein Streit über ihre auseinandergehenden Ansichten war leider unvermeidlich. Am 26. Februar schrieb die Kronprinzessin:

„Ich habe einen sehr schmerzlichen Tag hinter mir; wie ich voraussah, ließen sie den armen alten Prof. Kußmaul aus Straßburg nur kommen, um ihrer Ansicht mehr Rückgrat zu verleihen. Er ist nicht Spezialist und kann mit dem Kehlkopfspiegel nichts sehen, aber trotzdem versuchte er, Fritzens Hals zu untersuchen, was, wie ich Dir versichern kann, ein sehr komisches Unternehmen war. Er sah nichts, glaubte aber eine ganze Menge zu sehen und beschrieb in ganz phantastischer Weise, was er erblickte! Das Hauptresultat war folgendes: Er erklärt, daß Fritz absolut nichts an der Lunge hätte. Ich sagte Bergmann, daß, wenn Sir M. Mackenzie die Röhren ändern und den Hals behandeln dürfe, die Blutung aufhören würde und daß, wenn Fritz besser schliefe, er wieder mehr essen und ein anderer Mensch werden würde. Bergmann sagte: ‚Ach, wenn das nur möglich wäre, aber er wird sich niemals von dem Zustande erholen, in dem er jetzt ist. Es kann nur sehr viel schlimmer werden!' Ich ersuchte den Herrn Professor, ein wenig zu warten und sich Fritz in vierzehn Tagen noch einmal anzusehen. Er stimmte dem mit einem mitleidigen ungläubigen Lächeln zu! Kußmaul sagte, daß Krebs ohne jeden Zweifel vorläge und so gut erkennbar sei, daß er keine anderen Beweise brauche. All dem kann Sir Morell nur erwidern: ‚Der erste Pathologe der Welt hat nichts Derartiges

gefunden. Was ich vom Kehlkopf sehe, läßt das Gegenteil vermuten — beides zusammen macht es mir unmöglich, zu bestätigen, daß Krebs vorliegt. Es ist möglich, daß Krebs vorhanden ist, aber ich habe keinen überzeugenden Beweis dafür. Ich weiß mehr vom Hals als diese Herren, von denen der eine ein berühmter Chirurg, der andere ein Arzt von allgemeiner Praxis ist, der hauptsächlich Magenbeschwerden behandelt, und Virchows mikroskopische Untersuchung scheint mir vertrauenswürdiger als die Diagnose Bergmanns, Bramanns, Krauses und Schröders!'

Bitte entschuldige, daß ich diese greulichen Einzelheiten erwähne.

Du kannst Dir denken, wie schrecklich es für mich ist, diese Ansichten mit solcher Hartnäckigkeit und Überzeugung aussprechen zu hören. Sie können meine Meinung nicht ändern, überzeugen aber natürlich leicht die Familie, den Hof und das Publikum in Deutschland und Berlin. Sie können Fritz keinen Schaden tun, da sie ihm nicht eine Krankheit, die er nicht hat, anzuzaubern imstande sind; mein Leben ist vollkommen unerträglich, da die Leute mich für eine Verrückte halten, weil ich nicht ohne weiteres annehme, was ein deutscher Professor sagt; man will mir nicht einmal die Möglichkeit des Gegenteils zugestehen. Es ist sehr unangenehm, daß Fritz seinen Appetit so vollkommen verloren hat und sehr traurig, daß die Tracheotomie bestimmt nicht gut angeschlagen hat. Die letzten drei Wochen haben große Anforderungen an Fritzens Kraft gestellt, so daß ich mich nicht wundern kann, wenn er elend ist und blaß und krank aussieht, der arme Liebling! Kußmaul und Bergmann beabsichtigen, bald abzureisen, und ich hoffe, Fritz wird dann allmählich seine üblichen Gewohnheiten wieder aufnehmen. Aber die Blutungen und der Auswurf sind sehr quälend und machen ihn sehr abhängig, da der Arzt Tag und Nacht im Zimmer sein muß, um die Kanüle zu bedienen. Ich hoffe und vertraue, daß der Rest von Bergmanns und Bramanns Diagnose und Prognose ebenso wahr ist, wie daß Fritz aus den Lungen blutet.

Natürlich ist mir die Zunge gebunden. Ich darf nichts gegen die unfehlbare Weisheit der deutschen medizinischen Autoritäten sagen oder ich würde in Stücke gerissen werden; wenn ich äußere, daß alles noch gut gehen würde, stoße ich auf ungläubige Gesichter, Mißtrauen, Abwehr und Kritik. Es ist wirklich sehr unerfreulich. Trotzdem kümmere ich mich absolut nicht darum, solange wir Fritz erhalten können, und daran verzweifle ich nicht."

Zehn Tage später schrieb sie an Königin Victoria:

„Ich hätte Dir schon für Deinen lieben Brief vom 1. danken müssen und habe nun schon einen vom 3., für den ich Dir ebenfalls zu danken habe. Ich war in diesen letzten zwei oder drei Tagen so bedrückt, daß ich Dir keinen fröhlichen Brief hätte schreiben können. Du wirst gehört haben, daß Prof. Waldeyer aus Berlin, den ich nicht gesehen hatte und nicht kenne, behauptet, unzweifelhafte Beweise für Krebs gefunden zu haben, d. h. eine unglaubliche Menge von ‚Nestzellen'. Das überzeugt Bergmann, Bramann, Schröder und Krause, da es bestätigt, was Kußmaul sagte. Mich kann es absolut nicht anderer Ansicht machen, obgleich es die Meinung der anderen Seite bestärkt. Aber trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß Virchow der größte Pathologe und Mikroskopist ist und, wie Du selbst gelesen hast, keinen solchen Beweis gefunden hat, da er die reinen Nestzellen nicht als unbezweifelbaren Beweis ansieht. Außerdem rechtfertigen die anderen Anzeichen von November bis jetzt nicht die Krebstheorie; ich bin deshalb nicht frei von Zweifel, obgleich ich zugebe, daß die Möglichkeit besteht. Virchow äußerte eine negative, diese haben eine positive Ansicht ausgesprochen. Die Unannehmlichkeiten des Blutens und der Kanüle dauern an, aber sehr viel weniger, seitdem Sir Morell die Röhren geändert hat. Die letzte Nacht war die beste, die Fritz seit langem gehabt hat, weniger Husten und weniger Blutung. Er aß gestern besser und fühlt sich jetzt wirklich nicht krank und elend. Bergmann hat Willy gesagt, daß sein Papa noch sechs Monate zu leben habe! Mit diesem Gedanken ist Wilhelm abgereist; natürlich ist das Unsinn, aufs Geratewohl als Vermutung ausgesprochen. Zwischen Willy und uns war diesmal alles harmonisch. Er hat uns gestern morgen verlassen. Kein Wort der Sympathie oder Liebe sprach er aus, und ich war unglücklich, zu sehen, wie hochmütig er geworden ist, und wie entsetzlich er posiert! Ohne Zweifel ist dies die Wirkung davon, daß man ihm so oft gesagt hat, daß er in weniger als einem Jahr Kaiser sein würde. Sein Besuch brachte aber keine Verstimmung, und er mischte sich auch dieses Mal nicht in unsere Angelegenheiten.

Ich bin aufgeregt, ängstlich und unglücklich über all das; der Gedanke, daß man ärgerlich auf mich ist, weil ich mich weigere, die Hoffnung aufzugeben und nicht nach Deutschland zurückeile, weil ich weiß, wie gefährlich dies für meinen geliebten Fritz wäre, ist hart. Niemand denkt daran. Sie wollen

nur sagen können, daß er in Deutschland ist. Ich behaupte, daß wir noch bis Mitte April warten müssen, dann können wir langsam heimfahren!

Der Kaiser ist in den letzten paar Tagen nicht wohl gewesen, aber außer Bett und geht seinen Geschäften wie gewöhnlich nach."

Am nächsten Tage, dem 7. März, schrieb die Kronprinzessin an Lady Ponsonby:

„Ich habe Ihnen schon so lange schreiben wollen, aber keine Minute Zeit dazu gehabt. Natürlich kennen Sie alle Nachrichten, die ich von hier in meinen Briefen an die Königin mitgeteilt habe. Wieder wie schon vorher haben die deutschen ärztlichen Autoritäten das schlimmste Urteil gefällt. Wieder scheint es uns der überzeugenden Kraft zu entbehren, da so viele Zeichen, die zu sehen sie behaupten, fehlen. Sie beruhen alle auf der neuesten mikroskopischen Untersuchung, zu der wir kein Vertrauen haben, da wir sehen, daß, was Virchow kurze Zeit vorher so deutlich sagte, in keiner Weise mit Waldeyers Ansicht übereinstimmt. Ich bin ängstlicher und unglücklicher, als ich sagen kann — manchmal ganz elend, und kann mich doch nicht dazu bringen, die Dinge unwiderruflich im schlimmsten Licht zu sehen, da es so viele ‚Wenn und Aber' gibt.

Ich glaube, daß das Allgemeinbefinden meines lieben Gatten sich in den letzten Tagen sehr gehoben hat; obgleich das furchtbare Bluten andauert und die Nächte sehr zerrissen sind. Sein Appetit ist wirklich viel besser, auch sieht er viel frischer aus.

Wir sind wegen des Kaisers, der heute nachmittag schwächer als sonst gewesen sein soll, ziemlich besorgt. Der Himmel möge geben, daß wir nicht plötzlich nach Deutschland müssen, wo es jetzt entsetzlich kalt ist. Der Kronprinz hat sich noch nicht genügend erholt, um imstande zu sein, die Anstrengungen und Verantwortlichkeiten zu tragen, die er plötzlich übernehmen müßte; meine Angst würde, wie Sie sich vorstellen können, um das Zehnfache wachsen.

Das ist kein sehr fröhlicher Brief, aber ich bin wirklich durch alle Sorgen und Ängste vollkommen deprimiert und sehne mich nach einem Hoffnungs- und Lichtstrahl in all dieser Finsternis."

Der letzte Satz, der sich mit dem Kaiser beschäftigt, sprach die Vorahnung eines langerwarteten Ereignisses

aus. Der folgende Tag brachte die Nachricht, daß das Ende des neunzigjährigen Monarchen nahe sei. Die Kronprinzessin sah diesem Ereignis ohne Erhebung oder Freude entgegen. Jeder Stolz, jede Genugtuung, die sie hätte empfinden können, da der Tod des Kaisers ihr die Kaiserinwürde verleihen würde, wurde vollkommen durch die fürchterliche Gewißheit aufgehoben, daß „Fritz den Sonnenschein und die Wärme San Remos mit dem Winterwetter und der Geschäftigkeit Berlins vertauschen müßte". Sie schrieb am 8. März an ihre Mutter:

„Wie Du weißt, sind die Nachrichten über den Kaiser so, daß sie uns zwingen, uns auf alle Eventualitäten vorzubereiten. Ich denke mit Schrecken an die Reise nach Berlin, die nicht vermieden werden kann, wenn der Wechsel wirklich stattfindet! Fritz muß dort sein, um die Verantwortlichkeiten seiner Stellung auf sich zu nehmen. Aber nur mit Kummer kann ich an die Gefahren der Reise und die Schmerzlichkeit der ganzen Situation denken; er selbst fühlt sie sehr bitterlich — in dem Augenblick, in dem er seine physischen Kräfte, alle seine Stärke und Energie am meisten braucht, findet er sich als Invalide, der sich bemüht, die Folgen einer Operation zu überwinden und noch sehr anfällig und empfindlich ist! Trotzdem wird er seine Pflicht, so gut er kann, erfüllen, und ich will auch zu seiner Hilfe mein Bestes tun. Er leidet sehr bei dem Gedanken, daß sein Vater vielleicht von dieser Welt genommen wird, ohne daß er ihm ein letztes Lebewohl sagen oder ihn um seinen Segen bitten oder seiner Mutter durch seine Anwesenheit ein Trost sein könnte! All das ist sehr traurig, aber ich bin dankbar bei dem Gedanken, daß Fritz in seinem gegenwärtigen Gesundheitszustande davor bewahrt sein wird, allen traurigen und schmerzlichen Szenen und Einzelheiten, die ihn zu sehr erschüttern würden, beizuwohnen. Wir werden am Sonnabendmorgen abreisen und ohne Aufenthalt durchfahren, aber nicht nach unserem Hause. Ich könnte es nicht darauf ankommen lassen, ihn dort mitten in der Menge ganz als Gefangenen wohnen zu lassen. Wir werden nach Charlottenburg gehen und dort in Bernhards und Charlottes Zimmern wohnen, während sie in unser Haus in der Stadt ziehen werden. Wir werden dort wenigstens einen Schein von ruhiger Zurückgezogenheit empfinden und werden nicht so überlaufen sein.

Wir packen jetzt alles, um bereit zu sein, zusammen abzureisen. Es scheint mir zu traurig, den lieben Ort, die Sonne, die See und die Blumen zu verlassen. Sechs weitere Wochen würden Fritz ganz gesund gemacht haben, so daß er bald seine Spaziergänge und Ausfahrten hätte beginnen können, die ihm so gut getan haben würden. Jetzt weiß ich nicht, was wir beginnen würden, wenn Schlaf und Appetit fehlen. Es ist alles wie ein fürchterlicher Traum! Ich werde es sehr vermissen, Dich nicht sehen zu können, was mir das Herz bricht. Wir haben so viel zu tun und zu bedenken, zu arrangieren, zu schreiben und zu telegraphieren, daß ich hier schließen muß, geliebteste Mama. Ich weiß, daß Dein Herz und Deine Gedanken in dieser Zeit der Trauer und Sorge bei uns sind."

In Hinsicht auf die Tatsachen, welche sich in diesen Briefen der Kronprinzessin auf die Entwicklung der Krankheit des Kronprinzen beziehen, ist es vielleicht am Platze, Herrn Emil Ludwigs neues Buch „Kaiser Wilhelm II." etwas ausführlicher zu zitieren. Im zweiten Kapitel schreibt er:

„Denn eigensinnig hielt seit Wilhelms unglücklicher Geburt Victoria an dem unsinnigen Gedanken fest, die deutschen Ärzte wären an der Verkrüppelung ihres Sohnes schuld. Diese fixe Idee veranlaßte sie — so bestätigen alle überlebenden Freunde —, aus Mißtrauen gegen deutsche Heilkunst einen Engländer zu ihrem Gatten zu rufen...

Damals [1888] schrieb Bismarck, unverkennbaren Stiles Autor eines Artikels in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung: Mackenzie erklärte soeben, auch er habe die Krankheit damals gleich richtig erkannt, der Kronprinz aber habe ihm anvertraut, er wolle sich nicht für unheilbar erklären lassen, sondern aus höheren moralischen und praktischen Gründen kurze Zeit regieren. Eine Fälschung! Kein Staats- oder Hausgesetz existiere, wonach unheilbare Krankheit die Thronfolge Preußens ausschlösse. Dagegen hat er keine Zweifel darüber gelassen, daß er die Regierung nicht antreten würde, wenn es außer Zweifel stünde, daß er vom Krebs unheilbar befallen sei; dies entsprach seiner vornehmen und selbstlosen Denkungsweise. Da sie bekannt war, so wurde es Aufgabe derjenigen, welche den Kaiser Friedrich aus für uns nicht kontrollierbaren Beweggründen auch bei vorhandener Regierungsunfähigkeit auf den Thron bringen wollten, den hohen Herrn über seinen Zustand zu

täuschen. Es ist nun festgestellt, daß ein unbedeutender englischer Arzt von radikalpolitischer Gesinnung sich herausgenommen hat, den Geheimen Kabinettsrat zu spielen und bestimmend in die Geschichte der deutschen Nation eingreifen zu wollen.‘

Mit dieser halbamtlichen Erklärung hat Bismarck seiner alten Feindin Victoria vor aller Welt nicht weniger als die mittelbare Veranlassung des vorzeitigen Todes ihres Gatten vorgeworfen: sie wollte, deutet er an, lieber Kaiserin-Witwe als die Frau eines krebsleidenden, abgedankten Prinzen sein. Ihr Charakter und ihre Haltung während der Krankheit machen jedenfalls die Fahrlässigkeit ihres Vorgehens wahrscheinlich. Freilich wurde sie auch von drüben gedrängt, und Bismarck selbst erzählt von unkontrollierbaren englischen Einwirkungen, nach denen man den Kronprinzen regierungsfähig erhalten müsse, weil seine russenfeindlichen Anschauungen für England unschätzbar seien. Auch ist man Victoria zur Beurteilung schuldig, daß sie ja keine Tigerin, vielmehr eine fühlende, liebreiche Frau und darum zu der Hoffnung berechtigt war, den Gatten vielleicht dennoch zu retten.

Vor Gericht würden sie die Indizien wegen Leichtsinns belasten. Da wird ein nicht hervorragender Arzt aus ihrer Heimat hergeholt, weil sie einen Mißgriff der Natur den Ärzten des fremden Landes vorwarf. Oder wollte sie aus Neigung und Mitgefühl dem Gatten sein Schicksal verheimlichen? Dann mußte sie vor dem Gutachten der deutschen Ärzte versuchen, ihnen das tödliche Wort abzuschneiden; schon dieser Versuch, obwohl zum Mißlingen verurteilt, hätte genügt, sie vor der Nachwelt zu retten. Sprach der Engländer die Wahrheit, so hätte damals der Kronprinz zum erstenmal eine Entscheidung allein und heimlich gefällt und seiner Gefährtin eben das verschwiegen, worum ihr gemeinsames Hoffen seit dreißig Jahren kreiste. Da sich der Doktor aber ‚Vertrauensmann beider Herrschaften‘ nannte, um wieviel wahrscheinlicher war er dann der ihrige, die den Landsmann schon in London instruieren lassen, ihn in Potsdam zuerst sprechen, ihre Wünsche wissen, mindestens merken lassen konnte! Und hatte sie nicht wirklich den eignen Sohn zu fürchten, wenn er, den sie so lange moralisch mißhandelt hatte, vor ihr zur Macht gelangte?

Auch der Verlauf der Ereignisse stützt Bismarcks Anklage. Dies ganze Jahr lang hielt Victoria die Fiktion aufrecht, der Kronprinz ist nur leicht erkrankt, es geht ihm besser, bald wird er gesund, nicht bloß durch eine Masse von Depeschen und Protesten vor der Welt, die zu täuschen man wohl politische

Gründe haben konnte, vor ihren eignen Freunden und Kindern spielte sie dreizehn Monate lang diese Rolle, während der Gatte an ihrer Seite hinlosch. Gleich nach dem verhängnisvollen Entschluß im Juni kam das Jubiläum ihrer Mutter heran. Dort sollte sie fehlen? In solchem Glanze sollte ihr Sohn sich sonnen? Und gegen den Rat ihrer Vertrauten nötigt Victoria den leidenden, schon fast stimmlosen Gatten, im Londoner Festzuge sich hoch zu Roß zu zeigen, um alle Gerüchte niederzuschlagen...

Darauf verhindert die englische Partei des Kronprinzen Rückkehr nach Berlin, man reist ohne deutsche Autoritäten von einem Bad zum andern; doch wenn man die vorbildliche Pflege durch Victoria in all dieser Zeit betrachtet, so glaubt man wieder, daß sie den Krebs bei ihrem Gatten wirklich für unmöglich hielt.

Anfang November: plötzliche Wendung zum Schlechten, Reise nach San Remo, entschiedene Stellungnahme der Ärzte, Mitteilung im Reichsanzeiger, daß der Thronfolger an Krebs erkrankt, Operation jedoch nicht beschlossen sei, da sie der Kranke nicht wolle, und da es wahrscheinlich auch zu spät dafür sei. ‚Prinz Wilhelm ist mit der Stellvertretung betraut.'

Von diesem Tag an spannen sich alle Nerven des Prinzen. Jetzt ist er faktisch Kronprinz und darf den Hintritt eines neunzigjährigen und eines tödlich erkrankten Vorgängers in Kürze erwarten. Zu um so heftigeren Graden steigt jetzt der Haß der Eltern gegen den Sohn. Dreißig Jahre zu warten — und nun dem Nichts entgegen! Und dieser unreife Knabe soll die vergebens ersehnte Macht wie ein Spaziergänger empfangen, ohne Geduld und Kämpfe? Sein Stellvertreter? Er selber also gilt schon für tot! ‚Ich bin doch nicht blödsinnig oder undispositionsfähig,' ruft der Kranke aus, als er seine Ersetzung erfährt."

Die Schwierigkeiten, mit denen derjenige zu kämpfen hat, der gerne Historiker sein möchte, werden durch diese Erzählung aus der Feder Emil Ludwigs gut illustriert. Trotzdem der deutsche Schriftsteller eine völlig wahre Version dieser Ereignisse zu geben wünschte, hatte er keine andere Quelle für die Einzelheiten seines Berichtes, als die Aussagen der deutschen Ärzte und die zu jener Zeit in der deutschen Presse veröffentlichten Artikel. Das einzige Buch, das versucht, die Meinung der Gegenseite

wiederzugeben, ist von Sir Morell Mackenzie geschrieben worden; es bedeutete nicht nur eine „ex parte" Konstatierung der Tatsachen, sondern wurde auch vom ärztlichen Stand in Deutschland und England vollkommen abgelehnt.

Losgelöst von nationalen Vorurteilen, ärztlicher Rivalität und politischen vorgefaßten Meinungen, verläuft die Krankheitsgeschichte des Kronprinzen etwa folgendermaßen: Als der Kronprinz zuerst Symptome der Halsaffektion zeigte, wurden nach und nach die ersten Ärzte und Chirurgen berufen. Unter ihnen waren einige der hervorragendsten Fachleute: wahrscheinlich waren fähigere Männer in ganz Europa nicht zu finden, aber keiner von ihnen war ein Spezialist für Halskrankheiten. Diese deutschen Ärzte kamen übereinstimmend zu dem Schluß, daß die Krankheit Krebs sei, aber sie konnten nichts beweisen. Das war damals, mit Hinsicht auf die medizinische Unkenntnis auf diesem großen Gebiet, eine ziemlich zuverlässige Ansicht, die in den meisten Fällen richtig sein würde. Dann aber wurde Mackenzie berufen; es existieren gewichtige Beweise dafür, daß er nicht von der englischgeborenen Kronprinzessin berufen wurde, der man ein Vorurteil gegen die deutschen Ärzte nachsagte, sondern infolge des Eingreifens des Fürsten Bismarck und auf Anraten eines der deutschen Ärzte, dem die anderen zustimmten. Mackenzie erkannte nach seiner Ankunft, daß diese Schwellung, an welcher der Kronprinz litt, nicht unbedingt Krebs bedeuten müsse. Dreimal entfernte er kleine Teile des in Mitleidenschaft gezogenen Kehlkopfes, die er dem Professor Virchow, einem Pathologen von europäischem Rufe, vorlegte. Virchow konstatierte nach sorgfältigster Untersuchung der drei Fragmente, daß keine Spur von Krebs zu finden sei.

Mackenzie weigerte sich also, den Befund von Krebs anzuerkennen, bis ein Beweis dafür vorläge, und es muß zugegeben werden, daß er die Unsicherheit der Diagnose so lange aufrecht hielt, wie es möglich war. Die Tatsache

aber bleibt bestehen, daß, obgleich den deutschen Ärzten durch die Ereignisse recht gegeben wurde, sie sich nur auf Vermutungen stützten, während Mackenzie seine Ansicht auf einer wissenschaftlichen Analyse aufbaute, die, wie sich zeigte, ihn irregeführt hatte.

Die Kronprinzessin, die von Virchows Berichten entzückt war, sang dann Mackenzies Lob und machte taktlose Bemerkungen, die natürlicherweise die deutschen Ärzte verstimmten.

Die Kontroverse hörte alsbald auf, eine rein medizinische zu sein; sie wurde zur Frage, ob die englischen Ärzte [denn Dr. Hovell hatte jetzt die Behandlung des Kronprinzen übernommen] oder die deutschen recht hätten. Die Kronprinzessin nahm die Partei des englischen Spezialisten, das ganze deutsche Volk unterstützte die deutschen Ärzte, während der Kaiser und Bismarck sich neutral verhielten.

Erst nach der Ankunft des Kronprinzen in San Remo fand sich der Beweis, daß die Krankheit Krebs sei; einer der englischen Ärzte, Dr. Mark Hovell, schlug Alarm. Ganz Deutschland stürzte sich nun auf die Schlußfolgerung, daß Mackenzie ein Quacksalber sei, und die Kronprinzessin absichtlich das Leben ihres Gatten ihren eigenen Zwecken geopfert habe, während sowohl Mackenzie wie der Königin Victoria der Vorwurf gemacht wurde, sich in unzulässiger Weise in eine rein deutsche Frage gemischt zu haben.

Leider hat Emil Ludwig nur die eine Fassung dieser tragischen Geschichte zur Verfügung gehabt. Falsche historische Überlieferungen sind schwer zu verbessern: man muß sich aber die Empfindungen der Kronprinzessin vorstellen, als die ungenauen und schiefen Darstellungen der deutschen Presse erschienen, während sie infolge ihrer Stellung nicht in der Lage war, eine Polemik zu führen und den Fall so darzustellen, wie sie ihn kannte.

Elftes Kapitel

DIE REGIERUNGSZEIT DES KAISERS FRIEDRICH

Am 9. März 1888 starb der einundneunzigjährige Wilhelm I.; damit begann die kurze, 98 Tage währende, Regierungszeit des Kaisers und der Kaiserin Friedrich. Der neue Kaiser, der in seinem 57. Jahre stand, zeigte sichtbare Spuren seiner schrecklichen Krankheit, war aber immer noch eine überragende Gestalt und geistig regsam. In der Villa Zirio empfing er die Nachricht vom Tode seines Vaters; unmittelbar darauf versammelte sich der Haushalt des neuen Monarchen im Salon der Villa. Ein wenig später traten der neue Kaiser und die Kaiserin ein und der Kaiser unterschrieb an einem kleinen Tisch die Proklamation seiner Thronbesteigung als Friedrich III. Seine nächste Handlung war, seine Gattin mit dem Bande des Schwarzen Adler-Ordens zu bekleiden, des höchsten Ordens, den er zu verleihen hatte. Dann begrüßte er Dr. Morell Mackenzie und schrieb für ihn die Worte auf: „Ich danke Ihnen, daß Sie mein Leben so weit verlängert haben, daß ich imstande bin, den heroischen Mut meiner Gattin zu belohnen." Wie oft müssen sie darüber gesprochen haben, was sie bei der Thronbesteigung tun würden, während sie sich immer den Glanz Berlins als Hintergrund der Szene vorstellten! Hier aber waren sie im Salon einer italienischen Villa — nur eine kleine Gesellschaft mit ihrem Gefolge. Es war alles ziemlich traurig, aber der unbezwingliche Mut des Kaisers und die Liebe seiner Gattin machten die Zeremonie eindrucksvoll.

Es war wichtig, daß das neue Kaiserpaar sogleich nach Berlin reiste. Die Entscheidung wurde vom Kaiser getroffen, und innerhalb 24 Stunden waren sie en route. Die Kaiserin ist mit Vorwürfen überhäuft worden, weil sie den Kaiser nach Berlin zurückbrachte; die Entscheidung aber war von seiner Seite gefallen. Er hatte immer die Pflicht der Bequemlichkeit vorangestellt und war nicht der Mann, abzudanken oder den gestellten Anforderungen nicht nachzukommen und sei es selbst am Rande des Grabes. Vor ihrer Abreise aus San Remo schrieb die Kaiserin am 9. März an die Königin Victoria:

„Die traurige Nachricht vom Tode des lieben Kaisers ist eben gekommen! Fritz ist tief erschüttert, empfindet die Abwesenheit von seinem Posten sehr schwer und ist entschlossen, abzureisen, ohne Rücksicht auf die Gefahr, komme, was da wolle. Ich kann Dir nicht sagen, wie nervös und besorgt ich bin, trotzdem ich sicher fühle, daß er recht hat! Ich weiß, daß Deine Gedanken bei uns sind. Die Reise fürchte ich weniger als die Ankunft. Sir Morell hat sich die größte Mühe gegeben, alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln anzuwenden; den Rest müssen wir in Gottes Hand lassen.

Gott sei Dank hatte der Kaiser ein ruhiges, friedliches und schmerzloses Ende. Welch eine lange und sonderbare Laufbahn liegt hinter ihm! Der Gedanke ist so hart, daß mein armer Fritz seinem Vater als ein kranker und hinfälliger Mann folgt!! Wieviel Gutes hätte er tun können! Wird er genügend Zeit haben? Ich bete darum und hoffe, daß er zum Segen seines Volkes und Europas am Leben erhalten bleiben wird. Verzeihe, wenn ich hier schließe — wir sind mit Packen und allen möglichen dringenden Dingen zu sehr beschäftigt."

Die Reise ging schnell vonstatten, und am Abend des 11. März kam die Kaiserliche Reisegesellschaft in Berlin an. Der Kaiser nahm sofort die Zügel der Regierung in die Hand, obgleich der Wechsel vom warmen, sonnigen, gleichmäßigen Klima San Remos zu der Kälte und Nässe Berlins ihm großes Ungemach bereiten mußte. Darüber hinaus war der Wechsel von der ruhigen, gesunden Muße San Remos zu der geschäftigen Aufgeregtheit des deutschen Hofes, an dem alles drunter und drüber ging, so,

daß auch die Konstitution des gesündesten Mannes in Mitleidenschaft gezogen worden wäre.

Zwei Tage einer solchen hektischen Energie genügten, um den Kaiser wieder bettlägerig zu machen; seine unglückliche Gattin schrieb am 13. März an die Königin Victoria:

„Wie kann ich Dir genug für Deinen lieben Brief vom 10. danken, der so freundlich und lieb und mir so wertvoll war. Ich wollte, ich könnte Dir Deine lieben Hände dafür küssen. Ich weiß, daß Du mir verzeihen wirst, wenn ich heute nicht so schreibe, wie ich möchte. Es kommt mir alles wie ein Traum vor. Ich bin mit Geschäften aller Art, wichtigen und unwichtigen Dingen überhäuft. Ich bin nicht in meinem eigenen Hause und kann meine Sachen noch nicht finden. Mein Herz ist zerrissen, furcht- und angstgequält, und doch bin ich bei dem Gedanken froh, daß mein geliebter Fritz sich endlich zu Hause fühlen kann, obgleich auch dies, wie Du verstehen wirst, schmerzlich ist.

Die Reise bedeutete eine große Gefahr, und eine große Ermüdung; sie hat ihm geschadet, aber ich hoffe und vertraue darauf, daß in wenigen Tagen ihre Wirkungen überwunden sein werden. Die Nacht war nicht gut, natürlich ist der Wechsel aus dem Leben eines Kranken zu einem Leben voller Geschäftigkeit und Aufregungen viel stärker, als daß er ihn im Augenblick aushalten könnte. Ich tue, was ich kann, um ihm behilflich zu sein, aber die Schwierigkeiten sind außerordentlich. Ich werde Dir sobald als möglich schreiben und alles erzählen, fühle mich aber jetzt entsetzlich müde und kann nicht schlafen! Der liebe Fritz mußte heute im Bett bleiben, da die Ärzte heute morgen gar nicht zufrieden waren. Ich hoffe, die nächste Nacht wird besser sein!

Der arme Kaiser sah in seinem Sarg wie ein ruhiger Schläfer aus und trotzdem war der Anblick des Todes für mich gerade jetzt entsetzlich, da mein Herz von so vielen Befürchtungen erfüllt ist! Ich kann nicht mehr sagen. Die Kaiserin kam mir sehr ruhig und gefaßt vor, sah auch besser und stärker und ein wenig voller aus als das letztemal. Luise und Fritz von Baden sind wundervoll ruhig und gesammelt.

Alles andere muß ich bis zum nächstenmal aufschieben — Fragen, Briefe, Telegramme, Besuche stürmen auf mich ein, während ich alle meine Zeit für Fritz aufsparen möchte.“

In manchen Kreisen wurde die Thronbesteigung des Kaisers Friedrich als ein Ende der Macht Bismarcks angesehen. Die Gegnerschaft des Kaiserpaares zu manchem in der Politik Bismarcks war weit und breit bekannt. Man erwartete, daß eine der ersten Handlungen des neuen Herrschers die Ersetzung des Kanzlers durch einen Mann sein würde, der mit den liberalen Ideen des Kaisers und der Kaiserin mehr übereinstimmte. Aber zwischen Bismarck und dem Kaiserpaar bestand trotz oberflächlichen Differenzen eine tiefe und gegenseitige Hochschätzung. Wie Bismarck selbst sagte: „Aber auch bei ihr (der Kaiserin) bestand die Überzeugung (wie beim Kaiser), daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege." Eine der ersten Handlungen des neuen Kaisers war, Bismarck einen Brief zu schreiben und ihn aufzufordern, sein Kanzleramt weiterzuverwalten. Die Botschaft, datiert 12. März, lautet (Reichsanzeiger Nr. 70 v. 12. III. 1888) folgendermaßen:

„Mein lieber Fürst!

Bei dem Antritt Meiner Regierung ist es Mir Bedürfnis, Mich an Sie, den langjährigen vielbewährten ersten Diener Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und muthvolle Ratgeber gewesen, der den Zielen Seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat.

Ihnen bin Ich und bleibt Mein Haus zu warmem Dank verpflichtet.

Sie haben daher ein Recht, vor allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung Meiner Regierung maßgebend sein sollen.

Die Verfassungs- und Rechts-Ordnungen des Reiches und Preußens müssen vor allem in der Ehrfurcht und in den Sitten der Nation sich befestigen. Es sind daher die Erschütterungen möglichst zu vermeiden, welche häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen und Gesetze veranlaßt.

Die Förderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der preußische Staat sicher geruht hat.

Im Reiche sind die verfassungsmäßigen Rechte aller verbündeten Regierungen ebenso gewissenhaft zu achten, wie die des Reichstags; aber von Beiden ist eine gleiche Achtung der Rechte des Kaisers zu erheischen. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, welche das oberste Gesetz bleibt, und daß neu hervortretenden, unzweifelhaften nationalen Bedürfnissen stets in vollem Maße Genüge geleistet werden muß.

Die nothwendige und sicherste Bürgschaft für ungestörte Förderung dieser Aufgaben sehe Ich in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, Meines bewährten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jederzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert.

Ich bin entschlossen, im Reiche und in Preußen die Regierung in gewissenhafter Beobachtung der Bestimmungen von Reichs- und Landesverfassung zu führen. Dieselben sind von Meinen Vorfahren auf dem Throne in weiser Erkenntniß der unabweisbaren Beschlüsse und zu lösenden schwierigen Aufgaben des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens begründet worden und müssen allseitig geachtet werden, um ihre Kraft und segensreiche Wirkung bethätigen zu können.

Ich will, daß der seit Jahrhunderten in Meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner alle Meine Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein Jeglicher unter ihnen steht Meinem Herzen gleich nahe — haben doch Alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt.

Einig mit den Anschauungen Meines Kaiserlichen Herrn Vaters, werde Ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirthschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staats allen Übeln der Gesellschaft ein Ende zu machen.

Mit den sozialen Fragen enge verbunden erachte Ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege.

Muß einerseits eine höhere Bildung immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, so ist doch zu vermeiden, daß durch Halbbildung ernste Gefahren geschaffen, daß Lebensansprüche geweckt werden, denen die wirthschaftlichen Kräfte der Nation nicht genügen können, oder daß durch einseitige Erstrebung vermehrten Wissens die erziehliche Aufgabe unberücksichtigt bleibe.

Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichend Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu überwinden, welche in einer Zeit rascher wirthschaftlicher Bewegung durch die Beispiele hochgesteigerter Lebensführung Einzelner, für die Gesamtheit erwachsen. Es ist Mein Wille, daß keine Gelegenheit versäumt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnismäßigem Aufwande entgegengetreten werde.

Jedem Vorschlage finanzieller Reformen ist Meine vorurteilsfreie Erwägung im Voraus gesichert, wenn nicht in Preußen alt bewährte Sparsamkeit die Auflegung neuer Lasten umgehen und eine Erleichterung bisheriger Anforderungen herbeiführen läßt.

Die größeren und kleineren Verbänden im Staate verliehene Selbstverwaltung halte Ich für ersprießlich. Dagegen stelle Ich es zur Prüfung: ob nicht das diesen Verbänden gewährte Recht der Steuer-Auflagen, welches von ihnen ohne hinreichende Rücksicht auf die gleichzeitig von Reich und Staat ausgehende Belastung geübt wird, den Einzelnen unverhältnismäßig beschweren kann.

In gleicher Weise wird zu erwägen sein, ob nicht in der Gliederung der Behörden eine vereinfachende Änderung zulässig erscheint, in welcher die Verminderung der Zahl der Angestellten eine Erhöhung ihrer Bezüge ermöglichen würde.

Gelingt es, die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten, so wird es Mir zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüthe, welche Deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeigt, zu voller Entfaltung zu bringen.

Zur Verwirklichung dieser Meiner Absichten rechne Ich auf Ihre so oft bewiesene Hingebung und auf die Unterstützung Ihrer reichen Erfahrung.

Möge es Mir beschieden sein, dergestalt unter einmüthigem Zusammenwirken der Reichsorgane, der hingebenden Thätigkeit der Volksvertretung, wie aller Behörden, und durch vertrauensvolle Mitarbeit sämmtlicher Klassen der Bevölkerung Deutsch-

land und Preußen zu neuen Ehren in friedlicher Entwicklung zu führen.

Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche zum Segen geworden.

Berlin, den 12. März 1888.

Ihr wohlgeneigter
Friedrich III.

Die neue Kaiserin konnte sich nicht vorstellen, daß ihr Gatte nur noch wenige Monate zu leben haben solle. Andererseits waren viele deutsche Ärzte, ebenso wie viele hohe Staatsbeamte, davon überzeugt, daß der Kaiser bereits in articulo mortis sei. Das Resultat war ein Zusammenstoß zwischen der Partei des Kaisers und derjenigen, welche die Ersetzung eines stimmlosen Herrschers durch einen jungen und, wie es hieß, sehr fähigen Prinzen kaum erwarten konnten.

Die Kaiserin war kaum drei Tage in Berlin, als diese Intrigen zu ihrer Kenntnis kamen; am 15. März schrieb sie an ihre Mutter aus Charlottenburg:

„Ich glaube, Fritzens Proklamation und sein Brief an Fürst Bismarck haben den richtigen Eindruck gemacht; wahrscheinlich war Bismarck überrascht, als er all diese zur Veröffentlichung fertigen Papiere in Fritzens eigener Handschrift erhielt!

Augenscheinlich sponnen sich alle Arten von Intrigen an, ehe wir zurückkamen. Einige sind über unsere Rückkehr froh, andere nicht; die meisten glaubten, Fritz würde nur zur Abdankung nach Hause kommen! Alle haben die Überzeugung, daß die gegenwärtige Regierung nur wenige Monate dauern werde, und dies hat alle möglichen Folgen! Die meisten von denen, welche Fritz gesehen haben, finden ihn viel besser aussehend und weniger verändert, als sie erwarteten ..."

Die Beziehungen der Kaiserin zu dem eisernen Kanzler waren nach der Thronbesteigung besser als jemals vorher. Die Kaiserin fand ihn „höflich und nett", während der Kanzler einsah, daß er die Kaiserin versöhnen müsse. Am 16. März 1888 fand in Berlin das feierliche Leichen-

begängnis des verstorbenen Kaisers statt. Der neue Kaiser, welcher dem Trauerzuge fernbleiben mußte, sah ihn vom Fenster seines Schlosses aus an. Der Prinz von Wales war als Stellvertreter der Königin Victoria zu den Bestattungsfeierlichkeiten erschienen; seine Gegenwart erleichterte der Kaiserin Friedrich vieles. An diesem Tage schrieb sie der Königin Victoria aus Charlottenburg:

„Der schwere Tag ist endlich vorüber, und ich bin sehr froh, daß Fritz alle die schmerzlichen Erregungen so gut überstanden hat. Es war so hart für ihn. Meine Gedanken wanderten während der Zeremonie im Dom zu Dir und unserer geliebten Großmutter, die gerade vor 27 Jahren von uns genommen wurde. Alles ging gut, es gab keine Schwierigkeit, außer dem bitterkalten Wetter — scharfer Frost und tiefer Schnee! Das Publikum benahm sich respektvoll und schweigend, es gab keine großen Massenansammlungen. Den Gottesdienst hielt ich für ziemlich konventionell, steif und kalt; der Gesang war sehr gut. Man kann in der deutschen Kirche kaum von Gottesdienst sprechen, da er nur aus einer Ansprache und einem extemporierten Gebet besteht; beide fand ich der Gelegenheit entsprechend nicht gerade glücklich gewählt. Der Leichenwagen war sehr einfach! Wegen des kalten Wetters konnte Fritz das Zimmer nicht verlassen, so daß ich im traurigen Moment nicht bei ihm sein konnte. Als der Leichenwagen an seinem Fenster vorbeikam, brach er beinahe zusammen und war — wie Du Dir vorstellen kannst — von seinen Gefühlen vollständig überwältigt. Gleich nachher kamen wir zu ihm; er war wieder gefaßt und ruht sich jetzt ein wenig im Bett aus. Er hatte eine bessere Nacht und fühlt sich nicht unbehaglich. Gestern empfing er viel zuviel Besuch und hat sich zu sehr ermüdet — heute hat er sich dagegen ganz ruhig gehalten.

Den lieben Bertie hier zu haben, war ein großer Trost, obgleich ich leider nicht viel von ihm gesehen habe. Es ist eine unglaubliche Masse zu tun, wie Du Dir vorstellen kannst; alles ist sehr schwer und kompliziert. Ich glaube, wir werden im allgemeinen nur als vorüberhuschende Schatten angesehen, die bald in der Wirklichkeit durch Wilhelms Gestalt ersetzt werden sollen. Ich kann mich irren, aber es kommt mir so vor, als ob die Partei, die sich uns so lange widersetzt und uns so schlecht behandelt hat, es kaum der Mühe für wert hält, ihre Haltung sichtbar zu ändern — da sie mit einer ganz anderen Zukunft rechnet.

Es ist ein unschätzbarer Segen, von einer zwangvollen Tyrannei befreit zu sein, die man im Namen des armen Kaisers über uns ausgeübt hat, da jetzt das Richtige für Fritzens Gesundheit getan werden kann! Wenn es nur nicht zu spät ist! Zu spät! Der furchtbare Gedanke verfolgt mich Tag und Nacht. Ja, wir sind jetzt unsere eigenen Herren, aber sind wir nicht dazu bestimmt, die Arbeit ungetan zu lassen, welche wir so lange und sorgfältig vorbereitet haben? Werden wir die Möglichkeit haben, das Richtige zu tun? Wird uns Zeit gelassen werden, nützliche Maßnahmen, nötige Reformen einzuführen? Jeder wohlmeinende Deutsche legt sich diese Frage mit bitterem Schmerze vor! Es ist hart und grausam! Ich hoffe und lebe — du jour au lendemain. ‚Genug, daß jeder Tag birgt eigne Plage, drum laßt das Morgen sorgen für sich selbst.' Um so mehr wollen wir bemüht sein, das Beste, Klügste und Sicherste zu tun! Vorsicht und Klugheit sind jetzt notwendig, da frische und kräftige Erneuerung vieler verbrauchter und veralteter Dinge wünschenswert gewesen wäre. Sicher empfindest und weißt Du das alles. Fürst Bismarck war höflich und nett und fühlt sich, glaube ich, ganz wohl."

Mitte April 1888 besuchte die Königin Victoria in Begleitung des Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Battenberg, gefolgt von der verwitweten Lady Churchill, der Hon. Harriet Phipps, Sir Henry Ponsonby und Major Bigge (später Lord Stamfordham), ihre Tochter und ihren sterbenden Schwiegersohn in Charlottenburg. Gerade vor ihrer Ankunft war Berlin voll von Gerüchten über einen Rücktritt Bismarcks. Die Wünsche des Kaisers und des Kanzlers standen in diesem Augenblick in scharfem Gegensatz, der sich wiederum auf die Zukunft der zweiundzwanzigjährigen Prinzeß Victoria, der zweiten Tochter des Kaiserpaares, bezog. Die Eltern begünstigten immer noch eine anscheinende Liebesheirat und man glaubte allgemein, daß die Prinzessin in Kürze sich mit dem Prinzen Alexander von Battenberg verloben würde — wenn sie nicht schon mit ihm verlobt war.

Während Prinz Alexander noch auf dem bulgarischen Thron saß, war die projektierte Verlobung nur durch den bestimmten Widerspruch Bismarcks verhindert worden.

Vielleicht hatte Bismarck vorausgesehen, daß Fürst Alexanders Herrschaft in Sofia nur eine kurze sein würde und war von dem freundlichen Wunsch geleitet worden, eine Hohenzollernprinzessin davor zu bewahren, ihr Glück mit dem eines Fürsten zu vereinigen, dessen Schicksal sehr ungewiß schien. Was auch immer damals seine Motive gewesen sein mögen, seine Gründe während der Krisis von 1888 scheinen nur aus Erwägungen politischer Zweckmäßigkeit hervorgegangen zu sein. In Sofia existierte noch eine Partei, welche die Rückkehr des Fürsten Alexander freudig begrüßt haben würde. Bismarck sah ein, daß die Heirat des Prinzen die Hoffnungen dieser Partei gestärkt und möglicherweise während der folgenden Verwicklungen Deutschland in Gegensatz zu Rußland gebracht haben würde. Die Gerüchte eines Rücktritts schienen den Plan der Königin Victoria nicht zu berühren oder Ihre Majestät zögern zu lassen, auf dem Rückweg von Florenz Berlin zu besuchen; es war ihr indessen eine Erleichterung, folgende Nachricht von der Kaiserin am 5. April zu erhalten:

„Bitte sei nicht ängstlich. Kanzlerkrise ist eine Erfindung. Wir haben uns nie besser vertragen und verstanden. Dein Besuch soll unter keinen Umständen aufgegeben werden.“

Allerdings wurde diese Nachricht durch einen Brief abgeschwächt, den Königin Victoria ein oder zwei Tage später von Lord Salisbury mit dem Datum vom 6. April erhielt. Im Laufe dieses Briefes sagt Lord Salisbury:

„Sir E. Malet telegraphierte gestern abend privatim an Lord Salisbury, daß der Kanzler sehr ernst mit ihm über die beabsichtigte Heirat der Prinzessin Victoria mit dem Prinzen Alexander gesprochen und bemerkt habe, daß er zurücktreten würde, wenn sie stattfände. Sir E. Malet fragte, wie er sich dieser Mitteilung gegenüber verhalten solle. Lord Salisbury gab ihm die Anweisung, daß eine so schwer wiegende Mitteilung Eurer Majestät nicht vorenthalten werden dürfe, meinte aber, sie solle direkt übermittelt werden, da sie zu eng mit der Familie Eurer Majestät verbunden sei, um mit den offiziellen

Berichten des Auswärtigen Amtes vermengt zu werden. Graf Hatzfeldt brachte heute nachmittag das Gespräch auf dasselbe Thema. Lord Salisbury wiederholte ihm seine Ansicht. Graf Hatzfeldt sagte nichts über Fürst Bismarcks Rücktritt, sondern meinte nur, daß ein solches Ereignis Deutschland dazu zwingen würde, eine viel russenfreundlichere Politik zu treiben, als es sonst beabsichtigt sei."

Drei Tage später, am 9. April, sandte die Königin Victoria folgende Nachricht an Lord Salisbury:

„Königin hat von Kaiserin Victoria erfahren, daß sie lange Unterredung mit Bismarck am 6. hatte, die vollkommen befriedigend verlief; sie bittet Königin auf törichte Zeitungsartikel nicht zu achten."

Auch dies schien mit anderen Berichten über Bismarcks Haltung einigermaßen in Widerspruch zu stehen, denn am 8. April schickte Lord Salisbury folgende chiffrierte Depesche an die Königin Victoria:

„Ich habe mehrere Privattelegramme von Sir E. Malet bekommen, die zeigen, daß Fürst Bismarck wegen der beabsichtigten Heirat einen seiner Wutanfälle hat.

Er zeigt sich gegen Eure Majestät schlecht gelaunt; in solchen Zeiten kennt er keine Skrupel und wird wahrscheinlich versuchen, Eure Majestät persönlich für die üblen Folgen seiner eigenen Leidenschaftlichkeit verantwortlich zu machen. Er hat einen außerordentlich korrumpierenden Einfluß auf die Presse und kann Gerüchte leicht in Zirkulation setzen. Ich möchte Eurer Majestät den bescheidenen Rat geben, nichts zu unternehmen, das die Kontroverse verstärken könnte. Die Zeitungen sagen, daß Eure Majestät nach Potsdam oder Berlin reist. Ich möchte mir erlauben, ehrerbietigst zu bemerken, daß ein Besuch zur jetzigen Zeit Eure Majestät den größten Mißdeutungen und vielleicht einigen respektlosen Demonstrationen aussetzen würde. Der deutsche Reichskanzler befindet sich nach Berichten seines Sohnes im Zustand äußerster Erbitterung . . ."

Die Königin war indessen sehr ärgerlich über die Art, in der ihre Tochter behandelt wurde und schickte an Sir Henry Ponsonby am 9. April folgende Weisung:

„Vielleicht wird Sir Henry so gut sein, an Lord Salisbury über das unerhörte Benehmen des Prinzen Wilhelm und über den schrecklichen cercle vicieux zu schreiben, der den unglücklichen

Kaiser und die Kaiserin umgibt, und der Bismarcks Benehmen wirklich illoyal, schlecht und äußerst töricht erscheinen läßt! Die Königin legt den Brief der Kaiserin bei, um Sir Henry in den Stand zu setzen, Sätze daraus zu zitieren. Rußland braucht sich wirklich um die Heirat des Prinzen Alexander nicht zu kümmern, wenn die Russen nicht die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit seiner Rückkehr nach Bulgarien zugeben! Es ist für uns anständige und ehrliche Engländer unmöglich zu verstehen, wie Bismarck und noch mehr Wilhelm ein so doppeltes Spiel spielen können. Gott sei Dank! Wir sind Engländer! Die Königin wird auch durch Kurier an Lord Salisbury schreiben. Die Königin ist sehr beunruhigt und bekümmert, aber die Drohung, die von Rußland ausgeht, scheint der Königin unverschämt und über alle Maßen frech.

Die Königin bekam von Lord Salisbury einen durch Kurier geschickten Brief, der alles erklärte, den sie erst gestern nach Sir Henrys Abreise gelesen hat; sie wird ihn später an Sir Henry schicken."

Inzwischen verursachte die Überzeugung, daß Prinz Alexander sich unter Billigung der Kaiserin mit der Prinzessin Victoria verlobt habe, eine häusliche und politische Krisis in Berlin. Bismarck erklärte, daß die Verlobung ein verbrecherischer Anschlag der Kaiserin sei, um Deutschland mit Prinz Alexanders Feind, dem Zaren, zu veruneinigen und fand sich durch den Kronprinzen Wilhelm in seiner Haltung kräftig unterstützt.

Die Königin Victoria hielt die Situation für ziemlich rätselhaft; am 7. April schrieb ihr Privatsekretär, Sir Henry Ponsonby an Sir Edward Malet, der nach Lord Ampthills Tod im Jahre 1884 englischer Botschafter in Berlin geworden war:

„Reuter erklärt die Prinzessin Victoria für verlobt. Ich versicherte mich, daß die Königin, ebenso wie Prinz und Prinzessin Heinrich von Battenberg sich dem widersetzen. Ich habe die Erlaubnis, Ihnen dieses mitzuteilen, aber es scheint nicht wünschenswert, es der Kaiserin zu wiederholen."

Zwei Tage später antwortete Sir E. Malet Sir Henry:

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Information in Ihrem Briefe vom 7. und habe Gebrauch von ihr gemacht, der absolut not-

wendig schien. Wegen der Angelegenheit hat sich hier ein kräftiger Sturm, ein regulärer Blizzard erhoben, so daß ich über den von Ihnen kommenden Sonnenstrahl sehr froh war. Er wird sehr dazu beitragen, die Wolken zu zerstreuen."

Vier Tage später, am 13. April, notierte die Königin Victoria, die sich noch in Florenz befand:

„Die Königin hat die chiffrierte Depesche (eine Privatchiffre, welche der im Verkehr von Dr. Reid mit den Ärzten gebräuchlichen ähnlich ist) als Antwort auf ihren Brief erhalten, in dem sie ihm von Lord Salisburys Chiffredepesche erzählte. Sie kann nicht verstehen, wie dies mit Sir E. Malets Briefen in Übereinstimmung gebracht werden kann. Die Königin zweifelt nicht daran, daß dies alles zu einem bestimmten Zweck geschieht und daß Herbert Bismarck und Wilhelm dahinterstehen.

Der Empfang der Kaiserin auf ihrer schnellen Reise hat der gegnerischen Clique in Berlin gezeigt, wie populär sie und der liebe Kaiser im Lande sind."

An diesem Tage schrieb Sir Henry Ponsonby an Sir E. Malet:

„Die Königin hat mir aufgetragen, Ihnen für Ihren Brief vom 7. zu danken, den Ihre Majestät gestern abend mit Kurier empfangen hat. Sie teilen in Ihrem Schreiben Fürst Bismarcks Rücktrittsgründe mit, die Sie für so privater Natur halten, daß Sie es nicht in einer offiziellen Depesche übermitteln können, die aber unmittelbar nach oder möglicherweise vor Ihrem Gespräch mit seiner Durchlaucht den Zeitungen zur Veröffentlichung übergeben worden sind.

Die Königin kann nicht verstehen, warum der Besuch eines Privatmannes, wie Prinz Alexander von Battenberg es jetzt ist, ein solches Mißtrauen in Rußland hervorrufen und zur Gefahr für den zwischen den beiden Ländern bestehenden Frieden werden konnte; sie muß gestehen, daß sie sich darüber wundert, daß Deutschland sich seine Handlungsweise vom Zaren vorschreiben lassen könne, der — wie Sie sagen — eine Abneigung gegen den Prinzen Alexander hegt, die, soweit die Königin erfahren kann, von der russischen Nation nicht geteilt wird.

Auch ist nicht leicht zu ersehen, wie die Heirat des Prinzen Alexander mit der Prinzessin Victoria die Verbindung zwischen Rußland und Frankreich gegen Deutschland stärken oder Entfremdung zwischen England und Deutschland verursachen

könne. Bestimmt sind die Prognostiken, die einen so großen Wechsel in Europa aus einer Heirat herleiten wollen, töricht. Fürst Bismarck wendet sich an die Königin, die — wie er glaubt — die Heirat begünstigt. Diese Voraussetzung ist ebenso falsch wie seine anderen Schlüsse, wenn er sich vorstellt, daß die Königin zu dieser Heirat getrieben hat. Ohne Frage würde sie sich freuen, wenn der Prinz und die Prinzessin zu heiraten wünschten und wäre zufrieden, daß die Heirat stattfände, wenn die deutsche Kaiserfamilie sie billigt. Aber alle diese Einzelheiten hätten leicht in privater Weise besprochen werden können, ohne aus einer Familienangelegenheit eine Staatsaffäre zu machen.

Soweit die Königin weiß, hat der Kanzler seinen beabsichtigten Rücktritt der Welt mitteilen lassen, ehe er sich mit der Kaiserin über diese Frage besprochen hat; es stellt sich nun heraus, daß, nachdem er Ihre Kaiserliche Majestät gesprochen hatte, die Angelegenheit beigelegt wurde.

Der Sturm hätte also vermieden werden können, wenn sich Fürst Bismarck die Mühe gemacht hätte, sich über die Tatsachen genauer zu unterrichten."

Am gleichen Tage, dem 13. April 1888, schrieb Oberst Leopold Swaine, der englische Militärattaché in Berlin, an den Prinzen von Wales und schickte eine Kopie seines Briefes an Sir H. Ponsonby:

„Was die ‚Heiratsfrage' betrifft, muß ich folgendes konstatieren, was nach meiner Meinung vollkommen authentisch ist. Schon während der ersten Woche des Aufenthaltes Ihrer Majestäten in Charlottenburg entschloß sich die Kaiserin, die Angelegenheit ohne Verzug zu behandeln und lud den Prinzen Alexander nach Berlin ein. Es ist nicht ganz klar, ob er erst am Geburtstag der Prinzessin Victoria oder schon früher ankommen sollte. Jedenfalls erfuhr der Kanzler von diesem beabsichtigten Besuche nichts. Zweifellos hörte er zufällig davon; viele sonderbare Geschichten werden erzählt, welche die angenommenen autoritativen Versionen wiedergeben, wie er von der Sache erfahren hat.

Viele Menschen sind sich darüber einig, daß der Augenblick ungünstig gewählt war, um dies Heiratsprojekt zu starten, das von dem verstorbenen Kaiser so heftig abgelehnt wurde; auch verurteilt man in gleicher Weise, daß es ohne Kenntnis des Kanzlers geschah, der den verstorbenen Kaiser aus Staatsrücksichten so lebhaft in seiner Meinung unterstützte.

Ich nehme an, daß es das letztere mehr als das erstere war, was den Kanzler erzürnte. Aber ob er in allem Ernst drohte zurückzutreten oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Ich neige dazu, es zu bezweifeln; aber es ist wahrscheinlich, daß er die Unmöglichkeit seines Bleibens im Amt betonte, wenn die Heirat stattfände.

Heute oder morgen vor vierzehn Tagen hörte der Kanzler zuerst davon und die Verhandlungen darüber dauerten bereits fast eine Woche, ehe wir etwas davon hörten....

Ich habe aus verschiedenen Quellen erfahren, daß Prinz Alexander selbst nicht zu der Heirat drängt. Als er noch Fürst von Bulgarien war, hatte er gute politische Gründe für sie; während er den russischen Einfluß abzuschütteln versuchte, war er bemüht, mit Hilfe dieser Heirat sich der deutschen Hilfe zu versichern. Das ist aber alles vergangen, und er soll jetzt mit einer Angehörigen der Schauspielkunst ein zärtliches Verhältnis haben.

Wir leben hier in Berlin in traurigen Zeiten: nicht nur traurig, weil wir hier einen Kaiser haben, der an der Schwelle des Todes steht, nicht nur traurig, weil Familienzwistigkeiten vorliegen, sondern traurig, doppelt traurig, weil fast alle Beamten — vielleicht mit Ausnahmen, aber ich kenne sie nicht — sich in einer Weise benehmen, als ob der letzte Funke von Ehre und treuer Pflichterfüllung erloschen sei — sie hängen alle den Mantel nach dem Winde.

Es scheint, als ob ein Fluch über dies Land gekommen sei und nur einen Lichtpunkt gelassen hätte: eine einsame Frau, die ihre Pflicht treu und zärtlich an der Seite ihres kranken Gatten gegen alle Feindseligkeiten erfüllt. Es ist eine der tragischsten, wenn nicht die tragischste Episode eines Landes und eines Lebens, die jemals von der Geschichte aufgezeichnet worden ist.

Der Kaiser war gestern gar nicht wohl, im Gegenteil herrschte einige Zeitlang die größte Besorgnis. Eine neue Kanüle mußte eingeführt werden. Aber die Nacht verlief gut und Seine Majestät war heute morgen in der Stadt.

Dieser Brief ist voll schmerzlicher Tatsachen, und ich kann Ihnen versichern, Sir, daß wir alle sehr betrübt sind — niemand spricht die Wahrheit, alle intrigieren in ihrem eigenen Interesse."

Diesem Briefe fügte Oberst Swaine das „sehr private Postskriptum" an:

„Es ist uns erzählt worden, daß nicht allein die Königin, sondern auch Prinz und Prinzessin Battenberg sich der Heirat auf das äußerste widersetzen.“

Ungefähr zu dieser Zeit schickte die Königin Victoria folgende Botschaft an die Kaiserin:

„Ziehe die Heirat nicht ohne volles Einverständnis Wilhelms in Betracht. Es hätte niemals Sinn, einen Heiratskontrakt abzuschließen, den er nicht billigt. Sandros Heirat könnte seine gesamten Lebensaussichten verderben.“

Am 13. April schickte die Königin Victoria folgende chiffrierte Mitteilung an Lord Salisbury, Staatssekretär des englischen Auswärtigen Amtes:

„Ich verstehe Bismarcks Aufregung nicht. Vor drei Wochen riet ich der Kaiserin, gegenwärtig keinen Schritt in dieser Angelegenheit zu tun. Prinz Alexanders Familie begünstigt die Heirat nicht, ganz besonders nicht unter den gegenwärtigen Umständen, und wenn sie nicht von einer bestimmten Person angenommen wird, würde sie unmöglich sein. Aber Bismarcks Tyrannei ist unerträglich, und ich will meine Absicht, den lieben leidenden Kaiser zu besuchen, nicht aufgeben, den ich in San Remo nicht sehen konnte.“

Königin Victorias Haltung war jetzt eine sehr entschiedene; am 21. April schrieb sie aus Florenz an Lord Salisbury:

„Die Königin dankt Lord Salisbury für seinen Brief und wünscht in Fortsetzung ihrer Chiffre-Mitteilung von gestern auszusprechen, daß es ihr leid tut, zu sehen, in wie starkem Maße Sir Edward Malet die Dinge durch des Fürsten und vielleicht noch mehr durch Herbert Bismarcks Augen ansieht. Sie versteht den Grund ihres Benehmens und ihrer wiederholten Äußerungen nicht, versteht vor allem Fürst Bismarcks Unterredung mit Sir Edward Malet nicht, und begreift des letzteren Mitteilung nicht, die sich beinahe zu einer Botschaft an die Königin auswuchs. Es war einfach unerhört. In dem letzten Briefe, den die Königin von ihrer Tochter bekommen hat, sagt diese unter dem Datum des 13.: ‚Ich wundere mich nicht darüber, daß Du durch den sinnlosen, lächerlichen und heftigen Sturm in der Presse wegen Vicky und Sandro ebenso erstaunt und erregt bist, wie viele andere auch. Wenn du wüßtest, warum all dies Geschrei gemacht worden ist, würdest Du um so

klarer sehen, daß der Grund ein ganz nichtiger war! Unsere Beziehungen zum Kanzler sind niemals kordialere oder angenehmere gewesen; auch weißt Du gut, daß Fritz zu ruhig und klug und erfahren ist, um den Frieden oder die Interessen Deutschlands in irgendeiner Weise auf das Spiel zu setzen. Fritz wünschte Sandro am Ostermontag hier zu haben, um ihm den Orden «Pour le mérite» und eine Brigade (nicht einmal eine Division) zu verleihen. Ob eine Verlobung folgen sollte oder nicht, war eine Frage, die noch nicht aufgeworfen worden war. Fürst B. wünschte nicht, daß Fritz seine Absicht (die er seit Sandros Rückkehr aus Bulgarien hegte) ausführen und ihn in die Armee einstellen sollte (denn er ist ein sehr fähiger General) sondern glaubte, daß dieser Schritt den Zar beleidigen würde (welche erniedrigende Stellung für Deutschland), obgleich er zugab, daß es sehr bedauerlich sei, wenn der Zar dies als Beleidigung auffassen würde.

Intrigen Wilhelms usw. folgten, und jemand muß es in die Zeitungen gebracht haben! Es ist ein sehr unangenehmes Doppelspiel und überhaupt eine sehr peinliche Angelegenheit. Es ist zu schlimm, daß der armen ruhigen Baronesse E. Stockmar mißtraut wird, ihre Briefe überwacht oder vielleicht heimlich geöffnet werden sollten. Die arme Kaiserin soll keinen einzigen wahren Freund haben. Es empört die Königin außerordentlich, daß Sir E. Malet alles glaubt, was ihm Bismarck erzählt. Er sollte besser von Sir H. Ponsonby Erkundigungen einziehen, bevor er solches Geschwätz über andere Leute annimmt."

Bei der Ankunft der Königin in Charlottenburg am 24. April ergriff Bismarck die günstige Gelegenheit, um ihr die Tatsachen über die projektierte Heirat vorzulegen, wie er sie sah; er suchte in taktvoller Weise durch den englischen Botschafter zu erfahren, wann die Königin ihn empfangen könne. Am 24. April schrieb Sir E. Malet an Sir Henry Ponsonby:

„Ich habe mit Fürst Bismarck gesprochen; er will der Königin morgen um 12 Uhr seine Aufwartung machen.

Wenn Ihre Majestät auch den Grafen Bismarck für einen Augenblick empfangen könnte, würde dies meiner Ansicht nach nützlich sein. Er ist in seinen Ansichten sehr englisch und würde durch eine solche Aufmerksamkeit von seiten der Königin sehr erfreut werden."

Am folgenden Tage, dem 25. April, fand die Unterredung zwischen der Königin und dem Kanzler statt. Beide stimmten darin überein, daß die Heirat mit dem Battenberger ein Fehler wäre; als die Kaiserin ihre Mutter auf seiten der Opposition fand, gab sie nach. Bismarck hatte gesiegt und der Preis war, wie die Kaiserin bitter dachte, das Glück ihrer Tochter. Buchers Bericht über die Unterredung (Busch, Tagebuchblätter III, 239) lautet folgendermaßen:

„Soeben habe ich eine überraschende Nachricht erhalten. Die Königin Victoria hat sich in Charlottenburg ganz vernünftig aufgeführt. Sie hat die Haltung des Chefs gegenüber dem Battenberger Heiratsplane als in der Ordnung bezeichnet, und sie hat ihrer Tochter zugeredet, sich zu ändern: es sei ja schön von ihr, daß sie ihr Vaterland nicht vergessen habe und ihm zu nützen suche, wo sie könne; sie bedürfe aber auch der Liebe der Deutschen und möchte danach streben. Schließlich hat sie auch den Kronprinzen Wilhelm mit seiner Mutter wieder versöhnt."

Busch berichtet (Tagebuchblätter III, 246), daß er in einer späteren Unterredung dem Kanzler von Buchers Bericht erzählte „über das verständige Auftreten der Königin von England in Charlottenburg. Er (Bismarck) bestätigte ihn, indem er hinzufügte, er habe bei der Besprechung mit ihr die Ermahnungen, die sie an ihre Tochter gerichtet habe, zum Teil veranlaßt".

Eine richtigere Fassung des Besuches findet sich in zwei Briefen Sir E. Malets an Lord Salisbury vom 28. April. Im ersten sagt er:

„Ohne Zweifel ist der Besuch der Königin in Berlin ein politischer Erfolg gewesen.

Die Umstände, unter denen die Reise Ihrer Majestät unternommen wurde, hatten die Meinung aufkommen lassen, es möge für Ihre Majestät klüger sein, nicht zu kommen. Der Teil der Presse, der inspiriert von der Regierung fremden Einfluß in der inneren Politik Deutschlands behauptet hatte, handelte infolge eines vollkommenen Mißverständnisses in bezug auf die Haltung, die Ihre Majestät gegenüber der geplanten Verlobung der Prinzessin Victoria von Preußen mit dem Prinzen Alexander

von Battenberg eingenommen hat. Obgleich der Grundirrtum der Behauptungen von halboffizieller Seite aufgedeckt war, versiegte der Strom unverschämter Artikel, den man entfesselt hatte, nicht sofort, so daß die Befürchtung bestand, die Begrüßung Ihrer Majestät bei der Ankunft würde nicht herzlich sein; dadurch könnten die Beziehungen zwischen England und Deutschland, welche durch Entstellungen der Presse schon an sich etwas gelockert wären, noch weiter verschlechtert werden. Deshalb kann ich mit außerordentlicher Genugtuung mitteilen, daß das Gegenteil eingetreten ist. Der Bruch — wenn einer da war — ist geheilt, nicht erweitert worden. Der herzliche Willkomm, mit dem Ihre Majestät von der dichten Menge während ihrer Fahrt durch Berlin begrüßt wurde, bewies, wie wenig Wirkung das Gift der Presse auf die Bevölkerung hat, so daß das allgemeine Gefühl über das Resultat des Besuches das einer Befriedigung ist, weil der Besuch von großem und, wie zu hoffen ist, endgültigem Nutzen gewesen ist.

Ich kann sagen, daß diese Meinung von vielen geteilt wird, mit denen ich gesprochen habe. Ohne etwa behaupten zu können, daß bei ihrer Ansicht der Wunsch der Vater des Gedankens ist.

Man glaubt, daß die persönliche Begegnung der Königin mit der Kaiserin Augusta, dem Kronprinzen und dem Fürsten Bismarck von größtem Wert war, weil sie die fleißiggewebten Spinnweben entfernt und die Spinnen, deren es unglücklicherweise zuviel gab, gezwungen hat, sich in ihre Löcher zurückzuziehen.

Fürst Bismarck hat seine große Genugtuung, die er durch seine Unterredung mit der Königin gewonnen hat, offen ausgesprochen und hat gesagt, daß, wenn Englands Haltung mit dem Ton und dem Charakter der von Ihrer Majestät vertretenen Ansichten übereinstimmte, die Gefahr eines europäischen Krieges so gut wie beseitigt sei.

Der dankbare Tribut an die Königin, der in der gestrigen Abendausgabe der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erschien — ich habe die Ehre, eine Nummer mit Übersetzung einzulegen —, ist ein passender Epilog zum königlichen Besuche, der so glücklich geendigt und gezeigt hat, daß guter Wille und herzliche Beziehungen zwischen England und Deutschland wieder an der Tagesordnung sind.“

Der zweite Brief hieß:

„Ehe Sie dieser Brief erreicht, werden Sie alles über den Besuch der Königin von Ihrer Majestät und dem Herzog von

Rutland gehört haben. Zweifellos hat er vieles Gute getan und bewirkt, daß die bösen Geister des Streites und der Verleumdung für die Gegenwart fliehen mußten. Prinz Wilhelm (der gegenwärtige Kronprinz) sprach in warmen Ausdrücken über den Besuch zu mir und schien entzückt zu sein, Gelegenheit gehabt zu haben, sich mit Ihrer Majestät zu unterhalten. Er erzählte mir auch, daß der Kanzler von seiner Unterredung mit der Königin sehr befriedigt sei, und daß er zu Ihrer Majestät gesagt habe, ihre Reise durch Italien, Österreich und Deutschland gliche dem Rondegange eines Offiziers, der die Posten inspiziert und dafür sorgt, daß die Posten ihre Pflicht tun; die Reise wäre von dem besten Einfluß auf die Stärkung des Dreibundes gewesen. Im Zusammenhange damit möchte ich bemerken, daß auf dieser Seite der lebhafte Wunsch, um nicht zu sagen, das Bedürfnis besteht, dorthin zu kommen, wo wir beim Ausbruch der Kanzlerkrisis waren, als unser Vertrauen zu wanken begann.

Beim Diner im Schloß, als der Kanzler der Königin und der Kaiserin gegenüber saß, tat er augenscheinlich sein Bestes, um liebenswürdig und angenehm zu sein. Es amüsierte mich, als er beim Dessert einen großen Bonbon wählte, der mit einer Photographie der Kaiserin geschmückt war, die Aufmerksamkeit der letzteren mit einigen geschickten Worten darauf lenkte, seinen Rock aufknöpfte und die Photographie an seinem Herzen barg. Kurz, dem Außenstehenden scheint eine allgemeine Beruhigung gereizter Gefühle eingetreten zu sein.

Die Königin sah ausgezeichnet aus und war — wie ich glaube und hoffe — von dem Verlauf des Besuches sehr befriedigt."

Am späten Abend des 25. April verließ die Königin Victoria Berlin, um sich via Leipzig und Dresden nach England zu begeben. Der britische Gesandte in Dresden, Sir G. Strachey, schrieb am 25. April an Sir Henry Ponsonby:

„Es tat mir sehr leid, daß die Königin Leipzig in der Nacht passierte.

Diese Stadt, welche hyperbismarckianisch (speziell nationalliberal), und Dresden, das ultrakonservativ ist, haben der Kaiserin und der Königin ein Maximum an Haß entgegengebracht. Die Leipziger Nationalliberalen ‚Grenzboten', etwa nicht ganz unserem ‚Fortnightly' entsprechend, sind oft von Bismarck benutzt worden; sie veröffentlichten neulich eine lange Tirade

gegen die beiden königlichen Damen, in denen die Frechheit und das Gift der preußischen ‚Reptilien' noch übertroffen wurde. Die Torheit und Gemeinheit ähnlicher Schmierereien übersteigen alles Glaubwürdige. Die freisinnige Partei in Sachsen ist schwach, so daß ihre Stimme in der Wüste verhallt; aber sie hat den Kaiser, die Kaiserin und die Königin mit großem Mut und mit Ausdauer verteidigt; ihr Dresdener Organ überhäuft alle drei jeden Tag mit den allergrößten Lobsprüchen. Wie in Berlin so sind auch hier die Radikalen (die auf demselben politischen Niveau stehen wie unsere Tories) bewunderungswürdig loyal, während die Bismarckiten sich wie die Anarchisten benehmen.

Augenblicklich scheint es so, als ob die Reptilienpresse einen Wink erhalten hat, einen Frontwechsel vorzubereiten. Einer der Berliner Bande hat die Kühnheit, von ‚des Reichskanzlers rührender und ergebener Liebe für seinen allerhöchsten Herrn' zu sprechen, was andeuten mag, daß Bismarck eine Gesundung des Kaisers für möglich hält.

Bei dem großen offiziellen Diner fand ich, daß alle politischen Größen in der Ansicht übereinstimmten, daß Bismarck der moralische, vielleicht auch der materielle Urheber der ganzen Hetze war, und obgleich die Mehrheit der Anwesenden ‚Totengräber' waren, war doch keiner durch die sehr undiplomatische Sprache, in denen ich meinen Gefühlen gegen ihn Luft machte, beleidigt."

Königin Victoria kam am 27. April in England an und empfing zwei Tage später folgenden Brief von der Kaiserin:

„Es kommt mir alles wie ein Traum vor! Dein Besuch, den ich mir so heiß wünschte, und auf den ich lange hoffte, ist vorübergegangen wie ein Blitzstrahl! Aber nicht, ohne besonders in meinem Herzen viel Trost und Dankbarkeit zurückgelassen zu haben!

Ich bin wirklich dankbar, daß Du hergekommen bist, und daß die Freude und die Aufregung dem liebsten Fritz nicht geschadet haben! Leider war zu vieles da, was Deinen Besuch traurig machen konnte. Aber trotzdem ist es gut, nicht nur die heiteren, sondern auch die dunklen Stunden des Lebens mit denen zu teilen, die man liebhat!! Warum diese dunklen Stunden uns auferlegt werden, können wir niemals wissen oder verstehen! Unsere Ideen über Gerechtigkeit, Gnade usw. sind zu begrenzt und zu menschlich, um uns die Gründe erkennen zu

lassen, die unwandelbar das Universum durch denselben mächtigen Willen regieren, der es in die Erscheinung gerufen hat; daher müssen wir unser persönliches Unglück und Unheil als gut, gerecht und notwendig für das Ganze annehmen, dessen wir nur ein kleinstes Teilchen sind; nur unsere Seele windet sich und schreit in Bitterkeit auf — solange wir leben, hoffen, arbeiten, uns sehnen, denken und in die Zukunft blicken! Die größte Hilfe ist die Güte und Liebe unserer Liebsten; es ist der Balsam, den der Himmel den Leidenden schenkt, und der wenigstens nicht vielen versagt bleibt. Ich bin in Wahrheit für diesen kostbaren Schatz dankbar. Deine mütterliche Liebe und Fürsorge hat mir gutgetan und mein trauriges Herz erfrischt! Ich bin mit schwerem Herzen in Deine leeren Zimmer zurückgegangen; ich stellte mir vor, wie Du in der kalten Winternacht nach Vlissingen fuhrst und gestern auf die liebe Yacht gingst, die wahrscheinlich ziemlich schwankte, und heute morgen in Windsor in Deinen eigenen bequemen und schönen Zimmern angekommen bist!

Dein Besuch hat hier viel Befriedigung hervorgerufen, ich habe keine einzige Äußerung gehört, die das Gegenteil besagt hätte. Fritz hat wirklich weniger Fieber gehabt und ganz ordentlich gegessen (wenigstens verhältnismäßig) und heute eine ganze Menge geschlafen. Der Husten trat nicht sehr häufig auf, so hoffe ich, daß die Eindrücke, die Du mitgenommen hast, nicht allzu schmerzlich waren.“

Lord Salisbury faßte die Wirkung des Besuches und Bismarcks Haltung geschickt zusammen, als er am 30. April an die Königin Victoria schrieb:

„Lord Salisbury legt respektvoll, wie es seine ergebenste Pflicht ist, Eurer Majestät Memorandum, das er mit dem tiefsten Interesse gelesen hat, in Eurer Majestät Hände zurück. Es scheint, daß Fürst Bismarck, wie auch aus seiner Unterredung mit dem Herzog von Rutland hervorgeht, von Eurer Majestät Besuch in Berlin und seinem Empfang außerordentlich befriedigt gewesen ist; dies läßt hoffen, daß sein Benehmen gegen die Kaiserin ein loyales sein wird, wenn dunkle Tage kommen sollten. Es läßt aber Fürst Bismarcks ungewöhnliche Sprache mit Hinsicht auf Eurer Majestät vermutete Haltung und die Absichten des Kaisers und der Kaiserin wegen der Heirat um so geheimnisvoller erscheinen. Trotzdem war der Fürst während des Besuches bei Eurer Majestät in seiner gewöhnlichen Stim-

mung. Augenscheinlich haben die beiden bedeutsamen Besprechungen mit Sir E. Malet stattgefunden, als der Fürst unter einer seelischen Aufregung und Depression litt, die bald vorbeigegangen ist. Der besorgniserregende Zwischenfall ist so gut zu Ende gegangen, wie man nur erwarten konnte."

*

Inzwischen hatte sich die Gesundheit des Kaisers Friedrich in keiner Weise verbessert; seine Krankheit hatte sich durch die Ungeschicklichkeit Professor Bergmanns in einer Weise verschlimmert, daß man an einem der Wendepunkte des Verlaufes stand. Am Morgen des 12. April wurde der Kaiser von einem heftigen Hustenanfall gepackt, den leichte Veränderungen in der Lage der Kanüle behoben. Um 8 Uhr kam Sir Morell Mackenzie; nach Besprechung mit den Doktoren Krause und Wegner wurde beschlossen, die Wirkung einer kürzeren Röhre zu probieren. Diese erwies sich indessen als nicht befriedigend, und Mackenzie entschloß sich, eine Kanüle neuer Form zu versuchen; er lud Professor Bergmann ein, der Auswechslung beizuwohnen. Bergmann kam um 5 Uhr nachmittags; er, Mackenzie und Hovell betraten das Zimmer des Kaisers, wo sie ihn schreibend fanden. Bergmann zog nun die kürzere Kanüle heraus und setzte die neue ein, aber mit einer so unglücklichen Wirkung, daß die Röhre von neuem entfernt werden mußte, und ein mit heftiger Blutung verbundener starker Hustenanfall folgte. Wiederum versuchte Bergmann die Einführung, aber wiederum mußte die Röhre zurückgezogen werden; ihre Entfernung war von erneutem Husten und erneuter Blutung gefolgt. Nun ließ Bergmann seinen Assistenten, Dr. Bramann, der draußen im Wagen wartete, holen. Als dieser kam, überließ Bergmann die Aufgabe sofort seinem Assistenten, der mit der größten Sorgfalt eine Kanüle von mittlerer Größe in den Hals einführte. Aber erst nach Stunden hörten Husten und Blutung auf. (Dieser Bericht folgt dem

Sir Morell Mackenzies in seinem Buch „Friedrich der Edle", Professor Bergmanns Bericht weicht nur in einem Punkte ab; als er zum Kaiser kam, fand er ihn dem Ersticken nahe.)

Bergmanns Ungeschicklichkeit wurde vom Kaiser niemals vergessen; ein Mitleid erregender Beweis der Qualen des Kaisers, die er infolge dieser Ungeschicklichkeit zu erdulden hatte, geht aus einem der letzten Schriftsätze hervor, die der Kaiser aufzeichnete. Am 12. Juni kritzelte der Kaiser als Antwort auf eine Bemerkung über seine Medizin, oder eine Frage in dieser Hinsicht, mit Bleistift auf ein Stückchen Papier: „Ich habe so einen merkwürdigen Geschmack im Kehlkopf". Als Antwort auf eine andere Frage schrieb der Kaiser, „dasselbe, das Hovell versuchte, ehe Bergmann mich so mißhandelte".

Vier Monate später, am 24. August 1888, kam die Kaiserin auf diesen unglücklichen Zwischenfall in ihrem Briefe an ihre Mutter zurück:

„Durch Bergmanns falsche Behandlung nach der Operation und durch den Schaden, den er meinem armen Fritz dadurch zufügte, daß er die Röhre mit Gewalt auf ihren Platz zurückzwingen wollte, als keine Kraft, sondern nur Geschicklichkeit und Geduld erforderlich war, wurde das Ende beschleunigt und die Widerstandskraft gebrochen; als Sir Morell es selbst richtig tun wollte, riß ihm Bergmann die Kanüle aus den Händen und nahm die Einführung selbst in der ungeschicktesten und schmerzhaftesten Weise vor."

Die Folge dieser unglücklichen Episode war, daß Professor Bergmann sich am 30. April von dem Fall zurückzog. Sein formaler Rücktritt verursachte weitere beißende Angriffe in der deutschen Presse gegen Sir Morell Mackenzie und die Kaiserin, die am 9. Mai an die Königin Victoria schrieb:

„Ich bedauere die fortwährenden Streitigkeiten in den Zeitungen auf das äußerste. Sicher ist so etwas niemals vorher passiert!! Wir sind in dieser Beziehung besonders unglücklich gewesen. Der Parteigeist schlägt hohe Wellen und ist unter Fürst Bismarcks hochfahrender Herrschaft sehr bitter geworden.

Das ist die Ursache dafür, daß das sogenannte nationale Element mit all diesen Dingen vermischt wird!

Der arme Sir Morell Mackenzie ist wirklich sur les dents durch die fortwährende Angst um Fritz und die unaufhörliche Behandlung. Ich glaube, daß seine Gesundheit und seine Nerven ernstlich angegriffen sind, was ihn vielleicht weniger ruhig auf die Angriffe der Presse sehen läßt. Prof. Bergmann hat sich gegen uns und ihn schlecht benommen, und war in diesem Falle auch als Arzt sehr erfolglos. Aber ich will mich nicht über ihn beklagen oder ihm Vorwürfe machen. Er geht jeden Tag zu Wilhelm, Bergmann ist also auch zu seinem Instrument geworden. Die Zeitungen begannen über Fritzens Fall zu schreiben, lange ehe Sir Morell berufen wurde. Schon damals gab es eine heiße Kontroverse, so daß Sir M. gegen seinen Willen hergebracht wurde. Immerhin hoffe und vertraue ich, daß jetzt nicht mehr darüber gesprochen werde und daß sich die Sache verlaufen wird ... Es ist für das Land sehr schlecht und für uns sehr hart."

Ungefähr zu dieser Zeit schlugen Sir Morell Mackenzie und Dr. Hovell, die unter den bitteren und unfairen Angriffen in der deutschen Presse litten, vor, daß ein wahrer Bericht über die Krankheit und ihre Behandlung veröffentlicht werden solle. Es wurde also ein Artikel zur Publikation vorbereitet und der Kaiserin vorgelegt, deren Bleistiftkommentar folgendermaßen lautet:

„Das ist alles ganz richtig und gut zusammengestellt. Man muß nur darauf achten, daß es nicht so aussieht, als ob Sie die Presse zur eigenen Verteidigung benutzen, oder die ganze Sache wird ein Duell zwischen Bergmann und Ihnen wegen Ihres Patienten, das in der Presse ausgefochten wird. Wenn Unwahrheiten mit Absicht in Umlauf gesetzt werden, so halte ich es für das beste, daß ein Communiqué (das von Ihnen aufgesetzt werden kann, wie Sie es wünschen) durch den Grafen Radolinsky an die Zeitungen geschickt wird, da es hier nicht für richtig gilt, daß unsere Ärzte der Öffentlichkeit irgendwelche Neuigkeiten mitteilen, die sie [nach ihrer Ansicht] geben müssen, ohne bei jeder besonderen Gelegenheit dazu autorisiert zu sein. Bergmann, Gerhardt und Schmidt haben diese Etikette gebrochen, würden es aber nicht eingestehen, und ich möchte nicht, daß die offizielle Welt Ihnen hier vorwirft, daß Sie etwas tun, was andere nicht tun dürfen.

Sie müssen allem, was Sie nicht für richtig halten, in der Weise widersprechen, in der Sie es zu tun wünschen, aber ich glaube, es muß auf offiziellem Wege geschehen, oder es dürfte schwierig sein, die anderen auf die Weise anzugreifen, die sie verdienen. Es tut mir sehr leid, daß unser lieber Dr. Hovell durch diese schamlosen Angriffe so verärgert ist. Er hat meine vollen Sympathien, da ich in derselben Weise zu leiden habe. Ich werde jede Maßregel zu seinem Schutze ergreifen.

Dann fürchte ich, daß die Details darüber, wo Wegner wohnt und daß er täglich zweimal kommen ‚durfte', wenn er besonders gerufen wurde, ihn beleidigen könnten, da er Leibarzt ist. Auch ist es nicht nötig, dem Publikum mitzuteilen, wo Ihre Zimmer sind usw. Ich fürchte, es würde dann sagen, daß die Deutschen abwesend sind und ferngehalten werden. Entschuldigen Sie meine Worte, vielleicht sind meine Besorgnisse grundlos. Ich möchte nur die öffentliche Meinung beruhigen, die künstlich aufgestachelt worden ist."

Die Wünsche der Kaiserin wurden respektiert und im Augenblick unternahm man nichts, was die deutsche öffentliche Meinung weiter zu erregen geeignet war. Nun schien eine neue Krisis zwischen der Kaiserin und ihrem ältesten Sohne zu drohen. „Wilhelm", schrieb sie am 12. Mai an ihre Mutter, „hält sich schon ganz für den Kaiser — und zwar für einen absoluten und autokratischen. Ich persönlich kam gut mit ihm aus, weil ich alle wichtigen Gesprächsthemen vermied!" Sechs Tage später schrieb sie:

„Fritz geht es Gott sei Dank ganz gut, nur der schreckliche Husten quält ihn oft — schon sehr lästig und ermüdend am Tage, um so mehr bei Nacht.

Wilhelm lud Bergmann so demonstrativ wie möglich zum Diner ein, was mit Rücksicht auf sein merkwürdiges Benehmen zum mindesten nicht sehr geschmackvoll zu sein scheint.

Für alle, die in unserem Hause nicht ganz ehrlich gegen uns sind, war Bergmann ein passendes Instrument, und wir sind dankbar, jetzt jemand anders zu haben. Wir treffen jetzt unter den Ärzten nicht auf Schwierigkeiten, auch hätten wir mit Langenbeck oder Wilms — die wir so gut kennen und so gern hatten — niemals welche gehabt! Natürlich tat Bergmann, was er konnte und hatte die besten Absichten, aber er war nicht der

richtige Mann, ebensowenig wie Schröder und Bramann, obgleich ich sie nicht tadeln will.

Wir hatten mit Prof. Gerhardt und besonders mit dem unangenehmen Landgraf, der Wegner und so viele andere mißleitete, eine sehr unglückliche Hand! Nun sind alle diese Schwierigkeiten vorüber — wenn es auch die mit der Gegenpartei wären, hätten wir wirklich ein leichteres Leben und eine angenehmere Stellung."

Prinz Wilhelm tat wirklich alles, um seine Eltern zu bekümmern, obgleich die Kaiserin sich bemühte, seine beleidigenden Handlungen in den Augen seiner Großmutter zu entschuldigen, da sie nicht glaubte, daß er sich seines kränkenden Verhaltens immer bewußt war. So schrieb die Kaiserin am 19. Mai an ihre Mutter:

„Was ich über Wilhelm sagte, ist keineswegs übertrieben. Ich erzähle Dir nicht ein Drittel von dem, was passiert, damit Du, die Du nicht hier bist, nicht glaubst, daß ich mich beklage. Er ist in einem ‚Ring', einer Koterie, deren Hauptbestreben es ist, Fritz in jeder Beziehung zu paralysieren. Wilhelm ist sich dessen nicht bewußt. Die Dinge müssen ertragen werden, bis Fritz stark genug ist, sie selbst abzustellen. Du hast keine Vorstellung von den Quälereien und Besorgnissen, den Unruhen und Schwierigkeiten, die ich zu erdulden habe. Ich will Dich nicht mit ihrer Aufzählung quälen, da Du vielleicht die beteiligten Personen, die Verwicklungen usw. nicht kennst, es würde vielleicht sogar schwer für Dich sein, alles zu verstehen."

Fünf Tage später, am 24. Mai, fand die Heirat des zweiten Sohnes der Kaiserin, des Prinzen Heinrich, mit Prinzessin Irene von Hessen in Charlottenburg statt. Es war ein glücklicher und fröhlicher Tag mitten in Krankheit und Verzweiflung. Eine Woche später wurde der augenscheinlich in den letzten Zügen liegende Kaiser mit einem Boot von Charlottenburg nach dem Neuen Palais gebracht. Im Neuen Palais war er geboren worden, hier hatte er die glücklichsten Tage mit der Kaiserin verbracht, und um dies zu betonen, änderte er jetzt seinen Namen in „Friedrichskron" um.

So krank er war, raffte sich der Kaiser dennoch auf, um sich mit einer Angelegenheit zu beschäftigen, die ihn verstimmte. Der Minister des Innern, Puttkamer, ein typischer Bismarckianer, war einer der Clique, die daran fest hielt, daß ein Kaiser, der nicht sprechen könne, auch nicht regieren dürfe; er war verantwortlich für die offizielle Ankündigung des Todes des alten Kaisers, die keine Anspielung auf den neuen Kaiser enthielt. Kaiser Friedrich hatte dies stillschweigend ertragen. Als er aber im Juni ein Gesetz unterzeichnen sollte, das die Lebensdauer des Reichstages um ein Jahr verlängerte, stellte er die Bedingung, daß der Minister, welcher die Korruption bei den deutschen Wahlen begünstigt hatte, zurücktreten müsse. Am 7. Juni war Puttkamers Rücktritt sicher.

Während des Puttkamer-Falles wurde Dr. Hovell durch den Tod seines Vaters nach England zurückgerufen. Am 8. Juni schrieb die Kaiserin voller Sympathie für den unermüdlichen Arzt an die Königin Victoria:

„Es ist sehr unangenehm, daß unser unschätzbarer kleiner Dr. Hovell gerade jetzt abwesend ist! Man fühlt sich so unbedingt sicher, wenn er die ganze Nacht wacht. Er hat seinen Vater verloren, wie ich Dir geschrieben habe, und ist in England. Ich fürchte sehr, daß Sir Morell eines Tages zusammenbrechen wird — er hat den ganzen Tag lang auf den Füßen zu sein und wird zuweilen dreimal in zehn Minuten durch das Klingelzeichen gerufen!

Wir waren in mancher Hinsicht sehr ängstlich und besorgt um Fritz. Das Wetter war kalt und naß, und es ging ihm in mehr als einer Beziehung nicht so, wie es sollte — Sir M. wird Dir Einzelheiten mitteilen — trotzdem hat er eine Menge erledigt. Wir hatten viel Unruhe und Unannehmlichkeiten — die Minister tun manches, womit Friz nicht einverstanden ist; wenn er aber remonstriert, gibt es über alles mögliche Ministerkrisen, so daß man sehr vorsichtig sein muß. Es ist sehr schwierig! Wenn wir alle Spione und Verräter loswerden und Fritz mit vertrauenswürdigen Männern und ehrlichen Anhängern umgeben könnten, wäre dies eine Möglichkeit, die Macht der Ministerien auszugleichen. Es ist ein sehr schwieriges Spiel, das Richtige getan, das Falsche vermieden zu haben

und sich trotzdem mit Bismarck nicht zu veruneinigen, und doch muß es getan werden. Fritz ist nach vielen Schwierigkeiten Puttkamer mit einiger Diplomatie losgeworden, was ich für einen großen Fortschritt halte. Er wird alles mögliche ausführen können, wenn er den schon in San Remo so geschickt aufgebauten Wall der Opposition, an dem Wilhelm so beteiligt ist, durchbrechen kann. Es würde, dessen bin ich sicher, uns gegenüber ganz andere Saiten aufziehen, wenn die Einflüsse der Leute unschädlich gemacht würden, die ihn jetzt für ihre Zwecke gegen uns benutzen. Wilhelm würde dann sehr viel lenkbarer und vernünftiger sein. Du kannst Dir nicht denken, wie hart und schwer mein Leben ist. Wenn ich glauben könnte, daß wir noch ein Jahr vor uns haben! Wieviel könnte getan werden, aber das ist so unsicher! Und dann? Ich kann an all das kaum denken, mein Herz bricht beinahe.

Hier ist der Gegensatz zu dem Leben, welches wir zu führen pflegten, sehr groß — wo Fritz überall zu finden war, und trotzdem darf man nicht daran denken, sondern muß dankbar sein, daß er noch da ist! Was wird im nächsten Jahre sein?!!

Die Clique ist natürlich wütend auf mich, da ihre einzige Absicht ist, mich ganz zu isolieren und zu verhindern, daß ich etwas über Fritz sage, die Kinder gegen mich aufzuhetzen, es mir unmöglich zu machen, mit dem Fürsten Bismarck oder Wilhelm auf gutem Fuß zu stehen und mich im Lande durch Erfindung von Lügen und Verleumdungen unpopulär zu machen. Dies begann schon im letzten Jahre, weil die Leute es für opportun hielten, da der Kaiser alt und Fritz krank war. Ich kümmere mich absolut nicht um sie, und sie haben mich nicht, wie sie es hofften, in Furcht setzen können. Fortwährend erhalte ich Beweise von Liebe, Sympathie, Loyalität und Vertrauen aus anderen Kreisen, so daß sie in ihren Versuchen, mir Unrecht zu tun, ziemlich gehemmt sind, und was wäre, wenn sie Erfolg hätten? Wenn Fritz stirbt, so ist es mir vollkommen gleichgültig, was aus mir wird. Ich suche die Liebe dieser Leute nicht und verachte ihren Haß. Fritz und ich werden eines Tages durch den Lauf der Ereignisse mehr als gerächt sein, wenn diese Menschen zur Herrschaft kommen ....

Das Volk ist jetzt zufrieden, weil es weiß, daß sein Kaiser ihm zur Seite steht und für seine Wünsche und sein Verlangen kämpfen würde, wenn sein Wille nicht durch die Regierung und die Clique, die aus seiner Krankheit den Nutzen ziehen, in Schach gehalten würde; Kaiser Wilhelm stand ganz auf ihrer Seite und hatte keinen Willen, außer dem, allen Fortschritt aufzuhalten.

Es ist ein merkwürdiger Zustand! Ich bin traurig und müde, aber nicht niedergeschlagen und werde bis zum letzten kämpfen. Nicht durch Gewalt oder durch offene Opposition kann ich etwas gewinnen, sondern nur durch die größte Vorsicht und Behutsamkeit."

Der Puttkamer-Zwischenfall diente indessen nur dazu, die wachsenden Schwierigkeiten zwischen Bismarck und der Kaiserin zu betonen. Puttkamers Rücktritt wurde am 11. im Reichsanzeiger veröffentlicht — ein Ereignis, das Bismarck zu einem Diner veranlaßte, bei dem Puttkamer der Ehrengast war.

Alle wußten, daß die Tage des Kaisers gezählt waren. Die Kaiserin schrieb isoliert, freudlos und gebrochenen Herzens wie sie war, am 12. Juni an ihre Mutter:

„Ich habe nicht das Herz zu schreiben — ich fühle mich nicht imstande dazu, und trotzdem möchte ich Dich nicht ohne Nachricht lassen. Es steht nicht gut hier, ich habe nicht mehr viel Hoffnung, weiß aber nicht, wie lange uns der, der uns so teuer ist, noch gelassen werden wird; vielleicht noch einige Zeit, aber es kann nicht mehr lange dauern. Bitte schlage keinen Alarm, es würde unsere Stellung noch zehnmal peinlicher und schwieriger machen; um imstande zu sein, das Beste für ihn zu tun, ihn so glücklich zu machen und bei so guter Laune zu erhalten als es in unseren Kräften steht, und ohne unverschämte Einmischungen und ohne all die brutale Herzlosigkeit, die ich mir gefallen lassen mußte, als Fritz nach dem 12. April so krank war — das ist mein einziger und sehnlicher Wunsch! Ich bin zu elend, zu unglücklich, um mehr zu schreiben. Du hast den Dezember 1861 durchgemacht und wirst mich gut verstehen."

Am nächsten Tag schrieb sie:

„Meine Tage und Nächte gehen vorüber, ich weiß nicht wie! Ich verlasse Fritzens Zimmer oder das Nebenzimmer kaum, gehe nur zum Schlafen hinauf .... Sir Morells wundervoller Geschicklichkeit ist es gelungen, ihm mit einer Guttapercha-Röhre Nahrung einzuflößen, so daß er nun genug zu sich nehmen kann, aber was heißt es für mich, meinen armen Liebling so verändert zu sehen! Er ist ein wahres Skelett und sein schönes, dichtes Haar ist ganz dünn geworden. Sein armer Hals bietet einen so schrecklichen Anblick, daß ich es kaum über mich gewinnen kann, ihn anzusehen, wenn er verbunden

wird usw. Ich muß oft forteilen, um meine Tränen zu verbergen. Es ist sehr schwer, die Luft im Zimmer rein zu halten. So ist es eine große Erleichterung, daß das Wetter den Aufenthalt auf der Terrasse gestattet. Es ist so bitter, die Umgebung unseres schönen Heimes zu sehen und zu wissen, daß meine drei lieben Töchter es mit all seinen schönen und traurigen Erinnerungen für immer verlassen müssen. Es war die lange und langsame Arbeit von Jahren, es instand zu setzen — nicht für uns, um unser Leben darin zu beschließen; aber das sind Erwägungen von geringerer Wichtigkeit.

Du weißt nicht, wie ich in tausenderlei Beziehungen zu leiden habe ....

Du fragst mich, was Du für mich tun kannst!! Das ist zu freundlich und lieb von Dir, aber ich weiß jetzt nichts; später wird es eine ganze Menge geben, und ich werde Dich oft um Rat fragen. Ich komme mir vor wie ein Wrack, wie ein sinkendes Schiff, so verwundet und niedergeschlagen, so wunden Herzens, als ob ich aus tausend Verletzungen blutete. Das Schreiben macht meine Tränen fließen, aber auch das Denken und die Unterhaltung mit Freunden! Langweilige harte Arbeit ist die einzige, die ich tun kann, und selbst bei ihr scheint mir das Gedächtnis manchmal zu fehlen, und zuzeiten kann ich mich nur noch meiner Qual entsinnen!!"

Zwei Tage später, am 15. Juni 1888, starb der Kaiser Friedrich um elf Uhr. Am Abend dieses Tages schrieb die unglückliche Kaiserin ihrer Mutter:

„Am 14. Dezember 1861 fandest Du in Deinem überwältigenden Kummer Zeit und Kraft, um mir zu schreiben; so muß auch ich Dir aus tödlichem Kummer, halb wahnsinnig vor Schmerz, ein paar Worte senden! Ich kann Dir nicht sagen, was für Stunden ich durchgemacht habe, welche Bilder meinen Sinn quälen, welche Empfindungen mein Herz bewegen. Oh! Sie werden mich immer verfolgen. Die Qual ist zu schrecklich, wenn zwei Leben, die eins geworden sind, so auseinandergerissen werden; nun muß ich bleiben und mich erinnern, wie er von mir ging! Oh, der Blick seiner lieben Augen, ihr trauriger Ausdruck, als er sie für immer schloß. Die Kälte und die Stille, die folgten, als seine Seele entflohen war. Oh! Mein Gatte, mein Liebling, mein Fritz!! Der Gute, Freundliche, Zärtliche, Tapfere, Geduldige, Vornehme, so furchtbar Geprüfte, ist nun seinem Volk, seiner Frau, seinen Töchtern, die ihn so sehr brauchten,

genommen worden. Seine milde und gerechte Regierung sollte nicht sein. Verzeihe mir, wenn ich unzusammenhängenden Unsinn schreibe, aber es ist fast zu schwer zu ertragen. Gott sei Dank leidet sein gütiges Herz nicht das, was das meinige zu tragen hat!!! Ich habe meinen Abschied von ihm genommen und einen letzten Blick auf ihn geworfen. Ich bin seine Witwe, nicht mehr sein Weib. Wie soll ich das tragen? Du hast es getan, und so will ich es auch versuchen. Du hattest Dein Volk, Deine großen Pflichten, für die Du leben konntest. Ich habe meine drei lieben Töchter — er hing so an ihnen —, die mein Trost sind. Wenn sie mich nicht mehr brauchen, so steht meine Zeit zu Deiner Verfügung, wenn Du mich jemals um Dich haben willst! Ich versuchte, ihm zu helfen, so gut ich konnte, ihm nützlich zu sein, ihm alle Aufregungen, Unannehmlichkeiten und Mühen zu ersparen. Ich glaube, daß es mir einigermaßen gelungen ist. Ich sagte immer, daß ich sein Wachhund sei!! Nun sind alle Kämpfe vorüber, und ich muß meinen Weg allein weiter stolpern! Ich will, so gut es geht, vor der Welt verschwinden, und mich bestimmt nicht irgendwo in den Vordergrund drängen! Die, welche ihn liebten, werden um seinetwillen zu mir freundlich sein!

Ich muß hier schließen, ich fühle mich krank, wund und zerbrochen, aber nicht müde; oh nein, es ist mir so, als ob ich nie wieder schlafen könnte."

Zwölftes Kapitel

KAISER WILHELM II.

Nach dem Tode Kaiser Friedrichs verlor die Kaiserin eine Zeitlang alle Hoffnungen, alle Wünsche. Das Leben ohne ihren Gatten dünkte sie leer und bitter. Sie sehnte sich nur nach Einsamkeit und Frieden, aber kaum hatte der Kaiser seine Augen zum letzten langen Schlaf geschlossen, als eine so heftige Kampagne gegen die Kaiserin ausbrach, wie sie nur wenige zu erleiden gehabt haben. Die Kaiserin war tief bekümmert, daß ihr Sohn kaum seinem Schmerz über seines Vaters Tod Ausdruck verlieh und den Eindruck machte, als hielte er sein Andenken in nur geringer Achtung. Vater und Sohn Bismarck folgten der kaiserlichen Führung und bekümmerten die Kaiserin Friedrich, indem sie den Namen des Toten verkleinerten. Graf Herbert übertraf seinen Vater an Bösartigkeit und sprach vom Kaiser Friedrich als einem „incubus“ und „einem unpraktischen Phantasten“. In einer Unterhaltung mit dem Prinzen von Wales gab er unzweideutig der Meinung Ausdruck, daß „ein Kaiser, der nicht sprechen könne, auch nicht imstande sei zu regieren“. Der Prinz von Wales gestand später dem Fürsten Hohenlohe (später deutscher Reichskanzler), daß er es in diesem Augenblick für sehr schwer gehalten hätte, sein Temperament zu zügeln.

Bismarck wurde nun wieder allmächtig; keine Erniedrigung, kein Schmerz wurde der Kaiserin weder vom Kanzler noch von dessen neuem Herrn erspart. Sobald es

bekannt wurde, daß Kaiser Friedrich im Sterben lag, wurde eine Postenkette heimlich um Friedrichskron gezogen, damit keine Dokumente ohne die Kenntnis des neuen Kaisers aus dem Schlosse entfernt werden könnten. Der Haushofmeister verkündete schnell den Befehl, daß „niemand im Palaste mit Einschluß der Ärzte irgendwelche Briefe herausbringen darf ... Wenn einer der Ärzte versucht, das Schloß zu verlassen, wird er arretiert werden". Die Kaiserin und ihr Gefolge standen unter Bewachung.

Unmittelbar nach dem Tod des Kaisers Friedrich veränderte sich die Szene, es schien, ein König sei ermordet, sein Feind und Nachfolger habe alles vorbereitet, um von der neuen Herrschaft Besitz zu ergreifen. „Im Laufschritt hatten sich Abteilungen des Lehrbataillons dem Schlosse genähert, planmäßig wurden rings um die Sockelterrasse Posten mit geladenem Gewehr aufgestellt. Der Major von Natzmer, einer der Eindringlinge der vorhergehenden Nacht, hatte im Moment des Todes sein Pferd zur Hand und jagte um das Schloß herum, Orders verteilend, die Posten revidierend. Plötzlich erschienen im Trab die Gardehusaren, Abteilungen legten sich vor alle äußeren Eingänge des Parkes, das Schloß war militärisch hermetisch verschlossen. Als auf Beschluß der Ärzte Virchow zur Sektion geladen werden soll und der Generalarzt die Depesche wegbringen will, ruft ihm an der Terrasse der Posten „Zurück" zu, sonst würde er ihn verhaften. Wer das Schloß verlassen wollte, brauchte einen Geleitschein vom ersten Adjutanten des neuen Herrn, Telegramme sein Visum."

Vergebens wandte sich die Kaiserin Friedrich bittend an den jungen Kaiser; ebenso vergebens ersuchte sie Bismarck nach des Kaisers Tode, ihr eine Unterredung zu gewähren. Bismarcks kurze und unfreundliche Antwort sagte, daß er keine Zeit hätte, da er vollständig mit Arbeiten für seinen neuen Herrn beschäftigt sei.

Am folgenden Tage begab sich die Kaiserin mit ihren drei Töchtern fluchtartig auf ihr Gut bei Bornstedt und schrieb am 18. Juni an Königin Victoria:

„Ich bin mit meinen drei lieben Töchtern hierher auf unser kleines Gut geflohen — ihre Gouvernanten, Frau von Stockmar und drei andere mir befreundete Damen sind mitgekommen.

Nun wird man ihn begraben! — und ihn aus dem lieben Hause, in dem er geboren wurde, in dem er gestorben ist, in dem wir fast dreißig glückliche Sommer verbracht haben, das wir als unser Heim betrachteten, hinaustragen. Wie froh und stolz war er, als er es zum ersten Male sein Eigen nannte. Wieviel Pläne faßte er zu seiner Vervollkommnung und Verschönerung! Er hat nur kurze vierzehn Tage der Krankheit und Schwäche in ihm verbracht, aber er war von Liebe und Sorgfalt umgeben, wurde mit zarter, zärtlichster und ergebenster Mühe gepflegt — und jetzt hat er es für immer verlassen!! Mein Gott, warum durfte ich nicht mit ihm gehen — warum, oh, warum diese Trennung? Du hast es ertragen, ich muß es auch ertragen! Es ist weder recht noch dankbar, gegen Gottes Entscheidung zu murren, aber grausameres Leiden ist niemals einer Menschenseele auferlegt worden, als ich es jetzt zu tragen habe!

An diesem traurigen Tage, der einst ein glorreicher Siegestag war (Waterloo), als Deutsche und Engländer Seite an Seite fochten, wurde mein lieber, süßer kleiner Sigismund von uns genommen! Wir waren nicht zusammen, so daß ich die bitteren Stunden allein erleben mußte, und ich erinnere mich gut, daß ich froh war, weil sein gütiges und zärtliches Herz von all den Szenen des Todeskampfes verschont wurde. Nun läuten dieselben Glocken wieder. Sind sie wirklich für ihn, den Guten, Vornehmen, Tapferen, Geduldigen, Ausharrenden, Reinen und Gütigen?!! Solche Männer sollten nicht sterben — ich glaube, sie haben kein Recht dazu. Man braucht sie in dieser traurigen Welt, aber sie haben viel zu leiden!!

Ich habe Deinen lieben Brief erhalten, mit hierher genommen und lese ihn mit dankbarem Herzen. Deine Liebe und Sympathie tun meinem blutenden, schmerzenden, gebrochenen Herzen gut und trösten mich! Ja, Du hast recht, Dein Gatte, einer der wunderbarsten Menschen, hat Dich allein gelassen, aber es war Dir gestattet, sein Werk fortzusetzen. Du konntest leben, während Dich das Gedächtnis an ihn und sein Geist inspirierten und führten — Du durftest für seine Aufgaben und Pflichten leben!

Ich sehe, daß andere seinen Platz einnehmen und weiß, daß sie ihn nicht ausfüllen können, wie er es imstande gewesen wäre. Ihre Ziele und Wünsche, ihre Prinzipien sind andere; das ganze Volk fühlt mit mir, mit Ausnahme derjenigen, die uns nicht liebten und uns entgegengesetzt und feindlich waren — dreißig Jahre lang. Sie haben nun die Macht!

Ich verschwinde mit ihm, meine Aufgabe war bei ihm, für ihn und für sein liebes Volk dazusein. Sie liegt in demselben Grabe, in das er heute gesenkt werden wird! Meine Stimme wird für immer verstummt sein! Ich fürchtete mich nicht, sie für ihn, für die gute Sache zu erheben!

Ich hätte an seiner Seite weitergefochten! Wir hatten eine Mission, das fühlten und wußten wir — wir waren Papas und Deine Kinder! Wir waren dem treu, was wir als Recht erkannt hatten, an das wir glaubten. Wir liebten Deutschland — und wünschten es stark und groß zu sehen, nicht nur durch das Schwert, sondern in allem, in dem Gerechtigkeit, Kultur, Fortschritt und Freiheit zu finden sind. Wir wünschten das Volk glücklich und frei, in Wachstum und Entwicklung alles Guten zu sehen. Wir haben uns eifrig bemüht, zu lernen, zu studieren und uns für die Zeit vorzubereiten, die uns zum Werk an der Nation rufen würde. Viel Erfahrung hatten wir gesammelt! Bitter hart erkaufte Erfahrungen!!! Und nun ist alles umsonst gewesen. Es ist wirklich grausam, daß er, der keinen anderen Gedanken hatte, als gerecht zu sein, anderen zu helfen, Frieden zu stiften, Wunden zu heilen, Tränen zu trocknen und Gutes zu tun, von uns genommen und die Hand gehemmt worden ist, die so gern arbeitete, daß das Auge sich schließen mußte, das allen, die ihm nahten, so gütig entgegenleuchtete.

Wohin ich gehen soll, wo mein Heim sein wird, weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum. Ich bin seine Witwe, das genügt mir! Meine drei lieben Töchter empfinden wie ich; sie liebten ihn so zärtlich wie ich und werden mich nicht verlassen, bis sie ihre eigenen Heimstätten gefunden haben werden. Er segnete Vicky und schickte Sandro seinen Segen; er trug mir auf, an den Prinzen Alexander zu schreiben, er schrieb selber an Willy und sprach zu unseren Freunden — und wir werden stumm und geduldig warten, bis wir wissen, ob Wilhelm seines Vaters Bitten nachkommen, seine Wünsche respektieren und seine Absichten ausführen wird?! Es hat keinen Sinn, eine Natur wie seine zur Eile anzutreiben. Jetzt wirst Du keinen Grund haben, gegen uns zu sein oder uns nicht zu helfen, wenn die richtige Zeit kommt. Wir haben keinen politischen Einfluß mehr. Wie mein Fritz

Dich liebte! Neulich küßte er Dein Bild, sein ganzes Gesicht verklärte sich und war von Lächeln erhellt, wenn ich Stücke aus Deinen Briefen vorlas. Die gute Mama! Wie man sie liebt! — sagte er immer und war so froh, wenn Du ihm Botschaften sandtest. Er liebte und bewunderte England, war stolz, dort populär und Dein Schwiegersohn zu sein. Er wäre ein wahrer treuer Freund und Bundesgenosse gewesen, sein eifrigstes Bemühen war, die beiden Länder einander so nahe als möglich zu bringen. Ich bin sicher, daß das britische Volk, das wahr und frei und edel ist, ihn nicht vergessen wird!!

Ich muß jetzt schließen — mein Kummer übermannt mich, und ich kann nicht richtig schreiben. Lebe wohl, lebe wohl."

Dieser Brief bestätigt die Tatsache, daß die Kaiserin kein Wort des Vorwurfes oder der Klage von ihren Lippen fallen ließ, obgleich sie durch das Benehmen ihres Sohnes auf das tiefste verletzt sein mußte. Schweigend trug sie ihre Erniedrigung. Einer der Wünsche des sterbenden Kaisers Friedrich war, daß sein Sohn der Hochzeit der Prinzessin Victoria mit dem Prinzen Alexander von Battenberg keine Hindernisse in den Weg legen solle. In seinem vom 12. April datierten letzten Willen hatte der Vater geschrieben:

„Für den Fall, daß Deine Mutter oder ich unerwartet aus dieser Zeitlichkeit abberufen würden, will ich hiermit als meine ausdrückliche Willensmeinung erklärt haben, daß ich mit der Vermählung Deiner zweiten Schwester mit dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien, Prinzen Alexander von Battenberg, mich einverstanden erkläre. Ich lege es Dir als Kindespflicht auf, diesen meinen Wunsch, den Deine Schwester Victoria seit so vielen Jahren im Herzen trägt, auszuführen. Damit diese Angelegenheit jedoch jedes Politischen entbehre, auch jeder politischen Gefahr vorgebeugt werde, verzichte ich auf den naheliegenden Wunsch, von vornherein dem Prinzen, der meine volle Sympathie besitzt, eine Stellung in der Armee oder sonstige offizielle Auszeichnungen zu verleihen. Ich rechne darauf, daß Du Deine Pflicht als Sohn erfüllst, indem Du meinen Wünschen gerecht wirst und als Bruder Deiner Schwester Deine Hilfe nicht entziehst, Dein Dich liebender Vater", Charlottenburg, den 12. April 1888.

Der Sohn zeigte seine Achtung für die Wünsche seines sterbenden Vaters nicht nur dadurch, daß er die Verlobung auflöste — ein Vorgehen, bei dem er sich auf Bismarcks Veto stützen konnte —, sondern behauptete auch in seinem Erklärungsbrief an Prinz Alexander, daß der Bruch „wegen der tiefen, schon vorher von meinem verstorbenen Großvater und Vater gehegten Überzeugung" erfolgt sei. Wenige Tage später kehrte die Kaiserin nach Friedrichskron zurück. Hier erwartete sie eine neue Kränkung, da ihr Sohn, der neue Kaiser, sie wissen ließ, er wünsche nicht, daß der Name seines Vaters in der Bezeichnung des Schlosses ein bleibendes Denkmal fände; der frühere Name „Das Neue Palais", solle wiederhergestellt werden. In dieser Weise wurden alle Wünsche des toten Kaisers mißachtet.

Am 25. Juni eröffnete Kaiser Wilhelm das erste Kaiserliche Parlament seiner Regierung mit dem allergrößten Pomp und versprach in seiner Eröffnungsrede „denselben Weg zu gehen, auf dem mein verstorbener Großvater das Vertrauen seiner Verbündeten, die Liebe des deutschen Volkes und die Achtung der fremden Länder erworben hat". Es gab viele, welche diesen Ausspruch so auslegten, daß der Kaiser nicht im Sinne habe, die Wünsche oder liberalen Ideale seines Vaters auszuführen; in seinen eigenen „Erinnerungen" bekräftigt er diese Ansicht selbst, denn er sagt: „Das tragische Element für mich in bezug auf Bismarck lag in der Tatsache, daß ich der Nachfolger meines Großvaters wurde — mit anderen Worten, daß ich gewissermaßen eine Generation übersprungen habe".

Am 29. Juni schrieb die Exkaiserin vom Neuen Palais aus ihrer Mutter:

„Ich verbringe Stunden der tiefsten Bedrücktheit; ein Gefühl der Verzweiflung kommt über mich, denn immer wieder werfe ich mir vor, daß ich nicht genug für ihn getan habe und nach Ostpreußen gereist bin, als seine Tage gezählt waren. Dann empfinde ich heiße Empörung und Widerwillen gegen die

schimpfliche Sprache und das Benehmen gewisser Leute, fühle dann aber, wie wenig das alles gegen die Tränenflut und die Trauer, die treue Liebe, Verehrung und Bewunderung bedeutet, die Tag für Tag aus dem Herzen der Nation aufsteigen. So werde ich hin und her gerissen. Mancher Stich schmerzt mich sehr, aber ich versuche, ihn sobald als möglich zu vergessen. Ich schließe meine Augen und Ohren vor der offiziellen Welt und glaube, daß dies der einzige Weg ist, nicht den heftigsten Zorn über Wilhelm zu empfinden. Ich bin allzu bereit, Nachsicht gegen ihn zu üben, wenn ich an die erbärmlichen Freunde denke, die er hat, und an all den Unsinn, mit dem sein Kopf systematisch vollgestopft worden ist.

Ich sah gestern Sir Edward Malet. Über meine Pläne ist noch nichts bestimmt. Ich kann keine fassen, ehe das Testament nicht ausgeführt worden ist, ich weiß, welches pied-à-terre ich hier haben kann, und welches Haus mir als mein persönliches Eigentum angewiesen wird. Zwei sind mir angeboten worden, die mir sehr gut passen würden; es müssen aber noch Erkundigungen über die Bedingungen usw. eingezogen werden.

Ich beschäftige mich jeden Tag damit, Fritzens Zimmer allmählich in den Zustand zu versetzen, den sie vor seiner Krankheit hatten, da ich unser liebes Haus aufgeben muß und nicht möchte, daß andere Leute alles auf den Kopf stellen. Es ist ganz verlassen und still, aber die Ruhe, so traurig sie auch ist, tut mir gut.

Das ganze Getue und den Pomp bei der Reichstagseröffnung hielt ich für sehr töricht, dumm und unangebracht ... All das bedeutete, daß Fürst Bismarck zu zeigen wünschte, wie entzückt er über den Anbruch einer neuen Ära sei, die so viel mehr seinem Geschmack entspricht als die drei Monate der Herrschaft Fritzens. Natürlich fand diese Empfindung ein weites Echo. Fritz von Baden, der die Eitelkeit hat, sich als Führer aller dieser Dinge aufzuspielen, und das Kaiserreich gern protegiert, sieht nicht ein, wie sehr er bei all diesen Gelegenheiten in Bismarcks Hände spielt; ebenso handeln die meisten deutschen Fürsten. Von alledem, worüber man Bände schreiben könnte, will ich schweigen ..."

Königin Victoria begrüßte diese freimütigen Äußerungen ihrer Tochter und machte es dem neuen Kaiser bald klar, daß sie, wenn nicht seine Handlungsweise so doch zum mindesten die Handlungsweise derjenigen seiner Be-

rater mißbilligte, die ihn in seiner rücksichtslosen Haltung bestärkten. Besonders erregte der General von Winterfeldt ihren Unwillen, der als Emissär des Kaisers Wilhelm nun nach Windsor kam, um die Thronbesteigung des deutschen Herrschers anzuzeigen. Die Wahl eines solchen Mannes als speziellen Gesandten — Winterfeldt war einer derjenigen gewesen, die den frühen Tod des Kaisers Friedrich mit besonderer Genugtuung begrüßten — erfüllte die Königin Victoria mit Unbehagen; der Empfang, den sie dem General zuteil werden ließ, kann kaum als herzlich bezeichnet werden. Wenige Tage später, am 4. Juli, schrieb Oberst Leopold Swaine, der britische Militärattaché in Berlin, an den Privatsekretär der Königin, Lord Henry Ponsonby:

„. . . Der junge Kaiser sprach heute morgen mit mir über den kalten Empfang seines Spezialgesandten, General von Winterfeldt, in Windsor. Nach dem, was zwischen uns in der Gemäldegalerie vorgegangen war und was Sie mir in Ihrem ersten Briefe mitgeteilt hatten, hoffte ich, daß es anders gewesen sein würde. Aber leider war es nicht so. Der Kaiser ist sehr beleidigt. Ich entnehme dem Interview mit ihm nach der heutigen Parade, daß er sich mehr als Enkel denn als deutscher Kaiser behandelt sieht. Ich hoffe, er wird es diesmal nicht weiter übelnehmen, bin aber doch deswegen sehr besorgt, denn viele seiner Ratgeber, die seine Empfindung teilen, sind bereit, es ihm zu empfehlen. Niemand bemüht sich mehr als Malet, ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Ländern herzustellen, und es heißt wirklich, ihm den Boden unter den Füßen wegziehen, wenn alles, was er tut, durch unseren Hof unterminiert wird.
Ich weiß, daß Sie alles tun, um Öl auf die unruhigen Wasser zu gießen, und Sie werden aus dem, was ich Ihnen mitteile, erkennen, wie notwendig es ist, dasselbe bei jeder Gelegenheit wieder zu tun. Ich bin über die unglückliche Wendung, welche die Dinge genommen haben, ganz betrübt und möchte von hier wegkommen.“

Dieser Brief wurde der Königin Victoria übergeben, die folgende lakonische Bemerkung anfügte:

„Die Königin wünschte, daß er kalt sein solle. Sie hat den General zuletzt als Adjutant ihres Schwiegersohnes gesehen. Als

er herkam, sprach er kein Wort der Trauer über des Kaisers Tod aus und freute sich über die Thronbesteigung seines neuen Herrn."

Sir Henry Ponsonby benutzte diese Bemerkung als Basis für seine Antwort an Oberst Swaine; der junge Kaiser erfuhr bald, daß, wenn er auch in Deutschland tun konnte, was er wollte, es notwendig war, vorsichtig zu sein, wenn die Königin Victoria im Spiel war.

Königin Victorias Antworten auf die Briefe ihrer Tochter brachten der Exkaiserin keinen geringen Trost, aber der Becher ihres Leidens war noch nicht voll. Es war nicht genug, daß sie sich von aller aktiven Beteiligung an den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, nicht genug, daß sie allein zu bleiben wünschte; jetzt wurde die ganze Kraft rächender Einmischung ins Feld geführt. Alle ihre Taten während der Krankheit des Kaisers Friedrich wurden nun mit dem Vergrößerungsglase untersucht. Am 5. Juli schrieb sie an ihre Mutter:

„Tausend Dank für Deinen lieben Brief vom 3. (dem Tag der Schlacht bei Königgrätz). Es ist so freundlich von Dir, so oft zu schreiben, und ich bin sehr dankbar dafür! Meine Tage gehen trübe hin, der Schmerz wird nicht geringer, und ich habe viele Stiche auszuhalten. Der ganze neue Hof, seine Handlungsweise usw. verletzten natürlich meine Empfindungen! Es wäre falsch, wenn ich anderen wünschen möchte, sich ebenso elend zu fühlen wie ich; aber es ist im höchsten Grade schmerzlich, sie voller Leben und Hoffnungen an dem Platz zu sehen, den er ausfüllen sollte, während sie ihm so ungleich und ganz unfähig sind, ihn oder mich zu verstehen.

Gestern verabschiedeten sich erst alle Minister von mir, darauf die Flügeladjutanten, dann eine Deputation der Frauen Berliner Künstler, die es sehr gut meinen! Da ich während dieser Audienzen meinen Schleier trage, können sie glücklicherweise mein Gesicht nicht sehen.

Die Sprache der offiziellen Presse, der Norddeutschen Allgemeinen, der Kreuzzeitung und der Post ist weiterhin schamlos und schimpflich!!! Aber die überwiegende Mehrzahl der deutschen Zeitungen ist sehr freundlich!

Bergmann, der meinem armen Liebling so viel Schmerzen zufügte, wird immerfort von Wilhelm empfangen und hat von ihm den Auftrag bekommen, einen Bericht über Fritzens Krankheit zu schreiben. Ich bat Wilhelm, diese Kontroverse ruhen zu lassen, da sie mir viel Kummer verursachte und nutzlos sei, aber er hat von meinen Worten keine Notiz genommen.

Fürst Bismarck hat nicht darum ersucht, mich zu sehen oder sich zu verabschieden oder zu kondolieren!

Mir ist ein schönes Haus am Rhein angeboten worden, das ich sehr gerne haben würde, aber ich fürchte, ich besitze nicht das Geld, um es zu kaufen, obgleich die Krone etwas dazu beisteuern würde, da es Fritzens Absicht war, mir eine gewisse Summe zu geben, um mir ein Heim zu schaffen! Ich glaube nicht, daß es aus verschiedenen Gründen, die ich Dir nicht erklären kann, außerhalb Deutschlands sein muß.

Vieles würde Dir Dein Herz zerreißen, wenn Du wüßtest, was ich durchgemacht habe. Ich werde Fritz entsetzlich vermissen, da ich keinen habe, auf den ich mich stützen kann. Der König von Sachsen, Ludwig und Fritz von Baden sind zu sehr darauf bedacht, mit der gegenwärtigen Regierung auf gutem Fuße zu stehen, um gerecht oder unparteiisch zu sein.

Die Regierungspartei wünscht alle Spuren von Fritzens Regierung als ein Zwischenspiel ohne Wichtigkeit auszulöschen, dessen Geist sie für nicht zu rechtfertigen halten. Wilhelm II. folgt Wilhelm I. — so werden das System, die Ziele und die Tradition lückenlos fortgesetzt. Friedrich III. hätte sie sich unterworfen, aber die Vorsehung hat ihn glücklicherweise hinweggenommen, bevor er Zeit hatte, seine Spuren dem deutschen Kaiserreich aufzudrücken; je früher er vergessen ist, um so besser, und je eher seine Witwe verschwindet, desto besser ist auch das. Sie wissen ganz genau, wie wenig dies mit den Gefühlen des deutschen Volkes im Einklang steht, sonst würden sie sich nicht so viel Mühe geben, ihr Ziel zu erreichen! Da diese Leute Freunde von Wilhelm und Dona sind, sind ihre Ziele nicht leicht zu durchschauen, und Willy und Dona würden empört sein, wenn sie durchschauen könnten, wie es wirklich ist. Auf der anderen Seite sind ihre Ansichten im allgemeinen genau diejenigen der Partei, die uns so viele Jahre hindurch bekämpft und bekümmert hat; die Kaiserin Augusta und Luise von Baden verschließen ihre Augen vollkommen, so daß sie diesen Tatsachen gegenüber völlig blind sind. Ich bin froh, so wenig als möglich davon zu sehen und zu hören, und verhalte mich fast ganz indifferent, so tief und stark mein Widerwillen und

meine Verachtung für diese Leute und ihre Handlungsweise, so groß meine Dankbarkeit für all die ergreifende Sympathie und Liebe für die ist, zu deren Besten Fritz zu arbeiten und zu leben bemüht war."

Am 10. Juli veröffentlichte die Nationalzeitung einen langen Auszug aus den Druckbogen des Berichtes, den die deutschen Ärzte über die letzte Krankheit des Kaisers Friedrich erstattet hatten. Es ist bemerkenswert, daß diese Veröffentlichung nichts aus der Feder Professor Virchows oder Sir Morell Mackenzies, nicht einmal Dr. Krauses oder Dr. Hovells enthielt. Gerhardt und Bergmann waren die zitierten Hauptautoritäten; in der Hauptsache enthielt der Bericht Vorwürfe gegen die Diagnose und Behandlung Sir Morell Mackenzies und suchte zu beweisen, daß Professor Bergmann mit seiner Krebsdiagnose von Anfang an im Recht gewesen war. Der Kummer, den dieser Bericht der Kaiserin verursachte, geht aus ihrem Briefe vom 12. Juli an ihre Mutter hervor:

„Die Publikation über meines geliebten Fritz Krankheit, die von Wilhelm erlaubt und autorisiert worden ist, macht mich ganz krank. Sie ist ein grausamer und schimpflicher Angriff auf alle meine Empfindungen! Wilhelm hat kein Herz und kann nicht verstehen, wie beleidigend es für mich ist, alle die Einzelheiten, die ein so quälendes und schmerzliches Ereignis wie die Krankheit meines lieben Gatten, des Vaters meiner Kinder zum Gegenstand haben, offiziell vor das Publikum geschleift zu sehen, um den Haß und die Eitelkeit von vier Menschen, Bergmann, Gerhardt, Bramann und Landgraf zu befriedigen. Sie werden erst berücksichtigt, dann komme ich. Es ist auch ganz gegen alle Regel, geheime Staatsdokumente, die in den Archiven des Hausministeriums liegen, zu veröffentlichen.

Ich habe erfahren, daß ein neuer Schlag gegen mich geplant wird, der schon in Hinweisen der ‚Kölnischen Zeitung' zu erscheinen beginnt — das Publikum soll glauben, ich hätte versucht, Ernst von Cumberland den Thron von Hannover wieder zu verschaffen. Es ist so lächerlich, daß kein vernünftiger Mensch solchen Unsinn glauben kann. Es wird aber schon halb für richtig gehalten, da das Gerücht aus der Wilhelmstraße aufsteigt. Vermutlich werden sie einige Schwierigkeiten haben, so

etwas zu beweisen. Das hält sie aber nicht davon ab, es zu versuchen. Calomniez toujours — il en reste toujours quelque chose — nach diesem Prinzip handeln sie."

Aus einem Briefe, den die Schwester der Kaiserin, Prinzessin Christian, am 4. August 1888 an Lady Ponsonby schrieb, können wir ersehen, wie die Kaiserin ihr Unglück trug. Der Brief lautet:

„Ich hielt es für das beste, Ihnen erst einen Geschäftsbrief und dann einen anderen wegen meiner geliebten Schwester zu schreiben. Gott sei Dank kann ich Ihnen im großen ganzen Gutes über sie berichten. Ihre Gesundheit ist, wenn man in Betracht zieht, was sie durchgemacht hat, zufriedenstellend, aber ihre Nerven sind so angegriffen, daß sie sich oft elend und krank fühlt, wenn sie es in Wahrheit gar nicht ist. Sie scheint es nicht gern zu hören, daß sie ganz gut oder besser aussähe, als man erwarten könne. So mache ich niemals eine Bemerkung darüber. Infolge des schrecklichen feuchten Wetters und der permanenten Regenfälle hat sie sich einen schlimmen Rheumatismus zugezogen, der ihr viel zu schaffen machte, aber ich bin froh zu sagen, daß es ihr heute besser geht. Sie ist sehr gealtert, manchmal ist ihr Gesicht schmerzlich verzogen, aber sonst ist sie unverändert.

Es ist sehr ergreifend, mit ihr zusammen zu sein, und meine Bewunderung für sie übersteigt alle Worte. Ich habe nie eine so tapfere Frau gesehen, denn obgleich sie niedergeschlagen ist, mit gebrochenem Herzen eine Last von Sorge und Leid zu tragen hat, wie es wenigen beschieden ist, rafft sie sich immer wieder zusammen und ist entschlossen, allem, was auch kommen mag, ins Gesicht zu sehen; dabei denkt sie die ganze Zeit nur daran, wie sie anderen helfen und Gutes für ihr Land tun kann.

Manchmal überläßt sie sich entsetzlichen Schmerzausbrüchen, aber gewöhnlich ist sie sehr still und ruhig, manchmal sogar heiter und interessiert sich für alles, was passiert.

Manchmal kann ich kaum meine Tränen zurückhalten, wenn ich ihr liebes Gesicht mit dem Ausdruck des Schmerzes und Leidens vor mir sehe.

Ihre Pläne für die Zukunft sind ganz ungewiß; sie hat vorläufig noch keine Ahnung, wo sie ihr Heim aufschlagen wird. Sie hat das Palais in Berlin, aber das ist alles; vielleicht darf sie das Schloß in Homburg oder Wiesbaden benutzen! Sie möchte gerne etwas finden, das ihr allein gehört und nicht

Eigentum der Krone ist. Verschiedene Häuser sind ihr angeboten worden, aber sie hat sich noch für keines entscheiden können. Ich werde sehr froh sein, wenn sie es getan hat, denn die Ungewißheit ist sehr quälend.

Der junge Kaiser ist zurückgekommen und war soweit sehr nett und freundlich mit seiner Mutter, aber natürlich tut er tausenderlei Dinge, die sie bekümmern und schmerzen; man würde viel darum geben, täte er es nicht. Ich bin aber sicher, daß er aus Gedankenlosigkeit, bestimmt nicht aus Absicht handelt. Ich habe mein möglichstes getan, um beruhigend einzuwirken, und habe sie inständigst gebeten, ihn mehr in ihr Vertrauen zu ziehen, was sie leicht tun kann, wenn sie ihn in Kleinigkeiten um Rat fragt. Das würde ihm schmeicheln und gefallen — und sie würde unbeabsichtigt einen viel größeren Einfluß gewinnen, als sie sich im Augenblick vorstellen kann. Ich höre von allen Seiten, daß er gerne zu seiner Mutter freundlich und nett sein möchte und sehr viel von ihr hält. Natürlich gibt es eine Clique, die entschlossen ist, ihn zu verhindern, mit seiner Mutter gut zu stehen; ihr einziges Ziel im Leben ist, die beiden getrennt zu halten. Trotzdem aber bin ich nicht ohne Hoffnung, daß allmählich das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ein angenehmeres werden wird. Aber Vicky hat soviel erduldet, so grausam gelitten und ist so gequält und verfolgt worden, daß sie viel zu vergeben hat.

Ich freue mich sehr, mit ihr zusammen gewesen zu sein; sie macht mich glücklich, wenn sie sagt, daß ich ihr Trost und Hilfe war — ich möchte alles tun, um ihre Bürde zu erleichtern! Liebe Mary, mein Herz ist traurig und schwer — selbst hier kann man sich selten die schreckliche Wahrheit vorstellen. Man vermißt ihn überall — den geliebten Fritz!!

Ich reise Montag abend nach Homburg, aber meine Schwester hat mich gebeten, Ende September wieder zu ihr zu kommen, was ich nur zu gerne tun werde."

Neun Tage später, am 13. August, schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Natürlich kränkt es mich sehr, zu sehen, wie wenig Trauer im Marmorpalais herrscht; auch manches andere billige ich nicht — aber ich sage kein Wort darüber und werde es niemals wieder tun. Ich kann nicht viel Weisheit oder Klugheit entdecken, sondern nur über die Dinge seufzen, die so anders behandelt worden wären, wenn mein geliebter Fritz nur eine kleine Weile an dem Platz gestanden hätte, zu dessen

Ausfüllung er so gut vorbereitet und berufen war. Mit den Jahren würde Wilhelm Erfahrung und Einsicht gewonnen und unter der Leitung seines Vaters gelernt haben, sein Werk mit Scharfsinn und Sorgfalt aufzuführen. Deutschland sollte dieses Schicksal nicht beschieden sein. Die regierende Partei versucht in jeder Weise zu betonen, daß Wilhelm seines Großvaters und nicht seines Vaters Nachfolger ist; diese Clique brach Fritzens Herz, indem sie uns unsere Söhne entfremdete und versuchte, sie in eine andere Richtung zu bringen, die sie niemals eingeschlagen haben würden, wären sie unter unserem Einfluß geblieben! Niemand arbeitete eifriger daran und triumphiert freudiger in diesem Augenblick als die Kaiserin Augusta, so traurig zu sagen es ist, aber meines Geliebten Name wird schnell eine Losung für das Volk, die ganze liberale und fortschrittliche Partei wird sich darum scharen! Kaiser Friedrichs Proklamation enthält alles, was sie hofften und wünschten und wofür sie arbeiten wollen. Vom Fürsten Bismarck oder von Wilhelm werden sie es niemals erhalten. All das ist so traurig!!"

Die Tatsache, daß die Kaiserin sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, wurde von ihren Gegnern schnell benutzt, um sie als quantité négligeable zu behandeln; darauf ist ein Mangel an Höflichkeit und Rücksichtnahme zurückzuführen, gegen den die Kaiserin endlich protestierte. Am 22. August schrieb sie:

„Es ist sehr seltsam, die Dinge hier zu beobachten. In meiner tiefen Trauer und meinem alles überschattenden Leid verdrießen oder erzürnen sie mich nicht, aber manchmal muß ich doch lächeln. Zum Beispiel: die Kaiserin Augusta empfängt jeden Tag, hält regelmäßig Audienzen ab und gibt Diners. Sie empfängt besonders alle, die Wilhelms Protégés oder von ihm empfohlen sind! Zwischen dem Marmorpalais und Babelsberg geht ein ständiger Verkehr hin und her. Botschaften werden gebracht — sie fragen die Kaiserin Augusta um alles. Mein Haus existiert nicht. Wilhelm kommt niemals, und ich werde nicht beachtet. Die Ansicht scheint sich mehr und mehr durchzusetzen, daß ich am Hof die Dritte bin, Du weißt, wie gleichgültig mir Rang und Etikette, Ehren usw. sind. Aber jetzt bin ich doch oft über den Mangel an Höflichkeit und rücksichtsvollem Benehmen gegen mich gekränkt. Ich bin vollkommen bereit, hinter der Kaiserin Augusta wegen ihres Alters

und weil sie meine Schwiegermutter ist, zurückzustehen, aber daß ich hinter meiner eigenen Schwiegertochter nachkriechen muß, macht meine Stellung schwierig und manchmal sogar einigermaßen komisch.

Es ist kein Geheimnis, sondern eine Tatsache, daß vom März 1887 an die Mitglieder einer gewissen konservativen Geselischaft laut aussprachen, daß Fritz seinem Vater nicht folgen, sondern zugunsten Wilhelms abdanken solle, der der einzig geeignete Nachfolger des alten Kaisers sei; Fritz und ich sollten in einem Schloß als Privatleute leben!! Das war ihr Wunsch! Daher auch ihre Wut, daß Fritz überhaupt regiert hat, weil er ihr Programm verdorben hat, daher der Zorn, daß Sir M. Mackenzie im Mai nicht zugeben wollte, daß Krebs und eine unheilbare Krankheit vorläge und die Operation nicht empfahl. Daher ihre unaufhörlichen Bemühungen, Fritzens Andenken zu verdunkeln und mich zu verleumden und in jeder nur vorstellbaren Weise zu erniedrigen. Verzeih mir, daß ich Dir dies alles schreibe, aber es ist eine Seite aus der Geschichte der Ära Bismarck, und sie ist wahr! Alles Fremde, besonders alles Englische, ist verhaßt, weil man in ihm liberale Tendenzen vermutet. Sie haben Fritz nicht verstanden, er war zu gut, zu vornehm, zu tolerant und zu erleuchtet. Sie hätten ihm gehorchen müssen, und wäre er stark und kräftig zur Regierung gekommen, würde er dies unverschämte, freche nichtsnutzige Pack in alle Winde verstreut haben. Sie wissen das sehr gut und sind infolgedessen dankbar, dem entgangen zu sein. Schweigend und einsam trage ich mein Kreuz und finde es sehr hart, sehr grausam und bitter, aber ich weiß, daß die Klugen und Friedliebenden, die Gemäßigten und das Rechte Wollenden aller Nationen mit mir um einen trauern, der nicht ersetzt werden kann, und fühlen, wie groß der Verlust für alle guten Bestrebungen ist. Unter den Liberalen habe ich viele gute und aufrichtige Freunde, auch unter den Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, aber diese Leute sind nicht laut und nicht mächtig."

Die Kaiserin hatte drei Freunde, die sie niemals verlassen und sich niemals mit der Partei eingelassen haben, die den toten Kaiser in jeder Weise zu verkleinern und verleumden suchte: das waren ihre drei jüngsten Töchter — Prinzessin Victoria, die unter ihres Bruders Wilhelm und Bismarcks Handlungsweise gelitten hatte, da diese ihre Verlobung mit dem Prinzen Alexander verboten, Prin-

zessin Sophie, die Herzogin von Sparta und Prinzessin Margarete (Prinzeß Friedrich-Karl von Hessen).

Bismarck gab nun seiner endgültigen Ansicht Ausdruck, daß die Ereignisse einen günstigeren Verlauf genommen hätten, wenn die deutschen Ärzte mit der Behandlung des verstorbenen Kaisers betraut worden wären. Sir Morell Mackenzie wurden die schlimmsten Vorwürfe gemacht; die Hauptanklage aber war die, daß er von „dieser Engländerin", der Kaiserin Friedrich, berufen worden sei. Am 24. August schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Ich muß hinzufügen, daß mir, als im letzten Jahre die schreckliche Operation empfohlen wurde, nicht alle Gefahren und die Erfolgsmöglichkeiten klargemacht worden sind. Wenn ich mich später darüber beklagte, wurde mir gesagt: ‚Wenn dem Kronprinzen und der Kronprinzessin alles gesagt wird, werden sie nicht zustimmen und zugeben, daß die Operation ausgeführt wird.' Das war sicher nicht richtig! Ich würde mich heftig gewehrt haben, ehe Sir Morell Mackenzie berufen worden war, wenn ich alle mit der Operation verbundenen Tatsachen gekannt hätte. Ich glaube, daß Wegner nur sehr ungern den Gedanken an eine Operation faßte, aber er ließ sich von Bergmann und Gerhardt beeinflussen, welche die Verantwortung übernommen hatten, und ich folgte ihren Worten in jeder Beziehung! Was hätte ich anderes tun können? Bergmann sagte zu Wegner: ‚Es ist nicht gefährlich', und zu einem anderen Freund von uns, einem Herrn Hesse, ‚Es ist eine Operation auf Leben und Tod,' so daß der Arme einen entsetzlichen Schreck bekam. Natürlich schlägt Bismarck jetzt Kapital aus diesen einander widersprechenden Meinungen — man ist übereingekommen, daß es im Interesse Deutschlands liege, es so erscheinen zu lassen, als wenn die deutsche Wissenschaft, von mir, einer Fremden, verachtet worden und infolgedessen Fritzens kostbares Leben verloren worden sei — daß ich einen fremden Quacksalber einem deutschen Professor und hohen wissenschaftlichen Würdenträger vorgezogen und so durch meine Hartnäckigkeit Fritzens Dasein geopfert habe, während die deutsche Wissenschaft in diesem Falle durch einen Russen (Bergmann) und durch Prof. Gerhardt vertreten war, die gewiß von den besten Absichten beseelt waren, aber einen Fehler machen können, ohne die deutsche Wissenschaft zu kompromittieren. Gerhardt war damals nur zu froh, daß Sir Morell Mackenzie

Fritzens Behandlung übernehmen sollte, da er, G., nur diese Operation vorzuschlagen hatte. Wenn Fritz eingewilligt hätte, würde er dies nur aus Unkenntnis der Gefahr getan haben, und wenn sie ihn verloren hätten, würde er ihrer Verwegenheit zum Opfer gefallen sein. Die Krankheit nahm ihren Lauf! Wann sie wirklich begann, wissen wir nicht und haben keinen Beweis dafür! Er wurde von Sir Morell und Dr. Hovell und später von Leyden so sorgfältig gepflegt und behandelt, daß er weniger litt, als andere gelitten haben würden. Das Ende wurde beschleunigt und die Kraft des Widerstandes gebrochen; beides durch Bergmanns falsche Behandlung nach der Tracheotomie und durch den Schaden, den er meinem armen, lieben Fritz zufügte, als er die Röhre so ungeschickt an ihren Platz zurückzwingen wollte, während nicht Kraft, sondern nur Geschicklichkeit und Geduld vonnöten waren: als Sir Morell es selbst ausführen wollte, riß ihm Bergmann die Kanüle aus der Hand und fuhr mit seinen unangebrachten und schmerzbringenden Bemühungen fort. Er wandte auch einem anderen Patienten gegenüber Gewalt an. Infolgedessen starb der Mann, aber ich denke gar nicht daran, seine Ungeschicklichkeit der deutschen Wissenschaft zum Vorwurf zu machen. Das ist alles nichts weiter als ein Reklamegeschrei, um zu zeigen, wie Bismarck und Wilhelm alles Deutsche protegieren und wie patriotisch sie sind; ein Fremder muß immer unrecht haben und ein Übeltäter sein; — Ich bitte um die Erlaubnis, sagen zu dürfen, daß dies nicht der Standpunkt der deutschen Wissenschaft ist — und es niemals war — daß sie genug Stärke in sich selbst hat und niemand sie angreift! Fürst Bismarcks Wunsch ist immer, die Deutschen glauben zu machen, daß sie angegriffen, mißhandelt, beleidigt und daß ihre Interessen verraten werden, wenn er nicht da wäre, um sie zu schützen. Viele sind töricht, unwissend und kurzsichtig genug, um all diesen Unsinn zu glauben; sie würden gern ihre Rechte und Freiheiten und guten Aussichten opfern, wenn nur Fürst Bismarck bleibt und sie schützt!!! Vor wem? Gegen wen? Ich glaube wirklich nicht, daß sie es wissen!! Herbert (Bismarck) wünscht, daß man glaubt, Fritz habe versucht, deutsche Interessen, z. B. im Falle Elsaß-Lothringen oder Hannover, zu opfern und daß ich die Schlange bin, die immer solche Dinge vorschlug!! Auch daß Wilhelm ein zu ehrlicher Deutscher sei, um einer solchen Handlung fähig zu sein!!! Ist es nicht schmachvoll, eine solche Komödie aufzuführen? Fritz hat oft die deutschen Interessen in den Jahren 1866 bis 1870 verteidigt, als Fürst Bismarck Mut und Nerven verloren hatte, aber niemand weiß

das jetzt, da Fritzens Lippen geschlossen sind!! Fritzens und Fürst Bismarcks Ideen über die deutschen Interessen stimmten nicht immer miteinander überein!! Oft taten sie es, aber nicht immer (wie ich bereits gesagt habe).

Entschuldige, wenn meine Feder mit mir fortläuft, aber ich wünsche, daß Du die Wahrheit weißt; das deutsche Volk wird mit Absicht blind gemacht und mißleitet. Ein Fremder und ein Liberaler muß notwendigerweise Deutschlands Feind und ein Verräter sein!“

Am folgenden Tage schrieb die Kaiserin noch einmal an Königin Victoria, die sie brieflich gefragt hatte, ob die Kaiserin während ihres Aufenthaltes mit dem Kaiser Friedrich (damals Kronprinz) in England im vorhergehenden Jahr anläßlich der Jubiläumsfeier irgendwelche Anzeichen der Schwere der Krankheit bemerkt habe. Die Antwort der Kaiserin lautete:

„Du fragst mich in Deinem Brief, ob ich vor einem Jahre, als ich von Dir Abschied nahm, beunruhigt gewesen sei. Bestimmt war ich das nicht! Ich war zwar oft ängstlich, aber voller Hoffnung! Ich wußte, daß eine bösartige Krankheit und alles, was Gerhardt und Landgraf vorgaben oder glaubten gesehen zu haben, weder bewiesen noch wirklich vorhanden war! Sie stellten Vermutungen über den Grund der Heiserkeit usw. an, die sich später als wahr erwiesen, damals aber noch nicht sicher schienen! Die Stimme wurde in Schottland und in Baveno vor dem 18. Oktober so viel besser, daß ich keinen Grund hatte, verzagt zu sein, obgleich ich immer die Eventualität fürchtete.

Ich habe jetzt von zwei ganz ähnlichen Fällen gehört. Die Operation kam nicht in Frage! Viele deutsche Ärzte wissen und sagen das, und die besondere Falschheit Bergmanns liegt jetzt darin, Wilhelm, Heinrich, Charlotte und dem Publikum gegenüber zu behaupten, daß die Operation eine Kleinigkeit gewesen sei und Fritz gerettet haben würde, während er anderen erzählte, daß es eine Angelegenheit auf Leben und Tod war!! Wäre er anständig gewesen, so würde er uns gesagt haben, daß er uns keinen Fall anführen könne, in dem jemand wegen einer bösartigen Krankheit entweder durch Laryngotomie oder Kehlkopfspaltung operiert worden sei, der noch länger als drei oder vier Monate gelebt habe, sondern daß alle an den Nachwirkungen der Operation gestorben seien. Diejenigen, die noch leben und sich dieser Operation unterzogen haben (ich habe zwei gesehen),

hatten keine bösartigen Krankheiten, ihr Kehlkopf war aus anderen Ursachen angegriffen, einer z. B. war überfahren worden! Unser berühmtester Arzt für diese Operation ist Hahn (der Mr. Montague Williams operierte). Hahn scheut sich sehr, seine Meinung zu äußern, und möchte um nichts in der Welt Bergmann beleidigen, der ebenso rachsüchtig wie eitel und und mächtig ist, aber Hahn war damals entsetzt, daß die Operation vollzogen würde! Er kennt die Gefahr, den schrecklichen Zustand, in den der Patient kommt, und die Unmöglichkeit der Heilung dieser Krankheit, da sie anderswo oder an derselben Stelle immer wieder zum Vorschein kommt. Außerdem hielt Hahn Bergmann für viel zu unerfahren und Fritz nicht für den geeigneten Mann, an dem eine solche Operation vorgenommen werden könnte! Der Terrorismus, der hier von der Regierung ausgeübt wird, läßt selbst berühmte Männer wie Hahn aus Furcht den Mund nicht öffnen. Ich könnte Dir eine Liste der Fälle senden, die wir kennen!!...

Bergmann ist dafür bekannt, daß er ungewöhnlich unehrlich ist; er redet, wie er grade will, da er durchaus ein russischer Intrigant ist. Wir wären niemals in diese schlimme Lage gekommen, wenn wir den alten Langenbeck oder Wilms gehabt hätten!! (Du weißt, daß Langenbeck sich immer weigerte, diese Operation auszuführen, da er glaubte, daß sie für den Patienten ein zu großes Risiko bedeute.) Mit Hahn oder Langenbeck würden wir keine Schwierigkeiten gehabt haben. Gerhardt und Bergmann waren zusammen in Würzburg, so unterstützte der eine den anderen!! Wie schlecht Fürst Bismarck und besonders Herbert Bismarck sich in dieser Angelegenheit benommen haben, kann ich nicht beschreiben. Im Grunde ist sie ihnen ganz gleichgültig, und trotzdem halten sie es für richtig, die deutsche Empfindlichkeit und Eitelkeit, den deutschen Chauvinismus zu erhitzen, um Wilhelm zu gefallen, Fritz und mir zu schaden und Abneigung gegen alles Englische hervorzurufen.

Sie waren froh genug, daß unser Liebling nicht länger lebte, daher geschah es nicht aus Liebe und Verehrung! Die Operation würde in der Tat alle seine Chancen zunichte gemacht haben, seinem Vater zu folgen, und wir würden ihn wahrscheinlich gleich verloren haben! Ich muß dem Fürsten Bismarck Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß er damals gegen die Operation war und die Einsicht und den gesunden Menschenverstand hatte, um zu sehen, wie unklug und übereilt der Vorschlag war; er wünschte, daß alles andere vorher versucht würde. Als er aber bemerkte, daß Fritzens Tage gezählt

waren, schwenkte er um und glaubte, daß es ihm mehr Vorteile bringen würde, mit Willy und der Öffentlichkeit die andere Seite einzunehmen und Sir Morell Mackenzie niederzuschreien. Es war so verräterisch, widrig, falsch und schamlos — gerade wie diese üblen Leute sind! Und Wilhelm ist in ihren Händen!! . . ."

Es ließen sich nun Anzeichen bemerken, daß die Anhänger der Kaiserin Friedrich lebhaft wünschten, gegen die immer wachsende Zahl falscher Anschuldigungen energisch Front zu machen. Vorsicht und die Furcht, dem allmächtigen Bismarck oder dem jungen und arroganten Herrscher zu mißfallen, bewog indessen viele von ihnen zu schweigen; aber das erste Anzeichen dieser Defensivhaltung von seiten einiger ihrer Freunde verursachte der Kaiserin große Befriedigung.

Ungefähr zu dieser Zeit kam auch das Gerücht auf, der Prinz von Wales habe im Gespräch mit dem Grafen Bismarck seine Meinung dahin geäußert, daß er Hannover den Cumberlands zurückgeben und die Bewohner Elsaß-Lothringens mit größerer Freundlichkeit behandeln solle. Darauf gab der neue Kaiser seinem Unwillen über die angeblichen Worte des Prinzen von Wales am Schlusse einer Rede, die er in Frankfurt an der Oder hielt, als er ein Denkmal seines Verwandten, des bekannten preußischen Heerführers aus dem Kriege 1870, des Prinzen Friedrich Karl, enthüllte, heftigen Ausdruck.

Nach dieser „törichten Rede", wie die Kaiserin sie in ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 25. August nannte, „wandte er sich an General von Blumenthal und sagte: ‚ich hoffe, mein Onkel, der Prinz von Wales, wird das verstehen'". „Herbert Bismarck," fuhr die Kaiserin fort, „hatte Wilhelm erzählt, daß Bertie und Alix wünschten, Hannover würde Ernst von Cumberland zurückgegeben, und daß sie die deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen kritisiert hätten; ich halte das für sehr häßlich von Herbert Bismarck."

Dieses Gerücht beunruhigte die Kaiserin sehr, so daß sie am 26. August an ihre Mutter schrieb:

„Vielen Dank für Dein liebes Telegramm aus Balmoral. Sicher erinnerst Du Dich an letztes Jahr. Ich schicke Dir einen kleinen Artikel, der mich gegen die neuen Angriffe in der offiziellen Presse verteidigt. Warum wünschen die Bismarcks mich für Berties und Alix' Worte über Ernst von Cumberland verantwortlich zu machen? Ich erzählte Dir gestern, daß sie den Anschein erwecken wollen, ich hätte Bertie und Alix aufgehetzt, was ganz töricht ist, da ich wirklich kaum weiß, was sie gesagt haben. Ich bin sicher, sie meinten es sehr gut, aber nun ist es ziemlich unheilvoll, daß überhaupt etwas gesagt wurde, da die Bismarcks es als Waffe gegen mich gebrauchen. Sie haben es nicht allein Wilhelm übermittelt und ihn veranlaßt, die törichte Rede in Frankfurt zu halten, sondern haben es auch durch die Norddeutsche und die Kölnische Zeitung verbreiten lassen, um mir zu schaden; so glaubt man es weit und breit. Ich bin an alledem ganz unschuldig; die liberale Presse läßt sich natürlich nichts vormachen, aber alle anderen tun dies. Es ist wirklich ziemlich töricht, von Intrigen meinerseits für die dänischen Wünsche zu sprechen, da Fritz und ich alles, was wir konnten, für die schleswig-holsteinschen und nicht für die dänischen Aspirationen taten, und damals deswegen angegriffen und verfolgt wurden. Ich schäme mich wirklich über so dummes Zeug, aber den Bismarcks und Wilhelm nützt es in den Augen einer weitverbreiteten Klasse Deutschlands. Ihr Überpatriotismus hat wieder eine feine Reklame; Mißtrauen wird gegen mich gesät, und Zweifel werden an Fritzens Absichten geknüpft.

Es ist ein häßliches Spiel, das aber bei einer gewissen Art von Leuten immer Erfolg hat."

Die Wahrheit, welche diesem Gerücht zugrunde lag, kam wie gewöhnlich erst langsam an den Tag. Folgendes war geschehen: Der Prinz von Wales, der immer die hochgespannten Ziele und die Ehrenhaftigkeit des Kaisers Friedrich bewundert hatte, glaubte mit Recht oder Unrecht, daß dieser die Zurückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich und Schleswigs an Dänemark in Betracht gezogen habe; ferner glaubte er, es sei seine Absicht gewesen, dem Herzog von Cumberland, der die jüngste Schwester der Prinzessin von Wales geheiratet hatte, das Privatvermögen

der königlichen Familie von Hannover wiederzugeben, das nach dem Kriege von 1866 von Preußen sequestriert worden war. Während des Besuches in Deutschland, anläßlich der Beisetzungsfeierlichkeiten für Kaiser Friedrich, fragte der Prinz von Wales den Grafen Herbert Bismarck, ob an den Wiederherstellungsabsichten des Kaisers Friedrich etwas Wahres sei. Graf Herbert hinterbrachte die Frage sofort seinem Vater — aus der Frage war aber ein Vorschlag geworden. Es war nicht unnatürlich, daß Graf Herberts Version den neuen Kaiser erzürnte, der seinerseits die Sache so auffaßte, als ob der Prinz von Wales Deutschland vorgeschlagen habe, alles zurückzugeben, was es während des letzten Vierteljahrhunderts rechtmäßig erobert hatte.

Sobald die ausgeschmückte Version zu den Ohren des Prinzen von Wales kam, bezeichnete er sie als „positive Lüge". Er habe den Grafen Bismarck gefragt, „ob Fritz gewünscht hätte, die Provinzen Elsaß und Lothringen wenn möglich zurückzugeben". Und Graf Herbert habe geantwortet: „Das ist ein grundloses Gerücht;" der Prinz fügte hinzu: „Damit endete die Sache." Von Schleswig und der königlichen Familie von Hannover hatte er ganz nebensächlich gesprochen, wie er am 3. April 1889 an Prinz Christian schrieb.

Bismarck aber war nicht gesonnen, sich eine so gute Gelegenheit entgehen zu lassen, und der heftige Feldzug gegen die Kaiserin Friedrich begann mit neuer Kraft. Man ließ durchblicken, daß sie den Prinzen von Wales angestachelt habe, den deutschen Stolz in dieser Weise zu verletzen, und daß sie im letzten Grunde nur „eine Engländerin" sei, die nach den nationalen Wünschen und dem militärischen Ruhm des deutschen Kaiserreiches nichts frage.

Dreizehntes Kapitel

DAS KRIEGSTAGEBUCH KAISER FRIEDRICHS

Die Kaiserin Friedrich wünschte nicht, daß sie oder ihr Gatte immer in der schlechten und kritischen Weise beurteilt würden, die von den leitenden Stellen in Berlin bestimmt wurde. Sie hatte bereits einige Schritte in dieser Richtung getan. Im vergangenen Jahre hatte der Kaiser Friedrich bei seinem Besuche in England, der bei Gelegenheit des Jubiläums der Königin stattfand, drei Kisten Papiere mit sich genommen, um sie in Windsor-Castle sicherer Hut zu übergeben.

Vier oder fünf Monate später entschloß sich der Kaiser (damals Kronprinz), das Manuskript seines Tagebuches aus dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 nach England zu schicken. Der Kronprinz und die Kronprinzessin waren damals in San Remo von Bedienten und Beamten im Solde des Fürsten Bismarck umgeben; sie waren sich klar darüber, daß bei Versuchen, Dokumente auf dem gewöhnlichen Wege abzuschicken, diese lediglich in die Hände des Kanzlers fallen würden. Da die Kronprinzessin nicht wußte, was das beste zu tun wäre, zog sie Dr. Hovell ins Vertrauen, und dieser kluge und erfinderische Gentleman entdeckte ein Mittel, durch welches die Spione Bismarcks und des Prinzen Wilhelm ausgeschaltet wurden. Mehrere Tage lang wurden die drei Bände des Tagebuches ostentativ auf den Tisch des Hauptsalons der Villa Zirio gelegt, damit alle Welt sie sehen, in ihnen lesen und sie in die Hand nehmen könne, wenn sie es wollte. Eines Nachts wurde Dr. Hovell plötzlich dringend zu einem

Kranken gerufen. Er packte schnell seine Instrumente zusammen und weckte nur seinen eigenen Diener. Im letzten Augenblick nahm er beim Durchschreiten des Salons die drei Bände des Tagebuches an sich und eilte aus dem Hause, um seinen mythischen Patienten zu besuchen. Am nächsten Morgen schrie man Zeter und Mordio. Man wußte, daß Dr. Hovell mindestens zwei oder drei Tage brauche, um England zu erreichen; Agenten wurden angewiesen, jeden möglichen Reiseweg nach England auf das schärfste zu überwachen; ihre Instruktionen bestanden darin, daß Dr. Hovells Gepäck auf jeden Fall verlorengehen müsse, und daß es natürlich später ohne das Tagebuch wiedergefunden werden sollte. Jeder Hafen und jeder wichtige Eisenbahnkreuzungspunkt auf den Wegen nach England wurde überwacht, aber Dr. Hovells Spur war nicht zu finden.

Am dritten Tage kehrte Dr. Hovell nach San Remo zurück; seine Ankunft wurde pflichtgemäß nach Berlin gemeldet, aber die beunruhigende Nachricht beigefügt, daß das Tagebuch nicht zur Stelle sei. Tatsächlich befand es sich schon in England! Der schlaue Doktor, der wußte, daß alle Wege nach England seit dem Augenblick seiner Abreise aus San Remo sorgfältig überwacht werden würden, machte sich sofort auf den Weg nach Berlin — da ihn dort Bismarcks Emissäre am wenigsten erwarten würden und die Reiseroute, an der es lag, wahrscheinlich nicht unter Aufsicht stand. Er kam in den frühen Morgenstunden an und begab sich sofort in die englische Botschaft, wo natürlich noch niemand auf war. Als ihm gesagt wurde, daß er noch eine oder zwei Stunden warten müsse, bevor er irgendeine autoritative Person sehen könne, antwortete er, daß er sofort mit dem Botschafter sprechen müsse, da sein Auftrag keine Verzögerung zuließe. Sein Verlangen war so dringlich, daß Sir Edward selbst sofort geweckt wurde und im Schlafrock herunterkam, um ihn zu empfangen. Der englische Botschafter

erfaßte sogleich die Situation und begriff die Notwendigkeit sofortigen Handelns. Er schickte einen Spezialkurier mit dem Tagebuch nach London, während Dr. Hovell nach San Remo zurückkehrte.

Es mag merkwürdig erscheinen, daß Privatpapiere des Herrscherhauses eines Landes dem königlichen Archiv eines anderen übersandt werden. Aber wie die Kronprinzessin in ihr eigenes Tagebuch schrieb, konnte der Kronprinz sie in Berlin nicht für sicher halten und glaubte, daß seine Papiere „in Mamas Obhut" besser aufgehoben seien als „in unserem Hause in Berlin". Es bestand die wohlbegründete Besorgnis, daß alle Papiere oder Aufzeichnungen des Kaisers Friedrich plötzlich mit Beschlag belegt und zerstört werden könnten, ein Vorgang, der sich bereits ereignet hatte; die Kaiserin wünschte nun den in Windsor befindlichen Aufzeichnungen einige andere hinzuzufügen.

„Die Arbeit," schrieb sie am 14. September 1888, „Auszüge aus meinen Briefen an Dich zu machen, wird eine außerordentlich große sein. Vielleicht könntest Du jemand finden, der Dir zu helfen vermag, da Sir Th. Martin allein nicht ausreicht? Fritz führte ein Tagebuch, ich führe es nicht. Seine Aufzeichnungen sind mir jetzt sehr wertvoll. Eines Tages soll die Welt ein wahres Bild von ihm und seinen Leiden haben, aber jetzt ist es noch viel zu früh. Ich kann immer noch kaum glauben, daß mein armer Liebling von dieser furchtbaren Krankheit aus seinem Hause und aus seiner täglichen Arbeit gerissen und entführt worden ist, trotzdem er eine starke und widerstandsfähige Natur hatte. Ich durchlebe das letzte Jahr noch einmal und denke daran, wie oft unsere Hoffnungen mitten in unseren Zweifeln sich erhoben, weil er trotz seinem Halse so wohl und stark schien, und wie dankbar wir für jedes kleine Zeichen waren, das uns glauben ließ, seine Gesundheit sei nicht unterminiert, bis der Februar kam und er nach der Tracheotomie so schlecht behandelt wurde. Dies untergrub seine Stärke und Widerstandskraft, die nicht so sehr in Anspruch genommen worden wären, wenn Sir Morell Mackenzie und Dr. Hovell allein ihn behandelt hätten. Ihr Patient wurde ihren Händen entrissen; ich habe niemals eine so ungeschickte Behandlung oder

eine solche Hartnäckigkeit wie bei Bergmann, Bramann und Schrader gesehen — es war genug, um mich verrückt zu machen.

Sir Morell trug eine Geduld und ein gutes Temperament zur Schau, das unter den damaligen schwierigen Umständen außerordentlich war, aber er tat es nur Fritz und mir zuliebe. Er würde einen anderen Patienten sofort verlassen haben, wenn ihm der Fall aus den Händen genommen und falsch behandelt worden wäre. Ich flehte ihn an, zu bleiben, da ich zu den anderen Herren kein Vertrauen hatte. Ich bemühte mich, dies nicht zu zeigen, um Fritz nicht zu beunruhigen und ihn nicht den Glauben an die Ärzte verlieren zu lassen, was schwierig genug war, da er selbst nur wenig Sympathie für sie hatte und sich nur gern von Sir Morell anfassen ließ — mit seinen leichten, zarten, geschickten Fingern. Es war Fritz unangenehm, so viele Menschen um sich zu haben, aber er ertrug dies mit Höflichkeit, Freundlichkeit und engelhafter Geduld. Ich fühlte mich elend, als ich sehen mußte, daß wir Grund und Boden ebenso wie Zeit verloren, da sie es nicht verstanden, die Kanüle einzuführen und die Blutung nicht zum Stehen bringen konnten, was Fritz entsetzlich schwächte und schwer bedrückte. Sir Morell vermochte das Blut sogleich zu stillen, wenn die anderen gegangen waren und sich nicht mehr einmischten. Ich kann niemals vergessen, in welch tödlicher Angst ich schwebte, und wie diese boshaften Kreaturen geflissentlich Wilhelm, Heinrich und Charlotte alles falsch darstellten, mit den Flügeladjutanten intrigierten und hinter unserem Rücken an Bismarck und Stollberg schrieben und telegraphierten. Es war zu schlimm, und ich mußte alles möglichst geheim behandeln, damit Fritz sich nicht ärgerte oder erzürnte, konnte ihn jedoch nicht ganz in Unwissenheit über ihr Spiel lassen, damit er imstande sei, sich selbst zu verteidigen und nicht ganz in ihre Hände zu fallen. Möge ich niemals wieder eine dieser Kreaturen treffen, ich glaube nicht, daß ich sie ansehen könnte. Natürlich tat der arme kleine Schrader alles in bester Absicht aus der Unschuld seines Herzens heraus. Er ist uns vollkommen ergeben, und ich stehe mit dem kleinen Mann noch auf dem besten Fuß ebenso wie mit dem armen alten Wegner. Verzeih mir, daß ich all dies noch einmal wiederhole. Es verfolgt mich Tag und Nacht. Wir haben es allein Sir Morells unermüdlichem Wirken zu verdanken, daß Fritzens Geist frei und seine Stimmung einigermaßen erträglich blieb; er allein ermöglichte es mir, fortzufahren und zu tun, was ich konnte, sonst wäre ich den unver-

schämten, kühnen Intrigen und Angriffen unserer Gegner unterlegen und unter die Füße getreten worden. Gott sei Dank hat der liebe Fritz niemals erfahren, was ich durchgemacht habe. Er fragte mich oft ganz überrascht: ‚Warum sind Deine Augen so rot?' Es ist jetzt alles vorbei, aber ich kann es nicht vergessen. Es war so unnötig! Wir hatten auch ohne dies genug Sorgen, aber die Leute waren nicht nur immer mit Absicht böse! Sie waren sehr dumm und unwissend und verstanden nichts und konnten nichts verstehen, waren verführt und mißleitet, verloren dadurch den Kopf und benahmen sich so seltsam."

Ungefähr zu dieser Zeit bat die verwitwete Kaiserin im Zusammenhang mit einem Dekret des neuen Kaisers Wilhelm II., das die Öffnung und Durchsicht des schriftlichen Nachlasses Kaiser Friedrichs betraf, die Königin Victoria, ihr aus Windsor die drei Kisten zurückzuschicken, die im verflossenen Jahre dort deponiert worden waren. Diese wurden von deutschen Kronbeamten, die zu diesem Zwecke ausgesucht waren, einer genauen Durchsicht unterzogen; eine Auswahl der Papiere wurde im Berliner Hausarchiv deponiert, darunter die vier einander folgenden handschriftlichen Ausgaben des Tagebuchs Kaiser Friedrichs aus dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71. Viele Jahre früher, 1873, hatte einer der vertrautesten Ratgeber Kaiser Friedrichs, Professor Heinrich Geffcken, ein deutscher Diplomat und Jurist, Zugang zu dem Tagebuch gehabt. Nun bereitete im August 1888 Geffcken eine Reihe von Auszügen zur Veröffentlichung in der Presse vor; es waren alles in allem weniger als zwanzig Seiten, die in der Oktobernummer der „Deutschen Rundschau", der Welt übergeben wurden. Die Publikation erregte das größte Aufsehen wegen der Freimütigkeit des Schreibers und der Art und Weise, in der er zeigte, wie Bismarck sich selbst fälschlich Verdienste um die Schaffung des deutschen Kaiserreiches zugeschrieben hatte, die auf das Konto des Kronprinzen zu setzen waren. Einige Tage nach der Veröffentlichung schrieb die Kaiserin Friedrich an die Königin Victoria:

„Das Marmorpalais und Berlin sind wegen der Veröffentlichung von Fritzens Tagebuch wütend und aufgeregt. Es paßt natürlich den ‚Machthabern von heute' absolut nicht. Wilhelm war wütend, und nannte es ‚Hochverrat' und Diebstahl von Staatspapieren! Natürlich ist dies Unsinn. Ich war über die Veröffentlichung sehr erstaunt und verärgert, da sie außerordentlich töricht und indiskret ist. Selbstverständlich ist alles wahr und alle Teile des Publikums, die unbeeinflußt und Fritz ergeben sind, scheinen entzückt, besonders die liberale Presse, von der ich Dir ein kleines Beispiel schicke. Natürlich ist die Rolle, die Fritz im Januar 1871 in Versailles spielte, dem Publikum nicht bekannt! Man glaubt, daß das deutsche Kaiserreich von Kaiser Wilhelm und Bismarck ins Leben gerufen worden ist, während es Fritz war, der es getan hat! Daher wirkt dies wie eine Offenbarung! Ich kann mir nicht vorstellen, wie es in die ‚Rundschau' gekommen ist. Fritz hat einige lithographische Abschriften machen lassen, die er seinen intimeren Freunden gegeben hat. (Ich glaube, Du hast auch eine bekommen?) Eine dieser Kopien muß der Person bekannt gewesen sein, die den Artikel in der ‚Rundschau' geschrieben hat. Jedermann glaubt nun, daß ich dahinterstehe und Fürst Bismarck einen Streich gespielt habe, um mich zu rächen usw. Natürlich ist dies alles böswillige Lüge, um seine Partei, Wilhelm usw. gegen mich aufzuhetzen!

Der Artikel ist augenscheinlich von jemand mit den besten Absichten verfaßt worden, erinnerte mich aber an die Geschichte von ‚Meyer' in Windsor im Jahre 1848, der ein Gedicht mit der Signatur ‚A' veröffentlichte, so daß jedermann glaubte, der liebe Papa habe es geschrieben! Erinnerst Du Dich? Man hat mir geraten, ein Dementi in die Zeitungen zu setzen, welches widerlegt, daß ich irgend etwas mit der Publikation zu tun habe, was ich ablehnte! Man hat mir auch geraten, im selben Sinne dem Fürsten Bismarck zu schreiben, was ich ebenfalls ablehnte, aber ich habe ihm sagen lassen, daß ich nicht verstünde, wer die Publikation besorgt haben könne, und daß es mir als ein Mangel an Takt und Urteil erschiene, solche Dinge, die privaten und intimen Charakter trügen, zu drucken, solange die in dem Buch mit Namen genannten Persönlichkeiten noch am Leben sind.

Ich füge einen anderen Bericht über Fritzens Krankheit, der gut und anständig lautet, bei.

Das Wetter ist hier sehr schön; ich bin trauriger als je, niedergedrückt, betrübt und abgehetzt. Die Summe, die ich nach Fritzens Willen haben sollte, um mir ein Haus zu kaufen,

und die sie mir im Juni so gut wie versprochen hatten, werde ich nicht bekommen. Das Hausministerium behauptet, die Krone könne sie nicht aufbringen. Wilhelm sprach nicht einmal sein Bedauern aus und schien es für ganz natürlich zu halten. Einerseits bin ich ganz froh, da es mir lieber ist, dem herrschenden System so wenig wie möglich verpflichtet zu sein; Unabhängigkeit ist eine große Sache."

Zwei Tage später, am 26. September 1888, schrieb sie:

„Die schlimmen Leidenschaften sind alle lebendig (die der Regierung und der Bismarck-Partei), und ihre Heftigkeit ist unbeschreiblich. Die Publikation setzt sie in höchste Wut. Woher sie stammt, was sie bedeutet, weiß ich nicht. Ich besitze unter meinen Papieren nichts Derartiges, und trotzdem ist jedes Wort wahr und die Tatsachen sind korrekt, — der Stil scheint völlig fritzisch zu sein, es sind seine Worte und Meinungen, aber niemals habe ich sie in dieser Form zusammengestellt gesehen!

Ein Ausbruch des Entzückens von seiten des Publikums ist von Wilhelm mit einem Wutausbruch beantwortet worden, der mir gegenüber seinen Papa bitter kritisierte und sagte, wie dieser nur so törichte Dinge hätte niederschreiben können usw. Ich dachte mir nur, wie tief Wilhelm zu bemitleiden ist, daß er seinen Vater so wenig versteht. Die üble ‚Post', ein Regierungsblatt, zieht einen Vergleich zwischen Fritz und dem Kaiser Josef von Österreich, sagt, daß letzterer keinen Erfolg gehabt habe, und zieht die Schlußfolgerung, es sei für Deutschland ein Segen gewesen, daß Fritz nicht länger regiert habe, da seine Prinzipien unbedingt zum Mißerfolge hätten führen müssen!! Dies ist die Sprache, dies sind die Gefühle, die man in Regierungs- und Hofkreisen, in der Gesellschaft und Berliner Militärzirkeln während dreißig Jahren, besonders aber während der beiden letzten Jahre, gehabt hat; mit ihnen sind unsere drei ältesten Kinder durchtränkt worden. Von Natur aus verstehen sie gar nichts von Politik und kümmern sich auch nicht darum; sie wiederholen nur das allgemeine Geschrei der Kreise, in denen sie verkehren, und unterstützen Wilhelms rauhe und heftige Anlage. Sie waren so vollkommen in den Händen der Clique, daß Fritz es für unmöglich hielt, ihnen sein volles Vertrauen zu schenken, da sie nichts verschweigen konnten, und es für andere leicht war, de leur tirer les vers du nez. Wir warteten auf eine Zeit, wenn die ‚Autorität' — der sich Wilhelm und Heinrich stets gerne beugten — von ihm allein repräsentiert werden würde; sie würden dann vielleicht mehr geneigt ge-

wesen sein, die Ansichten ihres Vaters zu verstehen, und es wäre nicht länger gefährlich gewesen, sie aufzuklären! Leider ist diese Zeit nie gekommen, und die goldene Möglichkeit, die jungen Leute zu beeinflussen, ist uns aus den Händen gerissen worden. Mögen sie niemals durch schlimme Erfahrungen die Wahrheit dessen erkennen müssen, was ihr Vater und ihre Mutter ihnen so gerne gesagt hätten.

Die Publikation ist nicht apokryph — aber wie sie herausgekommen ist, kann ich unmöglich sagen. G. von Normann ist tot, ebenso wie Krug, der oft für Fritz kopiert hat. Sie ist von einem Freund in die Zeitschrift gesetzt worden, der Fritzens Andenken ehren wollte, was ihm auch gelungen ist, der aber nicht bedachte, daß in dieser Publikation vieles geeignet scheint, meine Feinde zu erbittern und mich noch größeren Unfreundlichkeiten auszusetzen, als ich es schon jetzt bin.

Ich schicke Dir einen greulichen Artikel aus der ‚Post' und zwei nette aus einer liberalen Zeitung und sende Dir auch die Originalpublikation in der ‚Rundschau', falls Du sie noch nicht haben solltest!...

Ich bin wirklich gesegnet, weil ich eine so freundliche und liebe Mutter habe, der ich alle meine bitteren Sorgen vortragen und von meinen vielen Prüfungen sprechen kann; ich bin für diese Gnade nur allzu dankbar."

Nach vieler Überlegung entschied Bismarck, daß der beste Weg, den Enthüllungen des Tagebuches entgegenzutreten, war, es als eine Fälschung zu behandeln. „Wie Sie aus dem, was Sie gelesen haben, ersehen werden," erzählte er Busch damals, „müssen wir es erst als Fälschung behandeln, ein Standpunkt, von dem aus viel gesagt werden kann. Wenn es dann durch das Erscheinen des Originals als echt erwiesen ist, kann man es auf andere Weise behandeln." Busch fragte dann den Kanzler, ob er mit dem Kaiser über die Sache gesprochen habe, und er bejahte mit den Worten: „Er war wütend und wünscht, daß strenge Maßnahmen gegen die Publikation ergriffen werden." Aus diesen Worten geht hervor, daß sowohl der Kanzler wie der neue Kaiser die Echtheit des Tagebuches anerkannten, aber die Welt hatte noch zu lernen, daß ihnen beiden, und besonders

Bismarck, alle Waffen recht waren, wenn es darauf ankam, das Prestige oder den Ruhm des toten Kaisers oder seiner überlebenden Gattin zu vermindern. Am 27. September schrieb die Kaiserin, die im Begriff war, ihr geliebtes Friedrichskron für immer zu verlassen, an die Königin Victoria:

„Das Tagebuch ist vollkommen und ganz echt, Wort für Wort, und ich weiß jetzt, wo sich das Original befindet. Es ist in den Archiven des Hausministeriums und war unter den Papieren, die ich aufgegeben habe! Natürlich war es nicht meine Absicht, es aufzugeben; ich glaubte, es sei rein militärisch und hatte es nicht gelesen. Einerseits bin ich jetzt besorgt, daß, wenn Wilhelm hört, wo es ist, er es verbrennen lassen wird, weil Bismarck ihm offiziell gesagt hat, es sei ‚apokryph', andererseits gibt es keinen besseren Beweis für meine Feinde, daß ich mit der Publikation nichts zu tun habe. Aber wer hat sie besorgt? und wem konnte Fritz das Manuskript jemals borgen?? Das weiß ich nicht... Die konservative Partei hier ist der Ansicht, es sei Bismarcks größte Tat, die Authentizität des Tagebuches geleugnet zu haben. Vielleicht tat er es bona fide...

Friedrichskron zu verlassen ist mir ein tödlicher Schmerz. Ich glaube überall meines Lieblings Stimme zu hören, ihn zu sehen und seine Nähe zu empfinden, als ob er hier sei oder bald käme. In einem anderen Hause kann es niemals das gleiche sein, und trotzdem kann ich hier nicht so weiter leben, wie ich es tat. Ich bin elender, als ich sagen kann."

Der neue Kaiser bekam jetzt schnell einen Namen wegen seiner Vorliebe für Prunkaufzüge und militärische Demonstrationen; die schnelle Folge seiner Reisen an die Höfe von St. Petersburg, Wien und Rom während der ersten Jahre seiner Regierung veranlaßte den Berliner Witz, die drei deutschen Kaiser als „den greisen Kaiser, den weisen Kaiser und den Reisekaiser", einander gegenüberzustellen. Am 28. September schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Du kannst Dir vorstellen, wie mich der Gedanke an Wilhelms erneute Reisen an so viele Höfe und an alle die Empfänge in Italien kränkt — ein Land, das wir sehr geliebt haben und aus dem er sich nichts macht. Seit unserem schrecklichen Verlust

hat er nicht zwei Tage einer ruhigen Trauer oder einer auch nur geringen Sorge um seine Mutter geopfert. Es herrscht ein unaufhörlicher Trubel von Besuchen, Empfängen, Diners, Reisen, Paraden, Manövern, Jagden und Gesellschaften. Natürlich verletzt dies meine Gefühle, und ich muß mich daran gewöhnen, jemand zu sein, an den sich das gegenwärtige Regime nicht weiter erinnert; ich finde das recht hart.

Es ist zu schrecklich, Friedrichskron verlassen zu müssen!... Es scheint mir sehr schmerzlich, nicht mehr in Fritzens Wohnzimmer oder Ankleidezimmer, die gerade so sind, wie sie immer waren, gehen und niemals wieder den Raum betreten zu können, in dem er seine Augen für immer schloß. Aber viele Witwen haben dasselbe durchgemacht. Ich habe immer die Empfindung gehabt, daß er es gerne gesehen hätte, wenn ich in dem Hause geblieben wäre, das ihm so lieb war, und den geheiligten Ort seines Todes bewacht hätte, aber ich weiß, daß es nicht sein kann... Vielleicht ist es unvernünftig und töricht, sich so zu beklagen, aber ich kann kaum meine Tränen zurückhalten; wenn ich daran denke, was unser Haus dreißig Jahre lang gewesen ist, empfinde ich einen bitteren Schmerz.

Ich hoffe, daß das Haus bei Kronberg mir in einigen Tagen sicher ist, dann werde ich den Architekten und den Gärtner kommen lassen, und ich wünsche, es Dir eines Tages zeigen zu können. Es wird aber noch zwei Jahre dauern, bis ich es beziehen kann."

Inzwischen hatte Bismarck nach genauen Nachforschungen erfahren, daß Professor Geffcken für die Veröffentlichung der Auszüge aus dem Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs verantwortlich war. Er entschloß sich nun zuzugeben, daß das Tagebuch echt sei, bestimmte indessen, daß der unglückliche Professor wegen „Hochverrates" unter Anklage gestellt werden sollte! Am 29. September (dem Jahrestag ihres Verlöbnisses) schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Heute ist unser 32jähriger Verlobungstag. Wie der Gedanke mich schmerzt! Ich sehne mich nach ihm, nach seinen freundlichen Worten und Blicken, nach einem Kuß!! Es ist alles vorüber und vorbei, Tag für Tag fühle ich mich einsamer und ungeschützter. Ich habe niemand, auf den ich mich stützen könnte, und muß alle Schwierigkeiten allein überwinden. Gestern hätte ich am liebsten meinem Leben ein Ende gemacht! Ich danke

Dir vielmals für Deinen lieben durch Kurier besorgten Brief und für das Schreiben Sir Theodore Martins. Du kannst Dir vorstellen, wie empört ich über den Ton bin, in dem die Regierung und Bismarcks Zeitungen von Fritz und seinem Tagebuch zu sprechen wagen. Es ist nicht überarbeitet, jedes Wort ist von ihm und in seiner eigenen lieben Schreibweise verfaßt. Natürlich hätte es nicht jetzt und nicht ohne meine Erlaubnis veröffentlicht werden dürfen. Indessen ist dies in guter Absicht geschehen, und das Publikum ist entzückt. Natürlich sind die Tatsachen, die mir lange bekannt waren und nun ans Licht kommen, der Regierung und der Bismarckpartei sehr unangenehm; die Ansichten, welche Fritz so einfach und bescheiden vorbringt, schmecken ihnen natürlich bitter wie Galle. Da es gerade die Prinzipien sind, die sie stets mit Füßen getreten und zwanzig Jahre lang geschmäht und beschimpft haben, indem sie jeden, der sie zu teilen wagte, verleumdeten und verfolgten. Nun versucht diese Partei, auf Fritzens Worte und seinen Charakter Zweifel, Verachtung und Lächerlichkeit zu häufen, was mich ganz wild vor Wut macht! Mich können sie angreifen und überrennen, soviel sie wollen. Ich habe nichts zu verlieren, dafür haben sie gesorgt, aber daß sie es wagen, ihn, der sich nicht länger verteidigen kann, anzugreifen, ist gemein, feige, undankbar und scheußlich.

Ich möchte das Tagebuch zurückhaben, da ich fürchte, Wilhelm und Bismarck werden Befehl geben, es zu verbrennen; dabei ist es eine wertvolle und kostbare Erzählung der Tatsachen, die sich wirklich ereignet haben. Wenn sie es tun sollten, so sehe ich keine Möglichkeit, jemals wieder mit ihnen auf friedlichen Fuß zu kommen!

Es ist wirklich fast zuviel für mich zu tragen. Ich habe nichts dagegen, daß die Wahrheit in England bekannt wird.

Ich habe dieses Tagebuch nicht veröffentlicht und habe auch nichts damit zu tun! Ich fürchte, daß es Dr. Geffcken getan hat — es war unklug und indiskret, aber ich will für jedes Wort eintreten, das darin gesagt ist. Mischke, Blumenthal, Stosch und viele andere können die absolute historische Wahrheit seines Inhaltes bezeugen. Aber ich werde sie bestimmt nicht bitten, dies zu tun, da sie und alle unsere Freunde der Regierung verdächtig sind und à la Arnim behandelt werden könnten. Mein Gott, es ist alles so traurig und kompliziert! Mein Schicksal wird mit Füßen getreten und mißhandelt, da sie nichts von mir zu fürchten haben und ich niemals irgendwo Hilfe finden werde...

Dies sind die letzten Zeilen, die ich Dir jemals aus unserem

lieben Hause schreiben werde, das so heilige Erinnerungen für mich birgt, in dem seine Wiege und sein Sarg standen, in dem er seine lieben Augen dieser Welt geöffnet, in dem er sie geschlossen hat, er, dessen Seele rein wie die eines Kindes war. Diese Seite meines Lebensbuches wird hier geschlossen, und unter bitteren Tränen beginne ich eine neue.

Ich habe die Nachricht erhalten, daß der Ankauf der Villa Reiß perfekt und sie nun also mein geworden ist! Ich bin nicht einmal sehr froh darüber. Vielleicht kann ich wieder anfangen, Interessen zu haben, aber gerade jetzt bin ich zu jämmerlich und elend; es kommt mir vor, als könnte ich mich niemals mehr unter der Last der Trauer, die mich erdrückt, aufrichten ..."

Drei Tage später, am 2. Oktober, schrieb sie:

„Ohne Zweifel war es töricht, das Tagebuch zu veröffentlichen, und gewiß war der gewählte Augenblick kein glücklicher. Ich weiß nicht, wie der arme alte Geffcken dazu gekommen ist, aber Du weißt, daß er eine gute Seele ist, nichts Böses will und Fritz ergeben war! Bismarcks Benehmen und die ganze Art, in der die Angelegenheit behandelt worden ist, sind einfach schimpflich, viel, viel schlimmer als die Indiskretion und die Taktlosigkeit, die in der Veröffentlichung des Tagebuchs liegen! Geffcken ist verhaftet worden! Es wird eine ungeheure Sensation werden, und die Regierung ungeheuer unpopulär machen, wenn auch leider nicht so, wie sie es verdiente. Es ist ganz unglaublich, wie die Berliner sich diese Willkürakte eines hochmütigen Despotismus gefallen lassen! Die Partei jubiliert und triumphiert natürlich. Brutalität in jeder Art und Form bewundern sie, üben sie aus und beten sie an.

Die Liebe zu Fritz ist im Volke stark und weit verbreitet; die rechtlich denkenden Menschen lesen mit Empörung, was Bismarck in seinem Bericht geschrieben hat, und empfinden, daß auch ich beleidigt worden bin."

Der aus der Veröffentlichung der Tagebuch-Auszüge entstandene Skandal und der folgende bittere Streit schienen sich jetzt ihrem Höhepunkt zu nähern. Noch einmal hatte die Kaiserin den Schmerz, viele von denen, die sie für ihre Freunde gehalten hatte, auf der Gegenseite zu sehen. Sogar einige ihrer Familienmitglieder befanden sich im feindlichen Lager. Aber es muß zugegeben werden, daß sie zuzeiten für die schwierige Position, in der

sie sich befanden, kaum Verständnis aufbrachte. Sie konnten die intimen Einzelheiten des Streites nicht kennen und liefen Gefahr, nicht allein den allgewaltigen Bismarck, sondern auch Kaiser Wilhelm II. zu beleidigen, wenn sie die Partei der Kaiserin ergriffen. Diese schrieb am 11. Oktober an die Königin Victoria:

„Ohne Zweifel bauscht Bismarck Geffckens Fehler, den er durch die Veröffentlichung des Tagebuches begangen hat, nur deshalb so sehr auf, um alle, die ein Wort der Wahrheit verlauten lassen und ihre Stimmen für Fritz und mich erheben wollen, auf das schärfste treffen und terrorisieren zu können. Bismarck fürchtet, daß irgend etwas über die Regentschaft, welche die Partei so gerne erringen wollte, herauskommen könne; er macht den ganzen Skandal nur aus Angst vor Enthüllungen, die ihm unangenehm sein könnten, um die Presse einzuschüchtern! Alles muß geschehen, um Wilhelm zu erhöhen, weil er Bismarcks Piedestal ist, zu dem sich Fritz niemals erniedrigt haben würde. Fritz muß also in den Augen des Volkes heruntergesetzt und ich, als Fritzens Witwe, verleumdet, angeklagt, beschimpft werden, da die Liebe, die das Volk für ihn hegte, noch zu warm für mich brennt! Mir soll der Boden unter den Füßen weggezogen und ich soll gezwungen werden, den Platz zu räumen, oder ein Objekt des Mißtrauens und der Abneigung zu bleiben. Das ist nicht sehr angenehm zu ertragen! Unabhängige Menschen schweigen, da sie gezwungen werden, ihren Mund zu halten. Die ganze Maschinerie der Presse ist in Bismarcks Händen — allein in Berlin hat die Regierung 33000 Angestellte; alle diese sind nur der Meinung, die er ihnen befiehlt! Kaprice, Tyrannei und Despotismus sind am Ruder; es ist in der Tat sehr traurig. Wann wird eine Reaktion gegen diesen unerträglichen Zustand kommen, und wie wird sie beschaffen sein?

Wilhelm gestattet, daß sein Vater und ich beleidigt und angegriffen werden, ja, er sanktioniert es sogar! Ich versuche, geduldig und resigniert zu sein, erinnere mich, daß Schweigen das Würdigste bleibt. Fritz von Baden, Luise und die Kaiserin Augusta sind auf Bismarcks Seite, besonders Fritz von Baden hat seine politischen Ansichten vollkommen geändert und segelt in Wilhelms Fahrwasser, was auch nur in seinem Interesse ist. Luise ist die einzige, die wenigstens Mitgefühl hat und meine Lage versteht. Charlotte hat die ganze Zeit über weder Takt

noch Mitgefühl gezeigt. Sie schmeichelt jetzt Wilhelm und ist nach Rom gereist, um seiner Ankunft usw. beizuwohnen, was im Hinblick auf unsere Trauer mein Empfinden sehr verletzt hat! Wilhelms erste Handlung in Wien war, Professor Schrötter zu empfangen, der — wie Du weißt — sich Fritz gegenüber nicht gut benommen hat.

Ich erfahre, daß alle offiziellen Zeitungen bereits ihre Artikel gegen Sir M. Mackenzie auf Befehl der Wilhelmstraße geschrieben haben.

Du weißt nicht, was ich alles zu erdulden gehabt habe. Der gute kleine Dr. Delbrück sagte gestern, daß, wenn unser lieber Waldi am Leben geblieben und jetzt 21 Jahre wäre, er alle, auch den Kanzler selbst, herausfordern würde, wenn seine Eltern nicht mit Respekt behandelt werden würden. Ich bin sicher, daß er dies getan hätte, er war so aufrecht und voller Zuneigung. Wenn ich meine Söhne an der Seite unserer Feinde sehe, kann ich mir vorstellen, was Cäsar empfand, als Brutus ihn erstach."

Am folgenden Tage schrieb sie:

„Du kannst ganz sicher sein, daß ich geduldig alle Verfolgungen ertragen und mich nicht wehren werde! Ich muß zugeben, daß ich sehr geneigt war, Fürst Bismarck wegen Beleidigung vor Gericht zu verklagen, aber es schickt sich nicht, in tiefer Trauer vor die Öffentlichkeit zu treten, und vielleicht würde der Staatsanwalt die Anklageerhebung abgelehnt haben. Das wäre dann nur eine neue Beleidigung für mich gewesen.

Was soll ich denken und empfinden, wenn ich sehe, daß mein eigener Sohn die dem Gedächtnis seines Vaters und dem Rufe seiner Mutter zugefügten Beleidigungen billigt und unterstützt. Er ist entweder zu bequem und gleichgültig, oder er versteht nichts, oder er will das vierte Gebot brechen, oder er ist so ahnungslos und in seinen Vorurteilen so blind, daß er nicht einsieht, eine wie häßliche Rolle er spielt oder spielen muß!! Er hat in der Atmosphäre Bismarcks ein langes und sorgfältiges Training und eine gute Vorbereitung durchgemacht, so daß sein Sinn für Recht und Unrecht, für Dankbarkeit, Ritterlichkeit, Respekt, Elternliebe und Mitleid mit allen Unglücklichen vollkommen zerstört worden ist. Es brach beinahe Fritzens Herz, als er sah, wie sich die Meinungen seiner Söhne verändert, ihr Urteil und ihre Ansichten zum Schlimmen verkehrt hatten. Sie waren jung und leicht beeinflußbar — und ihre Großeltern trugen viel zu diesem Resultate bei! ... Man hat mich gebeten, die Villa Liegnitz in Potsdam aufzugeben, da sie für Wilhelms

Kammerherren gebraucht würde. Nun besitze ich in Potsdam nichts mehr, außer meinem kleinen Bornstedt, d. h. ein paar kleine Zimmer dort. Ich kann im Stadtschloß zu Potsdam übernachten, muß aber jedesmal um die Erlaubnis fragen, was ich natürlich vermeiden will. Jede Rücksicht auf mich und auf meine Empfindungen wird so vollkommen vernachlässigt, daß es, je weniger ich in Berührung mit dem Hof komme, desto besser ist, besonders, da ich nicht versprechen kann, gegenüber solchen Provokationen immer mein Temperament in der Hand zu haben, und ich ihnen nicht die Genugtuung verschaffen möchte, zu sehen, wie sehr sie mich quälen."

Während der Streit über das Tagebuch noch tobte, führte eine andere Publikation eine weitere Verbitterung zwischen der Kaiserin und denen herbei, welche jede mögliche Gelegenheit ergriffen, um sie und ihren toten Gatten zu beschimpfen.

Am 15. Oktober wurde ein kleiner Band von Sir Morell Mackenzie unter dem Titel: „Die tödliche Krankheit Friedrichs des Edlen", der seinen Bericht über die Krankheit und den Tod des Kaisers enthielt, veröffentlicht. Wenn er sich strikt an die medizinischen Tatsachen gehalten hätte, würde die folgende Kontroverse nicht so heftig geworden sein; aber er bemühte sich, zu beweisen, daß die deutschen Ärzte nicht kompetent gewesen seien, und durch ihre schlechte Behandlung des Patienten Tod beschleunigt hätten. Ein paar Tage eher hatte die Kaiserin geschrieben:

„Ich sende Dir einige interessante Zeitungsausschnitte. Du wirst darin einen Brief von mir an Sir Morell Mackenzie finden. Er hat ihn nicht veröffentlicht, noch hat er irgend etwas damit zu tun! Ich bin froh, daß er seinen Weg in die Presse gefunden hat, da er den Punkt aufklären wird, um dessentwillen er so heftig angegriffen worden ist — daß er nämlich die Natur der Krankheit entweder mit Absicht nicht erkennen wollte oder aus Dummheit nicht erfassen konnte."

Am 20. Oktober schrieb sie:

„Ich habe mich während dieser letzten Tage sehr unglücklich gefühlt. Wenn die Zeit fortschreitet, ist es sehr schwer, die immerwährende Sehnsucht, die an meinem Herzen nagt, ge-

duldig zu ertragen, und doch kann ich nichts dazu tun, damit sie aufhört. Alle Arten von Unannehmlichkeiten wegen Geffcken und Sir Morells Buch fahren fort, mich zu bekümmern. Einige meiner besten Freunde sind der Ansicht, daß es die Absicht der Bismarck und die Regierung unterstützenden Partei, und vielleicht sogar die Bismarcks selbst sei, mich derartig zur Verzweiflung zu bringen, daß ich das Land voller Widerwillen verlasse und niemals zurückkehre. Sie suchen jeden Tag nach einem neuen Vorwurf und sind bestrebt, mich ins Unrecht zu setzen. Du hast den häßlichen Ton und die Verleumdungen in Bismarcks Immediatbericht gesehen. Einige Leute meinen, daß ich mir dies nicht gefallen lassen dürfte, sondern ihn und Wilhelm deswegen zur Rechenschaft ziehen sollte! Das würde indessen nicht von Nutzen sein. Bismarck würde lachen, höflich, oder mit einem neuen Pack Lügen antworten, und die offizielle Presse würde aufs neue aufgehetzt werden. Wilhelm liest keine Briefe — wenn sie ihm unangenehm sind, wirft er sie beiseite! Er sieht und fühlt nicht, was für seine Eltern beleidigend oder ungerecht gegen sie ist, und hält es nicht für nötig, sich darüber Gedanken zu machen; — das einzige, worauf er Wert legt, ist in gutem Einvernehmen mit dem Kanzler zu sein, und mit so wenig Ärger als möglich genau das ausführen zu können, was er will. Sich um seine Mama zu kümmern — daran denkt er nicht im Traume. Da Fürst Bismarck und Herbert dies sehr gut wissen, werden sie immer unverschämter, da sie genau fühlen, daß sie vollkommen straflos gegen meinen lieben Fritz und mich sagen, schreiben und drucken lassen können, was ihnen gefällt! Ich habe niemand hier, der mich verteidigen, der mir einen Rat geben könnte!! Die beiden einzigen Männer, auf die ich mich verlassen können sollte, sind der Minister Friedberg und der Hausminister, aber sie sind Diener des Staates, Wilhelms und Bismarcks und haben weder das Interesse noch den Mut, mich zu verteidigen, wenn mir Unrecht getan wird.

Ich habe nur mein Gerechtigkeitsgefühl, mein gutes Gewissen und die Liebe weiter Kreise des Volkes und der Liberalen, auf die ich mich stützen kann — sonst nichts! Trotzdem werde ich mich nicht aus Deutschland vertreiben noch die im Stich lassen, welche an meines geliebten Fritz' Gedächtnis und Grundsätzen hängen.

Die Mitglieder meines Hausstandes sind mit alleiniger Ausnahme des Grafen Seckendorff alle im anderen Lager, obgleich sie sehr freundlich zu mir sind und die Gräfin Brühl alles tut, was sie kann, um mir ihre Sympathie zu beweisen. Trotzdem

kann ich all diese wichtigen Dinge niemals vor ihnen erwähnen. Sie halten alles, was Hof und Regierung tun, für richtig und nehmen vor allem auf Bismarck Rücksicht!“

Die Kaiserin Friedrich hatte das Glück, unter ihrer Suite eine gewisse Anzahl sehr kluger und hochsinniger Menschen zu haben; obgleich sie ihr ergeben waren und für all ihre Schwierigkeiten das größte Verständnis hatten, verschloß ihre Liebe zur Kaiserin sie nicht der Tatsache, daß die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt war, sie oft eine Geringschätzung vermuten ließen, wenn gar keine beabsichtigt war. Wie es die Pflicht treuer Freunde ist, zögerten sie nicht, ihr offen ihre Gedanken mitzuteilen, obgleich es oft schwierig gewesen sein muß, dies zu tun, ohne den Eindruck zu erwecken, daß sie nicht ganz auf ihrer Seite standen.

Da war die Gräfin von Brühl, die viele Jahre bei ihr gewesen war, ihr Sekretär Graf von Seckendorff, ein bedeutender Kunstkenner, der sich seit dem Deutsch-Französischen Kriege in ihrer Begleitung befunden hatte; Gräfin Perponcher-Sedlnitzky, die, obgleich erst seit dem Tode Kaiser Friedrichs ernannt, ihre beständige Gefährtin und Freundin war; und Baron von Reischach, ein sehr geschickter Mann, als einer der besten Pferdekenner in Europa bekannt. Er wurde einmal als der zukünftige deutsche Botschafter in London designiert, blieb aber der Kaiserin bis zu ihrem Tode treu und wurde später Oberhofstallmeister Kaiser Wilhelms II.; in dieser Stellung brachte er den Berliner Marstall auf eine in Deutschland bis dahin unbekannte Höhe.

Der Verkauf von Morell Mackenzies Buch wurde nun zeitweilig in Deutschland verboten, und Mackenzie ließ als Erwiderung den Verkauf des Berichtes der deutschen Ärzte in England unterbinden. Kaiser Wilhelm II. hatte während dieser Zeit die Meinung vertreten, daß sowohl die Publikation der Tagebuch-Auszüge wie auch des Buches Sir Morell Mackenzies auf die Kaiserin zurück-

zuführen sei und schien jede andere Auslegung der Affäre der Version seiner Mutter vorzuziehen. Die Kaiserin hatte daher guten Grund, am 30. Oktober an die Königin Victoria zu schreiben:

„Hier ist der Stand der Dinge ein sehr unbefriedigender; irgend etwas Neues, Schmerzliches, Unangenehmes und Ernstes passiert jeden Tag. W. hielt eine sehr unkluge und mal placé Rede an den Oberbürgermeister und den Stadtrat, als sie ihm bei seiner Rückkehr gratulierten. Er war sehr grob zu ihnen, was einen peinlichen Eindruck hervorrief. Da er noch nicht zu mir gekommen ist, habe ich ihm endlich geschrieben, daß ich ihn zu sehen wünschte; ich will versuchen, mit ihm über alle diese verschiedenen Angelegenheiten zu sprechen. Man sagt, daß er wütend auf mich ist und mir mißtraut, da er nicht von dem Gedanken abzubringen sei, daß ich die Veröffentlichung des Kriegstagebuchs gestattet hätte, und daß irgendwelchen Leuten in England Einsicht zu nehmen gestattet worden sei! Man kann ihm alles vorreden, außer der Wahrheit!! Je phantastischer und unwahrscheinlicher etwas ist, um so lieber glaubt er es. Anstatt den schlimmen Menschen seiner Umgebung, die sich ein Vergnügen daraus machen, mich herabzusetzen und ihn gegen mich aufzuhetzen, mißtraut er seiner eigenen Mama! Es ist wirklich zu hart für mich. Es ist während zweier oder dreier Jahre immer schlimmer geworden, aber damals lebte sein Papa noch, und er wagte es nicht, es so weit kommen zu lassen, wie er es jetzt tut. General von Kessel schwört jetzt mit einer Falschheit und Kühnheit, die ich ihm kaum zugetraut haben würde, auf seinen Diensteid, daß die Chiffre (die er damals in seiner Tischschublade fand) nicht dort gewesen sei, als er zuletzt nachsah, und gibt der Vermutung Ausdruck, daß sie von einem Mitglied meines Hauses dort hineingelegt worden sei!! Ist das nicht zu schlimm? Er war sorglos, vergeßlich und unordentlich; die ganze Zeit über dachte ich, daß sie sich unter seinen Sachen befinden müßte, und sagte auch, daß sie eines Tages sicher zum Vorschein kommen würde; aber Wilhelm zog die törichte und übereilte Geschichte vor, von der ich Dir geschrieben habe; K. verbreitete sie überall. Jetzt will er nicht zugeben, daß es sein Fehler war, und erfindet dies, um Tadel und Verdacht auf andere zu lenken.

Einige Briefe unseres lieben Roggenbach wurden unter Geffckens Papieren gefunden. Als alte Freunde korrespondierten sie miteinander! Roggenbach ist jetzt in Bonn. Während

seines dortigen Aufenthaltes ist die Polizei auf höheren Befehl in sein Haus in Schopfheim im Großherzogtum Baden eingedrungen, hat seinen Schreibtisch erbrochen und all seine Papiere durchstöbert!! Solche Dinge erlaubt und sanktioniert Wilhelm gegen die vertrautesten und ältesten Freunde seines Vaters!!!

Auf Bismarcks Befehl führt die Polizei eine Liste aller derjenigen, die mit Fritz oder mir befreundet waren, mit uns verkehrten oder in irgendeiner Weise mit uns verbunden waren. Herren und Damen stehen darauf, sogar die unschuldige Frau von Stockmar, und wir erfahren, daß bei allen unseren Freunden Haussuchung gehalten werden soll. Warum und weshalb, kann niemand sagen, denn abgesehen davon, daß es Schimpf und Schande bedeutet, ist es ganz außerordentlich dumm. Fürst Bismarck wünscht Schrecken zu verbreiten und zu zeigen, daß alle, die mit dem Kaiser Friedrich oder mir befreundet waren, vor der Öffentlichkeit als gefährliche Intriganten und Feinde Deutschlands sowie des Kaisertums hingestellt und vielleicht sogar arretiert werden!“

Inzwischen war Geffcken wegen Hochverrates angeklagt worden, aber der Prozeß wurde bald fallen gelassen. Bismarck ergriff indessen jetzt die Gelegenheit, dem jungen Kaiser einen Bericht vorzulegen, in dem er die Richtigkeit einer Reihe von Behauptungen des Tagebuches in Zweifel zog, einen giftigen Angriff auf den Autor unternahm und sich bemühte, in jeder Weise den Ruf Kaiser Friedrichs zu verkleinern sowie seinen politischen Liberalismus an den Pranger zu stellen und herabzusetzen.

Nun wurde allgemein die Veröffentlichung des gesamten Tagebuches verlangt, aber der verstorbene Kaiser hatte die strenge Weisung hinterlassen, daß es nicht vor 1922 veröffentlicht werden dürfte. Am 2. November 1888 schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Fürst Bismarck hat die Publikation eines Pamphletes angeordnet, um allen Behauptungen Fritzens in seinem Tagebuch zu widersprechen. Er wünscht dem deutschen Volke klarzumachen, daß Du und unsere Familie immer die gefährlichsten Feinde Deutschlands waren, und daß Fritz unter meinem verderblichen und gefährlichen Einfluß sich zum Instrument dieser Politik hergegeben hat.

Fürst Bismarck, seine Clique, die Regierung und mit wenigen Ausnahmen auch die Gesellschaft sind in der Bemühung, des geliebten Fritz' Andenken herabzusetzen, vereinigt, während dieses vom Volke hochgehalten wird; sie wollen beweisen, daß er eine Gefahr für Deutschland gewesen sei, dessen Interessen er nicht genug vertreten habe, und daß seine liberalen Ideen, seine Anhänger und seine Freunde den Staat ruiniert haben würden. Ich müsse als Fritzens Witwe und als Deine Tochter für verdächtig in den Augen der Öffentlichkeit gelten. Alles, was ich selbst jetzt in meiner einsamen und zurückgezogenen Existenz tue, wird kritisiert, falsch dargestellt usw. Wie weit dieser Unsinn getrieben wird, mag die Tatsache zeigen, daß Bernhard (Prinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, ihr Schwiegersohn) die Hoffnung geäußert hat, daß ich nicht nach England dürfe, da ich nur gegen die deutsche Regierung zu intrigieren beabsichtige! Es ist nicht weiter überraschend, da er immer ein verrückter Chauvinist war, aber es ist nicht nett von einem Schwiegersohn, dem ich viel Liebe und Freundlichkeit gezeigt habe, und der auch dem geliebten Fritz ergebener war als seine eigenen Söhne. Es zeigt nur, wie das Geschwätz und die ungehinderten Anstrengungen dieser Clique das Urteil der Leute selbst gegen ihre besseren Einsichten verblenden. Ich kann jetzt weiter nichts tun, als alles ertragen; ich teile das Schicksal unserer Freunde, der besten, erfahrensten, klügsten Patrioten, die unsere Stütze und Hilfe gewesen wären. Krieg bis auf's Messer mit den unerhörtesten und ungerechtesten Mitteln gegen sie alle ist geplant.

Für Fürst Bismarck ist es jetzt eine Machtprobe, alle Verpflichtungen und Fesseln, die ihn hindern könnten, abzuwerfen, und zu diesen gehört das Andenken an Fritz und meine Person! Ich muß niedergerannt und vernichtet werden, da ich ein Überbleibsel aus jenem Gewebe von Hoffnungen und Plänen bin, die er ein für allemal zu zerstören wünscht! Er fürchtet, daß Wilhelm eines Tages unter meinen Einfluß geraten könne; daher muß dies beizeiten dadurch verhindert werden, daß er mich als Gefahr für den Staat und Feindin der Regierung darstellt.

Es ist nicht nur für mich, sondern auch für das arme Deutschland, das Fritz so liebte, sehr traurig.

Wenn dieser tolle Tanz noch weitergeht und ich kein Mittel finde, das ihm ein Ende macht, wird es innere Unruhen von ziemlicher Ausbreitung und Dauer geben. Der Satz, den man immer und immer wieder im Volke hört, heißt: ‚Wir meinen es sehr gut, aber wir lassen uns nicht knechten.'

Die Stadt Berlin ist sehr unabhängig; nachdem sie so rührende Beweise ihrer Loyalität gegeben und große Opfer gebracht hat, um sie zu beweisen, d. h. große Summen für die Dekoration der Stadt anläßlich des Leichenbegängnisses des Kaisers ausgegeben, nachdem sie mir ein so schönes Geschenk gemacht hat (N. B. worüber Wilhelm wütend ist und sagt, daß seine Erlaubnis hätte eingeholt werden müssen), außerdem jetzt Wilhelm einen sehr schönen und teuren Brunnen, den er bewunderte, angeboten hat, der vor seinen Fenstern aufgestellt werden soll, werden sie sich eine so schlechte Behandlung nicht gefallen lassen, wie sie sie neulich durch Wilhelm erfahren haben.

Bismarck besitzt kein besseres Instrument als Wilhelm. Er hat ihn durch seinen Sohn Herbert zwei Jahre lang bearbeiten lassen. Alle anderen Stimmen und Meinungen werden ausgeschaltet. W. liest nur die für ihn zurechtgemachten Zeitungen, versteht nichts und kümmert sich nicht um alle die schwierigen und komplizierten Fragen der inneren Regierung; er ist absolut unwissend in bezug auf soziale, industrielle, agrikulturelle, kommerzielle und finanzielle Fragen, da er sich nur mit militärischen Dingen beschäftigt, ein wenig in der äußeren Politik herumpfuscht und permanent fetiert sein, herumreisen, Diners und Empfänge geben will. Bismarck wünscht ihm den Kopf vollkommen zu verdrehen. Seine Eitelkeit und sein Stolz sollen noch größer werden als sie schon sind. Dann wird er natürlich auf jeden schlimmen Vorschlag hereinfallen. Es ist traurig, daß ich das als Mutter sagen muß, aber es ist nicht überraschend. Die Clique um Kaiser Wilhelm und die Kaiserin Augusta (die es beide gut meinten und glaubten, daß sie recht hätten) hat das erreicht, ohne daß wir es hindern konnten. Fritz sah das alles, und es brach sein Herz; ich bin sicher, daß Kummer und Sorge ihn für seine Krankheit prädisponiert haben, die dann durch Gerhardts und Bergmanns rohe Behandlung entwickelt wurde! Oh, was ist das alles für eine Tragödie! Natürlich muß es unser Bestreben sein, daß die Beziehungen zwischen England und Deutschland trotz Fürst Bismarcks Falschheit und Wilhelms Torheit nicht leiden. Du und der liebe Bertie, ich und Deine Minister werden alles tun, um ein gutes Einvernehmen zu erhalten, aber ich hoffe, daß in England die Verhältnisse nicht unbekannt sind, daß alle Sorgen und Leiden Deiner Tochter ebenso wie ihre Quellen und Gründe zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden.

England hat unter Lord Salisbury eine Geduld, Vorsicht und

Höflichkeit gegen die deutsche Regierung bewiesen, die wirklich bewunderswert sind. Die englische Presse ist anständig und gemäßigt in ihrer Beurteilung der gegenwärtigen Lage gewesen. Hätte sie unseren geliebten Toten mit Liebe und Verehrung betrachtet, würde dies nur den Ärger und den Verdacht der Regierung erregt haben. Du und die Deinigen haben den deutschen Hof immer mit Aufmerksamkeit, Höflichkeit und Großmut behandelt; Du weißt, daß das deutsche unbeeinflußte Publikum Dich und den lieben Papa verehrt und bewundert, und Du hast gesehen, wie gut man Dich im Frühjahr aufgenommen hat.

Die B.-Partei hält sich an folgenden Satz: ‚Wir wollen England zeigen, daß wir es nicht brauchen — wir müssen die Verbindung zwischen der englischen Königsfamilie und Deutschland zerstören.'

Du weißt, daß ich nicht von blindem Hasse oder Vorurteilen gegen Fürst Bismarck beeinflußt bin, daß ich mein möglichstes getan habe, um mit ihm auf gutem Fuße zu stehen und so höflich zu sein, als ich konnte. Ich habe ihm immer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und auch seine Partei ergriffen, wenn ich glaubte, daß er mißverstanden oder seinen Absichten mißtraut würde, wenn sie gut und anständig waren.

Fritz und ich waren stets bemüht, daß Regierung und Minister im besten Einvernehmen arbeiten, die beiden Nationen einander verstehen, in ihren gemeinsamen Zielen und Interessen sympathisieren und Hand in Hand gehen sollten, indem sie sich in der Verbreitung wahrer Kultur, Zivilisation und wahren Fortschrittes unterstützten! Wir hofften, daß die Bande der Liebe und des Vertrauens zwischen den so eng verbundenen regierenden Familien durch so geheiligte Beziehungen immer stärker und stärker werden würden. Fritz sah sich nicht nur als den Repräsentanten seiner Familientradition, sondern auch der Ideen meines geliebten Vaters an; er liebte Dich und Bertie von Jahr zu Jahr immer mehr!

Fritz brauchte weder Bismarck noch seine Diplomatenbande, um gute Beziehungen mit anderen Mächten aufrechtzuerhalten. Er besaß die Freundschaft der Herrscher und die Sympathien ihrer Völker. Das war immer ein bitterer Trank für Bismarck, der einen Rivalen an Prestige fürchtete und Fritzens Aufträge hätte ausführen müssen, wenn dieser gesund gewesen wäre und ihm seinen Willen hätte aufzwingen können. Bismarck war ganz freundlich und zugänglich, als Du hier warst, weil er glaubte, daß Fritzens Leben noch um ein Jahr verlängert werden könne.

Aber in dem Augenblick, als er am 11. und 13. Juni sah, daß dies nicht der Fall sei, wandte er sich gegen uns und suchte sich von allem zu befreien, was ihm nur die geringste Unannehmlichkeit zu bereiten imstande wäre! Sein Schüler, der gegenwärtige Herrscher, ist völlig gewissenlos und hat nicht die geringsten Skrupel, so fahren sie fort, nach rechts und links zu hauen, beleidigen jedermann in der Runde (mit Ausnahme von Rußland) und versuchen alles zu vernichten, was nur im geringsten liberal, unabhängig oder kosmopolitisch ist. Leider übertreibe ich nicht, sondern berichte nur, was historisch ist und was zu verbergen ganz zwecklos ist. Es hat keinen Sinn, mit der jüngeren Generation darüber zu reden oder zu rechten. Wir älteren, die wir ruhigere Köpfe und längere Erfahrung haben, müssen ein kluges und würdiges Stillschweigen bewahren, bis die Zeit gekommen ist, in der unsere Worte Wirkung haben werden. Ich werde nicht von Gefühlen der Rache oder Bitterkeit getrieben, sondern kann mir erlauben, denen, „welche sich gegen uns versündigen, zu vergeben". Aber es bekümmert mich in meinem tiefen, unaussprechlichen Gram, zu sehen, wie schlecht und niedrig vieles ist. Es gibt so viel Falschheit, grausame Ungerechtigkeit, unbekümmerte Torheit und Unwissenheit. Ich kann nur beiseite stehen und Gott bitten, sich meiner drei Töchter, dieses Landes und aller honnêtes gens im allgemeinen zu erbarmen.

Vielen Dank für Deinen lieben Brief vom 30., der mir ein großer Trost war. Ich hatte einen lieben Brief von Bertie! Natürlich hatte ich keine Ahnung davon, was in Wien passiert ist. [Der Prinz von Wales und Kaiser Wilhelm II. sollten Anfang Oktober 1888 nach Wien kommen; am 15. August schrieb der Prinz seinem Neffen, daß er sich freuen würde, ihn unter des österreichischen Kaisers Dach zu begrüßen. Wilhelm II. antwortete nicht direkt, sondern gab dem Kaiser Franz Josef prompt zu verstehen, daß keine anderen königlichen Gäste den Glanz seines eigenen Aufenthaltes in Wien verdunkeln sollten. Der Prinz von Wales vermied taktvoll jede Mißstimmung, indem er dem König und der Königin von Rumänien in Sinaja einen Besuch abstattete, solange der deutsche Kaiser in Wien war.] Ich schäme mich und bin ärgerlich. Jeder Mangel an Respekt, Dankbarkeit oder Höflichkeit gegenüber Bertie von seiten eines meiner Söhne beleidigt mich tief, da er allen meinen Kindern der freundlichste Onkel war. Hier wurde Bertie vorgeworfen, daß er Wien verlassen habe, um Wilhelm nicht zu treffen und mit Willen ihm gegenüber unhöflich zu sein. Natürlich wußte ich, daß dies nicht der Fall sein konnte, war

aber weit davon entfernt zu erraten, daß die Schuld auf der anderen Seite lag! Ich bin auf das äußerste empört und empfinde den Vorfall mehr als irgendeine mir angetane Taktlosigkeit, an die ich leider gewöhnt bin.

Bitte entschuldige diesen ungewöhnlich langen Brief. Wenn Du es für gut und wünschenswert hältst, zeige ihn bitte dem lieben Bertie . . . . Wilhelm glaubt, daß jede öffentliche Erwähnung seines Vaters oder meines Namens eine Beleidigung für ihn bedeute. Soweit haben sie ihn aufgestachelt und solchen Unsinn in seinem Kopf aufgehäuft, indem sie Schmeichelei mit Anklagen gegen seine Verwandten mischten; il gobe tout, weil er so grün und argwöhnisch und vorurteilsvoll ist."

Dieser Brief der Kaiserin Friedrich kränkte und bekümmerte ihre Mutter, die Königin Victoria, die sich ihrem 70. Geburtstag näherte; die alte Königin bemühte sich, Mittel zu finden, nicht nur ihren Sohn, den Prinzen von Wales, sondern auch ihre Tochter mit dem neuen Kaiser zu versöhnen. Auf ihren Brief vom 6. kam vier Tage später die folgende Antwort:

„Ich dachte mir, daß Du über alles, was hier vor sich gegangen ist, bekümmert und gekränkt sein würdest. Es ist in der Tat schrecklich für mich. Wilhelm will mich ja nicht so verletzen und verwunden, wie er es tut. Das kann ich wohl sagen, aber das macht die Sache in keiner Weise leichter für mich. Er hat selbst so wenig Gefühl, daß er nicht weiß, daß andere Leute welches haben, und daß ein Mangel an Respekt, Höflichkeit, Rücksichtnahme und Anständigkeit von seiner Seite eine Beleidigung ist, die man heftig empfindet. Andere unangenehme Dinge außer denen, die ich Dir mitteilte, sind vorgekommen, aber ich hoffe, daß der Hausminister, der sehr ruhig und auf Frieden und Harmonie bedacht ist, imstande sein wird, alles wieder beizulegen; ich habe gestern mit ihm zwei Stunden lang gesprochen.

Es war sehr freundlich von Dir und Bertie, alles was in Wien passiert war, von mir fern zu halten; ich hoffe, daß Sir Edward Malet weiß, auf wessen Seite das Recht war und auch Berties Empfindungen kennt, so daß er imstande sein wird, ihnen, wenn es möglich sein sollte, Ausdruck zu verleihen. Ich schäme mich, wenn ich bedenke, wie wenig Wilhelm sich benehmen kann, und ärgere mich über die Leute, welche diese Rücksichtslosigkeit, dieses autokratische Betragen, diesen voll-

kommenen Mangel an Rücksicht auf andere, bewundern! Er ist leider in seinem Urteil und seinen Ansichten völlig von seiner Umgebung abhängig, und ich kenne diese zu gut, um zu hoffen, daß im Augenblick da etwas besser werden könnte. Er wird als der wahre Repräsentant der Ansichten seines Großvaters und der Politik des Fürsten Bismarck angesehen und fühlt sich in diesem Gedanken sehr erhaben. Immer mehr Schmeichelei wird über ihn ausgegossen, so daß er niemals daran zweifelt, alles was er tue oder denke, sei vollkommen; auch im Einfluß seiner Frau kann ich kein mäßigendes Gegengewicht entdecken. Sie ist mit dem gegenwärtigen System vollkommen zufrieden, unterstützt es, und befindet sich sehr wohl. Er denkt keinen Augenblick daran, daß er alle seine Popularität, die er, mit Ausnahme der offiziellen Kreise, besitzt, nur der Tatsache verdankt, daß er seines lieben Vaters Sohn ist und daß man hofft, der Umstand, daß er mein Sohn und Dein und Papas Enkel ist, könne dazu beitragen, die antidiluvianischen, autokratischen Ideen der meisten Hohenzollern durch einen größeren, menschlicheren, liberalen, toleranten und gemäßigten Geist zu ersetzen. Viele bilden sich ein, daß dies der Fall sein wird und muß! Ich tue das leider nicht; er ist zu hartnäckig, auch sind die Leute, welche ihn in der richtigen Weise beeinflussen könnten, ihm entweder total unbekannt oder haben keine Mittel, sich ihm zu nähern; seine ganze Denkungsart ist so vollkommen verschieden, daß er niemals etwas lesen, verstehen oder studieren würde, das geeignet ist, ihm die Augen zu öffnen. Er ist niemals gereist und hat keinen bedeutenden Mann zum Freund — wie wir, die, wie ich glücklich bin sagen zu können, viele besaßen. Mein Einfluß ist geflissentlich und auf sehr geschickte Weise zerstört und hinfällig gemacht worden! Fritzens Bitten wurden systematisch beiseitegeschoben.

Die Worte, mit denen der alte Kaiser Wilhelm Herbert Bismarck mitteilte, daß unser Sohn im Auswärtigen Amte angestellt werden solle, lauteten: ‚Damit seine junge Seele vor Irrtümern bewahrt bleibe.' Ich habe es von Herberts eigenen Lippen. Die Irrtümer waren die Wünsche und Ansichten seines Vaters und seiner Mutter — ihr Haus und ihre Freunde. Leider hatte der alte Kaiser Wilhelm damit Erfolg — leider! armes, unglückliches Deutschland! — und niemand war ihm behilflicher als die Kaiserin Augusta, zu zerstören, was sie einst für richtig gehalten hatte! Wir wollten weiter nichts als was sie durch endlose Bemühungen bei ihrem eigenen Sohn zu erreichen bemüht gewesen war. Sie wollte, daß er weniger Vorurteile und einen

freieren weiteren Blick als seine übrige Familie hätte und tat ihm damit einen außerordentlichen Dienst. Aber in ihren späteren Jahren veränderte sie sich vollkommen und tat alles, was sie konnte, um unsern Einfluß auf Wilhelm zunichte zu machen. Hierin wurde sie von ihrer Tochter und dem ganzen Haushalt des Kaisers Wilhelm unterstützt. Ich habe mich oft darüber bei Dir beklagt! Es gelang ihnen — und all unsere Leiden sind nur die Früchte dessen, was Fritz so sehr bekümmert und gequält hat.

P. S. Eine sehr merkwürdige Tatsache ist, daß Graf Münster, der Friedrichsruh gestern verlassen hat, den Fürsten Bismarck sehr milde gestimmt und entschlossen fand, keinen Krieg gegen Frankreich zu führen. Über Wilhelm sagte er: ‚Der Kaiser ist wie ein Ballon, wenn man ihn nicht fest am Strick hielte, ginge er, man weiß nicht wohin.' Die Fürstin Bismarck meinte: ‚Die Kaiserin Friedrich tut mir in der Seele weh. Sie wird doch zu schlecht und zu hart behandelt.' Entweder weiß sie nicht, daß die ganze Gegnerschaft von ihren eigenen Leuten ausgeht oder sie halten dies geflissentlich von ihr fern! Wilhelm sagte zu mir: ‚Alles was mein ausgezeichneter Kessel sagt, glaube ich unbesehen.' Dies zeigt hinlänglich, wie schlecht der Einfluß ist — Lyncker hat einen ebenso verderblichen — nicht weil er falsch, aber weil er borné, heftig, grob, immer für scharfe Mittel eingenommen und außerordentlich schroff ist, während Kessel falsch, gefährlich und direkt ein Unheilstifter ist. Wilhelm muß noch lernen, daß man nicht so einfach über die Empfindungen, Rechte und Ansichten anderer Menschen hinwegreiten kann, ohne sie aufsässig zu machen und zu erreichen, daß sie sich einer solchen Behandlung widersetzen! Er gleicht in der Tat einem Kinde, das einer Fliege die Beine und Flügel ausreißt und nicht daran denkt, daß er der Fliege weh tut oder daß es von Wichtigkeit ist. Ich kann mir nicht denken, daß er das geringste Verständnis dafür hat, wie ich beleidigt worden bin, wie man mir Unrecht getan hat und was ich alles durchgemacht habe. Seine Umgebung erzählt ihm anhaltend Klatsch und Verleumdungen und vergiftet seinen Sinn gegen mich und alle Freunde seines Vaters; er ist so leichtgläubig, daß er alles glaubt ohne danach zu fragen, ob es wahr ist oder nicht. Es ist mir sehr peinlich, so deutlich meine Meinung sagen zu müssen und ihm zu verstehen zu geben, daß ich mich den Dingen, die sie mir anzutun suchten, nicht unterziehen will und daß ich durch die vollkommene Mißachtung, die allen meinen Empfindungen entgegengebracht wird, auf das tiefste verwundet bin."

Neun Tage später verließen die Kaiserin Friedrich und ihre jüngsten Töchter Deutschland, um England, oder wie sie es alle ansahen, die „Heimat“ zu besuchen. Ein dreißigjähriger Aufenthalt in Deutschland hatte in der Kaiserin die glühende Liebe zu ihrem Geburtsland, die immer eine ihrer Hauptcharakteristiken war, nicht töten können.

Kaiser Wilhelm begleitete sie in Berlin auf den Bahnhof und schien jetzt bemüht zu sein, sein früheres Benehmen wieder gutzumachen. Wenige Tage nach der Abreise der Kaiserin schrieb der britische Militärattaché in Berlin, Oberst Leopold Swaine, an Sir Henry Ponsonby, den Privatsekretär der Königin Victoria:

„„Obgleich es Sonntag war, mußte ich den General von Waldersee dienstlich aufsuchen; am Schluß unserer Unterredung machte der General die Bemerkung, er sei sehr froh, daß die Kaiserin Friedrich nach England gereist sei, da er hoffe, daß nicht allein die Zeit der Abwesenheit Ihrer Majestät von Berlin dazu helfe, vielen der jüngsten Vorkommnisse unangenehmer Natur zwischen ihr und dem Kaiser die Schärfe zu nehmen, sondern daß auch der Einfluß der Königin während des Aufenthaltes der Kaiserin in England ein günstiges Resultat haben würde. Auf diesen legte er das größte Gewicht, denn man hatte nach den zwei Tagen des Besuches der Königin in Charlottenburg bemerkt, daß ihr Einfluß von größtem Wert gewesen war.

Der General sagte weiter, daß er letzte Woche eine Unterredung mit dem Kaiser gehabt habe; Seine Majestät habe sein größtes Bedauern ausgesprochen, daß die Beziehungen zwischen seiner Mutter und ihm selbst so gespannt seien. Er habe der Ansicht Ausdruck gegeben, daß er von Herzen wünsche, daß diese sich besserten, es existierten aber einige Punkte, in denen er unmöglich nachgeben könne; so hoffe er, daß der Aufenthalt Ihrer Majestät in England die Mißhelligkeiten für immer beendigen und zu aller Besten für immer verschwinden lassen möge.

Er meinte, daß der Kaiser jung und daher leichter verletzt sei als ein älterer Mann, wenn man nicht immer daran dächte, daß er Kaiser und infolgedessen Familienoberhaupt sei; in Angelegenheiten, die das Land angingen, würde er häufig als

Sohn behandelt, ohne daß darauf Rücksicht genommen würde, daß er auch Kaiser sei. Er führt die Kaiserin Augusta als Beispiel an, die, wie er sagte, niemals Berlin verließe, um nach Koblenz oder irgendwo anders hinzugehen, ohne vorher dem jungen Kaiser davon Mitteilung zu machen und so zu zeigen, daß sie ihn als Familienoberhaupt ansähe.

Das alles scheint, wenn ich so sagen darf, eine törichte Eitelkeit zu sein. Wenn aber mit diesen kleinen Aufmerksamkeiten ein guter Erfolg zu erzielen ist und sie eine freundlichere Annäherung zur Folge haben können, so ist es wert, ihre Anwendung zu versuchen.

Ich weiß, daß die Kaiserin Friedrich den Grafen Waldersee nicht liebt und ihn als einen der schlechten Ratgeber des Kaisers ansieht, aber ich kann mit vollständiger Sicherheit behaupten, daß er an diesem Morgen im besten Sinne und mit dem größten Bedauern von ihr sprach; ich glaube, daß er sein Bestes tut, um die zwischen Mutter und Sohn bestehenden Schwierigkeiten zu vermindern. Er selbst beklagte das ganze Geschwätz auf das bitterste, machte aber die bestehende Situation dafür verantwortlich.

Der Kaiser brachte die Kaiserin Friedrich heute morgen auf die Bahn; nach außen hin konnte man sich keinen liebevolleren Abschied vorstellen."

Vierzehntes Kapitel

KAISER WILHELMS BESUCH IN ENGLAND, 1889

Die Kaiserin Friedrich und ihre Töchter kehrten aus England Ende Februar 1889 nach Deutschland zurück; 1889
ihre Heimkehr wurde für den Augenblick durch viel bessere Beziehungen zwischen ihr und ihrem ältesten Sohn gekennzeichnet, dem jetzt viel daran lag, eine Einladung der Königin Victoria zu einem Staatsbesuch in England während des Sommers zu erhalten. Obgleich die Königin Victoria nicht wünschte, irgend etwas zu tun, das den Eindruck erwecken könne, sie unterstütze den Kaiser gegen seine Mutter, wollte sie doch keine Ursache zu englisch-deutschen Verstimmungen geben und gewährte daher ihrem Enkel die Einladung, um die er nachgesucht hatte.

Während dieser Zeit hatte eine Veröffentlichung Ernst II., Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, des Bruders des Prinzgemahls, Aufsehen hervorgerufen, der seine sehr freimütigen Memoiren unter dem Titel „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" herausgegeben hat. Der erste Band erschien im Jahre 1887, der zweite und der dritte folgten in den beiden nächsten Jahren. Außer der Tatsache, daß diese Bände einer langen Lobrede Bismarcks gleichen, ist es schwer, den Grund für die Feindseligkeit zu finden, mit der die Kaiserin Friedrich sie betrachtete; ihr Vorwurf, daß sie Angriffe gegen die Königin Victoria enthielten, scheint durch nichts zu rechtfertigen zu sein. Fast alles, was über den Kronprinzen gesagt wird, läßt ihn im günstigsten Licht erscheinen, so daß der Leser den Eindruck einer großen Liebe und Bewunderung des Verfassers für

ihn und seine Gemahlin bekommt. Trotzdem erschienen wahrscheinlich einzelne Stellen der Kaiserin als Schmälerungen ihres verstorbenen Gemahls; sie pflegte ihn stets auf das höchste zu loben und zu preisen, und so mag schon eine leichte Kritik ihr als schlechte Behandlung vorgekommen sein.

Die Kaiserin nimmt in ihrem Briefe vom 15. März 1889 an die Königin Victoria auf diese Besuchspläne Kaiser Wilhelms und die Memoiren des Herzogs von Sachsen-Koburg Bezug:

„Ich verstehe Deine Haltung, die Du Wilhelms Besuch gegenüber eingenommen hast, vollkommen. Ich weiß, daß Du nicht anders handeln konntest, bin aber auch sicher, daß Du meine Empfindungen verstehen wirst. Für alle meine Leiden ist mir niemals eine Genugtuung zuteil geworden. Man hat mir keine Erklärungen oder Entschuldigungen angeboten, und ich kann nicht vergessen, was vorgefallen ist.

Wie ist Deine Ansicht über Onkel Ernst? Ich bat Lenchen, Dir darüber zu schreiben. Es ist dies das zweite infame Pamphlet, das er gegen mich verfaßt hat, und es enthält auch versteckte Angriffe gegen Dich. Dazu kommen noch die falschen Darstellungen in seinen kürzlich herausgegebenen Memoiren; beide schaden viel und schaffen vor allen Dingen in meinen drei ältesten Kindern einen vollkommen falschen und nachteiligen Eindruck. Es ist zu böse von ihm. Man weiß allgemein, daß ich ihn sehr gern hatte, so denken die Leute, daß er wissen muß, was vor sich geht.

Du entsinnst Dich an die Unterredung, die Wilhelm neulich in Wien mit dem armen Rudolf hatte [der österreichische Kronprinz, der am 30. Januar Selbstmord beging]; er erzählte Bertie vertraulich von ihr, was vollkommen beweist, was ich sage. Irgend jemand muß gefunden werden, der die Sache wieder in Ordnung bringt.

Ich dachte mir schon, daß Du gerne wissen möchtest, worauf sich die sogenannten verräterischen Briefe beziehen, die Roggenbach und Geffcken einander geschrieben haben. Einer meiner Freunde bekam mit großer Schwierigkeit eine der gedruckten Kopien in die Hände, die im Bundesrat, aber sonst nirgends, in Umlauf gesetzt wurden, und kopierte sie schnell. Es sind dies die Briefe, die während der Abwesenheit der beiden Herren aus

ihren Schubladen genommen worden sind — eine Kühnheit und ein Gesetzesbruch, wie sie noch nicht vorgekommen sind. Bitte, bewahre sie unter meinen Papieren auf.

Wie Wilhelm und Bismarck ohne zu erröten an das denken können, was sie getan haben, weiß ich nicht. Aber Du siehst, welchen Dingen man jetzt in Deutschland ausgesetzt ist. Die reiche Bourgeoisie bei uns ist feige, wer aber für sein Brot arbeiten muß und nicht als Beamter abhängig ist, knirscht mit den Zähnen über das Junkerregiment.

Die Ansicht, daß, wenn Bismarck nicht mehr da ist, seine Partei in alle Winde zerstreut werden wird, findet sich häufig. Da er keine Prinzipien hat, kann er auch nicht aufbauen. Die Partei hat einen Leiter, aber kein Programm. Sie werden ihm in fortwährender Bewunderung überallhin folgen, aber ohne feste Einrichtungen und Prinzipien kann eine Partei nicht zusammengehalten werden, wenn der Leiter von ihr gegangen ist. Trotzdem wird das Unheil noch nicht vorbei sein, wenn er verschwindet, da er in den jüngeren Leuten, die nach ihm kommen werden, allen moralischen Sinn vollkommen verdorben hat. Wo sind die Hand und der Geist, um Bismarcks Stellung und Werk nach den Regeln des Anstandes und des gemäßigten, rationalen Fortschrittes zur Entwicklung wahrer Freiheit zu übernehmen? Ich sehe keinen. Darum sagte auch mein Liebling: ‚Ich darf ja nicht sterben; was würde aus Deutschland?' Ich fürchte, daß ich Dich langweile, aber Du weißt, daß ich hier im Hause niemand habe, zu dem ich sprechen kann. Niemand kümmert sich um mich, niemand kennt oder versteht mich; in meinen halb schlaflosen Nächten liege ich und denke über diese traurigen Dinge nach, hoffe und bete, daß es mit Deutschland gut gehen möge, empfinde aber, daß es nicht auf dem Wege zu Sicherheit, Wohlstand und Freiheit ist — kurz, zu einem befriedigenden Zustand aller Dinge. Wie viele vortreffliche und ausgezeichnete Männer werden verfolgt und verleumdet und leiden seufzend und schweigend in Verzweiflung, wie ich es tue."

Eine Woche später, am 22. März, schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Ich habe gerade Deinen lieben mit Kurier gekommenen Brief erhalten, für den ich Dir vielmals danke. Heute ist der Geburtstag des alten Kaisers Wilhelm. Ich schrieb einen langen Brief an die Kaiserin Augusta, und da ihre Antwort die wärmste ist, die ich seit Juni bekommen habe, schicke ich sie Dir, damit Du Dir vorstellen kannst, wie die anderen beschaffen sind.

Ich werde versuchen, Dich mit bestimmteren Beweisen wegen Onkel Ernst zu versehen, damit etwas getan werden kann. Er muß zum mindesten dazu gebracht werden, zu merken, daß ein solches Benehmen unwürdig eines Gentlemans und eines Bruders unseres lieben Vaters ist. Wie außerordentlich undankbar ist er gegen Dich, gegen Fritz und gegen mich! Er rühmt sich, Wilhelm angeleitet, ihm gute Ratschläge gegeben und ihm die Augen über mich und meine Familie geöffnet zu haben!!"

Die kalte und indifferente Haltung ihres Sohnes hatte jetzt in der Kaiserin ein aus Resignation und verletztem Stolz gemischtes Gefühl hervorgerufen. Sie gab der Königin Victoria am 28. März recht,

„daß Wilhelm sich über die Beleidigungen und das Unrecht, das ich von ihm erfahren habe, nicht ganz klar ist, obgleich ich mein Bestes getan habe, um ihn aufzuklären! Da er kein Gefühl für seine Mutter hat, kann er sich nicht wundern, wenn sie, die ihm so viel Liebe und Sorgfalt hat zuteil werden lassen, sich nur mit Schmerz erinnern kann, daß er ihr Sohn ist. Vielleicht könnten Jahre hierin einen Wechsel bringen; aber augenblicklich bin ich zu wund und habe zu viel gelitten. Er hat es in seiner Gewalt, dies zu ändern, wenn er will. Ich kann nichts tun, noch werde ich jemals nachgeben, ihm gefällig sein und alles geduldig und stillschweigend tragen, wie ich es vom letzten Juni bis zum letzten November wegen seiner Schwestern wiederum getan habe. Er nimmt das einfach hin und denkt, daß er weiter über mich hinweggehen kann; aber darin irrt er sich. Nach meiner Ansicht ist er einfach so von sich selbst, seiner Macht, seiner Eitelkeit, seinen Plänen und seiner Stellung durchdrungen, daß er sich meiner Existenz gar nicht entsinnt.

Ich mißbillige mit wenigen Ausnahmen alles, was seit jenem schrecklichen Tage geschehen ist, vollständig und habe wenig Hoffnung auf eine Besserung, ich möchte so wenig als möglich von diesen Dingen hören und so wenig als möglich über sie nachdenken. Aber ich kann nicht aufhören, mich um das Land und seine Interessen zu kümmern; es ist schwierig, gegen Dinge gleichgültig zu werden, die dreißig Jahre lang bis zum letzten Juni für Fritz und mich lebenswichtig waren, und die wir mit so viel Sorge beobachteten."

Die Briefe der Kaiserin an die Königin Victoria aus den nächsten Monaten haben wenig historisches Interesse. Fa-

miliennachrichten und soziale Fragen überwiegen; ab und zu werden Bemerkungen über Deutschland gemacht, das, wie sie fürchtete (29. März), „eine Art von militärischem Paraguay" werden könnte und über „Wilhelm und Dona", die, wie sie am 6. April schrieb, „sehr nett und höflich waren und liebenswürdig sein wollten, mais voilà tout!" Am 9. April berichtet sie:

„Gestern lunchte ich mit Wilhelm und Dona! Niemand weiß, welche Überwindung es mich kostet, dorthin zu gehen und zu sehen, wie unsere Bedienten und Fritzens Jäger hinter ihren Stühlen bedienen usw. Ihre neuen Zimmer sind sehr prächtig, aber es ist alles ziemlich schwer und überladen und ohne wirklich guten Geschmack eingerichtet, wie ich finde.

Gestern kam Fürst Bismarck. Es war eine bittere Pille für mich, ihn nach allem, was geschehen ist, und bei allem, was noch vor sich geht, empfangen zu müssen. Er sprach viel über Rudolf und sagte, daß infolge Reuß' Bericht eine Szene mit dem Kaiser von Österreich stattgefunden habe. Vielleicht hat Reuß unrecht, was ich für sehr wahrscheinlich halte."

Der Bericht des Prinzen Reuß kam indessen der Wahrheit dieser geheimnisvollen Episode sehr nahe. Es scheint, daß der Kaiser von Österreich sich einer gewissen Liaison, welche sein Thronerbe eingegangen war, auf das schärfste widersetzte, so daß der Erzherzog Rudolf beschloß, die ihn umspannenden Fesseln zu brechen, die dem Kaiser unliebsam waren. Seine letzte Zusammenkunft mit der Dame endigte in der Tragödie von Mayerling, als er und seine Geliebte zusammen tot aufgefunden wurden. Am 20. April schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„... Ich habe über den armen Rudolf verschiedenes gehört, was Dich vielleicht interessiert. Fürst Bismarck erzählte mir, daß die heftigen Szenen und Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Rudolf die Ursache des Selbstmordes waren. Ich erwiderte, daß mir Zweifel darüber zu Ohren gekommen seien, worauf er sagte, daß Reuß es geschrieben habe, und es sich so verhielte. Er wollte mir, wenn ich es wünschte, den Bericht zum Lesen geben, aber ich habe abgelehnt. Ich sagte nicht, was ich dachte, daß ich nämlich dreißig Jahre lang die Erfahrung gemacht

habe, wie viele Lügen Fürst Bismarcks diplomatische Agenten (mit einigen Ausnahmen) ihm geschrieben haben, und daß ich daher gewöhnlich nicht glaube, was sie berichten, wenn ich nicht weiß, daß es ehrenhafte und vertrauenswürdige Männer sind. Szechenyi, der österreichische Botschafter in Berlin, den wir sehr gut kennen, erzählt mir, daß keine Szenen mit dem Kaiser stattgefunden hätten, der zu ihm gesagt habe: ‚Dies ist der erste Kummer, den mein Sohn mir macht.' Ich teile Dir die Nachrichten mit und überlasse Dir das Urteil darüber, was sie wert sind. General Loe hörte aus österreichischen Quellen, daß die Katastrophe nicht erwartet wurde! Die junge Dame habe sich das Leben genommen, und Rudolf, nachdem er dies gesehen, habe geglaubt, es bleibe ihm nichts anderes mehr übrig; er habe sich mit einem Jagdgewehr getötet, indem er es auf den Boden stellte und dann den Drücker mit der Zehe abzog. Loe betrachtet, wie ich auch, den Tod des armen Rudolf als ein schreckliches Unglück. Der Kanzler, glaube ich, beklagt ihn nicht und konnte ihn nicht leiden."

Die Vorbereitungen für den Staatsbesuch Wilhelm II. in England im August 1889, den Deutschland und Großbritannien als einen Beweis der englisch-deutschen Freundschaft betrachteten, waren auf dem besten Wege. Deutschlands junges Kolonialreich erschien jetzt von größerem nationalen Interesse, als Bismarck sich gedacht hatte; auf diese Themen nimmt die Kaiserin in demselben Briefe vom 20. April Bezug, der die Mitteilungen über den Tod des Erzherzogs Rudolf enthielt:

„Ich habe Wilhelm dreimal in Berlin gesehen: einmal machten er und Dona mir nach unserer Rückkehr einen Gegenbesuch; einmal haben wir mit ihnen geluncht, und an Vickys Geburtstag haben sie mit uns zu Abend gegessen. Kein Thema von Interesse oder Wichtigkeit wurde berührt! Er kam zum Bahnhof, als ich abreiste, aber nur, da er selber gerade nach Wilhelmshaven fuhr! Die ganze Zeit über war er vergnügt und lustig, aber ganz indifferent, tat keine Frage, die sich auf mich bezog, und sprach kein einziges mitfühlendes Wort.

Daß sie nach Friedrichskron ziehen, ist mir ein unbeschreiblicher Schmerz. Wenn ich mir denken könnte, daß sie mit den richtigen Empfindungen dorthin gingen, wäre es etwas anderes — wenn sie es nur ein Jahr nach allem, was dort geschehen ist,

unbewohnt gelassen hätten. Zu denken, daß das Zimmer, in dem unser Liebster die Augen schloß, nun einfach als Durchgang benutzt wird — Fremde gehen und kommen und lachen ... Alle die Räume, die wir bewohnten, in denen ich so unsägliche Schmerzen gelitten habe, werden nach einem kurzen Jahr von anderen benutzt, und das Haus klingt von Geräusch, Gelächter und Fröhlichkeit wieder, bevor das Jahr um ist. Das schmerzt mich bitterlich! Ich weiß, daß es töricht ist, aber ich komme nicht darüber hinweg. Wenn Du meine Ansicht über die Politik hören willst, will ich sie Dir geben; vermutlich ist sie ganz verschieden von der, die z. B. Christian hat! Er hat in der Gesellschaft mit Offizieren, Hofleuten, Konservativen und Bismarckiten verkehrt. Diese sagen, daß Wilhelm sehr populär ist und alles vortrefflich steht. Das ist nicht mein Eindruck. Ich glaube, daß Wilhelm vollkommen blind ist und die Regierung einen Fehler über den andern macht. Herbert Bismarcks Einfluß ist der größte — sein alter Vater schmeichelt Wilhelm, wie er es bei seinem Großvater oder Vater niemals getan hat. Die schlimme Partei hat alles und die ganze Macht in ihren Händen, sie tut vollkommen, was sie will. Wilhelm gehört ganz zu ihnen. Alle ernsten, wichtigen und gut informierten Leute halten den Zustand der Dinge für traurig und gefährlich; sie empfinden, daß er nicht dauern kann, daß die ernsten Fragen, die auftauchen werden, nicht nach der Weise des Fürsten Bismarck und seiner Partei behandelt werden dürfen, daß man aber nicht sagen kann, wann oder ob je der Schleier zerreißen wird, der Wilhelms Augen so vollkommen verdunkelt, und wann diese sich den wirklichen Tatsachen öffnen werden.

Viele, unter andern Friedberg und Fürst Radolin, flehen mich an, Berlin nicht zu verlassen; sie behaupten, daß meine bloße Anwesenheit hier ein schweigender Protest gegen vieles und ein kleines Hemmnis für die bedeutet, welche jetzt Wilhelm in ihrer Richtung vorwärtstreiben! Ich teile diese Meinung nicht. Überall, wo ich Wilhelm oder dem Lande, und sei es in der geringsten Weise, von Nutzen sein kann, bin ich immer dazu bereit, es zu sein; aber nach aller Behandlung, die mir zuteil geworden ist, weiter hier zu leben und lächelnd alles über mich ergehen zu lassen, womit sie mich überhäufen, das Ziel ihrer Verleumdungen und Intrigen zu bleiben: das würde mich bald töten, je me consumerais! Mein Leben würde mehr oder weniger einer Gefangenschaft gleichen. Ich täte am besten, ganz ruhig und still mich vom Berliner Hof und der Regierung fernzuhalten, bis sie gezwungenermaßen den Irrtum ihres Weges erkennen!

Ich werde immer von Zeit zu Zeit nach Berlin kommen. Es wäre aber viel zu früh, den nächsten Winter dort zu verbringen; Streit und Unzuträglichkeiten wären unvermeidlich.

Ich bin sicher, daß sich Wilhelm in England sehr angenehm machen wird — während des Jubiläums war er sehr ärgerlich, da sein Vater und seine Mutter dort waren und er nicht die erste Rolle spielen konnte! Nun wird er, wie er denkt, alles für sich haben und kann sich gestatten, freundlich zu sein. Fürst Bismarck ist jetzt um Englands Freundschaft sehr besorgt, da sie ihm für den Augenblick nicht nur wegen seiner Sansibar- und Samoa-Angelegenheiten, die so schändlich schlecht geleitet worden sind, zustatten kommt, sondern auch im Hinblick auf europäische Verwicklungen, die er zwar gern vermeiden möchte, welche aber, wie ich glaube, sich seiner Kontrolle entziehen. Er hat einen fatalen Fehler begangen, da er Österreich so geschwächt hat, daß es als Bundesgenosse beinahe nutzlos scheint. Seine Politik, die die Balkanstaaten machtlos werden läßt, ist ein harter Schlag gegen Österreich. Bulgarien unter Ferdinand ist wie ein Rohr, auf das man sich lehnt, Serbien ohne König Milan wird kaum dem russischen Einfluß widerstehen, während der Panslawismus sich lebhaft bemüht, Karl von Rumänien zu stürzen und sein Land zu erobern! Wenn Rußland im Osten herrscht, und die Russen ihre Regimenter in Polen mobilisiert haben (die noch nicht ganz fertig sind), wird es Österreich bestimmt angreifen, trotzdem der Zar ein solches Unternehmen nicht gerne sehen würde.

Fürst Bismarck hat Österreich durch unaufhörliche Vorstellungen, daß es Rußland in allem nachgeben müsse, geschwächt! Der arme Rudolf wußte und erkannte das gut.

Die Franzosen wünschen den Frieden wegen ihrer Ausstellung und weil ihr neues Infanteriegewehr noch nicht ganz fertig ist. Das wird im nächsten April der Fall sein, während wir in Deutschland noch nicht so weit sind. Wenn die Russen Österreich angreifen und wir gezwungen sind, ihnen zu helfen, werden die Franzosen sich die günstige Gelegenheit, uns zu überfallen, nicht entgehen lassen! Wir müßten dann Österreich fallen lassen und gegen Frankreich und Rußland zugleich kämpfen! Wie furchtbar würde das sein!! Von wie großem Nutzen hätten die Bulgaren, Serben und Rumänen zur Unterstützung Österreichs sein können!! Vielleicht braucht alles das nicht zu passieren, aber wir scheinen in dieser Richtung zu treiben. Die Wolken ballen sich, aber sie können sich auch wieder zerteilen!

Was die Kolonialpolitik betrifft, so hat sich Fürst Bismarck

in seiner eigenen Falle gefangen! Er hat niemals ernstlich daran gedacht, Kolonien zu haben oder für sie zu kämpfen, aber er unterstützte den mißleiteten und künstlichen Enthusiasmus über Sansibar und Samoa, weil er glaubte, ihn zu Wahlmanövern benutzen zu können und durch das Schwenken der patriotischen Flagge und das Blasen der nationalen Trompete populär und in den Stand gesetzt zu werden, vom Reichstag zu erhalten, was er wünschte. Inzwischen hat nicht allein die chauvinistische Partei, sondern auch Wilhelm die Sache ganz ernst genommen und gewünscht, sie weiter zu verfolgen. Der Kanzler wagt nicht zu sagen, daß es klüger wäre, im Augenblick alle solche Unternehmungen beiseitezulassen, solange der europäische Friede nicht gesichert ist, aber ich habe keinen Zweifel, daß er so denkt."

Viele der Briefe, welche die Kaiserin Friedrich an die Königin Victoria geschrieben hatte, wurden nun von der Königin der vertrauten Freundin der Kaiserin, Lady Ponsonby, gezeigt. Der folgende Dankbrief Lady Ponsonbys, den Königin Victoria unter den Briefen der Kaiserin aufbewahrte, gibt eine Vorstellung davon, wie manche Leute gedankenlos den Bruch zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn erweiterten, indem sie jedes unfreundliche Wort wiederholten, was der eine über den anderen gesagt hatte. Man kann sich kaum darüber wundern, daß die Kaiserin Angestellte in ihrem Dienst hatte, die dem Kaiser alle ihre Bemerkungen über ihn hinterbrachten, aber es ist interessant zu konstatieren, daß auch im Gefolge des Kaisers solche waren, die keine Gelegenheit vorübergehen ließen, der Kaiserin alles zu hinterbringen, was er über sie sagte. Sie konnten damit wenig gewinnen, da die Kaiserin in der Tat freund- und machtlos war; die einzige Schlußfolgerung, die man ziehen kann, ist die, daß sie den Bruch offen zu halten wünschten, um jede mögliche Versöhnung zwischen Mutter und Sohn zu verhindern.

„Es scheint mir manchmal so," schrieb Lady Ponsonby an die Königin Victoria am 4. Mai 1889, „als ob es unmöglich wäre, alle Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten der Stellung der Kaiserin zu verstehen und alles, was zu überwinden wichtig ist, zu entwirren — die ernsten Angelegenheiten, die für Ihre

Majestät zu schmerzlich zu übersehen sind, die trotz der tiefen Trauer und dem tragischen Leiden des letzten Jahres ihr aufgezwungen sind, von den geringeren Übeln zu trennen, die mit der Zeit möglicherweise beigelegt und erklärt werden könnten. Die Kaiserin hat in ihrer großen Freundlichkeit oft zu mir von der merkwürdigen und beinahe hoffnungslosen Konfusion gesprochen, in der sich das Problem ihrer zukünftigen Stellung und Existenz befindet, aber wenn Ihre Majestät ruhig und unberührt von der dem Frieden ihrer Seele so abträglichen Rapportage ist, die man so tief bedauern muß, beurteilt die Kaiserin die ganze Situation in einer so klugen und geduldigen Art, wie man es nur erwarten kann; diese Geistesverfassung zu unterstützen, muß der innigste Wunsch ihrer Freunde sein.

Die Kaiserin ist viel zu klug, um das bittere Gefühl der Auflehnung, das ein grausames Geschick unvermeidlicherweise zuweilen im Geiste einer so begabten und zum Herrschen fähigen Frau erwecken muß, wenn sie sich bei Seite gesetzt sieht, mit der gerechten Empörung zu vermischen, die durch unwürdige Behandlung hervorgerufen worden ist; ich habe Ihre Majestät oft der Ansicht Ausdruck geben hören, daß Würde und Kraft sich am besten äußerten, indem sie sich schweigend in das Unvermeidliche fügen. Ein Franzose hat gesagt: ‚Les médiocres ne s'aperçoivent pas combien il y a de mépris dans un certain silence, mais les gens d'esprit ne s'y trompent guère.'

Das Unvermeidliche: der junge Kaiser muß zuerst kommen. Er ist sicher sehr deutsch. Er ist kein Knabe, und wie recht Ihre Majestät auch wegen der falschen Politik der deutschen Regierung haben mag, so trägt es zur Vergrößerung ihrer eigenen Schwierigkeiten bei, ohne den geringsten Wechsel in der Richtung dieser Politik zu verursachen, wenn sie sich widersetzt oder auch nur zu ihren vertrautesten Freunden darüber spricht. Die bedauernswerte und tadelnswerte Art und Weise, in der der Kaiser das Gedächtnis seines Vaters und die Gefühle und Wünsche seiner Mutter behandelt, muß Seiner Majestät mehr schaden als der Kaiserin. Und wenn es möglich wäre (und wie schwierig es sein wird, muß jeder, der die liebe Kaiserin schätzt und mit ihr sympathisiert, im tiefsten Herzen erkennen), daß Ihre Majestät sich enthalten könnte, auf die Berichte und Worte, die ihr hinterbracht werden, die manchmal wohlmeinende, aber sichtlich offiziöse Freunde ihr zu bringen sich beeilen, zu hören, so würde dies von großem Nutzen sein. Ich wagte einmal vorzuschlagen, daß, wenn es Leute gäbe, die niemals eine Gelegenheit außer acht lassen,

um jedes unfreundliche und ungeduldige Wort, das geeignet ist, den Bruch zwischen Mutter und Sohn zu erweitern, zu überbringen, wie sehr wahrscheinlich es dann sei, daß andere gefunden werden könnten, die nach genau denselben Grundsätzen in der entgegengesetzten Richtung arbeiteten und daß jede Silbe der Kritik, die Ihre Majestät ausdrückt, ihren Weg zum Kaiser findet. Es ist wahr, daß, wie die Kaiserin bemerkte, in der Umgebung Ihrer Majestät kein Einfluß zu finden ist, der der verderblichen und verleumderischen Wirkung der unmittelbaren Ratgeber des Kaisers entspräche; an diesem Punkt nehmen die ungewöhnlichen Schwierigkeiten ihren Anfang. Es scheint mehr, als die menschliche Natur ertragen kann, zu wissen, daß falsche Darstellungen und Lügen frei zirkulieren, und doch keine Notiz von ihnen zu nehmen. Aber sogar hier würde, wie ich denke, Stillschweigen im Laufe der Zeit eine beschämendere Zurückweisung als Widervergeltung bedeuten. Die Kaiserin Friedrich ist in Europa eine sehr mächtige Persönlichkeit und wird als solche meiner Meinung nach, ruhig und still, aber sehr sicher infolge ihrer starken Individualität alles Erstklassige in der Gesellschaft und der künstlerischen und literarischen Welt um sich versammeln, später wahrscheinlich auch in der politischen Welt; aber es ist klar, daß alles, was einer aktiven oder passiven Einmischung in die Politik ähnlich sieht, dem Frieden Ihrer Majestät nicht zuträglich wäre.

Ich bin anmaßend genug, um in einem der von der Kaiserin berührten Punkte mit Ihrer Majestät nicht übereinzustimmen. Als die zwischen dem Kaiser und dem Prinzen von Wales entstandenen Schwierigkeiten aus Zeitungsberichten bekannt wurden, drückte die Öffentlichkeit ihre Meinung ziemlich frei zuungunsten des deutschen Kaisers aus. Damals bemerkte mehr als ein Deutscher zu mir: Jetzt ist der Moment für die Kaiserin Friedrich gekommen; sie kann die schöne Rolle spielen, die Unannehmlichkeiten für ihren Sohn aus dem Wege zu räumen. Ihre Majestät sagt, daß für den Kaiser nichts leichter wäre, als einen kurzen Brief zu schreiben, der alles wieder in Ordnung brächte; wenn Ihre Majestät dazu gebracht worden wäre, diesen Vorschlag zu machen, müßte ihr Sohn erkennen, welch vornehmes Vergessen des ihr zugefügten Unrechts dieser Wunsch, die englische öffentliche Meinung zu versöhnen, zeigen würde."

Während der ersten Monate des Jahres 1889 fehlte es nicht an Zeichen, daß zwischen dem neuen Kaiser und

dem Fürsten Bismarck nicht alles couleur de rose war. Wilhelm II. war nach seinen eigenen Memoiren ein ergebener Bewunderer und Schüler des eisernen Kanzlers, aber es war eine ihm peinliche Tatsache, daß während er der nominelle Herrscher Deutschlands war, Fürst Bismarck es in Wirklichkeit regierte. Das erste nach außenhin sichtbare Anzeichen einer Differenz trat infolge der Behandlung zutage, die der Kanzler gewissen Fragen der industriellen Lage Deutschlands zuteil werden ließ. Anfang Mai 1889 wurden die Krupp-Werke in Essen infolge eines Streikes der westfälischen Grubenarbeiter, der um höheren Lohn und kürzere Arbeitsstunden angefangen worden war, zur Schließung gezwungen. Bismarck sorgte sofort dafür, daß Truppen verfügbar waren, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Folge davon war ein Zusammenstoß zwischen den Soldaten und den Bergleuten am 7. Mai, in dem drei Grubenarbeiter getötet wurden. Innerhalb einer Woche betrug die Anzahl der Streikenden 100000; am 14. Mai empfing der Kaiser drei Abgeordnete der Bergarbeiter, denen er eine seiner charakteristischen Reden hielt. In den folgenden Tagen griff der Streik auf Schlesien über und weitere 20000 Mann legten die Arbeit nieder.

Ein Arbeitergesetz wurde nun dem deutschen Parlament vorgelegt — ein Gesetz, das Fürst Bismarck eingebracht hatte, um die Arbeiter zu zwingen, mit Unterstützung der Regierung, eine Alters- und Krankenversorgung einzugehen.

Am 18. Mai schrieb die Kaiserinwitwe an die Königin Victoria:

„Der Streik der Bergwerksarbeiter ist sehr ernst! Ich war über Wilhelms Rede mehr als entsetzt. Wilhelm sagte den Leuten, daß, wenn sie etwas mit den Sozialdemokraten zu tun hätten, er sie alle über den Haufen schießen lassen würde.

Das gleicht ihm ganz. Er gebraucht grobe Worte, wenn er nur immer kann, und kommt sich dabei selbst sehr groß vor. Ich halte solche Worte im Munde eines Herrschers und noch

dazu eines so jungen und unerfahrenen Mannes für sehr brutal und unpassend. Aber das ist sein Stil und der des gegenwärtigen Regimes. Mein geliebter Fritz würde eine solche Drohung niemals ausgesprochen oder geglaubt haben, durch die Ankündigung so scharfer Maßregeln irgend etwas verbessern zu können. Außerdem klingt es so kindisch! Die liberalen Mitglieder des Reichstags haben sich die größte Mühe gegeben, die Sache zwischen den Arbeitgebern und den Streikenden wieder einzurenken und haben, wie ich glaube, bis zu einem gewissen Grad Erfolg gehabt.

Das neue Gesetz, die Alters- und Invalidenversorgung, das so schnell durchgepeitscht worden ist, ist kein gutes; obgleich es eine gewaltige Verbesserung für die Arbeiter zu sein scheint, bringt es ihnen in Wahrheit keinen Vorteil, und alle, welche die Frage von Grund aus studiert haben, sind der Ansicht, daß dieses Gesetz schlecht durchdacht ist. Natürlich macht es Eindruck auf die Öffentlichkeit, die mit der Frage nicht vertraut ist, und klingt, als wäre es eine große Wohltat für die arbeitenden Klassen."

Der westfälische Kohlenstreik endete am 31. Mai mit einem Kompromiß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern — aber im folgenden Jahr verstärkten sich die Mißhelligkeiten in dieser Gegend.

Am 15. Juni 1889 war der einjährige Todestag des Kaisers Friedrich; alle schmerzlichen Erinnerungen fanden in einem Brief der Kaiserin Friedrich vom 14. Juni an ihre Mutter folgenden Ausdruck:

„Welch ein tödlicher Schmerz liegt in der Erinnerung an jede Einzelheit des letzten Jahres!

Ich kann mir noch nicht einmal jetzt vorstellen, daß ein solcher Kummer wie dieser über mich gekommen ist, um jeden Tag und jede Stunde meines Lebens zu verdüstern; und wenn ein Jahrestag wie der 15. Juni kommt, so können keine Worte beschreiben, was ich fühle! Die grausamen Erinnerungen, die mich verfolgen, die furchtbaren Gedanken, die mein Elend und meine Vereinsamung mir so lebhaft vor Augen führen, überwältigen mich mit beinahe unerträglichem Herzeleid. Ich denke daran, wie er Sophie küßte, ihr die Blumen gab und fröhlich und geneigt schien, an alle Kleinigkeiten des Tages zu denken.

Es ist mir kaum so, als ob seit jenen Unglückstagen schon ein Jahr vergangen wäre, und doch, wie lang und traurig sind diese

zwölf Monate gewesen, wie viele Tage und Wochen des Elendes haben sie enthalten! Trotzdem muß ich dem Leben ins Auge sehen und kämpfen, da mir noch Pflichten übrigbleiben. Der Kampf scheint manchmal übermenschlich. Deine Liebe, Sorge, Sympathie und Freundlichkeit haben mich gestärkt, mir geholfen und mir Mut gegeben, ebenso wie die treue Liebe meiner wenigen wirklichen Freunde, und der Sonnenschein, den die Gegenwart meiner drei Töchter bedeutet. Es ist ein Segen, daß diese drei jungen Leben mir gehören, ich bin sehr dankbar, sie zu haben — es sind seine lieben Kinder. Ich bin dafür nicht undankbar, auch nicht für die Tatsache, daß unser geliebter Fritz trotz allen Verkleinerungsversuchen und Verleumdungen im Herzen des deutschen Volkes lebt, und daß sein leuchtendes Vorbild, sein hehres Beispiel nicht vergessen werden wird. Das ist ein starker Trost für mich, den auch meine Feinde nicht zerstören können! ‚Das Andenken des Gerechten bleibt ein Segen.'

Wenn ich an das erste Jahr der neuen Herrschaft denke!! Fehler über Fehler, Schnitzer nach Schnitzer. Wie viele Menschen sind verfolgt, beleidigt, falsch und ungerecht behandelt und verleumdet worden!! Kaum eine großmütige und vornehme Handlung ist zu verzeichnen. Ebenso unzertrennlich von den Erinnerungen an jene Tage im Juni in Friedrichskron ist das Gedenken daran, daß das Haus von Husaren umstellt wurde, daß den Ärzten gegen die Wünsche meines Geliebten Befehle gegeben wurden, daß Sir M. Mackenzie und die, welche mich in der Pflege unseres Engels unterstützten, brutal behandelt wurden! — Das sanktionierte Pamphlet Bergmanns und Gerhardts; der Verrat Kessels und Winterfeldts, die falsche Herzlosigkeit des Fürsten Bismarck, die unverschämte Frechheit seines Sohnes, die Anklagen und Verleumdungen gegen mich und alle unsere Freunde — und über allem die Mißachtung von Fritzens letzten Wünschen, seines letzten Briefes und die Zunichtemachung der Hoffnungen des lieben jungen Paares! Der Geist, in dem alle Maßnahmen vorgenommen wurden und alles, was Fritz gewollt hatte, umgestoßen wurde und ungetan blieb!

Das sind Dinge, die ich nicht vergeben oder vergessen kann! Ich kann sie nur stillschweigend ertragen und mich von allen Versuchen, Genugtuung zu finden oder Vergeltung zu üben, fern halten. Die Zeit mag diese Eindrücke und auch einige der Beleidigungen, die mir mit Absicht vor den Augen Deutschlands zugefügt worden sind, mildern — sie mag eines Tages die Augen meiner drei ältesten Kinder der Tatsache öffnen, daß ihre Mutter keine Verschwörerin und keine Landesver-

räterin war, wie sie ihnen geschildert wurde, und an welche Schilderung zu glauben sie sich überreden ließen; aber niemals kann es die Ereignisse der ersten zwölf Regierungsmonate Wilhelms auslöschen! Es wird meine Pflicht sein, zu versuchen, eines Tages der Geschichte die Wahrheit bekanntzugeben und die Lügen des Fürsten Bismarck und der Regierung und aller derer, die um des Kanzlers Gunst buhlen, aufzudecken!"

Königin Victorias mitfühlende Antwort verhalf der Kaiserin zu größerem Gleichmut; der folgende Brief vom 21. Juni zeigt den Einfluß der alten Königin auf ihre älteste Tochter und läßt die weisen Ratschläge erkennen, die sie ihr gab. Man kann aus den Antworten der Kaiserin schließen, daß ihre Mutter immer wieder Mäßigung empfahl und alles tat, was in ihrer Kraft stand, um zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn freundschaftlichere Beziehungen zu schaffen.

„Du hast recht," schrieb die Kaiserin, „wenn Du sagst, ich durfte das Wort ‚ich will niemals vergeben' nicht aussprechen — und tatsächlich habe ich auch das Beispiel dessen, der seinen Feinden verzieh und uns das Gebet ‚Vergib uns unsere Schuld' gab, immer vor meinen Augen. Es ist falsch, zu sagen, daß ich nicht vergeben könne; ich glaube nicht, eine rachsüchtige Veranlagung zu besitzen und finde es auch nicht schwierig, zu vergessen und zu vergeben, wenn ich beleidigt worden bin und Unrecht erfahren habe; aber ich finde es schwer, das Unrecht gegen die zu vergeben, welche ich liebe, gegen meinen Gatten und mein Kind und gegen meine Freunde, und ruhig das anzunehmen, was die Machthaber glauben, mir zufügen zu dürfen! Wenn man nicht ‚un chiffon' ist, fühlt man die schweren Beleidigungen, denen man ausgesetzt ist, sehr intensiv und glaubt, daß sie wieder gutgemacht werden müßten und daß es nicht für jedermann notwendig sei, den Weg für einen Gegner zu ebnen, der einen überreiten will! Das Wohl beider Länder und politische Erwägungen kommen zuerst, aber der Triumph derjenigen, die sich so schamlos gegen mich benommen haben, ist hart zu ertragen. Sie haben alles erreicht, was sie wollten, werden geschmeichelt, geehrt und mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt und freuen sich des Gedankens an die Beleidigungen, die sie mir angetan haben. Trotzdem will ich mich gegen alle ihre Stiche stählen.

Ich wollte gern, daß Du über das neue in Berlin angenom-

mene Gesetz das Richtige hören solltest, da Deine Botschaft und die Times Dir nur die offizielle Ansicht mitteilen; ich habe also meine Ansichten, welche auch die unserer Freunde sind, in deutscher Sprache niedergelegt und Miß Green gebeten, sie zu übersetzen; sie hat das getan, und so schicke ich Dir jetzt das Schriftstück und bitte Dich sehr, es mir freundlichst wiederschicken zu wollen, wenn Du es gelesen hast! Vielleicht interessiert es auch Sir H. Ponsonby. Die gegenwärtige Regierung teilt gegen alles, was liberal, fortschrittlich und unabhängig ist, heftige Schläge aus, — sie will keine allmähliche ruhige, gemäßigte Entwicklung der Freiheitsidee leiden, sondern derartige Bestrebungen unmöglich machen; sie begünstigt den Sozialismus, um der Menge zu schmeicheln und so für ihren Despotismus und Cäsarismus eine Unterstützung zu finden. Es ist etwa dasselbe System, das der Kaiser Napoleon gebraucht hat und fast noch mehr das Glaubensbekenntnis des Prinzen Napoleon. Aber es ist schlecht und gefährlich. Wilhelm hat sich niemals mit diesen Fragen beschäftigt, kümmert sich auch nicht um sie, versteht sie nicht, hat keine eigene Meinung, macht aber die Ansichten Bismarcks mit außerordentlicher Hartnäckigkeit zu den seinen. Jeder, der auf die Gefahren einer solchen Politik aufmerksam macht, gilt als Verräter und Übeltäter, so daß alle, denen ihr eigenes Wohl, ihr Frieden und ihr behagliches Leben am Herzen liegt, den Mund halten! Ich schweige, weil ich doch nicht verstanden würde und mein Reden keinen Zweck hätte. Trotzdem wünsche ich, daß Du den Kurs kennenlernst, der seit kurzem in unserem armen Deutschland eingeschlagen worden ist. Mir scheint, er stammt aus völliger Blindheit und Unwissenheit — den Anhängern und Bewunderern Bismarcks aber dünkt er aus hoher Weisheit entsprungen zu sein."

Im folgenden Monat machte die Kaiserin viele Versuche, um mit ihrem Sohn Wilhelm in bessere Beziehungen zu kommen, aber die Erinnerung an ihre Erniedrigung war noch zu frisch in ihr. Am 19. Juli schrieb sie an die Königin Victoria:

„Ich möchte Dir gern noch etwas mehr über Wilhelm mitteilen, so daß Du ganz au fait bist. Ich habe hart mit mir selbst gekämpft und glaube jetzt in ganz ruhiger und versöhnlicher Stimmung und nicht in der Laune zu sein, die Mißhelligkeiten wieder anzufangen usw. Aber ich wünsche, daß die-

jenigen, die gut und freundlich zu mir sind, wissen, daß ich ganz besonders bemüht bin, meine Pflicht Wilhelm gegenüber zu tun und denjenigen keine Handhabe zu geben, die alles gegen mich zu wenden wünschen! Ich möchte nur in Frieden gelassen, nicht verfolgt und nicht immer verleumdet werden. Ich habe, wie Du weißt, keinen Ehrgeiz, irgendwelchen Einfluß zu haben oder mich in irgendeine der Handlungen des gegenwärtigen Regimes einzumischen! Ich billige seine Handlungen nicht, und die gegenwärtigen Machthaber mißfallen mir; sondern möchte so wenig als möglich von alledem hören und sehen und mich vollkommen beiseite halten. Ich kann Wilhelm viel zugute halten, da sein Sinn systematisch gegen mich vergiftet und ihm seit Jahren erzählt worden ist, es sei das größte Unglück gewesen, daß sein Papa voller Vertrauen auf mich gehört habe, daß ich deutschfeindlich sei und gefährliche Ansichten habe usw....

In der letzten Zeit hat seine ganze Umgebung versucht, dieses Mißtrauen gegen mich zu stärken, und auch Charlotte hat leider sehr stark dazu beigetragen.

Infolgedessen sind alle meine Bemühungen, mit ihm auf besseren Fuß zu kommen, nutzlos. Das Vertrauen fehlt, er versteht mich nicht im geringsten und weiß auch nichts von mir!

Vermutlich hält er sich selbst für einen guten Sohn und bemerkt nicht, daß er mich während dieses ganzen Jahres grausam vernachlässigt und gestattet hat, mich mit ungerechten Anschuldigungen zu überhäufen. Ich kann nicht noch einmal wiederholen, was alles seit dem 15. Juni 1888 geschehen ist — Du kennst alles, was mein Herz verwundet und meine Würde beleidigt hat. Es hätte keinen Zweck, wenn Du ihm das sagen oder ihm erklären wolltest, daß ich viel Grund zur Klage habe, aber vielleicht wäre es dienlich, ihm mitzuteilen, daß in England viel Sympathie für seine Eltern besteht und daß es nach Deiner Ansicht seine Pflicht sei, seine Mutter zu verteidigen und zu beschützen und zu versuchen, sie für das grausame Geschick, das sie zu erleiden hatte, zu entschädigen! Das könnte ihm Eindruck machen! Er ist so selbstsüchtig und so rücksichtslos gegen uns gewesen, daß er schon ganz daran gewöhnt ist; er würde sehr erstaunt sein, wenn man ihm klarmachen wollte, daß er sich schlecht gegen uns benommen und seine Regierung und Umgebung uns schimpflich behandelt habe! Die verräterische Haltung und der Mangel an Respekt gegen seinen Vater — die Unverschämtheit und Feindseligkeit gegen mich! Er sieht nicht ein, daß er keine besseren Freunde als seine Eltern hat;

seinen Papa hat er nicht verstanden, und er hält alle Frauen für Puppen oder Idiotinnen. Seine Frau hat gegen mich weder Takt noch freundliche Gefühle und vor allen Dingen keine Dankbarkeit gezeigt, das ist alles sehr traurig, aber es verhält sich nun einmal so und ich werde darunter leiden, solange ich lebe. Ich habe mich damit abgefunden und muß damit zufrieden sein, mit ihm auf dem Fuß formeller Höflichkeit zu stehen, den aufrechtzuhalten ich auf das äußerste bemüht bin. Es darf nicht vergessen werden, daß alle die auf mich gehäuften Anklagen niemals zurückgewiesen worden sind und ich, bis Wilhelm nicht durch die Umstände oder irgendeinen Menschen überzeugt worden ist, sie seien Lügen, und in der einen oder anderen Weise die mir zugefügten Beleidigungen wieder gutzumachen bereit ist, mich nur auf das tiefste verletzt fühlen kann! Ich glaube, daß Du das für richtig halten und in meinem Falle ebenso handeln würdest.

Treitschke wurde öffentlich dafür belohnt, daß er uns schlecht behandelt hat, Puttkamer bekam den Schwarzen Adler, nachdem ihn Fritz in Ungnade entlassen hatte. Bergmann und Gerhardt erhielten Orden und Gunstbezeugungen, nachdem Fritz mit ihren Diensten völlig unzufrieden war; so könnte ich Dir eine Menge Tatsachen anführen, die alle gegen mich gerichtet sind, ob Wilhelm sie nun so gemeint hat oder nicht. Ich sage nichts von seinen Worten und Reden, denn er kann immer dem Beispiel der Bismarcks folgen und einfach leugnen, was er gesagt hat, wenn es ihm gerade so paßt! Das gehört zu ihrem System; wenn sie nach Herzenslust einen Menschen erniedrigt und beleidigt haben — weil es gerade politisch richtig erscheint —, tun sie nachher so, als hätten sie es vergessen und sind sehr erstaunt, wenn sich ihr Opfer noch daran erinnert.

Ich traf vor zwei Tagen den Fürsten Radolin, der mir sagte, Herbert Bismarck habe sich beklagt, Du wollest nicht, daß Kessel nach England käme; es sei merkwürdig, daß Du überhaupt etwas über die Flügeladjutanten des Kaisers wüßtest oder eine Vorliebe für diesen oder jenen habest; dann kam er wieder auf General Winterfeldt zu sprechen, der in Windsor so schlecht behandelt worden sei. Fürst Radolin gab ihm natürlich eine sehr gute Antwort! Bitte behalte das für Dich."

Während der mildernde Einfluß der Königin Victoria sich so in den Beziehungen zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn bemerkbar machte, wuchs allmählich am deutschen Hof ein anderer Einfluß, der auf den Kaiser

Wilhelm II. die beklagenswerteste Wirkung haben sollte. Seit einigen Jahren befand sich in seiner nächsten Umgebung ein preußischer Offizier von chauvinistischen Ansichten, Graf von Waldersee, der in den verschiedenen Feldzügen seit 1866 unzweifelhafte militärische Begabung gezeigt hatte. 1882 wurde er Moltkes Chef des Stabes, und als Moltke in den Ruhestand trat, folgte ihm Waldersee als Chef des Generalstabes. Nun machte sich eine wachsende Rivalität zwischen Waldersee und den Bismarcks bemerkbar. Ihrem Brief vom 19. Juli fügte die Kaiserin folgende Nachschrift an:

„Du wirst von der Rivalität zwischen den Bismarcks und dem Grafen Waldersee gehört haben — der letztgenannte hat, wie ich von vielen Seiten hörte, einen verderblichen Einfluß auf Wilhelm, auch Hinzpeter sagte so — vermutlich ist er es, der seit Jahren Wilhelm so gegen mich aufgehetzt hat. Waldersee ist mit Bernhard und Charlotte sehr befreundet. Weder der verstorbene Kaiser Wilhelm noch Fritz konnten ihn leiden, da sie ihm auf das äußerste mißtrauten. Er hat nicht entfernt Moltkes Begabung und ist ein sehr unzuverlässiger und wechselnder Mensch. Die Gräfin von Waldersee ist eine sehr gute Frau, aber eine fanatische Anhängerin Stöckers und eine gute Freundin Donas. Die Stöcker-Partei ist in Deutschland verhaßt, und Fürst Bismarck ist klug genug, um zu wissen, daß es keinen Zweck hätte, sie offen zu unterstützen (obgleich sie aus seinen Anhängern, Konservativen usw. besteht). Daher wollte er insgeheim Puttkamer gern loswerden, der ihre größte Stütze war. Jetzt leugnet er natürlich, irgend etwas mit Puttkamers Fall zu tun zu haben, und zwar um Wilhelm zu gefallen; es wird behauptet, daß ich Vorteil aus Fritzens Schwachheit zog, um Puttkamer loszuwerden."

Am 1. August kam Kaiser Wilhelm II., begleitet von einer deutschen Flotte, in Spithead zu seinem Staatsbesuche an. Er wurde mit Ehren überhäuft: man ernannte ihn zum britischen Admiral; eine große Flottenschau wurde am 5. August für ihn arrangiert und zwei Tage später wohnte er den Manövern in Aldershot bei. Als Antwort auf seine Ernennung zum britischen Admiral machte der Kaiser seine Großmutter, die Königin Victoria,

zum Chef eines deutschen Dragoner-Regimentes (2. Garde-Dragoner). Am 8. August verließ er, sehr befriedigt von seiner Aufnahme, England.

Während dieses Besuches hatte die Königin Victoria ohne großen Erfolg versucht, ihren Enkel dazu zu bewegen, seine Mutter besser zu behandeln. Er hörte ihren Worten aufmerksam zu, kaum aber war er in Deutschland zurück, als er die alte indifferente und feindselige Haltung wieder einnahm. In ihrem Brief vom 24. August an die Königin Victoria gab die Kaiserin einen Überblick über die Ereignisse der letzten fünf Jahre. Demütigungen sind häufig schwerer zu tragen und verursachen größeren Kummer als wirkliches Unglück; die Kaiserin konnte die vielen Erniedrigungen, welche ihr Sohn Wilhelm auf sie hatte häufen lassen, nicht vergessen, so große Mühe sie sich auch gab. Am härtesten empfand sie die Tatsache, daß es unmöglich war, ihm etwas klarzumachen. Da er von Menschen umgeben war, die ihm nicht die Wahrheit zu sagen wagten oder nichts davon wußten, was hinter der Szene vor sich ging, blieb er im Narrenparadies. Die einzige Persönlichkeit, die ihn hätte aufklären können, war Bismarck, aber Bismarck schwieg. Der Brief der Kaiserin vom 24. August lautet folgendermaßen:

„Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mit Wilhelm gesprochen hast und hoffe, daß es von Nutzen sein möge, obgleich ich darüber nicht sehr optimistisch denke. Wie Du selbst sagst, hört er zuviel Unsinn über und gegen mich. Sein Sinn ist während der letzten vier oder fünf Jahre durch die Kreise, in denen er verkehrte, gegen seine Eltern vollkommen vergiftet worden; der Einfluß der Leute, mit denen er für politische Zwecke verkehrte, und der seiner Großeltern (die nichts Böses wollten) machten sich in derselben Richtung bemerkbar. Ich weiß nicht, wie dies bei der leichtgläubigen und argwöhnischen Veranlagung, die er hat — dabei fehlt ihm jedes Urteil, jede Unterscheidungskraft und Erfahrung — zu ändern ist, da das Interesse seiner Umgebung darin liegt, mir unaufhörlich zu schaden. Niemand hat mir mehr geschadet als Onkel Ernst, Herbert Bismarck, Charlotte und G. von Kessel.

Du sagst, ich solle nicht auf die Dinge hören, die mir gegen ihn vorgebracht werden. Ich habe niemand hier, der etwas gegen ihn sagte. Meine Umgebung besteht aus seinen Kreaturen; das Rapportage- und Spionagesystem in Berlin ist so groß, daß sie nicht wagen würden, den Mund aufzumachen. Außerdem ist keiner da, der meine politische Meinung teilt, wie Du weißt. Von Fritzens und meinen Freunden bin ich völlig getrennt; jeder, den ich treffe, versucht mir klarzumachen, daß Wilhelm recht hat. Es ist überflüssig, zu erwähnen, daß sie mich nicht überzeugen, sondern oft ärgern, da ich die Ungerechtigkeit fühle, die darin liegt, mir sagen zu wollen, daß ich noch mehr hinunterschlucken und Dinge vergessen müsse, die zu beleidigend sind, um vergessen werden zu können. Ich beurteile Wilhelms Empfindungen zu mir nicht nach seinen Worten, die kein Geheimnis sind, da sie jeder kennt, sondern nach seinen Taten. Ich brauche Dir wirklich nicht zu wiederholen, wie er sich während der ganzen Jahre 1887 und 88 gegen mich benommen hat. Vom 15. Juni bis zu dem Tage, an dem der Name Friedrichskron verschwinden mußte, ist es eine Reihe von Beleidigungen. Meine und seines lieben Vaters Wünsche wurden mißachtet — sogar ehe seine kostbaren sterblichen Reste der letzten Ruhestätte übergeben waren. Meine Gefühle zerrissen! die Soldaten rund um das Haus, unsere Telegramme aufgehalten: die Behandlung Sir M. Mackenzies, die Veröffentlichung des üblen Buches von Gerhardt und Bergmann: die Konfiskation der Antwort, die Behandlung Sandros, die brutale Art und Weise, in der W. die Ehe seiner Schwester verhinderte, und mit uns trotz den Wünschen seines Vaters und Friedbergs Rat umging: der von der Regierung bezahlte Pressefeldzug gegen mich, die Affäre mit der Chiffre des Auswärtigen Amtes, die ich mir noch immer angeeignet haben soll, während Kessel sie hatte: die Feste und die offiziellen Reisen während der ersten Monate tiefster Trauer: die Affäre mit Fritzens Tagebuch: der beleidigende Immediatbericht Bismarcks, der Fritz und mich vor ganz Europa als fremde Spione bezeichnete. Dann der Vorwurf, daß ich Staatspapiere beiseitegebracht hätte, dem niemals widersprochen worden ist, die ostentative Weise, in der immer auf Kaiser Wilhelm und niemals oder nur in wenigen kurzen Worten auf Fritz Bezug genommen wird. Die Aufhebung aller Befehle und Anordnungen, die Fritz für eine Neuorganisation des Hofes erlassen hatte, Puttkamers Dekoration mit dem Schwarzen Adler; Bergmanns und Gerhardts Empfang zum Diner und ihre Dekoration. Treitschke, der Fritzens Regie-

rung ‚eine traurige Episode' nannte, empfing Wilhelms offiziellen Dank, der in den Zeitungen erschien. General Mischke und G. von Rödern einfach entlassen: diese und viele andere ähnliche Dinge, die mich beleidigt haben, mußte ich ertragen und dagegen protestiere ich. Es ist kein Klatsch, sondern es sind Tatsachen, die von der Geschichte aufgezeichnet werden. Die Geffcken-Affäre, die Behandlung Roggenbachs, General von Loës und Stoschs, die erbrochenen Schubladen, der Diebstahl und die Veröffentlichung der Privatkorrespondenz dieser Herren, die Morier-Affäre, das alles ist ein wenig zuviel, um vergeben zu werden, bis ich nicht in den Augen des Publikums rehabilitiert bin und Wilhelm mich eines Tages um Verzeihung bittet. Diese Beleidigungen sind noch nicht ein Jahr alt — seit April hat er mich nicht besucht und mir nur zweimal geschrieben.

Ich wünsche, daß Friede herrscht und tue nichts, um ihn zu reizen oder irgendwelche Schwierigkeiten zu machen; ich halte mich von einer Regierung fern, für die ich nur die tiefste Verachtung und das größte Mißfallen habe, und zwar tue ich es zum Besten des Volkes und unserer beiden Länder. Ich bin froh, wenn zwischen England und Deutschland gute Beziehungen bestehen und halte solche für einen Segen; aber ich weiß, daß die ‚Entente' unter Fritzens Regierung eine ganz andere und verläßlichere gewesen wäre, als es die Augenblickseinfälle des Fürsten Bismarcks und Wilhelms sind.

Im ganzen hoffe ich, daß der Besuch in England in vieler Beziehung Gutes getan hat. Es wird Jahre dauern, bis ich mich weniger verwundet fühlen kann; es kann sein, daß ich späterhin keine Verstimmung mehr gegen ihn empfinde, aber ich kann ihn niemals entschuldigen und vermag weder seine Handlungen noch seine Regierungsprinzipien, noch seine Umgebung zu billigen.

Entschuldige diese lange Erklärung. Ich verspreche Dir, gut und nicht unversöhnlich zu sein, aber eines Tages muß ich in den Augen Deutschlands rehabilitiert werden; die Verleumdungen, die man allgemein glaubt und die auch Wilhelm angenommen hat, müssen zurückgewiesen werden."

Fünfzehntes Kapitel

DER STURZ DES FÜRSTEN BISMARCK

Die Differenzen zwischen Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck vom Mai 1889 verstärkten sich während der nächsten Monate bedeutend; bei Jahresschluß wurde es klar, daß eine neue Kanzlerkrisis früher oder später unvermeidlich war. An dem harten Kampf um Macht und Herrschaft, der folgte, nahm die Kaiserin Friedrich nicht teil, obgleich sein Ausgang ihr eigenes Geschick und ihre Lage stark beeinflussen mußte. In keinem ihrer Briefe nimmt sie auf ihn Bezug oder stellt sich auf die eine oder andere Seite der Kämpfenden; während dieser Zeit schrieb sie an ihre Mutter hauptsächlich über andere Dinge.

Von besonderem Interesse war eine etwas merkwürdige Heiratsgeschichte für sie. Im Jahre 1888 hatte Bismarck den Grafen Paul von Hatzfeldt-Wildenburg zum deutschen Botschafter in London ernannt, der vor Jahren Helene, die Tochter des Mr. Charles Moulton aus New York, geheiratet hatte. 1886 waren sie geschieden worden. In den folgenden Jahren freundete sich indessen die Tochter des Grafen und der Gräfin Hatzfeldt, Helene, mit dem Prinzen Max von Hohenlohe-Öhringen an, dessen Wunsch zu heiraten durch die Tatsache behindert wurde, daß er das soziale Stigma vermeiden wollte, welches damals der Tochter geschiedener Eltern anhaftete. Infolgedessen wollten Graf und Gräfin Hatzfeldt sich wieder verheiraten; dem standen aber gesetzliche und andere Schwierigkeiten im Wege, nicht zum wenigsten der Widerstand

des Fürsten Bismarck. Die Kaiserin Friedrich, welche in dieser Angelegenheit die Hilfe der Königin Victoria gesucht hatte, schrieb am 13. September 1889 an ihre Mutter:

„Ich habe Paul Hatzfeldt vorgestern gesehen; er war Dir sehr dankbar und sprach mit Tränen in den Augen. Es wird in einer oder zwei Wochen alles in Ordnung sein, er wird dann wenigstens ein Heim haben und seine Kinder können von ihrem Haus und ihren Eltern sprechen, ohne zu erröten.

Fürst Bismarck und sein Sohn haben bei alledem eine höchst odiöse Rolle gespielt und wollen jetzt Wilhelm vorreden, daß sie niemals Schwierigkeiten gemacht hätten, während das Gegenteil wahr ist; ein Versprechen, ein gegebenes Wort heißt nichts für sie und soll auch niemals gehalten werden. Ich weiß das und habe es auf meine Kosten in 25 Jahren gelernt. Lügen werden als ganz legitim betrachtet. Auf jeden Fall scheinen sie den beiden Herren ganz gut zu bekommen, während diejenigen, welche genug Gentlemen waren, sie zu glauben, als ihre Opfer gefallen sind. Fritz Holstein und Arnim liegen in ihren Gräbern. Sandro ist zur Verzweiflung gebracht worden, Keudell starb beinahe, Roggenbach kann kaum über alles hinwegkommen, und Geffckens Stellung ist vernichtet worden. Hatzfeldt wäre zu dieser Liste hinzugekommen, aber das Schicksal hat es im letzten Augenblick anders bestimmt. Wenn Wilhelm Menschen wie den Grafen Hatzfeldt, Keudell und den Fürsten Radolin um sich hätte, würde er nicht in einer Phantasiewelt leben, wie er es tut, aber das Netz, das ihn umgibt, ist so unauflöslich geknüpft, daß es keinen Sinn hat, ihm die Wahrheit zu sagen. Man muß Geduld haben — vielleicht ist es später möglich. Hatzfeldt darf nie allein mit ihm sein. Keiner meiner Freunde hat Zutritt zu ihm, während unsere erklärten Feinde und die, welche sich am schlechtesten gegen uns benommen haben, seine Umgebung bilden. Unter diesen Umständen sind mein Leben und meine Stellung sehr unangenehm und peinlich. Aber ich weiß, daß es im Augenblick nicht anders sein kann und bin entschlossen, es mit so viel Ruhe, Geduld und Philosophie zu tragen wie ich kann. Jede Vorstellung, jeder Appell an die Wahrheit und Gerechtigkeit oder das bessere Gefühl würde sie nur an ihrem Einschüchterungsfeldzuge gegen mich noch mehr Freude finden lassen. Ich bin machtlos, während sie die Waffe der Autorität schwingen und ihre Macht in jeder Weise mißbrauchen können..."

Vierzehn Tage später, am 27. September, schrieb die Kaiserin an ihre Mutter:

„Als ich Hatzfeldt in Hamburg sah, teilte er mir mit, daß seine Ziviltrauung stattfinden würde, sobald er den schriftlichen formellen Konsens vom Auswärtigen Amt oder vom Kanzler habe (ich weiß nicht, wen von beiden er meinte); er hoffe, dieses Dokument in zehn Tagen oder zwei Wochen zu erhalten; diese Zeit muß jetzt verstrichen sein. Gestern erwähnte jemand, daß die Ziviltrauung des Grafen Hatzfeldt am 22. stattgefunden habe, aber ich weiß nicht, ob dies sich so verhält; ich neige zum Zweifel.

Was Sir Edward Malet meint, weiß ich nicht, aber ich bin sicher, daß, wenn es noch irgendwelche Zweifel in der Situation gibt, es das beste sein würde, wenn Sir Edward sie privatim mit dem Grafen Hatzfeldt bespräche. Daß eine piège immer zu befürchten ist, habe ich lange gewußt, und wie ich glaube, auch immer gesagt, aber Hatzfeldt ist so vorsichtig und klug et si fin, so ruhig und überlegt, daß ich mir vorstellen kann, er würde nicht in die Fallen geraten, die man ihm immer stellt. Du hast keine Vorstellung von der Doppelzüngigkeit, der Unglaubwürdigkeit und Prinzipienlosigkeit des Fürsten Bismarck, seines Sohnes und ihrer Bande von Angestellten im Auswärtigen Amt.

Die Anzahl der Personen, die dazu gebraucht werden, das Gewebe ihrer Lügen und Intrigen zu spinnen und ihre Wünsche, Pläne und Intentionen auszuführen, ist nicht zu nennen. Wilhelm ist vor drei Jahren in ihre Kreise gezogen worden, ohne die für solche Dinge notwendige Erfahrung oder Einsicht zu besitzen. Du entsinnst Dich, wie er in seiner Begeisterung für Fürst Bismarcks System sich selbst gegen seine Eltern gebrauchen ließ. Er vertraut diesen Leuten, mit denen allen Kessel gut Freund ist; sie wissen, wie man Wilhelm behandeln muß, so daß keiner, weder Hatzfeldt noch sonst jemand, Wilhelms Hilfe und Unterstützung gegen irgendeine vielleicht geplante Schurkerei haben würde. Ich bin in genau der gleichen Lage! Fürst Bismarck attackierte mich heftig vor ganz Europa in seiner bezahlten Presse, verleumdete unseres geliebten Fritz Andenken, und seine ganze Partei folgte ihm bedingungslos. Wilhelm versuchte niemals, dem Einhalt zu gebieten oder uns zu verteidigen, veranlaßte niemals, daß die Wahrheit ans Licht käme, und so hatten ihre Lügen Erfolg!! Roggenbach, Geffcken, Loë, Morier, Stosch, Sir M. Mackenzie beweisen alle dasselbe, nämlich daß

wir ohne alle Hilfe sind; alles, was diese Partei tun oder sagen will, kann sie kraft ihrer Macht vollbringen! Sie haben nun aus Wilhelms Empfang in England das gemacht, was sie konnten — es überrascht mich nicht, da ich es vorher wußte! Sie sagen, daß kein Herrscher jemals vorher so fetiert worden ist, daß es nicht der Wahrheit entspräche, irgend etwas in Deutschland seit dem März 1888 sei jemals von der öffentlichen Meinung in England oder von Dir mißbilligt worden; dieses sei alles Intrige und eine gehässige Erfindung von mir gewesen; der Kaiser habe genügend Gelegenheit gehabt, sich selbst davon zu überzeugen!

Ich kann nicht sagen, daß dies einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte, da ich darauf nach den Worten, dem triumphierenden und verächtlichen Ton des Fürsten Bismarck und seines Sohnes vorbereitet war.

Ich bin vollkommen isoliert; mein Leben kann sich augenblicklich nur darauf beschränken: zu lernen, es mit Tapferkeit zu ertragen. Niemand ist da, der mich verteidigen, oder unterstützen oder mir helfen könnte, niemand kann ich um Genugtuung für alle Leiden bitten, weil alles, was ich tue, systematisch getadelt und kritisiert wird.

Der gütige Hatzfeldt, mit dem ich auch sprach, sagte sehr richtig, daß nichts zu machen sei und Erklärungen, Rechtfertigungsversuche nutzlos schienen — da das über Wilhelm geworfene Netz sich als zu stark beweise, würde es ihm nicht gestattet, die Wahrheit zu vernehmen, selbst wenn er sie hören *könnte*; es sei ihm unmöglich, alle die geschickten Machinationen zu durchschauen, die angestellt werden, um ihm eine gewisse Überzeugung beizubringen. Die Verhältnisse können sich ändern, Menschen können sterben oder verschwinden, andere durch einen glücklichen Zufall sein Ohr gewinnen, dann wird vielleicht eine Zeit kommen, in der mir Gerechtigkeit widerfährt. Dann werde ich vielleicht aufgehört haben, mich darum zu sorgen oder zu leben. Hatzfeldt hofft, betet und denkt immer, daß Du mit der Zeit Einfluß auf Wilhelm gewinnen könntest; vielleicht würde es, wie ich denke, auch Bertie gelingen. Aber leider verstärken die Empfindungen, die Bertie, trotzdem er die Geschichte vom letzten Jahre vollkommen überwunden hat, aussprechen mußte, ihren Mut und lassen sie weniger Furcht vor Beleidigungen haben — sie glauben, daß sie tun können, was sie wollen, um es später zu erklären, und sind überzeugt, daß jeder ihre Erläuterungen annehmen muß! Glaube mir, daß die gegenwärtigen Machthaber sich nur denen gegenüber gut

benehmen, vor denen sie eine gewisse Angst haben! Zu allen, die sie nicht fürchten, sind sie unverschämt! Rußland wird mit der größten Rücksicht und Mäßigung behandelt.

Solange die beiden Bismarcks, Waldersee und Kessel den hauptsächlichsten Einfluß ausüben, ist es leicht, zu sehen, daß ich nur eine schreckliche Zeit haben kann. Sogar Stockmar und Lyncker, die in ihrer Weise anständige Menschen sind, deren Partei ich immer ergriffen habe, mögen mich nicht; Du weißt, wie sich Charlotte und Bernhard gegen mich gestellt haben, da sie vom König von Sachsen, Fritz von Baden und sogar von der Kaiserin Augusta darin bestärkt worden sind, obgleich die letztgenannte persönlich immer sehr nett zu mir ist! So ist die Lage, ich kann es nicht ändern. In Privatfamilien könnte so etwas kaum vorkommen! Ich hätte mich mit all meinen Sorgen und Verfolgungen an Dich oder an meine Brüder und Schwestern wenden, sie um Hilfe bitten und ersuchen können, mit mir zu kämpfen! In meiner Stellung kann ich so aber nicht handeln. England muß tun, als wisse es nichts von den Angelegenheiten des deutschen Hofes, und darauf halten, daß die Beziehungen zwischen den beiden großen Ländern nicht durch Familienangelegenheiten gestört oder verschlechtert werden. Aus politischen Gründen und aus Höflichkeit können meine Brüder, englische Prinzen, gegen den deutschen Kaiser nicht so offen sein, als wenn er ein anderer Mensch wäre.

Meine ungeschützte Lage ist natürlich dem Fürsten Bismarck sehr angenehm; er und seine Partei ziehen aus ihr soviel Vorteile, wie sie nur können. Unsere Freunde sind niemals blinde Parteigänger seiner Regierung gewesen; die Schläge, die er ihnen austeilt, treffen mich. Ich beklage mich nicht und hoffe, daß ich Dich mit alledem nicht allzusehr langweile. Ich dachte, daß Du vielleicht von mir hören wolltest, wie ich, da ich nun hier bin, die Situation beurteile.

Ich will Dir ein anderes Mal erzählen, was ich von der politischen Lage denke; ich kann mich nicht entsinnen, daß die Aussichten je so dunkel waren wie jetzt, weil gar keine Hoffnung besteht. Bismarcks System und Politik werden nicht mit seinem Weggang verschwinden, da sich Wilhelm mit ihnen identifiziert hat; aber ich vertraue darauf, daß, wenn Fürst Bismarck stirbt, seine unheilvollen Maßnahmen mit mehr Erfolg bekämpft werden können, da sein Prestige nicht länger da ist, um alle anderen niederzuhalten. Für die auswärtige Politik wäre sein Tod kein Vorteil, da sein Name immer noch Deutschlands Feinde in Schach hält; und weil er in seinem hohen Alter

entschlossen ist, einen Krieg zu vermeiden, ist er vorsichtig und seine List ist außerordentlich dienlich, um alles zu vermeiden, was Mißhelligkeiten schaffen könnte. Waldersee, und erst recht Wilhelm sind unklug und gedankenlos. So würden wir in endlose gefährliche Unternehmungen gestürzt worden sein (Besuch Elsaß-Lothringens mit dem König von Italien, Kolonialunternehmungen in Afrika usw.), so daß vielleicht Fürst Bismarcks Bleiben in seiner Stellung in gewisser Weise gut ist, obgleich es die Gefahren der inneren Politik um das Zehnfache vermehrt! Despotismus und Chauvinismus sowie die reaktionäre Bewegung müssen alle diejenigen zur Verzweiflung bringen, deren Handlungen nicht nur durch selbstsüchtige Interessen bestimmt sind.

Die enormen Geldopfer, welche das Volk für die Armee bringen muß, schaffen in den Massen eine tiefgehende Unzufriedenheit, von der Wilhelm nichts weiß; Bismarck kümmert sich nicht im geringsten darum."

Im weiteren Verlauf ihres Briefes spielt sie auf einen Besuch in Dänemark an:

„Die Königin von Dänemark war sehr freundlich und liebenswürdig — sie betet die Russen an. Der König war wie immer reizend. Friedrichs ältester Sohn ist ein sehr netter, frischer Junge ... Die liebe Alix (später als Gemahlin König Eduard VII., Königin Alexandra von England) war mit ihren beiden süßen Mädchen der Mittelpunkt des Ganzen. Der liebe Tino (Konstantin von Griechenland) und Georg (später Statthalter von Kreta) sind sehr intelligente und nette junge Männer. Alix von Griechenland war süß und lieb, aber wie Wachs, so schrecklich blutarm. Sie und Paul scheinen sehr glücklich. Der Lärm, den sie alle machten, und die wilden Spiele, die sie aufführten, waren einfach unbeschreiblich ... Ein oder zweimal mußte ich laut lachen, wenn sie alle Huckepack spielten und herumtobten. Es war ein ganz neues und originelles Schauspiel, manchmal allerdings sehr töricht; sie schienen glücklicher und amüsierten sich besser als Kinder von fünf oder sechs Jahren. Tino und Georg sind stark wie zwei junge Herkulesse. Ich wundere mich nur, daß keine Arme oder Beine gebrochen wurden, das Meublement der Königin von Dänemark muß ungewöhnlich stark sein — nur die Sprungfedern eines Sofas mußten, glaube ich, von Zeit zu Zeit erneuert werden ..."

Endlich schloß die Kaiserin ihren langen Brief mit einem scharfsinnigen Kommentar, der sich mit Bismarcks Haltung gegen England während dieser Zeit beschäftigt:

„Hatzfeldt," schrieb sie, „wird eifersüchtig überwacht; man würde sich freuen, ihm einen Streich zu spielen, wenn man es könnte. Aber er ist immer auf der Hut.

Um es einfach auszudrücken, was ich vorhin sagte: Fürst Bismarck unterstützt jetzt alles, was wie eine Höflichkeitsbezeugung gegen die englische Regierung aussieht. Er möchte seinen Deutschen vollkommen klarmachen, daß er nur einem England feindlich gesinnt war, das mit dem Kaiser Friedrich sympathisierte, und mit dem andere Beziehungen außer den von ihm arrangierten, vorgeschlagenen und sanktionierten bestanden. Das England, das mit dem gegenwärtigen Regime und seiner Regierung allein sympathisiert, ist das, mit dem er in jeder Beziehung auf freundschaftlichem Fuße zu stehen wünscht!! Das war der Sinn des Sturmes, den er im April 1888, im Juni und Juli dieses traurigen Jahres entfesselte und der Hintergrund des Feldzuges gegen Morier. Ich glaube, daß er zu Lord Salisbury und auch zu Lord Rosebery großes Vertrauen hat. Den letzteren hält er für einen reinen Bismarckiten und hat damit vielleicht gar nicht unrecht! Ich beneide Lord Salisbury nicht, aber sicher ist sein Weg der Verständigung mit Bismarck bewunderungswürdig, und er zeigt eine Geduld, einen Takt und einen Scharfsinn, die sehr groß sind.

Fritz sah Hatzfeldt immer als seinen zukünftigen Minister des Äußeren an; er ist auch bestimmt der einzige, der nach meiner Ansicht dem Kanzler in diesem Zweige seiner Tätigkeit folgen könnte; aber ich sehe natürlich keine Möglichkeit für seine Wahl. Wenn Bismarck sich jemals zurückzieht, so folgt ihm bestimmt sein gräßlicher Sohn; es wird sehr schlimm sein."

Einige Wochen später verheirateten sich Graf und Gräfin Hatzfeldt aufs neue; in den ersten Monaten des Jahres 1890 hatten sie die Genugtuung, daß ihre Tochter Prinzessin Max von Hohenlohe wurde.

Am 27. Oktober 1889 fand eine andere Heirat statt, nämlich die der Prinzessin Sophie mit dem Prinzen Konstantin, dem Herzog von Sparta. Die Kaiserin Friedrich, die Herrscher von Deutschland, Dänemark und Griechenland, der Prinz und die Prinzessin von Wales und der

Zarewitsch von Rußland waren bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Athen zugegen, von wo aus die Kaiserin am selben Tage an die Königin Victoria schrieb:

„Inmitten all des Getriebes und Lärmes muß ich Dir ein paar Worte schreiben, um Dir mitzuteilen, daß die Hochzeit vorbei und alles sehr gut gegangen ist. Tino und seine kleine Frau sind in ihrem neuen Haus, das nicht groß, sondern ein gut Teil kleiner als Osborne-Cottage ist, aber hell und freundlich und bequem — wie eine kleine französische Villa gebaut; es erinnert mich sehr an unsere Villa Zirio in San Remo. Meine geliebte Sophie sah so süß und ernst und ruhig aus, mein kleines Lamm, und ich fühlte mich während des Gottesdienstes recht elend, da ich an meinen geliebten Fritz dachte und mir überlegte, wie gern er sein Kind gesehen hätte und wie wir einander getröstet hätten, nun, da wir von ihr scheiden müßten. Ihr Kleid und der Kranz standen ihr sehr gut. Ihr Hals und ihr Nacken sahen weiß und hübsch aus, und der Kranz schmiegte sich auf das beste rund um ihren Kopf. Das Kleid war von weißem Atlas mit einem Tablier aus Silberstoff und Spitze, die mit Lilien bestickt und mit Girlanden von Orangenblüten und Myrten besetzt war. Die Schleppe war aus weißem Atlas mit Silberfäden in Genueser Ornamenten des 16. Jahrhunderts verwoben. Das einzige contretemps bestand darin, daß der Schleier verschwunden war. Wahrscheinlich hatte man ihn in Berlin vergessen. Sie mußte einen einfachen aus Tüll tragen. Um den Hals trug sie eine Perlenkette und im Haar ein paar Diamantnadeln, um den Schleier festzuhalten. Die Zeremonie in der griechischen Kirche war sehr lang, kam mir aber feierlich und eindrucksvoll vor; die Kirche ist schön, obgleich sie modern ist. Die Bischöfe mit ihren runden Mitren und langen Bärten sahen sehr gut aus, auch waren alle Arrangements auf das beste getroffen. Der König selbst hatte alles bestimmt. Das Wetter war prachtvoll, wie an Deinem Jubiläumstag, und nicht zu heiß; es wehte ein angenehmer Wind. Wir fuhren mit unseren tief ausgeschnittenen Kleidern in offenen Wagen, ich mit dem lieben Bertie, was mir eine große Freude bedeutete. Oft dachte ich Deiner und des lieben Papas und meiner Hochzeit, als ich dann das liebe junge Paar vor dem Altar stehen sah. Beide hielten brennende Kerzen und mußten dreimal rund um den Altar gehen (wie Du weißt). Der protestantische Gottesdienst war sehr kurz, aber in der kleinen Kapelle hier sehr hübsch. Der Kaplan des Königs und Kögel hielten ihn ab. Der erstere vermählte das

junge Paar und der zweite gab ihnen den Segen und sprach ein Gebet; zwei kurze Choräle wurden gesungen, dann gingen wir in das obere Stockwerk zum Familienfrühstück. Ich fühlte mich sehr traurig, versuchte aber, tapfer zu sein. Die Königin von Dänemark und die liebe Olga waren sehr gut zu mir. Nach dem Lunch erschien Sophie in einem sehr hübschen und ihr gutstehenden weiß und goldenen Kleid mit Haube und fuhr dann durch die Stadt. Die arme Moretta und Mossy konnten sich nicht länger halten und schluchzten bitterlich. Olga, der König und ich eilten zu Fuß nach Sophiens und Tinos Hause, um sie dort zu empfangen. Olga segnete sie und gab ihnen ein Bild des Herrn, um es zu küssen (wie es hier Sitte ist), dann verließen wir sie in ihrem neuen Heim, wo sie nun bis zum Galadiner sich ausruhten, zu dem sie wieder erschienen. Sophiens Schleppe wurde von Dita Perponcher, Mlle. de Perpignan und Mlle. Soutso, ihrer neuen Hofdame, getragen.

Victoria von Wales war nicht wohl und konnte nicht erscheinen, aber sie war auf und kam, um Sophie zu sehen, und wohnte dem Gottesdienst in der protestantischen Kapelle bei. Olga ist gerade jetzt sehr schön und hat das Gesicht einer Madonna. Die Königin von Dänemark ist zu bewundern, daß sie imstande ist, die ganzen Anstrengungen auszuhalten. Mein liebes Kleeblatt, mein Trio, wie Du sie zu nennen pflegtest, ist nun zersprengt; ich fühle das mit bitterem Schmerz. Wahrscheinlich wird nun eine nach der anderen von mir gehen, aber es wird schwer sein, wenn der Tag kommt. Sehe ich meine liebe Moretta an und denke daran, was hätte sein können und sein müssen, fühle ich einen heftigen Stich, besonders wenn ich Sophie mit ihrem Tino sehe. Tino war entzückt über Deine reizenden Fruchtkörbe und wird Dir selbst sobald als möglich danken."

Die Kaiserin verbrachte den Rest ihrer Erholungszeit in Italien, aber selbst damals wandte sich ihr Geist wieder und wieder den tragischen Ereignissen des vorhergehenden Jahres zu. Selbst wenn sie gewünscht hätte, sie zu vergessen, wäre es schwierig gewesen, da der Strom von Artikeln und Pamphleten, die sich mit der Krankheit und dem Tod Kaiser Friedrichs beschäftigten, nicht aufhörte. Besonders eines dieser Erzeugnisse verursachte ihr viel Aufregung. Gegen Ende des Jahres veröffentlichte der berühmte deutsche Schriftsteller Gustav

Freytag einen Band Erinnerungen unter dem Titel „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". Die Kaiserin hatte Freytags Bekanntschaft in den ersten Jahren ihrer Ehe gemacht; er war ein treuer Freund ihres Gatten gewesen. Auch ihr Onkel, Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, war ein guter Freund und Patron des talentierten Romanciers. Nun zeichnete Freytag in seinen Erinnerungen ein Bild des toten Kaisers, das die Kaiserin betrüben mußte. Freytag stellte als Tatsache hin, daß der Kaiser Friedrich als Kronprinz fremden Einflüssen unterworfen und ganz unter der Herrschaft seiner britischen Gemahlin gestanden habe; es wurde angedeutet, daß mit Hilfe der Kronprinzessin, der Prinzessin Alice und anderer Mitglieder der englischen Königsfamilie wichtige deutsche militärische Geheimnisse während des Deutsch-Französischen Krieges die französischen Kommandostellen erreicht hätten. Die in diesem Bande veröffentlichten Briefe der Kronprinzessin und die Publikation des Kriegstagebuches des Kaisers Friedrich im Jahre 1922 genügen, um diese grundlosen Verdächtigungen zu entkräften; damals aber wurden sie von den meisten Deutschen als wahr hingenommen und weder Bismarck noch der Kaiser Wilhelm taten irgendeinen Schritt, um die vorsichtig versteckten Angriffe zurückzuweisen. Freytag wurde sogar in hohen Kreisen wegen seines verleumderischen Werkes auf das wärmste gelobt. Am 14. Dezember 1889 schrieb die Kaiserin aus Neapel an ihre Mutter:

„... Es ist wirklich bezeichnend, daß der arme Geffcken, dessen Publikation indiskret und töricht war, aber zu dem Zwecke erfolgte, dem Volk Fritzens wahre Persönlichkeit zu zeigen, gefangen gesetzt wurde und alle unsere Freunde unter Verfolgungen zu leiden hatten. Natürlich war das nicht Geffckens Sache, aber die Absicht war gut. Freytags Schrift ist in einem Geiste von Dénigrement abgefaßt, um der Welt klarzumachen, daß Fritz überschätzt wurde und ich eine Gefahr für Deutschland bedeutete. Dafür ist Freytag mit Komplimenten überhäuft worden

und bleibt natürlich ganz unbehelligt, weil diese Auffassung der Regierung paßt — der Regierung meines eigenen Sohnes. Onkel Ernst gratulierte Freytag und lud ihn zum Diner bei seinem Gesandten ein; er ist ganz entzückt von dem Buch.

Es gab einen Direktor des Gothaer Museums, einen Dr. Aldenhoven, von dem wir immer eine hohe Meinung hatten. Er war mit Fritz Holstein und der armen Fanny Reventlow gut bekannt. Er ist ein ehrlicher Liberaler und einer der wenigen anständigen Menschen in Onkels Diensten. Der alte Seebach mochte ihn auch gern. Jetzt ist Aldenhoven zurückgetreten, weil Onkel Ernst ihm mitgeteilt hat, daß es ihn (Onkel) in Wilhelms Augen kompromittierte, wenn ein Liberaler (deutsch Freisinniger) in seinen Diensten bliebe. Ist es nicht ekelhaft, zu sehen, wie der Onkel — Bismarck, Wilhelm usw. — den Hof macht? Er sollte zu stolz und unabhängig sein, aber ich fürchte, daß Onkel jetzt jeder Unwürdigkeit fähig ist.

Wie ich erfahre, will dieser Freytag eine Biographie Normanns herausbringen — das ist mir sehr unangenehm, da Normann über zwanzig Jahre in unserem Hause war. Er wird sicher Dinge berühren, die mit uns in Verbindung stehen, und zwar in einem Geiste, der nicht meinen Wünschen entspricht, so daß ich neue Unannehmlichkeiten zu fürchten habe..."

Einige Tage später bekam die Kaiserin einen heftigen und unangenehmen Chok. Unter den Briefen des Kaisers Friedrich, die am Tage nach seinem Tode aus Friedrichskron weggenommen waren, befand sich ein an die Kaiserin adressierter, versiegelter Brief, der seine Wünsche hinsichtlich des Leichenbegängnisses und anderer Dinge enthielt. Achtzehn Monate lang war ihr dieser Brief infolge eines „Versehens" vorenthalten worden, so daß die Kaiserin erst am 17. Dezember 1889 dies intime, ergreifende Schreiben erhielt. Drei Tage später teilte sie der Königin Victoria von Neapel aus mit:

„Ich glaube, daß Du mit mir fühlen wirst, liebe Mama, wenn ich Dir erzähle, was für einen Chok ich vor drei Tagen erlitt, der mich entsetzlich mitgenommen hat. Ich erhielt einen Brief von Wilhelms Hofmarschall, Herrn von Lyncker, der früher unserem Gefolge angehörte, und öffnete ganz unbefangen das Kuvert. Es entfiel ein versiegelter Brief an mich in meines lieben Fritzens Handschrift. Dieser Brief an mich enthielt seine Wünsche,

Anweisungen und Befehle hinsichtlich seines Leichenbegängnisses und alles anderen, was geschehen und nicht geschehen sollte, und was er ganz speziell verbot. Er bittet mich, darauf zu achten, daß diese Dinge auch ausgeführt würden. Diesen Brief hat Lyncker die ganze Zeit über in einem Kasten gehabt, den zu öffnen und zu durchsuchen er vergaß; jetzt hat er ihn zufällig untersucht. Es hat mich ganz krank gemacht und an jene schrecklichen Tage erinnert, als man ablehnte, auf meine Bitten zu hören, die lieben, heiligen, kostbaren Überreste meines Lieblings ungestört zu lassen. Wie brutal und grausam sich die gegen mich benahmen, die ich nicht nennen will. Vielleicht hätten sie es nicht gewagt, wenn ich in der Lage gewesen wäre, ihnen diesen Brief zu zeigen, obgleich Wilhelm andere Briefe, die seines Vaters Wünsche ausdrückten, ignoriert hat und obgleich sie alles zu wagen schienen, was schmachvoll und schlecht war.

Ich hatte immer die sichere Empfindung, daß Fritz einige Anweisungen hinterlassen haben mußte, aber wie Du weißt, sie waren nicht zu finden, erst jetzt nach einundeinemhalben Jahre im Kasten von Wilhelms Hofmarschall!

Ich bin seither nicht mehr imstande gewesen, richtig zu schlafen, so aufgeregt bin ich noch. Lyncker ist sehr bestürzt. Ich bin sicher, er meinte nichts Böses; es war ein Versehen, Zufall und reine Nachlässigkeit, aber es verursacht mir viel Schmerz. Ich schrieb ihm, daß ich ihm deswegen nicht zürne. Aber das Unrecht, das ich erlitten, und mein Leid richten sich in meinem Gedächtnis mit einer Lebhaftigkeit auf, die mir tödlichen Schmerz zufügt."

Die Veröffentlichung der Erinnerungen Freytags verursachte ein Wiederaufflammen des bitteren Streites über die Handlungen und Ideale des Kaisers Friedrich; ein Doktor Harmening trat als Verteidiger des toten Kaisers auf den Plan. Unglücklicherweise gab er dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha Gelegenheit, ihn wegen verleumderischer Behauptungen zu belangen, so daß der Doktor zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Harmenings Schrift war als Antwort auf ein Pamphlet erschienen, in dem die Verkleinerung des toten Kaisers einen weiteren Grad erreicht hatte; die Kaiserin glaubte mit Recht oder Unrecht, daß diese skandalöse Publi-

kation auf ihren probismarckitischen Onkel, den Herzog Ernst, zurückzuführen sei. Am 24. Dezember 1889 schrieb die Kaiserin aus Neapel an die Königin Victoria:

„Etwas anderes, das mich sehr traurig berührt hat, ist, daß der Mann (ein Dr. Harmening, den ich persönlich nicht kenne) den Prozeß verloren hat, in dem ihn Onkel Ernst wegen Verleumdung belangt hat. Es ist sehr schade. Onkel war sehr schlau und von geschickten Rechtsanwälten unterstützt. Die Folge ist, daß Onkel, der als Autor des schuftigen Pamphletes bestimmt in Frage kommt, frei ausgeht, während der Mann, der tapfer Fritz, Dich und mich verteidigt und in männlichem Ton gesprochen hat, für sechs Monate ins Gefängnis muß und die Kosten zu bezahlen hat. Onkel betrachtet dies als neuen Triumph. Alle unsere Freunde in Deutschland bedauern es tief. Ich schicke Dir einen Zeitungsausschnitt, der über den Prozeß berichtet. Onkel, der Leuten, die ich kenne, eingestanden hat, das monströse Pamphlet gegen uns geschrieben zu haben, findet sich jetzt vor der öffentlichen Empörung gesichert, da er das Auffinden von Beweisen seiner Verfasserschaft zu vermeiden wußte. Dieses Resultat ist sehr unglücklich und ungerecht, aber es ist jetzt überall wohlbekannt, daß er der Autor ist, und daß Dr. Harmening, wie das Unglück es wollte, nicht imstande war, es zu beweisen. Ich könnte es, wenn ich wollte, aber natürlich kann und will ich so etwas nicht gegen Papas eigenen Bruder unternehmen, auch aus Rücksicht auf Alfred — abgesehen davon, daß ich nicht einen solchen Skandal zu erregen wünsche. Onkel, dem das alles bekannt ist, läßt den Mann, der nur die Wahrheit gesprochen hat, wegen Verleumdung verurteilen."

Vierzehn Tage später kehrte die Kaiserin zum Leichenbegängnis der Kaiserin Augusta, die plötzlich am 7. Januar 1890 gestorben war, nach Berlin zurück. Am 11. Januar schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Ich hätte Dir gestern schreiben sollen, aber ich war so erschlagen von der Reise, daß ich zu nervös und aufgeregt war und meine Augen zu wund waren, so daß Du mich hoffentlich entschuldigen wirst. Wir mußten Rom an einem wunderschönen, warmen, wolkenlosen Tage verlassen; die Stadt war in ihrer statiösen Schönheit so wundervoll. Der König, die Königin und viele Freunde, die zu verlassen mir leid tat, waren am Bahnhof. Die Abreise erinnerte mich in grausamer Weise an die

von San Remo. Wilhelm war hier am Bahnhof, und ich ließ mich von ihm nach Hause begleiten — die Leere, Verlassenheit und Stille in allen Zimmern machte mir das Herz schwer. Ich zog mich nur um und ging dann ins Schloß und in die Kapelle, wo die arme Kaiserin in ihrem Sarge lag, der wie ein Bett aussah, so war er von Blumen bedeckt. Man hätte denken können, sie wollte gerade zu einem Fest oder einer Soiree gehen; ihr Gesicht war ruhig und friedlich und sah jünger aus. Sie schien keine Falte zu haben; die Augen, die einen so durchdringend anzublicken pflegten, waren geschlossen; dies gab ihr einen freundlicheren Ausdruck, als ich ihn jemals im Leben an ihr gesehen habe. Ihr falsches Haar lag in Locken um ihre Stirn, die Linie der Augenbrauen und Wimpern war sorgfältig wie im Leben gemalt — ein goldener Myrtenkranz lag um ihren Kopf, und ein breiter Tüllschleier, der sehr gut arrangiert war, schloß sich um ihr Haupt, ihren Nacken und ihre Schultern und verbarg ihr Kinn; ihre Hände waren gefaltet. Sie trug ihre Armbänder und ihren Ehering. Das Kleid mit goldener Schleppe und Hermelinbesatz, das sie zur Feier ihrer goldenen Hochzeit getragen hatte, war sehr gut um ihren Körper und über ihre Füße gefaltet und arrangiert und floß weit über die vor dem Sarg befindlichen Stufen herab. Sie sah wirklich prachtvoll und wie eine ganz junge Frau aus. Ich hatte die Empfindung, daß sie sich gefreut hätte, wenn sie sich selber hätte sehen können. Sie war ‚die Kaiserin' selbst im Tode und mit all dem steifen Pomp und allen Zeremonien umgeben, die sie so sehr liebte.

Ich glaube, daß etwas unbeschreiblich Rührendes über dem letzten Schlafe und dem Ausdruck, den er manchmal verleiht, liegt, nur an Einen mich zu erinnern, kann ich nicht ertragen; das Gedächtnis an ihn tötet mich beinahe, und das war mein Engel — ihr Sohn. Gestern abend um 9 Uhr war ich wieder dort (aber ohne die Kinder), um Abschied zu nehmen und einem kurzen Gottesdienst beizuwohnen, ehe der Sarg geschlossen wurde. Die Schloßkapelle war erstickend heiß und voller Lichter. Eine Anzahl der Familienmitglieder war da; ich fühlte mich einsam und hilflos unter ihnen und zwischen diesen Hofbeamten. Niemand führte mich die Treppe hinauf oder herunter; man fühlt sich so beiseitegesetzt und vergessen, daß es mir zu allem meinem Schmerz ein unbeschreibliches Gefühl der Bitterkeit verursacht. Dona meint es wahrscheinlich ganz gut, aber ihre großartigen herablassenden Manieren bedrücken mich sehr ... Wie all das auf Fritz gewirkt haben würde! Er hätte

seiner armen Mutter Tod auf das tiefste empfunden. Sein gütiges und zärtliches Herz spendete mehr Liebe, als es empfangen hat."

Die Kaiserin Friedrich hoffte jetzt, daß sie endlich wieder von einigem Nutzen sein könne. Sie war besonders bemüht, sich für das Rote Kreuz und im Hospitalwesen zu betätigen, das seit 1871 unter der Leitung der Kaiserin Augusta gestanden hatte. Aber auch hierin wurde sie wieder enttäuscht, denn der Kaiser ignorierte sie in aller Ruhe und machte seine Gemahlin, die Kaiserin, zur Protektorin verschiedener Gesellschaften, für die die Kaiserin Augusta so viel Interesse gezeigt hatte. Am 13. Januar schrieb die Kaiserin Friedrich:

„Es tut mir sehr leid, daß ich nicht imstande bin, Dir durch General Gardener eine Zeile zu schicken, aber ich hatte gestern den ganzen Tag über Leute zu empfangen; so konnte ich keinen Augenblick zum Schreiben finden. Ich wollte Dir erzählen, was mich wieder so tief beleidigt hat. Die Kaiserin Augusta stand an der Spitze der Roten-Kreuz-Gesellschaft und des Vaterländischen Frauenvereins. Es sind dies große Gesellschaften, die von außerordentlichem Nutzen sein können, wenn sie gut und wirksam geleitet werden. Seit 1870 war es Fritzens größter Wunsch und seine Absicht, daß ich der Kaiserin Augusta in dieser Eigenschaft folgen solle, wenn sie sich zur Erfüllung ihrer Pflichten zu müde fühlen sollte usw., oder im Falle ihres Todes. Ich habe mich jahrelang mühsam darauf vorbereitet, wie General von Bronsard, Prof. Esmarch, der Herzog von Ratibor, Wegner und andere Dir erzählen können. Als mein Unglück kam, freute sich jeder, der nicht mein direkter Gegner war, bei dem Gedanken, daß dieser Tätigkeitszweig und eine so nützliche Beschäftigung mir überlassen bliebe, da alles andere, Luisenorden, Stiftsstellen usw., an Dona übergegangen war, die alle die sozialen Pflichten, Repräsentationen usw. hat. Ich schrieb darüber letztes Jahr an Luise von Baden und bat auch den Grafen Seckendorff, mit Knesebeck zu sprechen. Ich war es, die der Kaiserin Augusta 1864, 1866 und 1870/71 bei der Pflege der Kranken und Verwundeten half; seit dieser Zeit habe ich mich unaufhörlich mit diesen Dingen beschäftigt. Als ich neulich morgens ankam, sprach ich mit Wilhelm und sagte, daß ich jetzt bereit sei, die beiden Gesellschaften zu übernehmen. Natür-

lich erwähnte ich weder das Augusta-Hospital noch das Augusta-Stift, da ich mir dachte, daß Dona das Patronat dieser Anstalten habe. Er antwortete: ‚Du brauchst Dich nicht darum zu kümmern, meine Frau hat mit der Kaiserin Augusta vor einem Jahr verabredet, daß sie ihren Platz einnehmen und auch Knesebeck in ihrem Dienst beschäftigen solle.‘

Also hielten es meine Schwiegertochter und meine Schwiegermutter für richtig, mich zu ignorieren und zu schneiden; sie verhinderten, daß ich ein Werk fortführen solle, das natürlich mit der Zeit sehr wichtig werden und mir einen gewissen Einfluß sichern könnte. Die Herren und Damen meines Gefolges sind darüber so gekränkt und bekümmert, daß sie die Tatsache kaum glauben wollten. Du siehst, liebste Mama, wie ich behandelt werde, und wieviel Wilhelms Versicherungen wert sind, wenn er behauptet, alles tun zu wollen, um mir eine Freude zu machen. Es wird lange dauern, bis ich das überwunden habe. Bitte, sprich aber nicht darüber, da die Sache einmal geschehen ist. Die Stöcker-Partei, in deren Hände all dieses jetzt übergeht, wird mehr oder weniger triumphieren und sich über den neuen mir angetanen Affront freuen. Die Sache ist geschehen, und zwar in der beleidigendsten Art und Weise; es hat keinen Sinn, ein Wort darüber zu verlieren; es macht es nur für mich unmöglich, in ‚Wohltätigkeit‘ mit Dona zusammenzuarbeiten — das würde ich verweigern. Ich habe etwas Erfahrung, zwar nicht so viel, wie ich gerne haben möchte, aber sicherlich mehr, und wie ich ohne Eitelkeit glauben darf, Bildung und Wissen als Dona, so daß es zum Schaden der Interessen des Publikums sein wird, wenn man diese Gesellschaften daran hindert, sich so zu entwickeln, wie sie es sonst tun könnten. Im Kriegsfalle, den der Himmel verhindern möge, würde ich einfach nichts zu sagen haben, sondern unter Donas Befehlen stehen — was ich bestimmt nicht ertragen würde. Bitte entschuldige, daß ich Dich mit diesen meinen Angelegenheiten behellige — sie sind natürlich sehr unbedeutend, wenn man sie mit größeren und allgemeiner interessierenden vergleicht; aber ich glaube, daß es Dir leid tun wird, daß ich den Kummer dieser Enttäuschung und dieser Behandlung von seiten meiner Schwiegermutter und meiner Kinder erleiden muß. Die arme Kaiserin ist von uns gegangen; ich hege keine Empfindungen gegen sie, die unfreundlich oder nicht recht wären; im Gegenteil empfinde ich es stark, daß sie Fritzens Mutter war, und daß er um sie sehr tief getrauert haben würde; aber nachdem ich über dreißig Jahre ihre Schwiegertochter gewesen bin, bin ich der Ansicht,

daß ein Beweis ihres Vertrauens oder ihrer Zuneigung nach all dem, was ich durchgemacht habe, versöhnend gewesen wäre, und daß es mir auch Wilhelms und Donas wegen gut getan hätte."

Es wurde jetzt immer klarer, daß manche Elemente in Deutschland immer unzufriedener mit dem diktatorischen und autokratischen Regime des Kaisers und des Fürsten Bismarck wurden, besonders seit die Presse schlechte Behandlung erfuhr. Endlich wurde diesen Empfindungen im Reichstag durch den Prinzen Heinrich Carolath Ausdruck gegeben, der im Januar 1890 sich zum Sprecher des wachsenden Unwillens machte. Am 26. und 31. Januar schrieb die Kaiserin Friedrich an ihre Mutter:

„Ich schicke Dir einen Auszug aus einer Zeitung, die eine Rede des Prinzen Carolath im Reichstag enthält; Fritz war immer sehr freundlich zu ihm. Er hat den Mut, wie Du lesen wirst, einen Zustand zu kritisieren, der, während er der Presse in jeder Beziehung einen Maulkorb anlegt, alle Angriffe auf Fritz und mich und Dich erlaubt, wie sie in Onkel Ernsts häßlichem Pamphlet enthalten sind. Wer gegen die Lügen in solchen Pamphleten protestiert, wird eingesperrt, da er Onkel Ernst verleumdet hat. Es ist sehr ehrenhaft vom Prinzen Carolath, so gesprochen zu haben; es wird ihm den Zorn der Regierung und des Hofes zuziehen, aber alle anständigen und unvoreingenommenen Leute werden ihm Beifall spenden.

Ich schicke Dir (schrieb sie am 31. Januar) beifolgenden Artikel über Prinz Caroliths ausgezeichnete Rede und Onkel Ernsts schmähliches Pamphlet. Die Sache ist noch nicht zu Ende, da Onkel Tempeltey veranlaßt hat, zu leugnen, daß er (Onkel) es jemals geschrieben habe. Er hat sich erst damit gebrüstet, es getan zu haben, und ich habe Dir schon im Jahre 1887 von der unheilvollen Wirkung des ersten Pamphletes erzählt, und daß meine drei ältesten Kinder jedes Wort glaubten, was Wilhelm damals sagte. Es säte Mißtrauen gegen den Vater und mich in Wilhelms Seele — dieses wurde von Bismarcks Partei und falschen ehrgeizigen Menschen genährt und pervertierte Wilhelms Gedanken so, daß es ihn zu allen seinen Taten in den Jahren 1887/88 geführt hat. Es wird Jahre dauern, bis aller Unsinn und alle Lügen aus seinem Kopf zu bringen sind und er Menschen und Dinge in ihrem wahren Licht er-

blicken kann, da er niemand hat, der einen guten und klugen Einfluß auf ihn ausüben könnte und ihm genügend autoritativ scheint, ihn von allen Mißverständnissen zu überzeugen, deren Opfer er war, und unter denen er immer noch leidet. Solange Fürst Bismarck lebt und Herbert und Herr von Kessel bei ihm bleiben und er ihnen glaubt, würde natürlich jeder Versuch, ihn aufzuklären, hoffnungslos bleiben müssen. Sie haben Waffen, gegen die ein einfacher Outsider nicht kämpfen kann; und außerdem ist es ihnen von der größten Wichtigkeit, daß sie nicht in ihrem wahren Lichte gezeigt werden.

Man muß Geduld haben und schweigen lernen. Vielleicht wird eines Tages die Wahrheit ans Licht kommen; aber jede Überstürzung würde alles verderben...

Onkel Ernst ist für vieles verantwortlich. Sein Benehmen gegen Dich, Fritz und mich ist einfach schamlos. Es ist zu betrüblich, da wir alle gut zu ihm gewesen sind und ihn wirklich liebgehabt haben; ich habe niemals geglaubt, daß er ein schlechtes Herz habe, obgleich ich immer wußte, daß er sehr skrupel- und prinzipienlos war und eine Einbildungskraft besaß, welche ihm die merkwürdigsten Streiche spielte..."

Inzwischen suchte Bismarck, der geschworene Gegner des Sozialismus, eine Ergänzung des repressiven Sozialistengesetzes von 1873, die den Sozialismus dadurch endgültig zu bekämpfen trachtete, daß die Bestimmungen des Gesetzes auf unbegrenzte Zeit ausgedehnt werden sollten. Dies verursachte eine scharfe Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Kaiser Wilhelm, der der Ansicht Ausdruck gab, daß er nicht wünsche, die arbeitenden Klassen zu handicapen, sondern wie Friedrich der Große un roi des gueux sein wollte. Trotz des Kaisers Widerstand wurde im Oktober 1889 ein Ergänzungsentwurf zum Gesetz vorgelegt, aber am 25. Januar 1890 abgelehnt; das Parlament wurde vom Kaiser aufgelöst. Wenige Tage später, am 4. Februar, erließ der Kaiser zwei Botschaften, in denen er dringend Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen empfahl; zu diesem Zwecke schlug er die Zusammenarbeit von England, Frankreich, Belgien und der Schweiz vor. Am

15. Februar schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria aus Berlin:

„Ich weiß absolut nicht, was vor sich geht — mit Ausnahme dessen, was ich in den Zeitungen lese oder von einem meiner Freunde zufällig höre. Wenn ich Wilhelm besuche, was sehr selten vorkommt, sprechen wir vom Wetter, so daß ich jetzt weniger von allen Ereignissen in Berlin weiß, als zu der Zeit, da ich als Mädchen von siebzehn Jahren hierher kam!! Natürlich ist das unvermeidlich, in Anbetracht alles dessen, was hier vor zwei Jahren passiert ist.

Das Spiel mit dem Staats-Sozialismus ist mir immer sehr gefährlich erschienen! Mein geliebter Fritz war sehr gegen die Annahme des Sozialistengesetzes! Er sah voraus, was die liberale Partei immer vorausgesehen hatte und was sich jetzt ereignet hat; d. h. daß es nur das Wachstum des Sozialismus begünstige und die Sozialisten lehren würde, sich insgeheim zu einer Partei zusammenzuschließen. Das ist jetzt geschehen. Ihre Anzahl hat sich seit dem letzten Jahre mit außerordentlicher Geschwindigkeit vermehrt. Alle die Bergarbeiter, die letztes Jahr an Wilhelm eine Deputation schickten, sind inzwischen der Partei beigetreten. Jahrelang hat Bismarck und seine Partei Wilhelm daran gehindert, mit anderen als mit ihren Augen zu sehen. Er (Wilhelm) ist vollkommen unwissend, da er niemals Politik oder diese Fragen, die so ernst sind, studiert hat! Er kennt kaum einen einzigen Politiker. Von den Liberalen in Deutschland kennt er keinen einzigen!!! Es ist ihn immer gelehrt worden, alle unsere Freunde zu vermeiden, und jetzt ist niemand da, der ihm die Wahrheit sagen könnte. Er fragt niemals danach, was sein Vater gedacht hat und getan haben würde, sondern nimmt die Ratschläge der merkwürdigsten und inkompetentesten Leute an, die er zufällig trifft und die reine Amateure sind.

Wie wahr ist das Sprichwort: ‚Narren laufen dorthin, wo Engel sich fürchten zu gehen.' Der neue Staatsrat ist aus den sonderbarsten Elementen, die gar nicht zueinander passen, zusammengesetzt und enthält kein einziges Mitglied der liberalen Partei!! Männer, die ihr Leben unter den Arbeitern verbracht haben und die ganze Entwicklung der sogenannten ‚sozialen Frage' (ein so törichtes Wort) während der letzten dreißig Jahre beobachteten, die keine Klasseninteressen vertreten, nichts für sich selbst wollen, sondern nur Wilhelm vor der Gefahr, und zwar um seines Vaters willen, zu retten wünschen, werden

ignoriert! Sie haben kein Mittel, sich ihm zu nähern oder ihm ihre Ansichten vorzutragen und ihm so ein rechtzeitiges Wort der Warnung zukommen zu lassen. Fürst Bismarck, dessen Schuld die gegenwärtige Lage ist, erkennt natürlich die Raschheit, mit der alles geschieht, und billigt sie nicht. Er spricht oft nach rechts und links vom Rücktritt! Wahrscheinlich rechnet er damit, daß Wilhelm in eine außerordentlich schwierige Lage kommen wird und daß man ihn dann anflehen werde, um alle Maßnahmen, die er für richtig hält, auszuführen. Er ist so klug, daß er aus den Fehlern anderer außerordentlich gut das Beste für sich herauszuschlagen versteht, auch aus denen seines Herrschers. Wilhelm ist so unreif, daß er Fehler macht, die einem den Atem benehmen. Mit sich selbst ist er vollkommen zufrieden, und die Schmeichelei, mit der er permanent überhäuft wird, läßt ihn sich vollends als ein Genie fühlen!! Es macht mich sehr unglücklich, mein eigenes Kind von Gefahren umringt und Hals über Kopf in Dinge stürzen zu sehen, deren Lauf er nicht versteht! Er hört auf Hintzpeter, wenn es sich um christlichen Sozialismus handelt. Hintzpeters Ideen hören sich sehr gut an, sind aber leider zu doktrinär und theoretisch, als daß sie die einzigen sein könnten, die zum Ziele führen. Außerdem ist Hintzpeter kein Politiker von Beruf. Er ist außerordentlich gütig und hilfsbereit den Armen gegenüber, aber seine Auffassung der Frage ist sehr einseitig. Wilhelm hört auch auf einen Grafen Douglas (einen großen Esel) und Geheimrat von Heyden, einen liebenswürdigen Mann, einen Maler, der vor dreißig Jahren Bergarbeiter war. Wie das alles enden wird, weiß ich nicht! Ich halte die Proklamation für sehr unverfassungsmäßig; außerdem ist sie nicht gegengezeichnet. Niemand weiß, was er daraus machen soll. Alle, die wie ich die ungesunde Entwicklung der deutschen Politik in den letzten zwanzig Jahren verfolgt haben, können über die ungeheure Verwirrung, in der sie sich jetzt befindet, nicht erstaunt sein, da ein junger, ganz unerfahrener, absolut unwissender Mann die Leitung hat, der in sehr despotischer Weise über große Macht verfügt und keine klugen Leute um sich hat. Mit dem „Mob" zu kokettieren, unabhängigen Männern aber den Mund zu verbieten, war immer ein Teil des Programmes des Fürsten Bismarck, wie es auch zu dem des Kaisers Napoleon III. gehörte.

Wenn indessen dieser merkwürdige Staatsrat ein wenig Gutes schafft, muß man sich freuen, aber ich fürchte, daß Deutschland unruhigen und stürmischen Tagen entgegengeht! ..."

Die Reichstagswahlen im Anfang des Jahres 1890 hatten eine Vermehrung der Sozialisten im deutschen Parlament zur Folge. Inzwischen hatten England, Frankreich, Belgien und die Schweiz die Vorschläge Kaiser Wilhelms betreffs einer internationalen Zusammenarbeit in der Arbeiterfrage in Erwägung gezogen, und eine Arbeiterkonferenz wurde diskutiert. Am 19. Februar schrieb die Kaiserin:

„Ist es nicht ziemlich schwierig, zu wissen, was man mit dieser internationalen Arbeiterkonferenz anfangen soll? Ich halte es für sehr unklug und schlecht beraten, mit einem internationalen Schema aufzutreten, ohne sich vorher privatim vergewissert zu haben, ob die einzelnen Regierungen es passend oder möglich finden, die Vorschläge anzunehmen! Wohl besteht die Arbeiterfrage in jedem Lande gleichmäßig, aber unter sehr verschiedenen Bedingungen. Eine Konferenz oder ein Kongreß dieser Art ist sehr verschieden von einer ‚Post- und Telegraphen-‘ oder ‚Finanz‘konferenz oder von einem wissenschaftlichen Kongreß. Man muß eine große Autorität auf diesem Gebiete sein oder eine ungeheure Erfahrung besitzen, um einen solchen Schritt zur Lösung dieser Frage vorzuschlagen. Sie aufzurühren, ohne zu einem sehr schlagenden, wichtigen und befriedigenden Resultat zu kommen, ist das Schlimmste, was man tun kann. Es erregt Erwartungen, die zur Enttäuschung verurteilt sind, und regt die Massen auf, anstatt sie zu beruhigen; gerade das muß aber vermieden werden, da es zu Kämpfen — zu Zwangsmaßregeln — vielleicht zu Gewalttaten — und dann zur Reaktion führen muß. Fürst Bismarck sieht das wahrscheinlich ein — wünscht er es oder nicht? Wird es ihm und seiner Partei am Ende Vorteil bringen oder nicht? Ich kann es Dir nicht sagen! Ich glaube, daß der Kardinal Manning einen großen Fehler begeht, wenn er Wilhelms Schritt in solchem Maße lobt. Wie anders würde Fritz zu Werke gegangen sein und diese delikaten, gefährlichen Fragen behandelt haben. Es existiert ein großer Unterschied zwischen Mut und Tollkühnheit. Wieviel Studium und Kenntnis, Erfahrung und Klugheit und gute Ratschläge sind für große Reformen notwendig! Warum versammelt man nicht die besten Köpfe Europas, um diese Fragen inoffiziell und privat zu diskutieren — wie z. B. Sir L. Malet, M. de Lavalaye, M. Anatole Leroy-Beaulieu und viele andere? Die Frage würde allmählich reifen, und man könnte

durch Konsultation der deutschen Liberalen, die am meisten von allen wissen, zu einer Entschließung kommen, die Wilhelms Regierung dann dem Reichstag vorlegen könnte. So, fürchte ich, wird es nur viel Konfusion und wenig Wirkung geben. Die Verbindungen zwischen ökonomischen Fragen und der Arbeiterfrage sind zu intim, als daß man die eine ohne die andere lösen könnte. Nach meiner Ansicht würden Lord Brassey und Lord Armstrong zugeben, daß Fürst Bismarcks Schutzzollpolitik, die Wilhelm so bewundert, ohne sie zu verstehen, den Grund vieler der Übel bildet, unter denen wir zu leiden haben — die hohen Nahrungsmittelpreise usw., die für die Arbeiterklassen furchtbar sind, machen natürlich niedrige Löhne noch schlimmer und infolgedessen wird die Zahl der Arbeitsstunden zu hoch. Aber das Gebiet ist zu groß, als daß man es mit einigen Worten abtun könnte. Fritz und ich haben es unaufhörlich studiert, daher ist es nichts Neues für mich! ‚Sieh zu, bevor Du springst!' möchte ich in großen Buchstaben über Wilhelms Arbeitstisch schreiben, obgleich es, wie ich fürchte, nicht viel Nutzen haben würde.

20. Februar.

Gestern besuchten mich Fürst Bismarck und seine Frau. Er sprach lange über Wilhelms neuesten Coup. Er erwähnte auch, daß er bald zurücktreten wolle, da er mit so plötzlichen Neuerungen, die in einer solchen Eile und auf den Rat von, nach seiner Ansicht, unkompetenten Leuten ausgeführt würden, nicht Schritt halten könne. Ich glaube sagen zu können, daß er in dieser Hinsicht meint, was er sagt, nehme aber nicht an, daß sein Rücktritt genehmigt werden würde. Ich glaube, daß er vollkommen de bonne foi mit Wilhelm war und versuchte, so gut er konnte, ihn von einem Experiment zurückzuhalten, das er nicht nur für ein großes Risiko hält, sondern von dem er sich auch keinen Erfolg versprechen kann. Da er erkannte, daß Wilhelm es unbedingt versuchen wollte, besonders auf Anraten Hintzpeters, der Wilhelm erzählte, er würde sich damit populär machen und ein großer Mann werden usw., und da ein Graf Douglas (ein ganz törichter Mensch), ein Herr von Berlepsch (den Fürst Bismarck infolgedessen sofort als Minister vorschlug) und der Maler G. von Heyden dasselbe taten, konzentrierte Fürst Bismarck, wie er sagte, seine Bemühungen darauf, den Schritt so harmlos ausfallen zu lassen, wie es ihm möglich war; er schrieb den Erlaß von neuem und bat, daß alles auf die Diplomatie Bezügliche aus dem in Aussicht genommenen internationalen Kongreß — oder der Konferenz — weggelassen

werden solle. Soweit handelte Fürst Bismarck nach meiner Ansicht sehr klug und sehr loyal gegen Wilhelm; ich konnte ihm nur recht geben! Natürlich diskutierte er keine politischen Prinzipien; mit diesen hätte ich nicht übereinstimmen können, wie Du weißt. Aber ich bin sicher, daß der Rat, den er Wilhelm gegeben hat, in diesem Falle klug, verständig und praktisch war; es tut mir sehr leid, daß er nicht angenommen worden ist.

Ich fand den Fürsten Bismarck bemerkenswert kräftig und wohl aussehend; er neigte dazu, die Dinge sehr philosophisch aufzufassen. Er hat Wilhelm sehr gern, während er Fritz nie leiden konnte. (Das ist nur natürlich.) Aber wahrscheinlich fühlt er sich dem großen Selbstvertrauen, der Naivität, mit der Wilhelm seinen Willen ausführt und Verantwortlichkeiten übernimmt, und auch den merkwürdigen Leuten gegenüber, die bei Wilhelm Zutritt und Gehör finden, sehr unbehaglich.

Bitte, betrachte das alles als vertraulich. Ich sehe alle diese Dinge als vollkommener Outsider und unparteiischer Beobachter.

21. Februar.

Seitdem ich das letzte geschrieben habe, ist mir der Tod des armen Sir L. Malet zu Ohren gekommen. Ich bin sehr, sehr traurig, er war ein so distinguierter Mensch! ...

Ich habe gerade mit Kurier Deinen lieben Brief bekommen, für den ich Dir vielmals danke. Natürlich ist alles, was zum Besten und im wirklichen Interesse der arbeitenden Klassen geschieht, ein Schritt zum Besseren, den jedermann mit Freude begrüßen sollte. Aber Wilhelm hat sich niemals im geringsten um die Armen oder um die Arbeiter gekümmert und weiß absolut nichts von ihnen, sonst würde er mehr Leute um Rat gefragt und versucht haben, bessere Information zu erhalten; auch hätte er versucht, den Schritt, den er unternommen hat, sorgfältig vorzubereiten. Mir gegenüber hat er politische Angelegenheiten seit dem Jahre 1888 nicht erwähnt. Ganz bestimmt werde ich ihm gegenüber keine Bemerkung machen oder meine Meinung anbieten, wenn sie nicht gewünscht wird, nachdem ich derartig behandelt worden bin und so viel Beleidigungen und Unverschämtheiten habe hinunterschlucken müssen! Ich würde niemals verstanden oder angehört werden. Daher könnte ich nichts Gutes tun! Vielleicht wird die Zeit einst kommen, aber ganz bestimmt ist sie noch nicht da.

Er fragt nicht um Rat und kümmert sich auch nicht darum, was seine Eltern über diese Dinge gedacht haben — sondern glaubt, daß er mit höchster Weisheit begabt ist und man ihn

infolgedessen allein handeln lassen muß. Vielleicht wird er um so eher dazu kommen, die Verhältnisse so zu sehen, wie sie liegen; dann will ich mich ganz bestimmt nicht weigern, ihm nach Kräften zu dienen. Es wäre aber ein großer Fehler meinerseits und ein Mangel an rechtem Stolz, wenn ich die Initiative ergreifen wollte — und Selbstbewußtsein ist das letzte, an dem man hängt, wenn einem alles andere genommen worden ist. Du kannst Dir keine Vorstellung von der grenzenlosen Schmeichelei machen, mit der er überhäuft wird. Seine Mutter ist die einzige, die sich dazu nicht hergibt — infolgedessen wird sie natürlich als unangenehmer Mensch angesehen. Viele möchten mich, das letzte Überbleibsel von Fritzens Herrschaft und seiner Ideen, loswerden, so daß ich nur vor ihren Anklagen, Verfolgungen, Intrigen, ihrer ewigen Hetzerei und Rapportage im Schloß sicher sein kann, wenn ich vollkommen ruhig und passiv bleibe.

Indessen habe ich den Eindruck, daß es im ganzen besser und nicht schlimmer geworden ist; sie sind weniger eifrig darauf bedacht, mich zu verfolgen, als sie es waren, aber das Terrain hier ist vollständig unerträglich — persönlicher Ehrgeiz, Trotz, Eifersucht und Intrigen herrschen und werden mit noch größerer Unverschämtheit als früher bezeigt. Ich glaube, daß jedermann dies empfindet! Da sie aber bemerken, daß ich nichts will und mich nicht um sogenannten Einfluß bemühe, nicht neugierig bin, ihre Affären und Geheimnisse zu kennen, da sie außerdem wissen, daß sie mich nicht in Schrecken setzen oder durch ihre schamlosen Verleumdungen vertreiben können, sind sie es ziemlich müde geworden, Steine auf mich zu werfen, halten mich für harmlos und sans conséquence, so daß natürlich Wilhelm und Dona weniger argwöhnisch und in der Defensive oder auf der Suche nach Beleidigungen sind, was wirklich ganz unerträglich war.

Wenn wir uns treffen, sind wir ganz freundlich zueinander; niemand bemerkt die Wunden und die Stiche in meinem Herzen, noch wie tief ich alles Unrecht fühle, das Fritz und ich gelitten haben."

Vierzehn Tage später, am 7. März, schrieb sie:

„Es ist sehr schade, daß die ‚Times' so überflüssige und voreingenommene Bemerkungen über unsere Wahlen macht! Die Freisinnigen sind keine Republikaner oder Demokraten — sie sind etwa so wie die englischen Whigs —, sie wollen eine konstitutionelle Regierung —, so wenig staatliche Einmischung wie möglich —,

Freihandel, keinen Sozialismus, keine gesetzlichen Repressalien, keine Verfolgungen von Juden oder Katholiken. Natürlich murren sie zuweilen gegen die Militärvorlage und opponieren den Zöllen auf Weizen, Brot, Tee und Kaffee. Fürst Bismarck haßt sie ganz besonders; infolgedessen werden sie in jeder möglichen Weise verleumdet. Ich sehe nicht ein, warum die ‚Times' sich für ein so unfaires Verhalten einsetzen sollte. Die Kölnische Zeitung brachte am 4. d. M. einen Artikel, der ungefähr der widerlichste war, den ich je gelesen habe. Ich fürchte sehr, daß er durch Bismarcks Umgebung inspiriert war.

Ich bin besorgt, daß der arme Willy sich alles sehr leicht vorstellt und glaubt, daß er nur seine Wünsche zu diktieren braucht usw. — eine ziemlich kindische Idee. Er ist sehr despotisch und selbstherrlich in allen seinen Absichten; man kann aber heutzutage auf solche Weise nicht mehr gut regieren."

Der Weg eines Autokraten ist mit Schwierigkeiten besät; aber selbst wenn es ihm gelingt, sie unter die Füße zu treten, kann er niemals mit oder unter einem anderen Autokraten arbeiten. Der Kaiser hatte von Bismarck die Geheimnisse der autokratischen Regierung gelernt, und begann selbstherrliche Ansprüche zu machen. Das unvermeidliche Resultat war, daß sie sich infolge der sozialen Frage immer mehr in den Haaren lagen. Am 15. März schrieb die Kaiserin:

„Heute kommen die Delegierten mit ihrer seltsamen Mission an. Wie sehr muß ich eine Verfassung wie die britische loben, wenn ich einen jungen, ganz unwissenden und unerfahrenen Mann den Despoten spielen sehe, ohne daß ihn jemand daran hindert, Gefahr zu laufen oder Unglück zu erleiden. Es wäre eine merkwürdige Nemesis, wenn nach allen seinen vielen Sünden Fürst Bismarck gerade dann stürzen müßte, wenn er im Recht ist; kein älterer Mann oder Verwandter ist da, der Wilhelm einen kleinen zeitgemäßen Rat geben, ihn warnen oder ihm in politischen, wichtigen Dingen oder in Familien- und Hofangelegenheiten einen freundlichen Wink versetzen könnte. Wenn wir Wilhelm die letzten vier Jahre für uns selbst gehabt hätten, oder wenn ich ihn wenigstens jetzt beeinflussen könnte, so wäre es möglich, vieles zu verhindern, und er würde nicht so blind und unwissend sein. Leider muß ich sagen, daß die arme Dona keine Hilfe, sondern ein Hindernis bedeutet. Ihr Stolz

ist so groß, sie glaubt alles besser zu wissen, weil sie die Kaiserin ist; sie befindet sich immer in der Defensive und ist ganz lächerlich exigeante. Die Schmeichelei, mit der sie beide überhäuft werden, genügt, um jeder Frau den Kopf zu verdrehen; es ist kein Wunder, daß der ihrige verdreht ist. Sie fragen mich niemals auch nur das kleinste; sie laden mich lediglich zu ihren Familiendiners ein, wie sie es mit jeder Tante oder jedem Vetter auch machen würden. Kein einziger kluger, seines Weges sicherer Ratgeber ist um sie, sondern nur einige respektable und wohlmeinende Leute, andere, die gefährliche Intriganten sind, aber kein einziger bedeutender Mann und keine hervorragende Frau.

Ich bin ganz aus allem herausgerissen und weiß nur sehr wenig von dem, was im Schloß vor sich geht. Ich treffe Wilhelm und Dona nur bei Familiendiners, in Gesellschaft der anderen; natürlich sind das für mich peinliche Gelegenheiten, aber ich versuche die Stunde einigermaßen angenehm vorübergehen zu lassen und alle meine bitteren Gedanken und Empfindungen zu verstecken.

Dona freut sich ihrer Stellung auf das äußerste; ihr ganzes Gesicht drückt die intensivste Befriedigung aus. Sie ist davon überzeugt, daß alles, was Wilhelm und sie tun, denken und sagen, vollkommen ist; ganz bestimmt muß das ein Zustand höchster Glückseligkeit sein. Sie mischt sich in alles, was die Familie tut, jede Kleinigkeit wird ihr hinterbracht; sie befiehlt und bestimmt in einer für die anderen sehr verletzenden Weise, da es von einer so jungen Person ausgeht."

Drei Tage später, am 18. März 1890, trat Fürst Bismarck plötzlich zurück; der Kaiser ernannte den General Leo von Caprivi an seiner Stelle zum Reichskanzler. Inzwischen hatte die Königin Victoria den Brief der Kaiserin Friedrich vom 15. erhalten und in ihrer Antwort gefragt, warum sie Donas Heirat mit ihrem Sohn Wilhelm so sehr gewünscht habe. Am 22. März antwortete die Kaiserin:

„... Du fragst: warum wünschte ich Wilhelms Heirat so sehr und kämpfte so hart, um sie zu erreichen? Weil unter den jungen Prinzessinnen, die ich kannte (da man es nicht für ratsam hielt, daß er eine Cousine heiraten sollte), Dona mir am geeignetsten schien, eine ausgezeichnete Frau und Mutter zu werden. Wir schätzten und achteten ihren Vater sehr, der großes Vertrauen zu uns hatte; wir waren sehr intim mit ihm.

Dann hoffte und glaubte ich, daß sie dankbar und anhänglich sein und mir Vertrauen entgegenbringen würde — in diesem Punkt sind allerdings meine Hoffnungen gänzlich enttäuscht worden! Sie hat vollkommen vergessen oder will sich nicht erinnern, oder versteht in der Tat nicht, was sie mir schuldet. Sie hat ein starkes Pflichtgefühl, aber sie scheint ihre Pflichten mir gegenüber nicht zu kennen! Sie ist eine ausgezeichnete Frau und eine ihren Kindern sehr ergebene, wenn auch nicht kluge Mutter! Ich bin froh, daß sie so glücklich ist — daß sie und Wilhelm und die Kinder alle wohlauf sind usw. Natürlich bin ich für all das dankbar. Aber für mich selbst, für meinen Trost in meiner Einsamkeit und Sorge existieren sie als Hilfe leider nicht! Das mag sich mit der Zeit ändern, aber ich bezweifle es sehr. Es ist jetzt nicht der Augenblick, ihnen die Augen über all das zu öffnen, was ich zu erleiden hatte, was sie geflissentlich unbeachtet lassen. Wenn andere Leute um sie wären und ihnen das ganze schändliche Betragen gegen mich in den Jahren 1887 bis 1889 erklären würden, ihnen sagten, wie unwahr alle gegen mich gerichteten Anklagen gewesen sind, würde es ihnen bestimmt leid tun; dann würden ihre Empfindungen wechseln, und ihr Benehmen gegen mich wäre anders — dann könnte ich ihnen auch alles verzeihen, obgleich ich niemals imstande wäre, es zu vergessen.

Ich kann der Art und Weise nicht zustimmen, in der Fürst Bismarcks Rücktritt sich zugetragen hat, und halte es für ein ziemlich gefährliches Experiment, für ebenso gefährlich, wie die sogenannte soziale Frage in diesem Augenblick aufzurollen. Ich fürchte, daß nichts Gutes daraus entstehen wird. Es macht sehr viel Freude, den Despoten zu spielen und viel von sich her zu machen. General Caprivi ist ein Soldat, von dem Fritz viel hielt; Fritz hatte immer gehofft, ihn eines Tages zum Kriegsminister zu machen! Er ist ein anständiger, gerader, respektabler Mann von großer Energie, ein wenig widerspenstigem und entschlossenem Willen, der keinen Kompromissen zugänglich und ziemlich heftig ist. Ich sollte nicht denken, daß er das geringste Verständnis für Politik haben könnte, aber er ist nicht fähig, irgend etwas zu sagen, was er nicht wirklich meint; auch steht er allen Intrigen jeder Art völlig fern!

Bismarcks System war vollkommen korrupt und schlecht — aber das ist nicht der Grund, warum Wilhelm den Wechsel wollte; denn nicht einmal dies durchschaut er. Das Genie und das Prestige des Fürsten Bismarck hätten für Deutschland in bezug auf den Frieden noch sehr nützlich und dienlich

sein können, besonders mit einem so unerfahrenen und unklugen Herrscher an der Spitze; ich fürchte, daß Bismarck in dieser Hinsicht noch sehr vermißt werden wird, wie ich auch die Besorgnis hege, daß die Kombination, welche ihn ersetzen soll, nicht stark genug sein kann. Wilhelm bildet sich ein, daß er alles selbst tun kann — Du weißt, daß er es nicht kann —; ein wenig Bescheidenheit und Selbsterkenntnis würden ihm zeigen, daß er nicht das Genie oder der Friedrich der Große ist, der zu sein er sich einbildet — so wird er wohl leider in schwierige Lagen kommen. Wenn Fürst Bismarck zurücktreten mußte, so hätte ihn ein Ministerium mit dem Fürsten Clodwig Hohenlohe als Kanzler, Hatzfeldt als Minister des Äußeren, Caprivi als Kriegsminister und einem Liberalen als Minister des Inneren ersetzen können; dann hätten wir nichts zu fürchten und brauchten nicht Fürst Bismarcks Rücktritt als Unglück anzusehen. Kluge, erfahrene und vermittelnde Männer würden das Vertrauen Deutschlands und Europas und mit der Zeit, wie ich sicher bin, auch den besten Einfluß auf Wilhelm gehabt haben; die Schranke, die zwischen ihm und mir existiert, wäre bald niedergerissen worden, alle hervorragenden Männer Deutschlands, die jetzt durch die Machenschaften des Bismarcksystems zurückgehalten worden sind, würden allmählich in den Vordergrund getreten sein, ihre Meinungen hätten Gehör gefunden, wären diskutiert worden — kurz, eine Ära des Friedens und der Beständigkeit hätte begonnen, wie sie Fritzens Herrschaft bedeutet haben würde! Jetzt sehe ich nichts als Verwirrung— plötzliche, nicht genügend überlegte Entscheidungen, die mit einer ganz bismarckischen Verachtung für die Empfindungen des Volkes ausgeführt werden, aber ohne den coup d'œil de maître, den Bismarck oft hatte! Was bei ihm fehlerhaft war, und was jetzt das Richtige zu tun wäre, kann Wilhelm nicht erkennen; niemand ist da, der es ihm zu sagen vermöchte, da alle, die ihn beraten könnten, ferngehalten oder mit Absicht in Wilhelms Augen diskreditiert worden sind. Du kannst Dir vorstellen, daß ich über den Zustand der Dinge nicht gerade glücklich und erfreut bin ..."

Drei Tage später, am 25. März 1890, schrieb die Kaiserin:

„Fürst und Fürstin Bismarck kamen und verabschiedeten sich; General Caprivi stattete mir einen langen Besuch ab. Er kam mir sehr vernünftig vor, ich hoffe nur, daß er Erfolg hat; aber er ist ein sehr gewissenhafter und vollkommen ernsthafter Mann; wenn Wilhelm glaubt (wie er manchmal sagt)

nur Leute gebrauchen zu können, die ihm gehorchen und seine Befehle ausführen, wird Caprivi es, wie ich fürchte, sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich finden, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, die in den Augen des Volkes mit einer ungeheuren Verantwortlichkeit verbunden sind. Wilhelm ist ein Despot durch und durch und hat einige sehr merkwürdige Ideen über diesen Punkt. Fürst Bismarck erzählte mir viel Interessantes. Er beklagte sich nicht direkt, aber ich hatte den Eindruck, er empfinde es sehr schmerzlich, daß er nicht mit der seinem Alter und seiner Stellung gebührenden Rücksicht behandelt worden ist. Wir schieden freundschaftlich und friedlich; ich bin froh darüber, da es mir leid getan hätte — ich hatte zuviel in den langen Jahren seines Systems zu leiden — wenn ich in irgendeiner Weise rachsüchtig erschienen wäre, was ich wirklich nicht bin. Viele empfinden den bevorstehenden Rücktritt seines Sohnes als eine Befreiung. Vermutlich war der General Verdy du Vernoy das Hauptinstrument, um den Fürsten Bismarck loszuwerden..."

Der Sturz des Fürsten Bismarck brachte keine der politischen oder sozialen Änderungen mit sich, auf welche die Kaiserin Friedrich gehofft hatte. Am 29. März schrieb sie an die Königin Victoria:

„... Die Verwirrung scheint mir außerordentlich, und der Zustand der Dinge ein höchst bedrohlicher und unbefriedigender zu sein. Ein Wechsel in den Beziehungen, die unter Fürst Bismarcks Verwaltung als die bedauerlichsten anzusehen waren, ist nicht zu spüren, da ich höre, daß Wilhelm Herbert Bismarck möglichst bald zurückhaben möchte. Es würde ein sehr großer Fehler sein. Das einzig Gute, was ich in all dem sehen kann, ist, daß ein so anständiger Mann wie General Caprivi die Angelegenheiten leitet, aber ich bezweifle sehr, ob er bleiben will oder kann.

Ich glaube, die Konferenz hat ganz gut gearbeitet; wie das Resultat sein, und wieviel von diesem Resultat zur praktischen Ausführung gelangen wird, ist eine andere Frage, auf die man, nach meiner Ansicht, keine optimistische Antwort zu geben vermag..."

Ob die Kaiserin mit ihrer Ansicht recht hatte, daß ihr Sohn sich die Dienste des jüngeren Bismarck als Minister des Auswärtigen sichern wollte oder nicht, jedenfalls trat

Graf Herbert am 1. April zurück und wurde in seinem Amte von Baron Marschall von Bieberstein gefolgt. Eine Woche später, am 8. April, schrieb die Kaiserin Friedrich an die Königin Victoria:

„Ich kann Dir nicht viel von dem erzählen, was hier in politischer Beziehung vorgeht, aber ich sehe mit Besorgnis in die Zukunft. Alles muß in Eile geschehen und erstaunlich wirken! und aus einer Quelle kommen oder wenigstens zu kommen scheinen! Ich glaube, ein Ministerium aus Jules Verne mit Lord Randolph Churchill und Lord C. Beresford als beständigsten Elementen, mit General Boulanger und einigen Afrikareisenden (der arme Mr. Gordon Cumming, wenn er am Leben wäre) und natürlich Richard Wagner, wenn er noch lebte, würde etwa dem Geschmack in hohen Kreisen am besten entsprechen; ohne Zweifel würden wir einige in ihrer Neuheit und Originalität höchst erfrischende und sensationelle Phasen durchmachen, auch würden Abenteuer aller Art nicht auf sich warten lassen. Manchmal weiß man nicht, ob man lachen oder weinen soll. Ich bin neugierig, wie lange Caprivi bleiben und was er zu tun imstande sein wird! Er ist ein sehr beständiger, anständiger und entschlossener, sehr konservativer und sehr militärischer Mann!

Der neue Minister des Auswärtigen hat nicht einmal seinen Namen in mein Empfangsbuch eingeschrieben, noch hat Herbert Bismarck mir seine Demission mitgeteilt, oder sich verabschiedet, was um so unhöflicher ist, als er Fritzens Minister war, aber ich bin von Herzen froh, daß ich ihn nicht zu sehen oder mit ihm zu sprechen brauchte!...

Es scheint mir (fügte sie in einer Nachschrift bei), daß der deutsche Kaiser sich in eine Art Zaren verwandelt und Deutschland mit Ukasen regiert werden wird."

Bismarck war gestürzt, und Wilhelm II. jetzt Alleinherrscher; aber das Ereignis brachte die Kaiserin Friedrich nicht in eine Stellung zurück, in der sie ihrem Adoptionslande von Nutzen sein konnte, sondern hatte nur die Wirkung, sie, mit Ausnahme einer kurzen und vorübergehenden Mission, in den tiefsten Hintergrund der deutschen Politik und sozialen Angelegenheiten zu versetzen.

Sechzehntes Kapitel

CAPRIVIS KANZLERSCHAFT

Bismarcks Sturz, so groß auch sein Einfluß auf das Geschick Deutschlands sein mochte, brachte für den Augenblick in das Leben der Kaiserin Friedrich wenig Veränderung. Allerdings hatte sie nun an der Spitze der deutschen Regierung keinen hartnäckigen Feind mehr, denn der neue Kanzler, General von Caprivi, enthielt sich wohlweislich jeder Einmischung in Dinge, die außerhalb seines Amtsbereiches lagen. Ihr Sohn, Kaiser Wilhelm, zeigte, obgleich er vom Einfluß Bismarcks nun frei war, wenig Zeichen einer freundlicheren Haltung gegen sie; in allen anderen Beziehungen blieb ihre Lage unverändert. Ihrerseits hielt die Kaiserin ihre Gewohnheit, sich nicht in Staatsangelegenheiten zu mischen, aufrecht und beschäftigte sich nicht allein mit den vielen Wohltätigkeitswerken, an denen sie stets das lebhafteste Interesse gehabt hatte, sondern auch mit künstlerischen Dingen, die ihr viel Freude machten. Eine Form ihrer künstlerischen Tätigkeit zeigte sich im Bau eines Hauses nach ihrem eigenen Herzen; in Kronberg hatte sie ein Grundstück mit einer Villa und einigen Morgen Land, von Dr. Steinel, dem Schwiegersohn eines Fabrikanten aus Manchester, Mr. Reiss, erworben, der dem Hause den Namen „Villa Reiss" gegeben hatte. Angrenzende Liegenschaften wurden ebenfalls gekauft, so daß der Besitz auf etwa 250 Morgen gebracht wurde. Die „Villa Reiss" wurde fast ganz niedergerissen; an ihrer Stelle erhob sich allmählich ein vorbildliches domus regalis, das über dem Haupteingang die Inschrift „Friderici memoriae" trug. Das Haus war

von einem berühmten deutschen Architekten, Herrn Ihne, entworfen worden, wurde aber vom Publikum in Deutschland eher als ein englisches Landhaus, denn als deutsches Schloß angesehen; in dieser Ansicht lag einige Wahrheit, denn der Architekt war von der Kaiserin angewiesen worden, nach England zu gehen und dort modernere Hausbauten zu studieren. „Friedrichshof", wie die neue Residenz der Kaiserin genannt wurde, war erst im Jahre 1893 fertig; von 1889 bis zu diesem Datum waren Pläne, Einrichtung und Ausbau ihres Hauses für die Kaiserin eine Quelle ständigen Interesses. Hier brachte sie nun ihre reichen Kunstschätze, die sie erworben hatte, unter; man hatte vollkommen recht, wenn man die Galerien und Salons des Erdgeschosses mit den besten deutschen Museen verglich. Hier in Kronberg gewann die Kaiserin unter den Einwohnern bald zahlreiche wahre Freunde und begann nach kurzer Zeit von ihnen etwa in derselben Weise angesehen zu werden, wie man in Balmoral auf die Königin Victoria blickte.

Das zurückgezogene Leben der Kaiserin in Kronberg schien den Entschluß, ihren Feinden keinen Grund mehr zu dem Vorwurf zu geben, daß sie sich in politische Angelegenheiten mischte, zu betonen; trotzdem nahm sie weiter an allen Dingen, die das Wohlergehen Deutschlands und ihres Geburtslandes betrafen, den lebhaftesten Anteil. Insbesondere richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf das Verhalten ihres Sohnes, des Kaisers Wilhelm; als er am 6. Mai 1890 den neuen Reichstag mit einer Rede eröffnete, in der er 18 Millionen Mark für die Vergrößerung des deutschen Heeres forderte, während er zu gleicher Zeit seine heiße Friedensliebe aussprach, schrieb die Kaiserin vier Tage später an die Königin Victoria:

„. . . Die Rede zur Reichstagseröffnung hat in diesem Teile Deutschlands viel Enttäuschung hervorgerufen. Das Publikum war nicht nur erstaunt, weil der Ministerwechsel nicht erwähnt wurde, sondern weil auch viele andere Dinge, auf die man gehofft und die man erwartet hatte, nicht ausgesprochen wor-

den sind, wie z. B. der Entschluß, das Sozialistengesetz nicht zu erneuern, die Wiedererstattung des Welfenfonds, die Abschaffung der schlimmen und unnötigen Paß-Scherereien im Elsaß an der französischen Grenze; alles richtige und nützliche Unternehmungen, die Fritz immer ausführen wollte und die die gegenwärtige Regierung stärken und populär machen könnten, obgleich sie an sich keine großen Reformen bedeuten ..."

Es schien indessen so, als ob Kaiser Wilhelm immer noch vorhätte, alles was der Kaiser Friedrich geplant oder projektiert hatte, mit Nichtachtung zu übergehen. Es war daher eine erfreuliche und sie tiefberührende Erfahrung, als die Kaiserin Friedrich hörte, daß die Stadt Berlin das Andenken ihres Gatten durch ein zu seinem Gedächtnis zu errichtendes Denkmal ehren wollte. Kaiser Wilhelm aber weigerte sich, die Erlaubnis dazu zu geben, so daß die Kaiserin der Königin Victoria mit Gefühlen höchster Aufregung und Trauer am 3. Juni 1890 schrieb:

„Wie Du weißt, wollte die Stadt Berlin unserem geliebten Fritz ein Denkmal errichten; es ist das erstemal, daß sie dies für einen ihrer Herrscher tun wollte. Sie haben auch das Geld schon! Man machte mir davon Mitteilung, und ich ließ sie wissen, wie sehr der Plan mich rührte und daß dies Zeichen von loyaler Zuneigung ihn sehr viel mehr ergriffen haben würde, als ein Denkmal, das von der Regierung bestellt, ausgeführt und bezahlt worden wäre. Sie schickten ihre Pläne ein und warteten über vier Wochen auf Antwort; jetzt hat Wilhelm sich geweigert, ihnen die Erlaubnis zu geben und sagt, daß der Staat das Denkmal aufführen will. Das tut mir sehr leid, da eine solche spontane Respektsbezeugung für Fritzens Gedächtnis sehr verschieden von einem Staatsauftrag ist, der sich in nichts davon unterscheidet, als würde eine neue Brücke oder neue Kaserne bestellt; er hätte ihn dankbar und freundlich annehmen müssen. Auch wäre es seine Pflicht gewesen, mich zu fragen oder es mich wissen zu lassen und mit mir zu besprechen! Die Stadt Berlin teilte mir mit, daß das Denkmal nach meinen Wünschen ausgeführt werden solle. Jetzt ist natürlich alles verdorben. Wilhelm ignoriert meine Existenz in jeder Beziehung."

Als Antwort lud Königin Victoria ihre Tochter nach England ein und deutete ihr an, daß, da die Stadt Berlin

bereits ein Krankenhaus zum Gedächtnis des Kaisers Friedrich erbaue, ein zweites Monument vielleicht überflüssig sei. Darauf antwortete die Kaiserin am 13. Juni 1890:

„Vielen Dank für Deinen lieben, mit Kurier gekommenen Brief, den ich heute beantworten will, da wir heute abend abreisen und ich fürchte, daß ich morgen keine Zeit zum Schreiben haben werde. Wann sollen wir in England ankommen? Den 28.? Du kommst aus Balmoral am 26. zurück, wie ich glaube?...

Augenscheinlich hast Du mich wegen des Denkmals für meinen geliebten Fritz nicht verstanden. Die Stadt Berlin gab am 18. Oktober 1888 eine Summe, um ein Institut zu gründen, das seinen Namen tragen sollte. Ich überwies sie dem Kinderkrankenhaus, das sich jetzt im Bau befindet. Das war etwas ganz anderes! Hier handelt es sich um ein großes Reiterstandbild! Der Staat hat ein solches vom Kaiser Wilhelm bestellt, und die Stadt Berlin hatte das Geld bereits im vorigen Jahre ausgeworfen, um eins für Fritz zu errichten. Sie mußten um die Erlaubnis bitten und haben nicht, wie ich Dir das letztemal schrieb, ein paar Monate, sondern ein ganzes Jahr auf Antwort gewartet, die ihnen jetzt in Form einer Absage gegeben worden ist, nachdem ich ihnen mitgeteilt hatte, wie erfreut über die Idee und wie dankbar ich sei. Es kann dich nicht wundern, daß ich verletzt und bekümmert bin, da es wiederum den Anschein hat, als ob W. nicht wünschte, daß Fritzens Popularität der Nachwelt durch einen greifbaren geschichtlichen Beweis bekannt würde. Da die Geschichtsbücher für alle Schulen in Preußen vom Ministerium zusammengestellt werden, können sein Leben, sein Charakter, seine Ansichten und seine kurze Herrschaft so unwichtig dargestellt werden, wie man es für ratsam hält, und alles kann so gefärbt werden, wie es der gegenwärtigen Regierung gefällt!! wie sie es schon mit seiner Krankheit und mit seinem Tagebuch getan haben, während ich wünschte, daß die Wahrheit bekannt und ihm und seinen Freunden Gerechtigkeit widerfahren würde; das heißt allerdings, daß sie indirekt auch mir widerführe. Wenn die Regierung ein Denkmal errichten will, so kann sie es tun, und trotzdem der Stadt erlauben, ihre Absichten auszuführen. Ich nenne so etwas sehr autokratisch und nur darauf berechnet, mich zu verdrießen. ‚La raison du plus fort est toujours la meilleure', und es ist ganz merkwürdig zu sehen, wie alles, was Wilhelm tut, in England gebilligt wird; ein Blick in

die ‚Times' zeigt dies; es ist also nicht weiter überraschend, daß er sich selbst für unfehlbar und sein Benehmen gegen Vater und Mutter für tadellos hält; er sieht nicht, wie er die Macht, die so sehr viel zu früh in seine Hände gelegt worden ist, mißbraucht."

Der Unwille der Kaiserin über die Art und Weise, in der sie in den Hintergrund gedrängt wurde, ist weiter aus ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 13. Dezember 1890 ersichtlich:

„Vielen Dank für die Abhandlung über Griechenland, die ich Dir zurückschicke, nachdem ich sie mit großem Interesse gelesen habe. Du sagst, ich habe Dir zum erstenmal seit 1888 über eine politische Angelegenheit geschrieben. Es scheint mir in der Tat seltsam, daß ich jetzt mit fünfzig Jahren so vollkommen aus der offiziellen Welt ausgeschieden bin — keine einzige offizielle Persönlichkeit kommt jemals zu mir, und was mein tägliches Brot zu sein pflegte, hat vollständig aufgehört. Wieviel habe ich für Fritz gearbeitet, und auch er war gewohnt, mir alles zu erzählen. Jetzt könnte ich lebendig begraben sein, denn natürlich besucht mich niemand. Wie die Dinge liegen, ist es weit besser so, da ich es nicht gern sehen würde, auch nur für die kleinste schlimme Wirkung verantwortlich gemacht zu werden. Immerhin kann ich die Augen offenhalten, studieren und Informationen über verschiedene Gegenstände sammeln; meine früheren Freunde, die nicht mehr in offiziellen Stellungen sind, sprechen sich jetzt viel freier mir gegenüber aus, als sie es zu tun pflegten. Ich laufe der offiziellen Welt nicht nach, sondern im Gegenteil, ich vermeide sie; ich bin zu stolz, irgendwelche Fragen zu tun, wenn ich nicht um meine Meinung angegangen werde.

Ich habe nicht den geringsten Einfluß auf den Verlauf der Dinge, aber als ein Mitglied des denkenden Publikums stehe ich nicht allein; so gibt es viele, die Wert darauf legen, ihre Meinungen mit mir auszutauschen. Zu Hause pflegte ich mit vielem Interesse allem zu folgen, was den lieben Papa und Dich anging. Es gab eine Zeit, in der der Kaiser Wilhelm und die Kaiserin Augusta alles mit uns zu besprechen pflegten. Nun, da meine Erfahrung vielleicht etwas wert ist, herrscht Todesschweigen um mich her, und meine Existenz scheint vergessen.

Ich habe nicht den leisesten Ehrgeiz, eine Rolle bei der gegenwärtigen Regierung zu spielen; ich käme mir verächtlich

vor, wenn ich es nach allem, was vorgefallen ist, täte, aber ich kann unmöglich das Interesse an den Angelegenheiten dieses Landes, an den Friedensbestrebungen, und dem Fortschritt in der übrigen Welt verlieren. Wenn ich nach Italien oder nach Griechenland komme, ist es ein Vergnügen, mit König Humbert und mit Wilhelm von Griechenland zu sprechen. Ich rede nicht von zu Hause, da ich natürlich alles, was dort vorgeht, mit derselben Liebe und demselben Interesse verfolge, das ich schon hatte, als ich noch Kind war."

Zum erstenmal seit zwei Jahren sprach die Kaiserin jetzt ihren Standpunkt einer Frage der äußeren Politik gegenüber aus. Unter den Ländern, an denen sie während der vorhergehenden fünf Jahre außer Deutschland, England und Rußland das meiste Interesse genommen hatte, befanden sich Bulgarien und Griechenland. In Bulgarien hatte nach der Abdankung ihres Protégés, des Fürsten Alexander, Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha den Thron bestiegen; trotz allen Verschwörungen und Intrigen war es ihm allmählich gelungen, seine Stellung zu befestigen.

Das Interesse der Kaiserin Friedrich an Griechenland hatte sich infolge der Heirat ihrer Tochter Sophie mit dem Herzog von Sparta sehr verstärkt. In der Provinz Mazedonien, die noch unter türkischer Herrschaft stand, waren Unruhen an der Tagesordnung, und sowohl Bulgarien wie Griechenland sahen mit verlangenden Augen auf dieses Land. Ihrem Briefe vom 13. Dezember 1890 fügte die Kaiserin folgenden Kommentar bei:

„Ich möchte ein Wort über Griechenland hinzufügen. Die gefährlichste und kitzligste Friedensfrage liegt im Osten; immer wieder taucht die mazedonische Frage auf. Weder Bulgarien noch Griechenland werden jemals ihre Ansprüche auf einen Teil dieses Landes aufgeben und niemals Freunde werden, bis dies einst vollkommen geregelt ist. Früher hatte Sandro einen ausgezeichneten Plan gemacht, wie beide zufriedengestellt werden könnten, im Falle die Türkei diese Provinz verlieren sollte. Ich habe mir oft überlegt, ob England, Österreich, Deutschland und Italien nicht versuchen könnten, die maze-

donischen Schwierigkeiten für die kleineren Mächte auf friedlichem Wege zu ordnen und so einen gefährlichen Zankapfel zu beseitigen, der den Osten jeden Augenblick in Flammen setzen kann und den Russen die langersehnte Möglichkeit zum Eingreifen zu geben imstande ist.

Ich traf neulich einen Freund von mir, der im Komitee für die anatolischen Eisenbahnen in Konstantinopel ist; er sagte mir, nach seiner Meinung seien die Bulgaren die meistversprechende aller Balkannationalitäten; er hielte den Staat einer großen Entwicklung für fähig und glaube, daß er eine gute Zukunft besitze — er habe große Fortschritte gemacht und verdanke alles Sandro."

Die Haltung ihres Sohnes verursachte der Kaiserin immer noch bittere Schmerzen, besonders wenn er sein arrogantes Benehmen auf seine Schwester Sophie, die Herzogin von Sparta, ausdehnte, die in Berlin zu Besuch gewesen war, um mit ihm ihren Übertritt zur griechischen Kirche zu besprechen — ein Plan, dem sich der Kaiser heftig widersetzte; er ging so weit, ihr anzudrohen, daß er ihr niemals wieder gestatten würde, Deutschland zu besuchen. Am 27. September 1890 schrieb die Kaiserin:

„Gestern abend kam ein Kurier, der heute um zwei Uhr wieder abreist, und brachte mir Deinen lieben Brief, für den ich Dir vielmals danke. Ich dachte mir gleich, daß wir unmöglich über diesen Punkt verschiedener Meinung sein könnten. Auch ich hoffe, daß alles vorübergehen wird, wenn W. klargemacht worden ist, daß er Drohungen dieser Art nicht ausführen kann, mögen sie auch noch so feierlich ausgesprochen werden (wie sie es waren), ohne daß die verderblichsten Folgen für den Frieden der Familie eintreten müßten, und er im Lichte eines Tyrannen und Renommisten dastünde, was ihm, wie ich glaube, trotz aller seiner Neigung zum Zeigen seiner Macht und Autorität nicht angenehm sein würde. Du kannst Dich nicht wundern, daß solche Herzlosigkeit und Rücksichtslosigkeit mir einen tiefen Eindruck hinterlassen haben, da sie wiederum den Geist offenbaren, in dem ich während der letzten drei Jahre behandelt worden bin. Trotzdem ich mich bemühte, so wenig als möglich Notiz von seinem Betragen zu nehmen, da ich hoffte, daß es besser werden würde. Frieden ist das einzige, worauf ich hoffe, Dankbarkeit,

Liebe, Vertrauen, Sympathie werden mir von dieser Seite aus niemals zuteil werden. Sie verstehen mich nicht, ebensowenig wie sie ihren lieben Vater verstanden haben. Sie wollen mich nicht und sind voller Verdacht gegen mich, obgleich sie wissen könnten, daß ich mich in nichts mische und stolz darauf bin, es nicht zu tun. Diese Gefühle machen sich bei der geringsten Provokation bemerkbar, und da es für mich unmöglich ist, zu wissen oder zu erraten, wer unaufhörlich Wilhelm allen möglichen Klatsch wiedererzählt, um ihn gegen mich aufzureizen, obgleich ich weiß, daß dies in vieler Interesse liegt, werde ich immer diesen Dingen ausgesetzt sein. Aber ich empfinde seine Unhöflichkeit und sein unangemessenes Benehmen gegen mich weit weniger als seine Grobheit gegen seine Schwester, die ihn mit tiefstem Mißfallen, außerordentlich verletzt, verlassen hat. Er hat kein Herz und Dona keinen Takt; dabei sind sie aber beide von ihrer eigenen Vollkommenheit so überzeugt, daß sie eines Tages in aller Naivität mit dem Kopf gegen die Wand rennen werden.

Das beste, was ich tun kann, ist ohne Zweifel, die ganze Sache fallenzulassen. Natürlich weiß ich nicht, was der König von Griechenland tun oder schreiben wird."

Im vorhergehenden Monat war Wilhelm II. ein vierter Sohn geboren worden; die Tatsache veranlaßte die Kaiserin Friedrich zu folgender Bemerkung:

„Ich glaube auch, daß eine Tochter von Vorteil gewesen wäre, und fragte W., ob er nicht gerne eine Tochter haben würde. Er antwortete, Mädchen seien nutzlose Geschöpfe, er wolle keine haben und zöge es bei weitem vor, ohne sie zu sein. Ihm sind natürlich Jungen (Rekruten), die man hin- und herschicken kann, sehr viel mehr nach seinem Geschmack — aber es wird eines Tages nicht leicht sein, sie alle mit den nötigen Mitteln und mit Häusern zu versorgen ..."

1891 Das Jahr 1891 begann ohne irgendwelche Anzeichen für die Kaiserin Friedrich. Sie hatte jetzt ihr fünfzigstes Jahr überschritten und wurde, wie viele Beobachter meinten, ihrer Mutter, der siebzigjährigen Königin Victoria, immer ähnlicher. Am 22. Februar 1891 schrieb die Kaiserin ihrer Mutter:

„Man sagt mir hier oft: ‚Comme vous ressemblez à la Reine d'Angleterre,' und ich antworte immer: ‚Cela n'est pas flatteur

pour ma mère, je voudrais lui ressembler — ce qui la rappelle c'est mon deuil, qui est hélas le même —, qu'elle porte depuis 29 ans.'

Du sagst, daß ich die Vorliebe, schöne Dinge ausfindig zu machen, nicht von Dir geerbt habe, aber ich habe dafür einen speziellen Grund. Zunächst lebst Du immer inmitten wunderschöner Sachen, daher hast Du nicht den Wunsch, de vous meubler la tête wie ich, die ich mich nicht in einem so interessanten Milieu aufhalte. Dann hattest Du niemals Zeit oder Gelegenheit, spezielle Kunststudien zu treiben, und schließlich kannst Du Dir alles einrichten lassen, wie Du willst, während ich die Arrangements in meinem Hause selbst treffen, jede einzelne Sache selbst auswählen und sammeln muß, da ich anderen Leuten nichts überlassen kann. Es gibt nur wenige Menschen in Berlin, die meinen Geschmack vollkommen teilen und verstehen, während es in London und Paris ebenso wie in Italien eine große Menge gibt. In Deutschland finden sich nur sehr wenig wirkliche Amateure und Sammler, und der Geschmack für solche Dinge bleibt fast ganz auf Künstler- und Gelehrtenkreise beschränkt. Aber das Interesse hat sich in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre nach dieser Richtung sehr entwickelt, und die Ausstellungen tun in dieser Beziehung viel Gutes.'"

Das ruhige Leben der Kaiserin in Kronberg wurde indessen jetzt zum letztenmal durch aktive Anteilnahme an einer Angelegenheit von diplomatischer Wichtigkeit unterbrochen. Im Frühjahr 1891 stattete die Kaiserin auf Wunsch des deutschen Kaisers einen halboffiziellen Besuch in Paris ab. Der Kaiser wünschte damals, die wirklichen Empfindungen der Pariser Bevölkerung gegen Deutschland zu prüfen und hielt den Besuch einer nahen Verwandten für das beste Mittel dazu. Die Kaiserin Friedrich war seit dem Deutsch-Französischen Krieg verschiedentlich inkognito in Paris gewesen und bei allen ihren Besuchen gut aufgenommen worden; sie wurde deswegen nicht ohne Grund für das geeignetste Mitglied der deutschen Kaiserfamilie gehalten, das den Samen einer Annäherung zwischen dem Kaiserreich und der benachbarten Republik ausstreuen könnte.

Verabredungsgemäß kam die Kaiserin am 19. Februar 1891 in Begleitung ihrer Tochter Margarete und eines beträchtlichen Gefolges in Paris an. An demselben Tage wurde ein offizielles Communiqué ausgegeben, das erklärte, die Kaiserin besuche Paris, um denjenigen Künstlern ihren Dank auszusprechen, die versprochen hatten, ihre Bilder auf die diesjährige Berliner Kunstausstellung zu schicken, deren Patronin sie war. Die ersten drei oder vier Tage in Paris gingen gut vorüber. Die Kaiserin besuchte eine große Anzahl von Ateliers und Gemäldegalerien, wie auch ein oder zwei Antiquitätenläden, wegen derer Paris berühmt ist.

Nun begann aber die deutsche Presse anzudeuten, daß der Besuch einen Schritt zur Verständigung zwischen den beiden Ländern bedeutete — ein Wink, der die Boulangisten in Erregung brachte, und den Grund zu einigen heftigen Reden in Paris bildete. Der Funke wurde zur Flamme angefacht, als es einen oder zwei Tage später bekannt wurde, daß die Kaiserin das Palais in St. Cloud wie auch Versailles (wo ihr Gatte im Quartier gelegen hatte) und die benachbarten Schlachtfelder besucht hatte. Erinnerungen an „l'année terrible" tauchten auf, und als es bekannt wurde, daß ein Lorbeerkranz vom Fuß des Denkmals Henri Regnaults, des berühmten französischen Malers, der beim letzten verzweifelten Ausfall aus Paris gefallen war, bei Gelegenheit des Besuches der Kaiserin im Ministerium der schönen Künste entfernt worden war, wurden alle Versuche, höflich zu sein, aufgegeben. Die Leidenschaften steigerten sich zur Siedehitze. Die französische Presse donnerte gegen diese „insultes aux français", und die Kaiserin reiste schleunigst nach London weiter, da sie den Sturm vermeiden wollte.

Aber der Sturm legte sich nach ihrer Abreise nicht. Die französischen Künstler zogen jetzt ihr Versprechen, in Berlin auszustellen, zurück, und die Berliner Presse re-

vanchierte sich mit maßlosen Ausfällen gegen ihre gallischen Nachbarn.

Das war die letzte Intervention der Kaiserin Friedrich in öffentlichen Angelegenheiten; noch Monate später verursachten ihre Folgen ihr den tiefsten Kummer. Am 29. März, während sie noch bei ihrem Bruder, dem Prinzen von Wales, in Sandringham weilte, schrieb sie an ihre Mutter:

„Ich bin immer noch sehr traurig über alle die Berichte, die in Berlin kursieren, angeblich aus Paris stammen und von Mitgliedern des diplomatischen Korps und hervorragenden Parisern geschrieben worden sein sollen — alles Lügen! Scheinbar fürchtete man erst in Berlin, daß Graf Münster [der deutsche Botschafter in Paris] die Situation nicht ganz verstanden habe; jetzt sind sie aber über diesen Punkt beruhigt, und aller Tadel fällt auf mein Gefolge. Das ist wirklich zu schlimm.

Ich hätte darauf bestanden, die französischen Künstler trotz den Warnungen und Bitten der ‚Leute, deren Aufgabe es war, das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und Deutschland aufrechtzuerhalten', zu besuchen. Das ist eine absichtliche Verdrehung der Tatsachen. Graf Münster riet mir zu Bouguerau und zu Détaille zu gehen, was ich tat. Emile Wauters, Madrazo und Munkaczy sind keine Franzosen, sondern ein Belgier, der den deutschen Orden Pour le Mérite trägt, ein Spanier und ein Österreicher. Die Herren Lefèvre und Galland sind Franzosen — den Letztgenannten kenne ich schon jahrelang und habe ihn oft besucht, obgleich Münster niemals seinen Namen gehört hatte...

Meine andern Verbrechen sollen darin bestanden haben, daß ich in Läden ging und nichts kaufte. Das ist nicht wahr, ich habe zwei Juwelierläden besucht — Leute, die für mich gearbeitet hatten, und deren Rechnungen gerade bezahlt worden waren. Dann soll ich alle möglichen jüdischen Sammler besucht haben. Ich habe nur die große Sammlung Spitzer angesehen, der zu Lebzeiten gewiß ein Jude war... Es hat mich außerordentlich geärgert... Ich denke, da ich 50 Jahre bin und viel von der Welt gesehen habe, könnte man mir so viel Takt zutrauen, daß ich mich nicht selbst so lächerlich mache, wie sie mir nachsagen, es getan zu haben..."

Ein paar Tage später, am 3. April, schrieb sie vom Buckingham-Palast:

„... Hatzfeldt ärgert sich auch sehr über den Unsinn, der in Berlin über meinen Besuch in Paris geglaubt wird; es tut ihm leid, daß mein Gefolge für den Eindruck, den mein Besuch gemacht haben soll, verantwortlich gemacht wird; in Wirklichkeit war der Eindruck ein ganz anderer, wurde aber nur von der schlechtgesinnten Presse als ungünstig beschrieben. Hoffentlich werden wir nichts mehr davon hören. Auch habe ich den russischen Botschafter nicht geschnitten und würde auch nicht im Traum daran denken, so etwas zu tun ..."

Allmählich legte sich der Sturm, und die Kaiserin nahm ihre künstlerischen Interessen wieder auf. Zwei Beispiele ihrer Kunstliebe mögen erwähnt werden. Am 2. April 1891 schrieb sie nach einem Besuche der Londoner Nationalgalerie an ihre Mutter:

„... Ich besuchte heute die Nationalgalerie und bewunderte ihre prachtvolle Sammlung aufs neue. Es ist die bestausgesuchte, bestbeleuchtete und bestgehängte Gemäldegalerie der Welt, und das heißt viel. Natürlich ist sie nicht sehr groß, aber nach meiner Ansicht fühlt man sich in ihr viel wohler als im Louvre, der zu überwältigend ist.

Heute nachmittag besuchte ich Mr. Alma Tademas Atelier. Sein ganzes Haus ist ein Kunstwerk, das von ihm ausgedacht, geplant und arrangiert den Schauplatz darstellt, den seine schönen Bilder wiedergeben ..."

Vier Monate später, am 26. August 1891, schrieb die Kaiserin, die inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt war, einen Brief, in dem sie ihre Meinung über die Marseillaise ausspricht:

„Es tut mir sehr leid," schrieb sie mit Bezug auf den Besuch der französischen Flotte in Portsmouth, als deren Offiziere mit der Königin Victoria in Osborne dinierten, „daß die greuliche Marseillaise jetzt die französische Nationalhymne ist. Sie bleibt mit den Schrecken der Revolution verbunden und wird von den Sozialisten als das Symbol der Gewalt angesehen. Eine respektable Regierung, wie es die einer friedens- und ordnungsliebenden Republik sein sollte, wählt keine Melodie, die zu Schandversen geschrieben ist wie folgenden: ‚Aux armes citoyens, Formez vos bataillons, Marchons, marchons, qu'un sang impur usw. (das hieß das Blut von Königen, Aristokraten und Priestern und

besagt jetzt das von Kapitalisten, Bürgern und Juden). Tremblez, tyrans et vous perfides, L'Opprobre de tous les partis. Tremblez, vos projets parricides Vont enfin recevoir leur prix. Tout est soldat pour vous combattre' usw.

Ich muß sagen, daß ich betrübt bin, wenn ihr gezwungen seid, euch zu solchen Versen zu erheben, obgleich ihr keine andere Möglichkeit hattet, die Franzosen zu ehren, und die meisten Menschen die Worte jenes wilden Liedes, ebenso wie die Gelegenheiten, bei denen es ertönte, und die Elenden, die es sangen, vergessen haben . . ."

Die Beziehungen der Kaiserin zu Bismarck gewannen nun nach dem Sturz des Kanzlers allmählich eine schonende Sympathie, die sie während der Amtszeit Bismarcks niemals gekannt hatten. Eine leichte Andeutung dieser veränderten Beziehungen können wir aus einer Unterhaltung zwischen Busch und Bismarck ersehen, die ungefähr zu dieser Zeit stattfand.

„Ich nahm mir die Freiheit," erzählte Busch, „weiter zu fragen, was für eine Art Frau die Kronprinzessin gewesen sei, und ob sie viel Einfluß auf ihren Gatten gehabt habe. ‚Ich glaube nicht,' sagte der Fürst, ‚was ihre Intelligenz betrifft, so war sie eine kluge Frau — klug in weiblichem Sinn. Sie kann ihre Gefühle nicht verbergen, oder wenigstens kann sie das nicht immer. Ich habe sie viele Tränen gekostet, und sie konnte nach der Annexion (Schleswigs und Hannovers) ihren Ärger über mich nicht verheimlichen.

Sie vermochte kaum meinen Anblick zu ertragen, aber dies Gefühl hat jetzt etwas nachgelassen. Sie bat mich einmal, ihr ein Glas Wasser zu bringen, und als ich es ihr überbrachte, sagte sie zu einer in ihrer Nähe sitzenden Hofdame, deren Namen ich vergessen habe: ‚Er hat mich so viele Tränen gekostet, wie Wasser in diesem Glase ist.' Aber das ist jetzt alles vorbei."

Der Zwischenfall mit dem Glas Wasser machte augenscheinlich auf Bismarck großen Eindruck, denn er erzählte ihn Busch einige Monate später noch einmal, als er von der Kaiserin Friedrich sagte, sie sei im ganzen eine sehr kluge Person, in ihrer Art wirklich sehr angenehm, aber sie dürfe sich nicht in politische Dinge mischen.

Die Kaiserin beobachtete ihrerseits mit Interesse Bismarcks Handlungen und schrieb am 6. Januar 1891 an die Königin Victoria:

„... Ich habe gerade einige Leute gesprochen, die Fürst Bismarck besucht hatten; sie sagen, er wäre nie so wohlauf, kräftig, aktiv und in ausgezeichneter Laune gewesen; seine Beziehungen zu seinem Sohn Herbert seien längst nicht mehr so vertraulich und nah wie früher, da sich eine gewisse Kälte fühlbar mache. Bismarck arbeitet viel an seinen Erinnerungen. Ich habe keine Zweifel, daß sie merkwürdig und pikant werden ..."

In den neun Jahren, welche die Kaiserin noch zu leben hatte, kümmerte sie sich nicht mehr um politische Dinge; daher sind die Briefe dieser Zeit im allgemeinen voller häuslicher oder Familieneinzelheiten. Trotzdem verlor sie nicht das Interesse an den Handlungen und Reden ihres ältesten Sohnes und las seine in den Spalten der deutschen Presse wiedergegebenen Ansprachen mit kritischen Augen. Während sie sich jedes öffentlichen Kommentars über seine rednerischen Anstrengungen, mochten sie taktvoll oder anders sein, enthielt, blieb sie in der Korrespondenz mit ihrer Mutter bei ihrem freien Urteil über ihres Sohns häufige offizielle Äußerungen. Eine solche Rede hielt er im September 1891 in Erfurt, am Vorabend des in dieser Stadt tagenden Sozialistenkongresses.

„Die Erfurter Rede," schrieb sie, „war eine dieser unglückseligen Unklugheiten Wilhelms, wie sie täglich vorkommen. Caprivi kann sie nicht verhindern. Wilhelm kann Ratschläge weder verstehen noch schätzen. Er fordert und braucht sie nicht und ist in vielen Beziehungen sehr unreif für sein Alter. Fortwährende Fehler und bévues sind das Resultat. ‚Ich dulde keinen neben mir, jeden, der gegen mich ist, werde ich zerschmettern.'

Er ist so eitel, und all die Schmeichelei hat ihn so eingebildet gemacht, daß er mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit redet. Gewöhnlich sind diese Ansprachen mal à propos und müssen später korrigiert und verändert werden, damit sie keinen zu erschreckenden Eindruck hervorrufen. Man wäre geneigt, über

sie zu lächeln, wenn die Sachen nicht zu ernst und gefährlich wären. Fritz war so vorsichtig und klug, alle seine Reden vorher aufzuschreiben und sie immer und immer wieder zu feilen. Kaiser Wilhelm I. war in seinen Reden nicht sehr glücklich, aber er hielt nicht oft welche. Seine Briefe waren, wie Du weißt, merkwürdig derb und die Tournure de phrase nicht sehr glücklich, so daß sie häufig ihre Empfänger verletzten, was er absolut nicht beabsichtigte, da er sehr höflich war und freundlich zu sein wünschte, obgleich er sich als militärischer Despot zeigte; außerdem aber war er ein Gentleman und Grandseigneur. Sein hohes Alter und sein Ruhm ließen das Publikum seine Reden in ganz anderer Weise aufnehmen, während die aus dem Munde eines jungen Mannes, der noch nichts Besonderes in der Welt geleistet hat, sehr anders klingen. Ich hielt die Art, in der er von Napoleon sprach — obgleich dieser sicher un fléau war —, für höchst unpassend, denn immerhin war er eine bedeutende historische Persönlichkeit, ein Soldat und ein überwundener Feind; nach 1870/71 ist es nicht notwendig, ein Wort darüber zu sagen. Aber Du wirst aus dem beigelegten Zeitungsausschnitt ersehen, daß dies Redenhalten von einer gewissen törichten Partei unterstützt wird, die es ganz nach ihrem Geschmack findet, obgleich es jeden kultivierteren Menschen verletzen muß."

Kaiser Wilhelm indessen beschränkte sich nicht auf seine bemerkenswerten Aussprüche, sondern gab gelegentlich eines Besuches in München seinen cäsarischen Ambitionen Ausdruck, indem er in das Buch des Rathauses den klassischen Spruch schrieb:

Suprema lex regis voluntas.

Alle Parteien ohne Ausnahme waren durch die Phrase des Kaisers beleidigt; die Meinung der Kaiserin traf sich mit der Ansicht der meisten Deutschen, als sie am 15. November 1891 an ihre Mutter schrieb:

„...Ich war unglücklich, daß W. in das Münchener Rathausbuch geschrieben hat: Suprema lex regis voluntas. Ich glaube er versteht kaum, was für eine Bévue er macht, wenn er so etwas schreibt. Ein Zar, ein unfehlbarer Papst, die Bourbonen und unser armer Karl I. könnten so einen Satz von sich gegeben haben, aber ein konstitutioneller Monarch im 19.

Jahrhundert!!! Ein so junger Mann, der Sohn seines Vaters, Dein Enkel, nicht davon zu sprechen, daß er mein Kind ist, sollte niemals eine solche Maxime haben oder aussprechen. Ich kann nichts sagen und keinen Rat geben. Wie immer werde ich vollkommen übersehen."

Kaiser Wilhelm hielt sechs Wochen später eine neue provokatorische Rede an die Rekruten des Gardekorps. Während dieser Zeit arbeiteten gewisse deutsche Politiker eifrig an einer Annäherung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck, auf diese Rede und auf diese Versuche spielt die Kaiserin in ihrem Brief an die Königin Victoria vom 5. Dezember 1891 an:

„Ich halte den Stand der Dinge hier für nicht sehr befriedigend. W. hat leider eine neue gräßliche Ansprache an die Rekruten gehalten, die sehr offen kritisiert wird, und die Partei, welche eine Versöhnung mit dem Fürsten Bismarck wünscht, ist eifrig am Werk. Ich bin sogar aufgefordert worden, ob ich nicht versuchen wollte, meinen Einfluß hierbei anzuwenden, aber, wie Du Dir denken kannst, antwortete ich, daß ich überhaupt keinen Einfluß hätte und niemals auf die Angelegenheit Bezug nehmen würde.

Hier herrscht große Armut. Die arbeitenden Klassen haben viel Geld verloren. Es werden wenig Geschäfte gemacht. Man vertraut auf Caprivis Anständigkeit, Stetigkeit und Mäßigung, aber Miquel hat sein Bestes getan, um seine Stellung zu unterminieren. Ich glaube nicht, daß er erfolgreich sein wird. Der Hauptgrund der Unbehaglichkeit und Unsicherheit in bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten ist die Besorgnis, daß Mr. Gladstone bald wieder ans Ruder kommen wird und daß dann die Russen und Franzosen die Gelegenheit zum Kriege ergreifen werden, da es als sicher gilt, daß England der Tripelallianz nicht beitreten, sondern Rußland freie Hand im Osten und in Europa lassen und Frankreich in Ägypten zu tun erlauben wird, was es will.

W. ist keineswegs populär. Jede Frage ist aufgenommen und wieder fallengelassen worden, so daß nur Verwirrung geschaffen und nichts konsequent durchgeführt oder reformiert worden ist. Seine öffentlichen Äußerungen werden viel kritisiert. Die Ausgaben für die Armee wachsen ins ungeheure. Immerhin könnte sich das alles noch einrenken lassen, wenn

er nur auf klügere und stetigere und erfahrenere Leute hören würde ..."

Weitere Versuche wurden gemacht, um eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck herbeizuführen. Am 12. Dezember 1891 schrieb die Kaiserin Friedrich an die Königin Victoria:

„... Die politische Lage ist eine seltsame. Caprivi hat sich außerordentlich gut bewährt und seine Handelsverträge tapfer verteidigt; aber die Agitation von seiten der Konservativen und Bismarckiten, um den Fürsten Bismarck zurückzubringen, ist sehr heftig. Sie brauchen seinen Einfluß, um wieder allmächtig zu werden, selbst wenn er nicht wieder ins Amt käme. Zuerst wünschen sie eine völlige Versöhnung mit W. Ich bin sogar gefragt worden, ob ich nicht Willy in dieser Richtung zu beeinflussen versuchen wollte. Du kannst Dir vorstellen, wie ich gelacht habe. Gerade die Leute, welche jahrelang bemüht waren, durch Intrigen meinen Einfluß und den von Fritz zu zerstören, wünschen jetzt meine Hilfe, um die Angelegenheit mit Fürst B. wieder in Ordnung zu bringen. Ich habe ihnen offen gesagt, daß ich nicht den leisesten Einfluß auf einen Sohn hätte, den ihre Falschheit gegen seine Eltern beeinflußt habe — sie haben, was sie wollten, ich bin so gut wie tot und verschwunden. Ich werde niemals mehr versuchen, irgendwelchen Einfluß auszuüben. Meine Meinung steht allen Fragenden zu Diensten — wenn ich nicht darum angegangen werde, denke ich nicht daran, sie zu äußern. Ich würde es als sehr gefährlich für das Land und die Monarchie ansehen, wenn Fürst Bismarck noch etwas mehr zu sagen hätte; daß später W. auf einen höflichen und freundlichen Fuß kommen und ihn in Berlin empfangen sollte, fände ich sowohl würdig, als richtig, und gute Politik, aber nichts mehr.

Es mag Dich interessieren, daß Kessel derjenige ist, welcher W. zu einer Versöhnung zu beeinflussen suchte, und da er schlau ist, arbeitet er mit großer Anstrengung an seinem Vorhaben.

Du kannst sicher sein, daß ich den Mund nicht auftun werde. Mögen sie alle ernten, was sie gesät haben. Wenn ich den Schatten eines Einflusses hätte, würde ich W. anflehen, keine öffentlichen Reden mehr zu halten, denn sie sind zu schrecklich, und nichts mehr in Bücher und unter Photographien zu schreiben — es läßt einem das Haar zu Berge stehen.

Hier in Berlin ist man an diese äußerst merkwürdigen Äußerungen gewöhnt und hält sie für seinen besonderen Stil, dem man am besten keine große Wichtigkeit beilegt — man führt ihn auf Unwissenheit und kindliche Raschheit zurück; nur einige der besten Zeitungen üben eine milde Kritik, remonstrieren und geben Ratschläge. Ich schicke Dir ein gutes Beispiel mit; allerdings fürchte ich, daß es nicht die leiseste Wirkung haben wird. Wie verschieden würde alles sein, wenn die elende Partei nicht existierte, die 1848 heraufführte und F.W.IV. außer sich brachte, meinen Schwiegervater terrorisierte und die Leibgarde des Bismarckismus schuf, Fritzens Herz gebrochen und unser Lebenswerk zerstört, unseren Sohn vollständig in Besitz genommen und mich und alle unsere Freunde niedergeschlagen hat. Ihr Rückhalt Bismarck ist verschwunden, aber sie bleibt, und bis das verderbliche Werk vieler Jahre nicht aufgehalten wird, kann natürlich niemals Verständnis und Harmonie zwischen W. und mir herrschen, noch kann er eine wahre Kenntnis der Absichten seines Vaters oder das geringste Vertrauen in seine Mutter haben, obgleich sich der äußere Verkehr friedlicher und angenehmer gestalten mag. Herbert Bismarck sagte drei Monate vor seinem Weggang zu einem von Wilhelms Freunden, den er kannte: ‚Die Kluft zwischen dem Kaiser und seiner Mutter muß eine vollständige werden, die nicht wieder zu beseitigen ist.'

Ich muß ruhig warten, vielleicht werde ich sterben, ehe Gerechtigkeit und Wahrheit an den Tag kommen. Aber die Menschen seiner Umgebung sind nicht meine Freunde und wünschen seine Rückkehr zu mir nicht. Da ich mich so vollkommen von allem fernhalte, sollte ihnen dies beweisen, wie unnötig die Mühe ist, die sie sich geben, um mich in den Hintergrund zu drängen. Für mich ist Geduld das Beste, aber es ist eine Geduld ohne Hoffnung."

Die Reden Kaiser Wilhelms nahmen im Verlauf der
1892 Monate nicht an Weisheit zu. Im Februar 1892 gab er bei Gelegenheit eines parlamentarischen Diners einen weiteren Beweis für seine Animosität gegen die, welche er als seine Feinde betrachtete und am 16. Februar schrieb die Kaiserin aus Berlin an die Königin Victoria:

„Die Regierung und W. spielen ein sehr gefährliches Spiel. Wie mir scheint aus reiner Unkenntnis der Wichtigkeit, welche

die von ihnen so leichthin behandelte Frage hat. Ich fürchte, daß W. die törichtsten Reden bei diesen parlamentarischen Diners hält. (Nach dem Essen.) Ich bin verdammt, hier schweigend zu sitzen, ohne imstande zu sein, ein Wort der Warnung zu sagen, und zu wissen, daß die greulichen Fehler die schlimmsten Folgen haben können. Nachdem ich dreißig Jahre lang so eng mit allem verbunden war, was vor sich gegangen ist und Menschen- und Sachkenntnis erworben habe, sehe ich jetzt wie aus einem Grabe, mehr als unnütz und vergessen — der waghalsigen Laufbahn meines eigenen Sohnes zu. Die anderen Familienmitglieder scheinen sich nicht darum zu kümmern und sie nicht zu bemerken, kein verständiger Mensch hat irgendwelchen Einfluß, keiner warnt ihn oder gibt ihm einen Rat. Das schlimmste ist, daß wir vielleicht alle für seine Unkenntnis und Unklugheit zu bezahlen haben werden. Du siehst und hörst natürlich im fernen England nichts von all dem.

Donas Verwandte sind sehr tätig und veranlassen sie, an allen möglichen Wohltätigkeits- und anderen Unternehmungen teilzunehmen, aber nur vom Standpunkt der orthodoxen Kirche und der Konservativen aus. Wir sprechen niemals über diese Themen; zwischen dem Schloß und mir besteht nicht der geringste Verkehr. Wir stehen auf freundlichem Fuß, wenn wir uns treffen, was selten vorkommt. Man braucht eine ungewöhnliche Menge Philosophie, um eine Lage, die so bitter und demütigend ist, ohne Murren hinzunehmen. Ich würde niemals wieder hierherkommen, wenn es nicht meine Pflicht wäre, und wenn es hier nicht Dinge gäbe, die ich niemals verlassen will und kann, und wenn ich hier nicht noch einiges Gute tun könnte. Es ist das Heim meines geliebten Fritz, und wir haben immer noch Freunde, denen ich treu bleibe; mit dem ganzen gegenwärtigen Regime habe ich absolut nichts zu tun.“

Eine Woche später hielt der Kaiser Wilhelm eine neue Rede, dieses Mal auf der Tagung des Brandenburgischen Provinziallandtages, in der er die Gegner seiner politischen Ansichten auf das heftigste tadelte, indem er sie als „Nörgler“ bezeichnete. Die Rede erweckte nicht nur in Deutschland, sondern auch in England Aufsehen, wo die ‚Times‘ sie in einem strengen Leitartikel unfreundlich kommentierte. Der Abdruck dieses Artikels in verschie-

denen Berliner Zeitungen führte zu ihrer Konfiskation durch die deutsche Regierung, so daß es immer klarer und klarer wurde, daß der Kaiser, während er selber die übelstberatenen Behauptungen aussprach, entschlossen war, die kaiserlichen Äußerungen von keinem Menschen in Deutschland kritisieren zu lassen.

Inzwischen hatte die schlechte wirtschaftliche Lage in Berlin, Hannover und Danzig, die durch die Verschlechterung des Handels hervorgerufen war, Aufstände und Unruhen erzeugt; auf diese spielte die Kaiserin in ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 27. Februar 1892 an:

„Ich schicke Dir einige gute Ausschnitte aus Zeitungen meiner Denkungsart über die gräßlichen Aufstände von gestern und vorgestern. Jetzt scheint alles glücklicherweise wieder ganz ruhig. Solche Dinge kommen hier und da vor, sind aber in Deutschland gefährlicher als anderswo. Ich schicke Dir auch einen Auszug aus meines armen W.s schlechtinspirierter Rede.

Ich fühle mich wirklich wie eine alte Henne, die ein Entlein anstatt eines Kükens ausgebrütet hat und es davonschwimmen sieht. Nur Enten können schwimmen, und der armen Henne Angst ist nutzlos, während es hier so scheint, daß er ‚läuft, wohin Engel nicht zu gehen wagen‘. Ich wollte, ich könnte ihm bei allen Gelegenheiten, bei denen er öffentlich sprechen will, ein Schloß vor den Mund hängen. Es hat keinen Sinn, darüber zu sprechen — die bismarckische Erziehung und die Schule der Umgebung Kaiser Wilhelms haben ihn zu dem gemacht, was er ist; nun haben ihre Lehren diese Resultate —, sein lieber Vater und ich sind in keiner Weise für seine extravaganten Ideen verantwortlich. Wir waren für verfassungsmäßige Freiheit, für ruhigen stetigen Fortschritt, für unaufdringliche, aber ungehinderte Evolution, für Individualismus und die Entwicklung der Kultur, nicht für Imperialismus, Cäsarismus, Staatssozialismus usw. Wir waren ‚Whigs‘ der alten Schule; die moderne, ganz unphilosophische Art von Demokratischem Tory ist mir ein Greuel. Er schmeichelt den Irrtümern der Massen, kokettiert mit ihren mißverstandenen Ideen nur zu dem Zweck, größere Macht zu erringen, während ich für Meinungsfreiheit und individuelle Unabhängigkeit bin, von der im armen Deutschland so wenig zu merken ist. Les Extrèmes se touchent, wo Absolutismus herrscht, und wo der Staat alles ist, gibt es bestimmt Sozialismus. Ich wünsche, die Öffentlichkeit

in weitestem Maßstabe zur Unterstützung der Armen und Arbeitslosen tätig zu sehen; die Wohltätigkeit könnte in Deutschland liberaler, allgemeiner und besser organisiert sein. Aber sie ist verkrüppelt, und Selbsthilfe und Organisation kann man nicht lernen, wenn der Staat allein alles tun will, während andere dabeisitzen und zusehen müssen."

Zwei Tage später erwähnte die Kaiserin in einem Kondolenzbrief an ihre Mutter wegen des Todes des Prinzen Albert Victor, Herzog von Clarence, des ältesten Sohnes des Prinzen von Wales, von neuem den schlechten Einfluß der Clique, der ihr Sohn, der Kaiser Wilhelm, verfallen war:

„Ich bin auch außerordentlich bekümmert, obgleich ich Gott sei Dank meinen ältesten Sohn nicht verloren habe, der eine Quelle ewiger Angst für mich ist. Der verderbliche Einfluß der Bismarcks, gewisser militärischer Kreise und der Junker haben seinen Kopf mit Gedanken vollgestopft, die ich für sehr falsch und gefährlich halte, die er aber mit der Überzeugung und Naivität aufrecht hält, wie sie aus Unkenntnis und Unerfahrung entspringt — niemand ist da, der ihn berät oder der verderblichen Wendung seiner Ansichten widerspricht. Was soll daraus werden? Er wurde uns aus den Händen gerissen, und alle unsere klugen Freunde wurden zum Stillschweigen gebracht. Leider haben sich meine armen Schwiegereltern zu diesem System hergegeben, ihn gegen uns aufzuwiegeln. Du erinnerst Dich, wie sehr ich immer beklagte, wenn die arme Kaiserin Augusta ihm schmeichelte usw. Sie tat es sicher in bester Absicht, aber sie schadete ihm sehr damit. Ich versichere Dich, daß ich für ihn zittere. Bei all seiner Raschheit und Widerspenstigkeit usw. ist er ein großes Baby. Heinrich und Bernhard verstehen auch nicht mehr von Politik als er. Einige seiner Flügeladjutanten waren vor Begeisterung über diese Rede außer sich, die mir den Schweiß auf die Stirne trieb, als ich sie las. Die Ansprache war leider nicht aus dem Augenblick geboren, sondern war vorher aufgeschrieben worden; er hatte sie bei sich und ließ sich vom Oberpräsidenten von Achenbach soufflieren. Ich hätte mich an seiner Stelle geweigert und ihm gesagt, daß eine solche Rede unmöglich sei. Späterhin bemühten sich die Minister, die allzu starken Ausdrücke auszumerzen; infolgedessen erschien der Staatsanzeiger, der sie in ihrer gegenwärtigen Form brachte, drei Stunden später als gewöhnlich.

Heute abend präsidiert W. einem Kommers der Bonner Borussen im Hotel Kaiserhof — was meiner Meinung nach nicht das richtige für einen Herrscher ist — aber ich hoffe, daß er bei dieser Gelegenheit vorsichtiger in seinen Äußerungen sein wird. Es ist zum Verzweifeln, einen Menschen Hals über Kopf in Fehler rennen und einen ganz falschen Weg verfolgen zu sehen, ohne die Möglichkeit zu haben, ihn aufzuhalten. Alle, die blind genug sind, konstitutionelle Freiheit zu hassen, und die ganze orthodoxe Gesellschaft bewundern ihn und spenden ihm Beifall. Warum sehen sie nicht ein, daß sie den Sozialismus fördern, wie es Fürst Bismarck auch tat? Ich sehe Sir E. Malet so selten, daß ich nicht weiß, was er von all dem denkt. Aber er ist ein so vorsichtiger Mann, daß er mir wahrscheinlich seine Ansichten nicht mitteilen würde."

Es war natürlich unvermeidlich, daß einige der öffentlichen Kritiken seiner Reden dem Kaiser zu Ohren kamen; die Wirkung dieser Kommentare spiegelt sich im Briefe der Kaiserin vom 21. März 1892 an ihre Mutter wieder:

„Ich glaube, er war über einige der Kritiken seiner Rede sehr wütend und will nicht zugeben, daß sie in irgendeiner Beziehung einen Fehler bedeutete. Er glaubt, die Kritiken entsprängen nur Trotz und schlechter Gesinnung; trotzdem haben einige, die ihm gezeigt wurden, ihn geärgert, wofür jedermann dankbar ist, da sie bisher nicht den geringsten Eindruck machten — man hofft, daß ihn dies ein wenig zur Besinnung bringen und klüger und vorsichtiger machen wird. Ich selbst glaube das zwar nicht, er ist von seinen falschen Ideen so durchdrungen, daß nur ein stetiger, täglicher und mächtiger Einfluß seine Augen zu öffnen und ihm die Dinge in ihrem wahren Licht zu zeigen imstande wäre. Er hat keine Vorstellung davon, was eine Verfassung ist und kennt kein einziges Mitglied der liberalen Partei — er liest niemals eine der guten, vernünftigen Zeitungen. Wenn er nur denselben politischen Instinkt besäße, den der liebe Ludwig hatte und den, wie ich hoffe und glaube, Ernie haben wird. Keins meiner Kinder kümmert sich um Politik oder versteht sie, d. h. die Entwicklung eines klugen und aufgeklärten Fortschrittes. Ich glaube, man wünschte, daß Wilhelm am 18. März abwesend sein sollte, was sehr richtig war, da man nicht sicher wußte, ob es nicht in den Straßen einigen Krawall geben würde. Das Erziehungsgesetz ist abgelehnt worden, und Graf Zedlitz ist zurückgetreten. Man ist sehr froh darüber, und ich glaube, daß allgemeine Erleichterung herrscht. Caprivi will ab-

danken, aber ich vermute, daß das Gesuch nicht angenommen werden wird. Es täte mir aus vielen Gründen leid, wenn er wegginge. Er ist sicher kein Staatsmann, aber ein anständiger, wohlmeinender, gewissenhafter und sicherer Charakter ..."

Im Verlaufe des Jahres 1892 wurde es klar, daß heftige Anstrengungen gemacht wurden, um eine Versöhnung zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck zu erreichen. Die Kaiserin betrachtete eine solche Versöhnung mit Unruhe; sie gibt ihre Gründe in ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 4. Juni 1892 mit Deutlichkeit an:

„Vermutlich hast Du von den Anstrengungen gehört, die gemacht werden, um eine Versöhnung zwischen Bismarck und W. zustandezubringen. Ich würde sie in vieler Beziehung für gefährlich halten. Es würde zu lang sein, Dir alles zu erzählen, aber Willy wird bald ganz in den Händen der ostpreußischen Clique und der Industriellen sein, wie etwa Stumm.

Dieser hatte die Aufgabe, das Terrain zu sondieren und zu erkunden, ob Bismarck W. auf seinem Wege nach Kiel treffen wollte, wo er den Kaiser von Rußland sehen will; W.s Zug sollte eventuell in Friedrichsruh halten. Wenn es sich nur um einen Akt der Höflichkeit handelte, würde es nichts schaden. Aber die Industriellen verlangen einen Einfluß in der Politik, besonders im Sinne des Protektionismus. Ich fürchte, daß, wenn sie Erfolg haben, Caprivi sofort zurücktreten wird, was ich aus vielen Gründen sehr bedauern würde. Der Minister des Innern, Herrfurth, ist ein nützlicher Mann, der einzige kluge Kopf im Ministerium, daher sind Eulenburg und die Konservativen eifrig bemüht, ihn loszuwerden. Nirgends ist so etwas wie Stabilität zu finden ..."

In den folgenden Monaten zeigte es sich, daß auf eine Versöhnung zwischen dem Fürsten Bismarck und dem deutschen Kaiser kaum zu hoffen war; die Haltung des Exkanzlers gegen seinen früheren Herrn begann jetzt in der strengen Beurteilung, die er der inneren und äußeren Politik des Kaisers zuteil werden ließ, klar zu werden. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß der Bruch zwischen den beiden Männern anstatt besser immer schlimmer und schlimmer wurde.

Während der Sommermonate des Jahres 1892 erfolgte in England ein Ministerwechsel. Die allgemeinen Wahlen des Juni und Juli hatten zum viertenmal die Rückkehr Mr. Gladstones zur Macht als Resultat gehabt. Die Wahlen waren ursprünglich wegen des Home-Rule-Erlasses für Irland ausgefochten worden, eine gesetzmäßige und verfassungsgemäße Streitfrage, wegen deren Lord Rosebery, der nun als Staatssekretär des Äußeren in Mr. Gladstones Ministerium ernannt wurde, mit seinem Vorgesetzten nicht ganz übereinstimmte. Auf diese Ereignisse spielte die Kaiserin Friedrich in ihrem Brief an die Königin Victoria vom 16. August 1892 an:

„Es war mir eine große Erleichterung, zu hören, daß Lord Rosebery den Posten als Staatssekretär des Äußeren angenommen hat, da, wenn auch seine Nichtannahme ein Schlag für die Gladstonianer gewesen wäre, jetzt in kurzem ohne Lord Rosebery im Auswärtigen Amt nicht wieder gutzumachender Schaden hätte angerichtet werden können. Ich fühlte mich vor allen Dingen Deinetwegen und dann auch unseres lieben Landes wegen unglücklich und unbehaglich. Der Gedanke, daß das größte und ruhmvollste Reich der Welt, dessen Angelegenheiten im ganzen so gut und erfolgreich und sorgfältig geleitet werden, wie man es sich nur wünschen kann, durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen in Unbestimmtheit und Ungewißheit, in eine stürmische See phantastischer unvernünftiger Experimente gestürzt werden sollte, erregt mich tief. Ich war über Ägypten sehr beunruhigt. Die Torheit, ein Unternehmen, für das so viel Blut und Geld, Gedanken und Mühen ausgegeben worden sind, aufzugeben, scheint mir zu traurig und leider in jeder Beziehung zu gefährlich. Du weißt, daß ich nicht chauvinistisch bin und Prestige oft ein leeres Wort bedeutet, aber in diesem Fall ist Prestige eine Macht und eine Wirklichkeit, die zum Guten benutzt werden muß. Warum sollten wir den Franzosen Platz machen, da wir wissen, daß dies eine Reihe von Kalamitäten nach sich ziehen würde; wenn wir Ägypten aufgeben, werden wir dort niemals wieder Einfluß haben — die nächste Okkupationsarmee wird eine französische sein.

Wir wissen hier in Deutschland, wie sehr die Russen zur indischen Grenze drängen und alle ihre Streitkräfte und ihr Material

dorthin bringen. Alle die, welche England wohlwollen, sind überzeugt, daß 40000 oder 50000 Mann mehr gebraucht werden, als wir jetzt in Indien haben, und halten diese Zahl nicht für hoch. Das Opfer ist klein im Vergleich zu dem, welches wir bringen müßten, wenn die Rückeroberung eines Teiles des indischen Reiches notwendig sein sollte. Wir müssen auf der Hut sein und nichts unterlassen, was uns stärken könnte, während jede Schwäche unsere Feinde nur zum Angriff verleiten würde. Das ist meine feste Überzeugung.

Als ich hörte, daß Lord Rosebery nach Frankreich gegangen sei und seine Stellung nicht annehmen wollte, fürchtete ich, daß er Mitglieder der französischen Regierung gesprochen und aus ihrem Munde von den Versprechungen gehört haben könnte, die Mr. Gladstone Frankreich gegen Ägypten gemacht hat. Die Rede Sir C. Dilkes ließ mich dies fürchten. Wenn aber Mr. Gladstone andererseits sein Amt auf jeden Fall übernehmen will, wird er vielleicht Lord Rosebery nachgeben und auch noch andere Konzessionen machen? Du hast oft sehr schwierige Zeiten durchgemacht; jedermann bewundert die Art und Weise, mit der Du solche Dinge aufnimmst, worüber ich immer stolz bin.

Gott möge verhüten, daß die erbärmliche Home-Rule-Gesetzvorlage durchgeht. Einige Leute meinen, daß Mr. G. das Haus der Lords abschaffen wird, wenn sie es nicht annehmen, aber dies ist leichter gesagt als getan. Nach Meinung von anderen will er neue Adlige schaffen und so die Hilfe bekommen, die er braucht. Dann wieder hört man, daß er den ‚Oberstkommandierenden' abschaffen will, gerade wie einst die Würde des ‚Lord High Admiral' abgeschafft worden ist. Aber das ist viel mehr politisches Geschwätz als etwas anderes. Einer Sache bin ich sicher: daß nämlich der G. O. M.[1]), trotz allen seinen Launen, seiner Eitelkeit, seinem Fanatismus und seiner Fähigkeit sich einzubilden, der von ihm eingeschlagene Kurs sei der richtige, doch aber der Krone gegenüber vollkommen loyal ist. Ich habe das oft beobachtet, und es würde ungerecht sein, dies nicht zuzugeben oder ihm die Lauterkeit seiner Empfindungen abzusprechen, wenn ich auch davon überzeugt sein muß, daß er ein gefährlicher Politiker ist und ich nicht dem Programm zustimmen kann, das er so oft verkündet hat; viele seiner Parteigänger werden aber versuchen, ihn zu

[1]) G. O. M. = Grand Old Man „Der große alte Mann", ehrender Beiname Gladstones.

zwingen, sich an seine Worte zu halten — ich bin überzeugt, daß seine Politik wegen ihrer völligen Unausführbarkeit mit einem Zusammenbruch endigen wird.

Vielleicht sollte ich nicht so offen sprechen, da er im Amt ist und jeder versuchen muß, soweit es möglich ist, Unheil zu vermeiden ... Inzwischen werden die Konservativen sehr froh sein, etwas Ruhe zu bekommen ..."

Das Interesse in Deutschland konzentrierte sich jetzt auf die Armeevorlagen, die vom Kanzler, General von Caprivi, im November 1892 vorgelegt wurden. Diese Vorlagen sollten die Armee außerordentlich verstärken und fanden infolge der schlechten Handelsbilanz Deutschlands
1893 im Reichstag heftigen Widerstand. Am 7. Januar 1893 schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Ich fürchte die Lage hier ist sehr unbefriedigend. Die Generäle und militärischen Autoritäten sind fest davon überzeugt, daß die Armeereform für unsere Sicherheit absolut notwendig ist. Ich glaube ihnen, was sie sagen, und wünsche ihnen von ganzem Herzen, daß sie erreichen, was sie wollen. Leider ist die Regierung in der ungeschicktesten Weise vorgegangen. Anstatt die öffentliche Meinung langsam vorzubereiten (vor allen Dingen die Abgeordneten zu überzeugen), überfielen sie das Volk mit dieser ungeheuren Geldforderung, während die traurigen Folgen des Bismarckregimes überall zu fühlen sind. Das Daniederliegen des Handels und der unbefriedigende Zustand der Landwirtschaft, die immer wachsende, jetzt fast alles zu Boden drückende Steuerlast! W.s große Unpopularität und die allgemeine Unzufriedenheit machen dieses Gesetz beim Volke so verhaßt, daß für seine Annahme, wie ich fürchte, keine Chance besteht. Eine Reichstagsauflösung würde die Lage noch verschlimmern und Caprivis Rücktritt ein Unglück sein. Das alles ist sehr traurig, und ich bin sehr besorgt. In diesen 21 Jahren hat das monarchische Prinzip sehr viel gelitten. So viele Fehler sind gemacht, unglückliche Reden gehalten, so viele Leute verletzt und beleidigt worden usw. ..., daß eine sehr wenig schöne Stimmung allgemein verbreitet ist. Alle Parteien (die blindesten Bismarckiten ausgenommen) wollen Caprivi halten, dessen Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit nach den langen Jahren des Regimes Bismarck so sehr geschätzt werden, aber was ist zu tun? Weder W. noch Caprivi können die Lage voll-

kommen verstehen — sie haben keine politische Kenntnis oder Erfahrung, dazu ersterer noch einen ganzen Haufen Vorurteile usw. ..., die Wirkung seiner Umgebung, in der er immer gewesen ist. Ich wünschte von ganzem Herzen, daß man ihm helfen könnte, aber seine ganze politische Erziehung müßte umgestellt, ganz andere Leute in seine Umgebung gebracht und alles ihm vom richtigen Standpunkt aus erklärt werden. All mein Ärger und meine Bitterkeit (für die mir W. mehr als einen Grund gegeben hat) verkehren sich in Besorgnis und Teilnahme und Mitleid, aber ich bin ganz machtlos, auch nur das Geringste tun zu können, und kann nur gegen alle Hoffnung hoffen, daß die Dinge sich von selbst einrenken."

Die Aufmerksamkeit der Kaiserin wandte sich nun den Ereignissen auf dem Balkan zu. Der rumänische Thronerbe, Prinz Ferdinand, hatte sich im Jahre 1888 mit Mlle. Vacaresco, einer Hofdame der Königin Elisabeth (Carmen Sylva) verlobt. Die öffentliche Meinung verurteilte diese Verlobung indessen so heftig, daß sie aufgelöst wurde und die Königin Elisabeth das Land verließ. Im Juni 1892 verlobte sich Prinz Ferdinand mit der Prinzessin Marie von Edinburgh; im folgenden Februar fand die Hochzeit in Sigmaringen statt.

Kaum hatte sich Rumänien an seine neue Prinzessin gewöhnt, als die Aufmerksamkeit nach Serbien gerichtet wurde, wo der jugendliche Prinz Alexander am 14. April sich plötzlich majorenn erklärte, die Regenten und ihr Ministerium entließ und unter allgemeiner Zustimmung des Volkes an ihrer Stelle ein radikales Ministerium ernannte. Gleichzeitig mit diesen Ereignissen besuchte der deutsche Kaiser Rom, wohin er sich zur silbernen Hochzeit des Königs und der Königin von Italien selbst eingeladen hatte.

„Armer König von Italien," schrieb die Kaiserin am 18. April ihrer Mutter, „der Besuch wird ihn vollkommen ruinieren, da er alles aus seiner eigenen Tasche bezahlen muß; die Flottenrevue und die Parade und alles andere wird ihn etwa zwei Millionen Lire kosten. Ich fürchte, daß das Bündnis so lästig wird, daß die Italiener es nicht aufrechterhalten werden können. Wenn

Wilhelm dies nur einsehen würde! Man sieht es in Berlin gar nicht gerne, daß er jetzt reist, da die Militärvorlage im Reichstag durchgefochten werden muß. Der Quirinal muß eingerichtet und der riesige Palast in Neapel instand gesetzt werden. Es ist wirklich sehr unbedacht, den italienischen Hof mit einem solchen Gefolge zu überschwemmen, ich bin ganz unglücklich darüber.

Es ist wahr, daß die Rumänen Elisabeth nicht zurückhaben wollen, da sie darüber erschrocken waren, daß sie das Instrument der Russen und eine Gefahr für die rumänischen Interessen durch die Verbindung mit diesen Vacarescos, mit Scheffer und gewissen Franzosen bedeutete; wenn sie dazu gebracht werden könnte, dies alles zu verstehen, würde es keine Gefahr mehr, sondern lediglich Vorteile für alle in sich schließen, wenn sie zurückkehrte. Die arme Prinzessin Wied weiß das alles und sagt, daß sie die Rumänen deswegen nicht tadeln kann.

Der Staatsstreich des jungen Serbenkönigs scheint auch ein russischer Coup zu sein und muß daher bedauert werden, wenn er auch in anderer Weise vielleicht gut ist. Die Königin war immer ein Instrument der Russen, das arme Ding, und da König Milan immer Geld braucht, ist es nicht unmöglich, daß auch er aus diesem Grunde eins geworden ist. Es ist unangenehm für Ferdinand von Bulgarien. Ich werde morgen an seinem Hochzeitstage viel an ihn denken."

Im Sommer 1893 besuchte die Kaiserin ihre Tochter, die Kronprinzessin von Griechenland, in Athen. Aus Athen schrieb sie dem Baron von Reischach einen Brief, der besser als alle anderen ihre Meinung über die politische Lage in Deutschland verkörpert. Die allgemeinen Wahlen vom Juni 1893 hatten eine kleine Majorität für die Regierung gezeitigt, welche die Politik der Armeevergrößerung trotz der Opposition der Sozialisten durchführen wollte. Die Kaiserin freute sich über den Sieg der Regierung; das Ereignis gab ihr eine Gelegenheit, die Entwicklung des politischen Gedankens in Deutschland während der letzten zehn Jahre darzustellen. Natürlich war ihre Meinung über Bismarck im Laufe der Jahre milder geworden und spricht sich auch in ihrem Briefe aus, der folgendermaßen lautet:

„Über die Wahlen denke ich ganz wie Sie und neige nicht zum übertriebenen Schwarzsehen. Es ist aber sehr schwer für mich, ein solches Thema zu erörtern und gar schriftlich zu diskutieren. Mein Standpunkt und mein politisches Glaubensbekenntnis sind sehr verschieden von den Ihrigen. Alles, was ich erlebt und erfahren habe, alle Studien und Beobachtungen haben dazu beigetragen, meine Ansichten zu befestigen. In einem, glaube ich aber, stimmen wir ganz überein, in dem Ideal, welches wir uns von dem Vaterlande machen, in dem glühenden Wunsch, es auf der Höhe zu sehen, auf der höchsten Stufe nicht nur der äußeren Macht, sondern der inneren Gesundheit, der inneren Festigkeit und Kraft, das heißt, des inneren Wertes. Noch manches ist da vorhanden, welches erst rechte und geordnete Gestalt gewinnen muß. Armes Deutschland, hat eine geschichtliche Entwicklung gehabt, welche manche seiner großen Eigenschaften gefördert und wiederum andere ganz verkümmert hat. Man muß tiefer schauen als auf die Oberfläche, man muß es erkennen, wie der Mangel an Urteil, an Ruhe und an politischem Sinn vorhanden und wie natürlich das ist, wie unselbständig das Individuum im politischen Denken, daher wie zugänglich einer Doktrin. Der wilde, giftige Unsinn des Sozialismus, der eine so täuschende und einschmeichelnde Form annimmt, mit seinen hohlen Phrasen und seinen Trugschlüssen, hätte sonst nie so stark die Menschen betört. Die wahre, vernünftige und menschenwürdige Freiheit, welche den Menschen im guten Sinne konservativ macht, ist nicht gepflegt und nicht gelehrt und gepredigt worden. Für sie hatte der große Mann, der so Erstaunliches geleistet, keinen Sinn. Sie allein wäre der Damm gewesen gegen die Sturmflut des Wahnsinns, den man Sozialismus nennt, denn sie lehrte selbständig denken und erkennen, wo das wahre Interesse und die Pflicht des einzelnen liegt. Aber das paßte nicht in das Programm, welches von oben her und in kurzer Zeit alles schaffen wollte, was sonst langsam und von innen heraus gewachsen wäre. Glauben Sie nicht, daß ich ungerecht sein möchte gegen den großen Mann. Ich will weder seine Leistungen hinunterziehen, noch ihn schmähen, noch schelten, er hatte eine ungeheure Kraft, er war ein großer Hebel, er gab, was er hatte. Aber daß er war, wie er war, brachte neben allen glänzenden Erfolgen seines auf schwindelnde Höhe gestiegenen Glückes auch manche Nachteile. Ich kann nicht anders als glauben, daß Kaiser Friedrichs edle, redliche, selbstlose Natur allmählich durch konsequentes, vorsichtiges Entgegenwirken, bewuß-

tes, überlegtes Entgegenarbeiten gegen diese Nachteile, die er als feiner und ruhiger Beobachter genug hatte kennengelernt, Bismarcks großes Werk vollendet und ergänzt hätte. Dies große Geschenk hätte nur er seinem heißgeliebten Volke bringen können. Jetzt liegt es mit ihm im Grabe, und die Dinge müssen nun durch schwierigere Stadien gehen und wahrscheinlich die Weisheit und Erfahrung etwas teurer erkauft werden. Doch wird gewiß endlich sich alles herausrappeln aus der Unklarheit, Konfusion und Aufgeregtheit, die jetzt sehr verbreitet scheint. Deutschland hat viel zuviel Köpfe und treue Herzen zu seiner Verfügung, um nicht nüchtern und verständig am eigenen Ausbau zu arbeiten. Der Siegesrausch ist vorbei, der Rausch der Bestürzung und übertriebenen Besorgnis wird auch vorübergehen und gewiß eine vernünftigere Stimmung sich aus dieser Gärung heraus entwickeln. Freilich hätte meiner Meinung noch diese Phase, die wir jetzt durchmachen müssen, der Nation erspart werden können. Aber es gibt nicht immer große Männer und nicht immer Souveräne, die so für ihren Beruf geschult, vorbereitet und geschaffen waren wie der, den wir ewig beweinen werden. Die Nation muß lernen, sich auf sich selbst verlassen und ohne sie fertig werden. Sie wird auch, dessen bin ich gewiß, ihre Aufgabe lösen und einer glücklichen Zukunft entgegengehen. Vielleicht werden Sie mit dem allem gar nicht einverstanden sein. Ich dränge meine Ansichten niemand auf und äußere sie nur selten, nur wenige teilen sie. Man pflegt eine philosophische Auffassung, welche den geschichtlichen Zusammenhang der Begebenheiten gerne festhält, unpraktisch und ein müßiges Grübeln zu finden. Ich glaube nicht! Gibt man sich nicht klar Rechenschaft von Ursache und Wirkung, von den Konsequenzen gewisser Prinzipien, lebt man von heute auf morgen, von der Hand in den Mund und in ewigem Schwanken. Ein großer Opportunist, ein Meister im Schaffen von Situationen war Fürst Bismarck, schnell sein Blick, geschickt sein Griff, groß sein Mut, aber ein schlechter Erzieher und unmöglich zu kopieren. Ich spreche ohne Groll und trage ihm nichts nach. Mein Mann und ich waren nicht nach seinem Sinn. Er fand uns unbequeme Werkzeuge, und die Art und Weise, wie seine Partei uns behandelte und uns unschädlich zu machen suchte, ist bereits in die Geschichte übergegangen. Schön war diese Zeit nicht, und ihre Wirkung ist noch nicht vorbei. Ich habe viel, viel gelitten, aber wenn es im geringsten genützt hat, was ich mit vollster Überzeugung als die gute Sache ansehe, so will ich gerne alles getragen und gerne den höch-

sten Preis dafür gezahlt haben. Daß die Seele meines Sohnes der meinigen entfremdet worden ist, ist das absichtliche und bewußte Werk einer Partei. Sie glaubt, es sei eine patriotische Tat; sie hat Macht, ich habe keine und werde wohl ungekannt, fremd und unverstanden in mein Grab gehen, weil eine einsame Frau gegen sehr viel stürmische Männer mit ihrem blinden Vorurteil nichts vermag. Das Schicksal hat es nicht anders gewollt, ich schiebe den Menschen, die uns getreten haben, keine schlechten Motive unter. Sie glaubten dem Vaterland zu dienen und fanden die Mittel, die sie gebrauchten — de bonne guerre! Die Menschen sind vergänglich, die Ideen aber nicht. Was Kaiser Friedrich gehofft und erstrebt hat, wird vielleicht auferstehen, aber noch lange, lange nicht. Vielleicht erst nach schweren Zeiten. Ich werde es nicht erleben! Verzeihen Sie diese lange Auseinandersetzung; in der schönen stillen Nacht in Tattoi habe ich Zeit, all das zu überlegen. Und wenn mir das Herz vor Schmerz und Bitterkeit zerspringen will, wenn ich nach Berlin denke, dann sehe ich hinauf zu den goldenen Sternen und werde wieder still und friedlich, denn es geht doch oft alles besser, als man denkt, und ein paar Jahrzehnte sind in dem Leben der Völker wie ein paar Minuten. Und an den ewigen Fortschritt und an die ewige Weiterentwicklung glaube ich fest, ob schneller, ob langsamer, wenn auch die Menschen frühzeitig verschwinden, die ihr Körnlein dazu hätten beitragen können und manchen Ruck in diesem Fortgang verhindern und vermeiden helfen.“[1]

Inzwischen schienen sich die Schwierigkeiten, die in Rumänien durch den langen Aufenthalt der Königin Elisabeth (Carmen Sylva) in Deutschland entstanden waren, einer Lösung zu nähern. Im Oktober 1893 war dem Prinzen Ferdinand und seiner Gemahlin ein Sohn geboren worden; dieses Ereignis war das Vorspiel zur Rückkehr der Königin nach Rumänien im folgenden Jahr. Bevor die Königin nach Bukarest zurückkehrte, schrieb die Kaiserin Friedrich am 17. Oktober an die Königin Victoria:

„... Arme Elisabeth! Ich hatte nicht das Herz, ihr zu telegraphieren, da ich fühle, daß ihre Freude nur mit großer Bitterkeit gemischt sein kann ...

[1] Baron v. Reischach, Unter drei Kaisern, S. 140.

Vielen Dank für Deinen lieben Brief vom 12. Du sagst, daß Elisabeth die besondere Stellung des Herrn von Roggenbach im Hause ihrer Mutter nicht leiden konnte. Elisabeth war ihm immer ergeben und schuldet ihm außerordentliche Dankbarkeit. Im Augenblick, als die Intrigen begannen, faßte sie eine große Abneigung gegen ihn, gegen ihre Mutter, den König und alle ihre alten Freunde. Ihre Umgebung häufte die erbärmlichlichsten Lügen und Verleumdungen auf Herrn von R. und die Prinzessin. Sie sind alle in dem verabscheuungswürdigen Buch ‚Misère Royale' zu lesen. Nun ist Elisabeth außerordentlich empört, schickte nach Herrn von R. und sagte, sie verstünde nicht, wie sie ihren besten Freund mißverstehen konnte. Er benahm sich wie immer mit dem größten Takt und völliger Selbstlosigkeit. Alle, die behaupten, er sei indiskret, begehen den schlimmsten Fehler. Er ist gerade das Gegenteil, zurückhaltend, delikat und taktvoll; er ist schwer zu einem Besuch oder zum Schreiben zu bewegen. Wie oft hat die Kaiserin Augusta dies ausgesprochen und wie sie und Fritz und General von S. ihm vertrauten und die Überlebenden es noch jetzt tun! Fritz hielt sehr viel von ihm!

Du vergißt, wie ich glaube, liebe Mama, daß es Bismarck und seine ganze große Partei war, die ihn verfolgte. B. gestattete, daß in sein Landhaus eingedrungen wurde; man erbrach die Schlösser seiner Koffer und seines Schreibtisches, stahl Privatpapiere, kopierte sie und zeigte sie den Mitgliedern des Bundesrates. Dieser abscheuliche Gewaltmißbrauch passierte gerade, bevor ich im Jahre 1888 nach Osborne kam. Er bildet einen schwarzen Fleck auf der gegenwärtigen Regierung und stand in Verbindung mit Geffckens Verhaftung; all dieses war eines Napoleon I., eines Richelieu oder der Medici im Mittelalter würdig. Es lag keine Indiskretion Roggenbachs vor. Alles geschah, um Material gegen Fritz und mich zu sammeln. Ich bin nicht so großmütig wie Roggenbach und kann das alles nicht vergeben und vergessen. Es war mein Sohn, der all dies erlaubte und unterstützte, das ist der Unterschied. Wäre es ein Fremder gewesen, hätte ich darüber hinweggehen können."

1894 Das Jahr 1894 begann mit der scheinbaren Versöhnung zwischen Fürst Bismarck und dem Kaiser Wilhelm. Der Fürst wurde vom Kaiser herzlich und ehrenvoll empfangen; eine vom Volke dargebrachte Ovation begrüßte den greisen Exkanzler auf seinem Weg zum Kaiser.

Wilhelm II. war jetzt fest entschlossen, Deutschland eine so große Ausdehnung wie möglich zu verschaffen; in seiner Kolonialpolitik wurde er von seinem früheren Kanzler unterstützt, der während der letzten Jahre seine Ansichten über dieses Thema geändert hatte. Im Juni 1894 machte Deutschland Einwendungen gegen gewisse Paragraphen eines im vorhergehenden Mai zwischen Großbritannien und dem Kongo-Freistaat unterzeichneten Übereinkommens, durch den ein Streifen Landes an Großbritannien für den eventuellen Bau einer Kap—Kairo-Eisenbahn verpachtet wurde. Dies würde einen Gürtel britischen Gebiets zwischen dem Kongo und Deutsch-Ostafrika bedeutet haben; unter dem Druck Deutschlands wurde die Pacht aufgegeben. Die Exkaiserin beobachtete Bismarcks Haltung diesen Fragen gegenüber mit Interesse und schrieb am 21. Juni 1894 an die Königin Victoria:

„Ich glaube, daß die deutsche Regierung eine ganz falsche Ansicht über den Kongo hat und sich ohne jeden Grund außerordentlich unbeliebt macht. Es ist zu töricht, England wegen irgendeiner Falschheit oder eines möglichen Verrates zu beargwöhnen — das liegt nicht in unserer Linie. Ich war immer sehr gegen deutsche Kolonien in Afrika. Sie haben keinen Sinn für Deutschland, sondern bedeuten nur Ausgaben und Unruhen. Die Deutschen wissen nicht, wie man Kolonien behandelt und verwaltet; infolge ihres Besitzes werden die Deutschen nur streitsüchtig und eingebildet und sind immer auf dem Quivive; kurz, es scheint mir ganz überflüssig, sich auf ein solches Abenteuer einzulassen. Fritz dachte auch so. Fürst Bismarck war früher diesen Kolonialbestrebungen sehr feindlich gesinnt, nahm sie dann aber plötzlich auf. Einer seiner Freunde, ich glaube, es war General von Schweinitz, sprach seine Überraschung über diesen Wechsel aus, und Bismarck antwortete: ‚Ich glaube auch, daß Deutschland ohne seine Kolonialpolitik besser daran wäre, aber ich muß ein Mittel haben, um den deutschen Ärger gegen England zu nähren, wenn ich ihn brauche, weil der Kronprinz einer Freundschaft mit England allzu geneigt ist, und ich imstande sein muß, ihn durch ‚deutschen Patriotismus' in Schach zu halten. Ich brauche oft Englands Mitarbeit, aber ich wünsche den Einfluß britischer Ideen in Deutschland nicht, die

den Konstitutionalismus und Liberalismus betreffen, welchem die Kronprinzessin ergeben ist. Ich muß auch ein Mittel haben, um England verhandlungsbereit zu machen, wenn ich seine Hilfe brauche, und daher muß ich die deutsche Kolonialbegeisterung anstacheln.' Ich weiß nicht, ob ich Dir das je erzählt habe — es ist eine Weile her, aber ich erinnere mich jetzt daran. Es gleicht dem schlauen alten Fuchs so sehr — es mag für seine autokratischen Regierungsabsichten sehr günstig gewesen sein, so daß er einer großen Menge erregbarer, heftiger und kurzsichtiger Deutscher als der größte Patriot ihrer Tage erschien, dessen größter Wunsch es war, Deutschlands Stellung zu verbessern, seine Ehre und seinen Ruhm aufrechtzuerhalten und seinen Namen im Triumph über das Meer zu führen. Wenn man es praktisch und unparteiisch ansieht, ist es großer Unsinn. Wenn die Deutschen eine wirkliche, nützliche, gute Kolonie an einem Orte wünschen, an dem sich viele Deutsche bereits angesiedelt und kolonisiert haben, so wäre der Süden von Brasilien viel besser, auch hätte man zeitweilig in Paraguay eine sehr günstige Gelegenheit gehabt, und zwar nach dem Kriege, als die Bevölkerung dort dezimiert war. Dort sind Gebäude, Straßen, schiffbare Flüsse usw., und man hätte eine nützliche Tätigkeit entfalten können, während in Kamerun das Klima unmöglich scheint und die ganze Sache unbefriedigend, ein Fehler und ein Mißerfolg geworden ist.

Aber das ist nur meine private Ansicht. Ich weiß, daß Du mich nicht verraten wirst. Mir liegt Deutschlands Interesse in jeder Einzelheit ebenso am Herzen wie dem Fürsten Bismarck, aber ich wünsche nicht, Deutschland zu allen möglichen Dummheiten zu treiben, indem ich seinen falschen Patriotismus errege. Ich möchte sein Volk im ruhigen Besitz einer größeren Zivilisation, Freiheit, Kultur und größeren Wohlstandes sehen. Befreit von manchem Joch, das auf ihm lastet. Ich bin überzeugt, daß dies vollständig möglich ist, während es auf dem besten Fuß mit England steht, ohne mit irgendwelchen englischen Interessen zu kollidieren; die wahre Größe und Macht liegen in der Entwicklung, liegen im Fortschritt eines Volkes. Da Deutschland eine so große Armee zu halten genötigt ist, scheint mir eine unverhältnismäßig große Flotte sowohl vom ökonomischen wie vom politischen Standpunkt aus ein Mißgriff zu sein.

Wilhelms einziger Wunsch ist, eine Flotte zu haben, die größer und stärker als die britische ist, aber mir scheint dies der reine Wahnsinn zu sein, und er wird sehen, wie unmöglich und nutzlos sein Vorhaben ist. Eine Seemacht, die für Deutsch-

lands Bedürfnisse groß genug und so gut wie möglich ist, ist alles, was mit Klugheit und Sicherheit erstrebt werden sollte. Aber er hat einige phantastische Ideen à la Peter der Große, Friedrich der Große usw., die so viel aus ihrer eigenen Initiative heraus schufen, und vergißt, daß Deutschland nach Freiheit und vielen Reformen dürstet, und daß diese Aufgabe, die ihm als Legat von seinem Vater hinterlassen worden ist, eine ganz andere Beschaffenheit hat."

Diesem Brief fügte die Kaiserin ein Postskriptum hinzu, das zeigt, daß sich ihre Ansicht über Bismarck seit seiner Demission im Jahre 1890 nicht viel geändert hat:

„Ich würde an Deiner Stelle dem Lord Rosebery nicht erzählen, was ich Dir in meinem Briefe heute morgen anvertraut habe. Er war und ist noch, wie ich glaube, mit den Bismarcks sehr intim, ich kann also nicht wissen, ob Bismarck seine eigenen Worte nicht noch einmal zu hören bekommt. Ich erinnere mich, daß er sie zu Schweinitz äußerte, der ein sehr reservierter, vorsichtiger und diskreter Mann ist, aber B. würde dann wütend auf ihn sein und ihm nie wieder etwas erzählen. Wenn Fürst Bismarck nicht mehr lebt und Schweinitz nichts Unangenehmes passieren kann, würde es gleich sein, wer es weiß -- es würde Lord Rosebery dann amüsieren und interessieren. Fürst Bismarcks hinterhältige, knifflige Art — seine Schlauheit, die sich darin zeigte, daß er alles zu seinem Vorteil, zu seiner eigenen Macht zu wenden wußte, machten es schwierig, ihm die Spitze zu bieten. Deutschland hat man jetzt unruhstiftende und unprofitable Kolonien aufgehalst, die seiner Eigenliebe schmeicheln; das Volk sieht in ihnen in seiner Begeisterung ein anderes Blatt des Lorbeerkranzes, der die Stirne seines größten Wohltäters und Patrioten, des großen Kanzlers umgibt, und nur einige wenige Kluge erkennen, welch zweifelhafte Wohltat er seinem Vaterlande erwiesen hat. Ich kann natürlich meiner Meinung keinen freien Ausdruck geben, da ich mich vielen Mißverständnissen aussetzen und mir Mangel an deutschem Interesse vorgeworfen werden würde. Da die deutsche Regierung sich einmal auf die Sache eingelassen hat, muß sie natürlich fortführen, was sie anfing, und sie würde es als sehr erniedrigend betrachten, wenn sie eine Politik aufgeben müßte, in die sie sich so schnell kopfüber gestürzt hat. Die Unternehmung ist phantastisch und entzückt Wilhelm, wie alle überraschenden, ungewöhnlichen, sensationellen und neuen Dinge. Ich bin sehr froh, daß ein ruhiger, zuverlässiger und kluger Mann wie

Hatzfeldt jetzt gerade in London ist — es würde so leicht sein, Unheil anzurichten, und sehr schwer, wieder herauszukommen."

Im Oktober 1894 trat General von Caprivi zurück oder wurde, wie man teilweise glaubte, seines Postens als Reichskanzler enthoben; seine Stelle wurde vom Fürsten Chlodwig von Hohenlohe eingenommen. Die Kaiserin Friedrich hatte lange eine sehr hohe Meinung von Caprivi gehegt und sprach sie ohne zu zögern in ihrem Briefe an die Königin Victoria vom 18. Dezember 1894 aus:

„Von den meisten klugen und vernünftigen Leuten wurde Caprivi als Hemmschuh am Regierungsrad und Garantie dafür empfunden, daß man sich in kein plötzliches Abenteuer stürzen würde. Die schnelle, einfache und unzeremonielle Art und Weise, in der er (allem Anschein nach) entfernt wurde, ließ weite Kreise des Volkes befürchten, was nun folgen sollte. Fürst Hohenlohe, sicherlich ein kluger, ruhiger und vorsichtiger Mann, ist im Sturm erobert und überredet worden, oder hatte keine Zeit, die Folgen seines Schrittes zu überlegen. Der starke reaktionäre und ultrakonservative Geist, der für hundert und mehr Jahre der Grund alles Unglücks in Deutschland war, hat die Oberhand gewonnen; die Regierung hat einen sehr schnellen Schritt getan, der, wie ich fürchte, mit einer Niederlage enden wird.

Ich bin nur ein stummer und sehr besorgter Zuschauer der Vorgänge. Man müßte an Ort und Stelle sein, um die Möglichkeit zu haben, zu warnen oder einen Rat auszusprechen. Wenn aber Wilhelm etwas falsch dargestellt worden ist, und er seine Meinung gebildet hat, was er in zwei Minuten tut, sich dann entschlossen hat, etwas auszuführen, und dies sofort Wirklichkeit werden läßt, so hat keine Einmischung irgendeinen Zweck. Er kann keine Kritik vertragen, unglückseligerweise macht sie auch keinen Eindruck auf ihn und hat auch nicht den erwünschten Effekt, ihn aufzuklären oder zu überzeugen. Sie ärgert ihn nur, erfüllt ihn mit Verdacht oder beleidigt ihn ..., so daß, wenn ich auch nur einen Schatten von Einfluß auf ihn hätte, dieser bei allen möglichen Gelegenheiten oder Fragen mit Sicherheit ganz zerstört werden würde. Man kann nichts Besseres tun als den Mund halten und die guten Gelegenheiten abwarten, so selten sie auch sein mögen, bei denen man seine Gedanken oder Gefühle aussprechen kann.

Der arme Fürst Hohenlohe hat keine leichte Aufgabe."

Siebzehntes Kapitel

DIE LETZTEN JAHRE

Kaiser Wilhelms Wahl eines neuen Kanzlers, des Fürsten Hohenlohe, interessierte die Kaiserin Friedrich. Er war erst drei Monate Kanzler gewesen, als sie am 4. Januar 1895 an die Königin Victoria schrieb: 1895

„Ich sah den Fürsten Hohenlohe kürzlich, er schien mir ganz der Rechte, den großen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, mit der größten Ruhe zu begegnen. Wilhelms Impulsivität ist nicht die kleinste davon. Wilhelm versteht nicht, wie man die Dinge richtig macht, sondern spricht und telegraphiert mit dem größten Aplomb und der größten Gleichgültigkeit, wo er besser nichts sagen oder seine eigene Meinung langsam formen und selten ausdrücken sollte. Es macht mich so unglücklich zu sehen, wie groß Wilhelms Unpopularität hier in der Stadt, in der Armee, in den Provinzen, unter den arbeitenden Klassen usw. ist. Natürlich ist das Volk oft sehr ungerecht, aber ich fürchte, seine großen Unklugheiten, die er immerfort begeht, bilden die Ursache. Ich kann nichts sagen und nichts tun. Ich wünschte, ich könnte hoffen, daß in dieser Hinsicht eine Besserung eintreten würde — seine ganze Umgebung ist zu inferior, um ihm die Augen zu öffnen und ihm zu helfen, ein Urteil zu bilden. Ich glaube, Fürst Hohenlohes ruhige, verbindliche und würdige Art wird allmählich einen Einfluß auf ihn gewinnen. Er ist klug und geduldig und besitzt viel Takt und Erfahrung ..."

Aber auch Hohenlohe war nicht stark genug, um den Kaiser daran zu hindern, immer wieder neue aufreizende Reden zu halten, wie die zur Eröffnung des neuen Reichstagsgebäudes in Berlin am 5. Dezember 1894. Drei Tage später schrieb die Kaiserin an ihre Mutter:

„Im Reichstag hat es gleich einen kleinen Aufruhr gegeben. Die Sozialisten weigerten sich, aufzustehen, als dem Kaiser drei

Hochs ausgebracht werden sollten. Ich hoffe, daß der Grund, den sie angaben, Wilhelm zu Ohren kommen wird; ich war in der Tat sehr wütend über sie. Sie sagten, sie könnten einem Mann kein Hoch ausbringen, der seine Soldaten in einer Rede ermahnt hätte, auf die Bevölkerung zu schießen, wenn er es befehle. Das ist natürlich nur eine Ausrede von seiten der Sozialisten, aber sie zeigt das Unheil, welches diese unglückseligen Reden anrichten, und beweist, daß das Volk sie nicht vergißt. Es ist ganz überflüssig für einen Herrscher, anwesend zu sein, wenn die Rekruten den Fahneneid leisten, und sie dann feierlich anzureden. Die deutsche Presse (der konservative Teil) ist jetzt ganz ohne Grund sehr englandfeindlich — es ist zu dumm. Ihre Eitelkeit und ihre Eifersucht auf England sind vorsätzlich vom Fürsten Bismarck für seine eigenen Zwecke aufgestachelt worden, so daß jetzt nach seinem Weggang der Teil des Publikums, den er, wenn es ihm gefiel, zu erregen gewohnt war, auffährt, sowie geschrien wird und ihr Patriotismus in den lächerlichsten und ungerechtesten Angriffen gegen Englands Raubgier, Doppelzüngigkeit usw. losbricht; die Lügen, die sie verbreiten, der Unsinn, den sie glauben, sind wirklich unglaublich. Die einzige Möglichkeit ist, sie mit Verachtung zu behandeln, aber die klügeren Leute und alle Liberalen bedauern sie sehr und halten sie für sehr töricht. Man darf niemals vergessen, daß Fürst Bismarck privatim zugab, er errege dieses Kolonialfieber nur, um einen Zankapfel mit England und ein Mittel in der Hand zu haben, die deutsche öffentliche Meinung gegen England aufzuhetzen. Das ist ganz, wie er immer war, sehr unsinnig und den deutschen Interessen sehr schädlich."

Die Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm und Bismarck besserten sich jetzt außerordentlich; bei Gelegenheit des 80. Geburtstages des Kanzlers schenkte ihm der Kaiser am 26. März 1895 in des Exkanzlers Haus in Friedrichsruh einen Ehrendegen.

Zu dieser Zeit ging das Gerücht, daß auch Mr. Gladstone, der alte englische liberale Staatsmann, dem alten Vertreter des Preußentums eine Ehre erweisen wollte; im Juni 1895 kreuzte er auf einem von Sir Donald Curries Schiffen in den deutschen Gewässern, als der Vorschlag gemacht wurde, daß er einen Besuch in Friedrichsruh

abstatten sollte. Die Kaiserin Friedrich kommentierte diese Nachricht mit folgenden Zeilen (21. Juni 1895):

„Eine merkwürdige Idee Mr. Gladstones und seiner Partei, daß er den Fürsten Bismarck sehen und in Friedrichsruh besuchen will. Fürst Bismarck haßte Mr. Gladstone so aufrichtig und verachtete die englischen Liberalen derartig, daß mir der Plan eines solchen Besuches äußerst naiv erscheint ..."

Das Gerücht erwies sich indessen als falsch, und am 5. Juli schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Ich hielt es gleich für sehr unwahrscheinlich, daß Mr. Gladstone den Fürsten Bismarck zu besuchen wünsche. Der letztere hat wieder Unheil gestiftet und feindliche Reden gehalten, die ich in einer Weise nicht bedauere, da sie seine Gedanken deutlich zeigen, die trotz allem Geschrei, das um sie gemacht wird, dieselben bleiben werden!"

Es war in der Tat schwierig für den Exkanzler, seine Meinung über die Wendung zu ändern, welche die deutsche Politik seit 1890 genommen hatte; er kritisierte auch fernerhin mit großer Freiheit die politische Situation. Am 21. Dezember 1895 schrieb die Kaiserin aus Berlin:

„Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß die Dinge hier nicht gut gehen. Herr von Köller besitzt W.s Ohr, und W. ist sehr ärgerlich auf den Fürsten Hohenlohe, weil er auf K.s Entlassung bestanden hat. Wenn W. nur wüßte, welchen Dienst ihm Fürst Hohenlohe erwiesen hat! Herr von K. war einfach entsetzlich; es war nicht möglich, die Zwangsmaßnahmen gegen die Sozialisten und die Presse weiterzutreiben, mit ewigen Arretierungen und Anklagen wegen Majestätsbeleidigungen zu arbeiten; all das hat große Mißstimmung geschaffen und W. noch unpopulärer gemacht. Leider sieht er die Gefahr nicht — er ist so schlecht informiert und versteht seine Lage nicht; er benimmt sich mehr und mehr wie ein absoluter Herrscher, was hier in Deutschland eine Unmöglichkeit bedeutet. Wenn es nicht wegen des Fürsten Hohenlohe wäre, der so klug und freundlich, vorsichtig und tolerant ist und so gut mit den Menschen umzugehen versteht, ein so ausgezeichnetes Temperament hat und so außerordentlich selbstlos und desinteressiert ist, obgleich er nicht zu den Liberalen gehört, würden noch viel mehr schreckliche Fehler gemacht werden. Die gräßlichen Junker, die

das Jahr 1848 verschuldet haben und später die Oberhand über meinen Schwiegervater gewannen, scheinen jetzt allmächtig. Der rückschrittlichste Unsinn wird gepredigt und ausgeführt. Der Pietismus nimmt überhand und wird von den Hofkreisen aus verbreitet. Es ist wirklich bitter, all diesen Fehlern still zusehen zu müssen. Ich habe den Besuch in Friedrichsruh sehr bedauert, obgleich ich hoffe, daß er nicht ein Zeichen für das ist, was viele erwarten, nämlich ein Ministerium Graf Waldersee und Herbert Bismarck anstatt des lieben Fürsten Hohenlohe. Es würde das Schlimmste für Deutschland sein, aber die Hofpartei, Köller usw., arbeiten an diesem Plan."

Die Ereignisse auf dem Balkan begannen aufs neue Interesse zu erregen. In Bulgarien bemühte sich der Fürst Ferdinand, die türkische Suzeränität abzuschütteln, und hoffte augenscheinlich, sein Vorhaben durchsetzen zu können, indem er den russischen Einfluß förderte.

„... Ich muß sagen," schrieb die Kaiserin am 4. Januar 1895, „daß ich entsetzt bin, wenn ich lese, was Ferdinand in Bulgarien tut. Er scheint um jeden Preis von Rußland und den anderen Mächten anerkannt werden zu wollen und glaubt, Rußlands Gunst durch alle möglichen Konzessionen an die russophile Partei erreichen zu können, die ebenso gefährlich wie unwürdig sind und ihm Rußlands Gunst nicht einbringen, dafür aber Bulgarien schaden werden."

Wenige Monate später, im Juli dieses Jahres, wurde M. Stambuloff, der von 1887—1894 autokratischer bulgarischer Premierminister gewesen war, von den Mazedoniern in Sofia ermordet. Am 20. Juli schrieb die Kaiserin Friedrich an die Königin Victoria:

„Die Ermordung des armen Stambuloff ist empörend und sehr schlimm für Ferdinand. Die deutschen Zeitungen behandeln ihn sehr streng, sogar, wie ich glaube, allzu hart. Wenn er klug wäre, würde er sofort nach Sofia zurückeilen, eine strenge Untersuchung einleiten und die Mörder vor Gericht bringen (auch wenn sie im Sold des russischen panslawistischen Komitees stehen sollten). Ferdinand scheint weiter mit Rußland kokettieren zu wollen — in der Hoffnung, anerkannt zu werden, was ihm niemals glücken wird. Mir scheint der Zustand im Osten gerade jetzt sehr unbehaglich zu sein. Die armenischen

Greuel, die Lauheit und Mattherzigkeit der Großmächte in ihren Bemühungen, den Sultan zum Einschreiten zu veranlassen! Die Zeichen des Aufruhrs in Mazedonien sind auch sehr beunruhigend. Ich weiß nicht, wie weit die slawische Bevölkerung von russischen Panslawisten ermutigt, aufgehetzt und bezahlt wird, um sich zu erheben. Wenn die slawische Bevölkerung, die Bulgaren usw., versuchen, das türkische Joch abzuschütteln, kannst Du sicher sein, daß die ganze griechische Bevölkerung in Epirus, Thessalien und Kreta dasselbe tun wird — keine Regierung kann sie in Ruhe halten, da dies Ziel ihnen seit Generationen vorschwebt und sie von nichts anderem geträumt und an nichts anderes gedacht haben. Am wenigsten Kraft hätte die griechische Regierung dazu, obgleich sie sich die größte Mühe geben wird. Dann würde der Osten in Flammen stehen, und die europäischen Großmächte, die nicht einer Meinung sind, könnten gegeneinander aufgestachelt oder würden es sogar wahrscheinlich werden; der Gedanke daran ist furchtbar und seine Konsequenzen unberechenbar.

Weißt Du, daß vor einigen Jahren Fürst Lobanoff (der im März 1895 zum russischen Minister des Äußeren ernannt wurde) einen Plan ausgearbeitet hat, um Bulgarien wieder in Ordnung zu bringen (im russischen Sinne), d. h. es für Rußland wiederzugewinnen? Er unterbreitete es dem verstorbenen Kaiser, aber es wurde als nicht opportun beiseitegelegt, und ich fürchte, daß Fürst Lobanoff jetzt, da er im Amt ist, die Zeit für gekommen hält, um den Plan auszuführen. Weiß Lord Salisbury dies? Es ist so schlimm, daß die türkische Regierung und ihre innere Politik immer schlechter werden; alle diejenigen, welche die Türkei unterstützen, sollten, wenn möglich, darauf bestehen, daß einige der schlimmsten Mißbräuche abgestellt werden, was aber natürlich sehr schwierig ist. Die ganze gräßliche östliche Frage kriecht wieder heran. Man fragt sich, wie man sie behandeln soll. Seit dem Krimkrieg hat sich so viel verändert, und die Lage ist nicht mehr die gleiche. Ich bin sicher, daß es Dich auch beschäftigt.

Wenn man eine Enkelin in Rußland, eine in Griechenland und eine in Rumänien hat, muß man sich bei dem Gedanken beunruhigt fühlen, daß ein allgemeiner Brand nahe sein kann — der Osten ist ein Pulverfaß, und in diesem Augenblick fliegen genug Funken in der Luft herum...

Es herrscht die Ansicht, daß der Sultan mehr Vertrauen auf Rußland als auf irgendeine andere Macht hat — es ist sehr seltsam."

In den wenigen Jahren, welche die Kaiserin Friedrich noch zu leben hatte, besserten sich die Beziehungen zu ihrem Sohne und wurden freundlich. Indessen war es sehr betrüblich für sie, daß die deutsch-englischen Beziehungen, die in den letzten zehn Jahren so gut gewesen waren, sich jetzt immer mehr spannten.

„„Was ich überhaupt tun kann, um Schärfen zu mildern,"
1897 schrieb die Kaiserin aus England im Jahre 1897 an Baron Reischach, „wo solche hervortreten und ich sie wahrnehme, liegt mir selbstverständlich am Herzen, aber irgendwie auf eine Presse einwirken zu können, ist natürlich für mich in beiden Ländern gänzlich unmöglich. In der anständigen Presse, die ich hier zu sehen bekomme, z. B. Times, Globe, Standard, Daily Telegraph und anderen, habe ich nichts gesehen, was verletzen könnte. Die nicht anständige Presse kommt mir gottlob nicht zu Gesicht, und man kann sie nur ignorieren. Es wäre bedauerlich, wenn der Kaiser sie vorzugsweise beachten sollte; denn es würde ihm ein schiefes Licht der öffentlichen Meinung geben. Wenn man von allen unschönen Übertreibungen absieht, bleibt leider ein Gefühl des Mißtrauens übrig, welches der Kaiser aber sich ganz allein selbst zuzuschreiben hat. Denn das Maß der Zuneigung, welches er genoß, war ein ganz seltenes und eine schöne Karte in der Hand, mit welcher er für Deutschland manche unschätzbaren Vorteile hätte erlangen können. Nur die Zeit kann über alles Geschehene Gras wachsen lassen und ein behagliches Verhältnis wieder herstellen. Dies halte ich aber auch für schwer, solange der Ton der ganzen deutschen Presse so ist, wie jetzt seit zwölf Monaten, wo in Schimpf, Schmähen, Gift und Ton alles erschöpft worden ist, was nur auszudenken über England. Man sagt hier sehr wenig darüber, vor mir wird das Thema kaum jemals erörtert. Aber die Wirkung wird sein, daß England, zur Überzeugung kommend, daß Deutschland aus Prinzip feindlich sein will, nicht nur der Kaiser allein, mehr und mehr in die Arme von Rußland und Frankreich getrieben wird, welches alle Politik auf den Kopf stellt, die ich mein ganzes Leben lang als die heilsamste vor Augen gehabt, und als wünschenswertes Ziel die beiden germanischen Völker und protestantischen Staaten zusammenhaltend und zusammenwirkend. Diese schöne Hoffnung ist allerdings jetzt vorläufig zunichte geworden, möchte sie dereinst wieder auferstehen. Der Schaden, den Deutschland sich selbst zufügt, ist jedenfalls noch

größer als der, den es England zufügt. Dieses Faktum weiß man wohl kaum ganz in Berlin zu würdigen. Wie gesagt, merken tut man hier von irgendeiner Verstimmung im täglichen Leben nichts. Die Königin rühmt stets, daß der Kaiser nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, um freundlich, höflich und attentiös zu sein. Er sei außerordentlich liebenswürdig und teilnehmend bei dem Tode des alten Admirals Sir Alexander Milne gewesen, und wie Sie wissen, liebt meine Mutter ihren Enkel sehr."

Deutschlands Entschluß, seine junge Flotte weiter auszubauen und im allgemeinen seine Rüstungen zu vermehren, trug viel zu der Spannung zwischen Deutschland und England bei. Es war daher ein Ereignis von ungeheurer Wichtigkeit, als im Sommer 1898 der Graf Muravieff auf Veranlassung des Kaisers von Rußland eine Konferenz der Großmächte zur Erhaltung des Friedens durch teilweise Abrüstung vorschlug. Am 31. August 1898 1898
schrieb die Kaiserin Friedrich an die Königin Victoria:

„Ich möchte noch ein Wort über den russischen Vorschlag und das, was man darüber hört, sagen. Viele Menschen sind entzückt, nehmen ihn ernst und sagen: ‚Was für ein Segen! Endlich ist etwas in der auswärtigen Politik geschehen, zu dem sich die vernünftigen Leute gegenseitig gratulieren können'. Natürlich haben die Nationen, keine so sehr wie die deutsche, unter der furchtbaren Last der wachsenden Rüstungen gelitten und sind in ihrer Entwicklung gehemmt. Ohne Zweifel ist infolgedessen der Sozialismus gewachsen, da das Land nicht so reich geworden ist, wie es möglich gewesen wäre, wenn das Geld für andere Zwecke gebraucht würde. Andere denken daran, wie auch die unmittelbare Wirkung sich gestalten könnte (nämlich die dieses Vorschlages); die Abrüstungsidee, die von den Friedensgesellschaften und friedfertigen Menschen ohne Einfluß oder von demokratischen Elementen unterstützt wurde, tritt in eine neue Phase, da sie von einem Kaiser und einer Regierung aufgenommen worden ist. Einige Zeitungen fragen, warum ein solcher Vorschlag nicht von der Königin von England gekommen sei, da sie die einzige wäre, von deren Seite er natürlich erschiene. Meiner Ansicht nach deutet die Plötzlichkeit des Vorschlages, die so wenig im Einklang mit der russischen Tradition, mit ihrem anerkannten nationalen Programm und den neuerlichen russischen politischen Bewegungen steht, auf eine plötzliche Furcht.

Die Ansicht war verbreitet, daß die einzige Schranke gegen die russisch-asiatischen Eroberungspläne ein Krieg mit England oder ein Bündnis zwischen England und Deutschland oder England und Amerika und Japan sei. Diesen Streich wünschte Muravieff zu parieren und hat dies ohne Frage in sehr geschickter Weise getan. Der Vorschlag bringt Niki in den Vordergrund, verleiht Rußland Einfluß und Macht und stellt es für den Augenblick in den Mittelpunkt der europäischen Politik. Kann es beim Wort genommen werden? Ich glaube, daß die Russen nur in ihrem eigenen Interesse handeln und viel schlauer sind als die westlichen Mächte. Vielleicht fanden sie auch das Bündnis mit Frankreich hier und da ziemlich hinderlich und wünschen sich davon zu befreien.

Bestimmt hat Rußland seit vielen Jahren den Endkonflikt mit England um die Vorherrschaft in Asien vorbereitet. Kaum ein Russe verbirgt dies vor jemandem, außer vor einem Engländer. Erst neulich haben sie Schiffe und Schiffsausrüstungen für 190 Millionen Mark bestellt. Rußland kann England im Augenblick noch nicht bekämpfen und fürchtet, daß die Ereignisse in China es in die Gefahr eines Krieges mit England bringen könnten, bevor die Rüstungen beendet sind. Daher liegt es in seinem Interesse, jede solche Gefahr zu vermeiden, bis seine Flotte in der Ostsee und im Stillen Ozean vermehrt und modernisiert, bis die mandschurischen und sibirischen Eisenbahnen gebaut sind und es imstande ist, seine Truppen zu den verschiedenen wichtigen Punkten zu transportieren. Rußland merkt, daß es in England infolge seines Vormarsches in China Verdacht und Widerstand erregt hat und fürchtet, daß England vorbereitet sein könne, ihm militärisch entgegenzutreten. Diese Gefahr wird durch das Manifest abgewendet und die Verantwortlichkeit für feindselige Handlungen auf Rußlands Gegner, auf England, abgewälzt. Das ist sicher sehr geschickt, scheint mir aber eine List zu sein, da die Russen wissen müssen, daß, wenn ein Kongreß zusammentritt, die Verhandlungen kein Resultat haben werden; aber sie haben dann Zeit gewonnen, während andere sie verloren. Muravieff, dieser schlaue Fuchs, hat ohne Zweifel Nikis Phantasie angeregt, der so vornehm denkend, gutherzig und wohlmeinend ist und es ohne Zweifel mit seinem Vorschlag ernst meint. Ich bin neugierig, was Du zu all dem sagen wirst. Entsinnst Du Dich, als Wilhelm den Internationalen Kongreß für soziale Reform, die Arbeiterfrage und die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiter vorschlug? Ich sagte, daß der Kongreß nichts erreichen würde, nutzlos sei und niemals ernst

genommen werden würde. Daß ich die allgemeine Begeisterung nicht teilen könne, weil man, wenn man ein Reformer sein will, sich auch als einer fühlen, die ganze Frage genau kennen und ein durchaus liberal gesinnter, humaner Mensch sein müsse. Ich hatte recht. Nicht viel später wurden die Reden, die sich mit dem Erschießen von Demokraten beschäftigten, bei allen Gelegenheiten gehalten, und der Kongreß blieb wirkungslos.

Niki ist vollkommen gegen Verfassungen oder Freiheit für Rußland, das weiß ich; er würde niemals die Konzessionen machen, die der Kaiser Alexander II. fertig geschrieben in seinem Schreibtisch liegen hatte. Sie bedurften nur noch seiner Signatur, als er den Nihilistenbomben zum Opfer fiel. Die Gefängnisse in Sibirien sind so schrecklich wie nur je. Die Polizei hat alle Macht, und das Volk findet keine Unterstützung — die Unterdrückung in den baltischen Provinzen ist dieselbe wie unter Alexander III. Daher erscheint eine Friedensära kaum mit der Unterdrückung und den Leiden eines noch despotisch regierten Volkes in Übereinstimmung zu stehen, obgleich der Zar ein guter, freundlicher und liebenswürdiger Mann ist, der seinen Untertanen gerne helfen möchte, reinen Herzens und vornehm in seinen Absichten, wahr und aufrecht, ein Mann, der sich bei allen, die ihn kennen, durch seine unaffektierten, einfachen und reizenden Manieren beliebt macht, so bescheiden und ruhig, von so gewinnendem Ausdruck ist er."

Die Kaiserin hatte mit ihrer Voraussage recht, daß kein greifbares Resultat aus dem russischen Vorschlag hervorgehen sollte. Bei der Friedenskonferenz in London im Jahre 1899 blieben die Abrüstungsvorschläge unsigniert, obgleich ein permanentes Schiedsgericht im Haag etabliert wurde.

In den drei letzten Lebensjahren der Kaiserin beschäftigten sie zwei Hauptsachen: die Schicksale ihrer verschiedenen Familienmitglieder und die Kriege, die England im Sudan und in Südafrika führte. Ihre Briefe an die Königin Victoria aus dieser Zeit sind mit Bemerkungen über die verschiedenen Geburten, Heiraten und Todesfälle unter ihren Verwandten und Freunden und mit ihren Ansichten über das wechselnde Geschick in den Feldzügen angefüllt. Bis zum Jahre 1898 hatte sich die Kaiserin

einer ungewöhnlich guten Gesundheit erfreut, hatte aber in diesem Jahre einen Reitunfall und wurde im folgenden Jahre das Opfer derselben Krankheit, an der ihr Gatte gelitten hatte. Am 6. September 1898, vier Tage nach der Schlacht von Omdurman und dem Hissen der englischen Flagge in Khartum, schrieb die Kaiserin an die Königin Victoria:

„Ich hätte Dir gestern geschrieben, um Dir noch einmal für Dein Telegramm zu danken und Dir zu sagen, wie ehrlich ich mich über den Erfolg unserer Waffen und die, wie ich hoffe, bevorstehende Beendigung des ägyptischen Krieges gefreut habe. Ich wollte Dir meine besten Glückwünsche darbringen, wurde aber daran gehindert. Tatsache ist, daß ich einen Unfall erlitten habe, der sehr schlimm hätte auslaufen können, aber glücklicherweise mit einer leichten Verletzung meiner rechten Hand davonkam. Ich ritt mit Mossy und Frau von Reischach aus, als mein Pferd vor einer Dampfdreschmaschine in einem Feld erschrak und heftig scheute. Ich versuchte es zu beruhigen, der Groom stieg ab, um es an der Maschine vorbeizuführen, aber es ging rückwärts und drehte sich schnell zur Seite, wobei ich glücklicherweise nach der rechten Seite abgeworfen wurde, während mein Kleid im Sattelhorn hängenblieb, was die Wucht des Falles brach; es war indessen sehr gefährlich, da mein Kopf und meine Schultern auf dem Boden, beinahe unter den Hufen des Pferdes lagen. Indessen konnte ich aufstehen und ging einen Teil des Weges nach Hause zu Fuß; erst abends fühlte ich mich zittrig und steif. Ob es ein Schlag oder ein Tritt auf meine rechte Hand war, weiß ich nicht, aber sie tat außerordentlich weh. Ich ging sofort zu meinem Arzt, der mir verordnete, die Hand in Eis zu legen, was ich auch tat, so daß die Schwellung bald nachließ. Ich kann sie zum Schreiben, aber nicht für andere Dinge gebrauchen. Es war mein Lieblingspferd, ein Vollblut, das im allgemeinen leicht zu reiten ist; aber ich bemerkte auf der Straße, daß etwas mit ihm los war, als es die Maschine hörte, blieb es stehen, schnaufte und ich hatte Mühe, es vorwärtszubringen, dann sprang und bockte es und bäumte sich schließlich, wie ich Dir erzählte. Ich bin gut davongekommen — glücklicherweise nichts von Bedeutung und fühle mich heute ganz wohl, außer einigem Kopfschmerz. Außerdem schäme ich mich, daß mir das passiert ist."

Zwei Monate später besuchte die Kaiserin England zum letztenmal; sie wohnte mit der Königin Victoria in Balmoral und bei Lord Rosebery in Dalmeny-Park. Nach ihrer Ankunft aus Balmoral in diesem Hause schrieb sie an ihre Mutter am 31. Oktober 1898:

„Ich war sehr traurig, das liebe Balmoral mit seinen tausend Reizen, lieben und wertvollen Erinnerungen verlassen zu müssen. Ich habe die Zeit dort sehr genossen, und bin Dir dankbar, daß Du mir erlaubtest zu kommen und daß Du so gütig zu mir warst. Die Reise verlief sehr gut. Ich bewunderte die Straße nach Ballater mehr denn je; eine Menge goldener Birken schien den Abhängen der Hügel einen prachtvollen Glanz zu verleihen. In Aberdeen konnte ich den Sirdar einen Moment sehen, bevor er nach Balmoral aufbrach — wir machten nach dem Lunch im Hotel eine kurze Fahrt zum Hafen, bevor der Zug abging. Die an der Küste entlangführende Linie ist sehr interessant, besonders das Passieren der Tay- und Forth-Brücken. Es war fast dunkel, und der Mond stieg auf, als wir durch diesen schönen alten Park fuhren. Lord Rosebery sieht sehr gut aus und schien über Deine Botschaft sehr erfreut. Seine Töchter finde ich sehr hübsch und nett."

Am folgenden Tag schrieb die Kaiserin:

„Ich möchte wissen, wie es Euch im lieben Balmoral geht, da ich nicht wenig Heimweh habe. Heute morgen war es wunderschön, wurde aber bald neblig und windig, obgleich es im ganzen gut blieb. Wir fuhren morgens nach Edinburgh in die St.-Giles-Kathedrale, dann nach dem Schloß und der Nationalgalerie. Ich fand die Sammlung vermehrt, gut gehängt und bebeleuchtet, einige sehr gute Bilder; dann gingen wir ein wenig in Princess-Street spazieren und besuchten einige Läden, aber ich fand nichts, was mich sehr gereizt hätte. Edinburgh sah sehr gut aus. Ich war sehr traurig, daß wir keine Zeit hatten, nach Holyrood zu gehen. Wie ich höre, ist die Kapelle in demselben schrecklichen Zustand, in dem ich sie vor 14 Jahren gesehen habe — als ich mich bückte und durch die Eisenstäbe in der Seitenkapelle die unten liegenden Knochen und Schädel sehen konnte. Das Volk glaubt, daß Du nichts restauriert haben willst. Ich sagte, daß das meiner Ansicht nach ein Irrtum sei und Du kürzlich geäußert habest, die Gräber sollten gepflegt und in Ordnung gebracht werden. General Chap-

man war sehr erfreut, als er dies hörte. Er war auch über den Zustand äußerster Vernachlässigung dieses historischen Ortes und Begräbnisplatzes betrübt, der so nahe bei einem königlichen Palast liegt, in dem Du dann und wann selbst wohnst.

Heute nachmittag besuchten wir Hopetoun — was für ein schönes Haus, welch prachtvolle Besitzung! Es hat mich sehr interessiert, es kennenzulernen. Die Ausblicke sind prachtvoll und die Bäume usw. sehr schön.

Lord Roseberys Töchter sind charmant, liebenswürdig und hübsch, haben gute Manieren und eine klare Intelligenz. Ich finde sie sehr reizvoll, sie besitzen gute Figuren und einen entzückenden Teint ..."

Im Mai des folgenden Jahres feierte die Königin Victoria ihren 80. Geburtstag; der Brief, den die Kaiserin Friedrich bei dieser Gelegenheit an ihre Mutter schrieb, beweist in hervorragendem Maße die Liebe und Wertschätzung, welche zwischen den beiden bestand. Der vom
1899 22. Mai 1899 datierte Brief lautet:

„Da ich leider an Deinem lieben Geburtstage nicht bei Dir sein kann, sollen diese Zeilen Dir wenigstens etwas von dem bringen, was ich Dir so gerne selbst sagen würde.

Sie können die Dankbarkeit, Liebe und Verehrung nicht ausdrücken, welche mein Herz erfüllen, und alle traurigen Gedanken bannen, noch können sie die herzlichsten und zärtlichsten guten Wünsche und Segnungen aussprechen, die ich für Dich fühle.

Achtzig Jahre der Gnade und Ehre, der Nützlichkeit und Güte, der Prüfungen und Trauer, untermischt mit viel Glück und vieler Freude, wie sie nur wenigen gegeben sind, obgleich diese mit Unruhen und Ängsten gemischt waren, die von der einzigartigen Stellung einer Herrscherin und Mutter unzertrennlich sind! Das ist gewiß ein Grund für uns, Gott zu loben und ihm für so viele Gnaden zu danken und ihn zu bitten, daß frohe und friedliche Jahre den Rest Deines Lebens krönen mögen. Ich weiß, daß der Gedanke an alle die, welche Deinen Geburtstag gerne mit Dir gefeiert hätten, die aber nicht mehr unter uns weilen, Dich nicht verlassen wird und daß ihr teures Andenken mit all Deiner Zuneigung, die sie in unserem lieben Hause von Dir empfingen, und die immer vermißt werden wird, Dir ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Ich vereinige mich

mit meinen Schwestern in der Gabe eines Kandelabers für das indische Zimmer und schicke Dir außerdem ein kleines Medaillon, das Du, wie ich hoffe, an ein Armband oder eine Uhrkette hängen wirst.

Möge der Tag schön und das liebe Windsor nicht zu anstrengend für Dich sein.

Ich will Dir heute keinen längeren Brief schreiben, da ich die Flut der Schreiben kenne, die morgen ankommen werden und weiß, wie viele Dir bei ihrer Beantwortung helfen müssen!

Lebe wohl, liebste geliebte Mama — noch einmal laß mich Dir sagen, von wie tiefer Dankbarkeit ich nicht nur für die vergangene Liebe und Freundlichkeit, sondern für all die zärtliche Sympathie erfüllt bin, die mir so oft ein Trost gewesen ist."

Gegen Ende des Jahres 1899 erregten die verschiedenen Schwankungen des Südafrikanischen Krieges, der im Oktober ausbrach, das lebhafteste Interesse der Kaiserin, die natürlich auf einen britischen Erfolg hoffte. Sie verfolgte eifrig jede Schlacht und las die täglichen Beschreibungen jedes Gefechtes in der Times und im Daily Telegraph, um den englischen Standpunkt kennenzulernen; die Deutschen hatten von Anfang an eine sehr feindselige Stellung gegen England eingenommen und sich auf die Seite der Buren gestellt. Die deutsche Presse hallte von Erzählungen britischer Barbarei wider, die bei halberzogenen Leuten Glauben fanden, und veröffentlichte beißende Kritiken der britischen Strategie. Da die Kaiserin diesen Machenschaften nicht öffentlich entgegentreten konnte, schrieb sie unzählige Briefe an ihre Freunde, in denen sie den britischen Standpunkt vertrat. Am 20. Oktober 1899 wurde die erste Schlacht des Krieges bei Glencoe oder Dundee geschlagen, in der sechs Geschütze der Buren erbeutet wurden. General Sir William Symons, der britische Befehlshaber, wurde indessen im Gefecht tödlich verwundet. Der Sieg erfreute die Kaiserin, die am 24. Oktober an Königin Victoria schrieb:

„Dein gestriges Telegramm hat mir viel Freude gemacht. Ich gratuliere Dir von ganzem Herzen zu dem brillanten Erfolg. Leider scheint er teuer erkauft, und tapfere wertvolle Leben

sind verloren worden. Du nennst den Ort Dundee, während die Zeitungen die Schlacht Glencoe nennen. Ich weiß, daß die beiden Orte einander ganz nahe liegen, und daß das Lager von Glencoe der am meisten bedrohte Platz war. Wie prachtvoll müssen sich unsere Truppen benommen haben — all das gespreizte und wilde Wesen dieser scheußlichen Buren und all ihre Wut hat ihnen keinen Nutzen gebracht. An Zahl müssen sie bedeutend überlegen gewesen sein. Ich hoffe nur, daß Mr. Rhodes nicht in Gefahr ist, da sie geschworen haben, ihn zu morden und Kimberley anzugreifen. Es tut mir außerordentlich leid, zu hören, daß der arme General Symons tödlich verwundet worden ist. Besteht wirklich keine Hoffnung auf seine Genesung? Armer Mann! Nach so viel Tapferkeit und seiner ausgezeichneten Truppenführung und seinen meisterhaften Anordnungen scheint es so traurig. Es ist ein Vergnügen, die italienischen und österreichischen Zeitungen im Gegensatz zu den französischen, russischen und deutschen zu lesen.

Ich kann mir nicht helfen, daß ich doch hoffe, Du wirst im Frühjahr nach Italien und nicht nach Frankreich gehen. Die Franzosen benehmen sich wirklich zu häßlich. Ich bin neugierig, wie es mit Wilhelms Besuch werden wird. Sein törichtes Telegramm an Krüger ist für ein gut Teil verantwortlich, und es ist mir eine große Genugtuung, daß die deutsche Regierung in gewisser Weise ihre eigenen Worte essen müssen wird — nach diesem Telegramm verdient sie, jede nur vorstellbare Schwierigkeit zu haben, um ihr seine Torheit begreiflich zu machen."

Eine Woche später, am 2. November 1899, schrieb die Kaiserin aus Trient:

„Die traurigen Nachrichten der Niederlage von Ladysmith haben mich sehr unglücklich gemacht, und ich kann mir vorstellen, wie sie Dich bedrücken und welche Besorgnis sie Dir und jedermann in England verursachen müssen. Unsere Kräfte waren an dieser Stelle in der Tat zu schwach, um einer solch gewaltigen Überzahl widerstehen zu können. Meine einzige Hoffnung ist, daß wir in der Lage sein werden, den scheußlichen Buren irgendwo anders eine entscheidende Niederlage beizubringen und daß unser Enderfolg nicht zweifelhaft ist. Wenn nur ein Teil unserer Flotte in der Delagoa-Bai stationiert wäre und Verstärkung von anderer Seite Ladysmith erreichen könnten. Die Buren erhalten soviel gute Ratschläge von deutscher, französischer, russischer und holländischer Seite, daß

sie ganz gut wissen, was sie am besten tun und wo unsere schwächsten Stellen sind. Du glaubst nicht, wie schmerzlich ich es empfinde, von Dir fern zu sein und nicht zu wissen, was vor sich geht, da die Times und der Daily Telegraph so spät ankommen. Ich verliere den Kopf nicht und sehe wegen des traurigen Unheils von Ladysmith nicht alles en noir. Das Kriegsglück ist immer ungewiß und Fortuna ist eine launische Göttin. Ich erwarte dringend mehr und bessere Nachrichten, und wollte, ich könnte zu Dir hinüberfliegen, um Dir beim Lesen der Berichte und beim Schreiben in dieser unruhigen Zeit zu helfen.

Mein Arzt kam gestern an, heute beginne ich mit einer elektrischen Massagekur gegen diesen greulichen Hexenschuß, der noch gar nicht besser geworden ist. Der ununterbrochene Schmerz macht mich sehr müde, und meine Hilflosigkeit geht mir auf die Nerven. Mein einziger Trost dafür, daß ich jetzt nicht bei Dir bin, besteht darin, daß ich in meinem gegenwärtigen Zustand in Deinem Hause nur hinderlich wäre."

Die Krankheit der Kaiserin, welche die deutschen Ärzte vorsichtig als Hexenschuß diagnostizierten, war indessen etwas sehr viel Ernsteres, und am 7. November 1899 schrieb die Kaiserin Friedrich an Königin Victoria:

„Ich leide entsetzlich bei Nacht an Rückenschmerzen, wenn ich liege oder im Stuhl sitze. Ich kann ein wenig gehen und ausfahren, so daß ich viel in der frischen Luft sein kann, aber ich bin in allen meinen Bewegungen sehr gehemmt.

Es ist ein wahrer Segen, daß Sir G. White in Ladysmith auszuhalten scheint und die Eisenbahnverbindung mit der Küste noch nicht unterbrochen ist, so daß für die Verwundeten gut gesorgt werden kann und neue Truppen am Kap ankommen. Gott gebe, daß alles trotz den schrecklichen Schwierigkeiten einen guten Ausgang nehmen möge."

Diese Briefe sind typisch für die Korrespondenz der Kaiserin mit ihrer Mutter während der folgenden Monate. Britische Erfolge erhoben sie, Niederlagen drückten sie nieder. Sie wünschte dringend, daß Deutschland eine strikte Neutralität bewahren und das unzweifelhafte pro-Buren-Empfinden in verschiedenen Teilen des Reiches in Schach halten sollte. Ende 1899 war die Kaiserin, die sich in Italien aufhielt, gezwungen, den größten Teil des Tages

im Bett zuzubringen; ihre gezwungene Untätigkeit sprach sich darin aus, daß die Briefe an ihre Mutter häufiger wurden, als sie es gewesen waren. Ein typischer Brief aus
1900 dieser Zeit ist der folgende vom 1. Januar 1900:

„Meine ersten Worte heute morgen und mein Motto für das Jahrhundert: ‚God save the Queen.' Niemals ist dieses Gebet mit mehr Andacht und Hingebung aus dankbarem Herzen emporgestiegen.

Ich scheide nicht gern auch nur von einem eingebildeten Stück kostbarer Vergangenheit und beginne ungern eine neue Phase der unbekannten Zukunft, obgleich wir eben dies jeden Tag unseres Lebens tun, nur ohne so feierliche Gedanken, wie wir beim Eintritt in ein neues Jahr und diesmal sogar in ein neues Jahrhundert empfinden.

Ich bin mit meinen Gedanken den ganzen Tag bei Dir und würde so gern mit Dir über die vielen interessanten und besorgniserregenden Dinge sprechen, die auf uns gehäuft sind. Ich hoffe, die Nachrichten aus Südafrika klingen beruhigender. Wilhelm schrieb mir eine Karte und sagte, er hoffe, daß der Friede bald geschlossen und dies unnütze Blutvergießen aufhören würde. Ich kann mich dieser Empfindung in dieser Form nicht anschließen. Der Himmel weiß, daß jeder Tropfen kostbaren britischen Blutes zuviel ist, aber wir dürfen nicht dazu gebracht werden, einen Kampf aufzugeben, der unvermeidlich war und uns im ungünstigsten Augenblick aufgedrängt wurde. Ich würde das für sehr beklagenswert und verderblich halten, für einen Fehler, der nur unsere Feinde ermutigen und freuen würde, da sie auf das lebhafteste bemüht sind, uns zu schaden; unsere Freunde würde er traurig und unglücklich machen.

Nach meiner Meinung wird England aus diesem Kampf, den es als Teil seiner Mission unternehmen mußte, die darin besteht, die Zivilisation zu verbreiten und zu befestigen, stärker hervorgehen, als es war. Es wird seine Freunde und Feinde erkennen und die Mängel in seiner Bewaffnung einsehen, die es dann abstellen wird. Das Weltreich wird durch die gemeinsam überstandene Gefahr fester zusammengeschweißt werden. England wird seine Stärke zeigen und zweifellos dem Sturm standhalten.

Ich kann ein wenig im Armstuhl und auf dem Sofa sitzen. Die Schmerzen sind noch sehr heftig. Morgen wird mich Prof. Renvers besuchen, der jetzt versucht, die sehr heftige und unangenehme Attacke zu kurieren, die mir viel Schmerzen bereitet."

Trotz ihren immer stärker werdenden Leiden war die Kaiserin noch einmal in der Lage, theoretisch ihren Fuß auf britischen Boden zu setzen, da das englische Kriegsschiff „Cäsar“ in Spezia landete. Am 25. Februar schrieb die Kaiserin an ihre Mutter:

„Natürlich mußt Du sehr besorgt über den Kampf zwischen Lord Roberts und dem General Cronje sein. Ich zittere in dem Gedanken an all das Blutvergießen und weiß doch, daß eine Entscheidung erst nach ein oder zwei weiteren Schlachten fallen kann. Wenn Cronje geschlagen ist, muß Ladysmith entsetzt und Jouberts Kräfte unschädlich, Bloemfontein genommen und Pretoria erreicht werden. Ich bin in fieberhafter Erwartung ...

Ich hoffe, daß ich einige Punkte der reizenden Umgebung sehen kann, wo die Straßen nicht zu schlecht sind, und man nicht lange fahren muß. Ich würde gerne einige Skizzen machen, denn es gibt hier entzückende Orte an der Küste, Felsen und waldige Hügel, die viel wilder sind als die an der anderen Seite der Riviera. Die Dörfer sind fast ganz unberührt und sehr pittoresk. Ein wunderschönes Kriegsschiff, der ‚Cäsar‘, lag im Hafen von Spezia; ich ging an Bord. Irgendwie bekam ich es fertig und war in der Tat glücklich, wieder einmal auf einem britischen Schiff zu sein. Natürlich konnte ich es mir nicht ganz ansehen, sondern ruhte mich in der schönen Admiralskabine aus.“

Zwei Tage später schrieb sie:

„Ich will Dir nur schnell einen Glückwunsch schreiben, um Dir zu sagen, wie sehr ich mich über die wichtige und ausgezeichnete Nachricht von Cronjes Übergabe mit 7000 Mann an Lord Roberts freue.

Ich kann Dir nicht sagen, wie dankbar ich Deinetwegen, Lord Roberts und Lord Kitcheners — der Armee im allgemeinen und ganz England wegen bin. Sicher ist damit ein Teil der großen Last von Deinem Herzen fortgenommen, jetzt wünscht man nur, daß Ladysmith und Mafeking entsetzt, General Joubert geschlagen, Bloemfontein und Pretoria genommen würden und der Krieg zu Ende ginge. Ich wünsche Sir R. Buller viel Glück und dem armen Lord Methuen auch. Es wäre ausgezeichnet, wenn die Entscheidung vor der Eröffnung der Pariser Ausstellung fiele. Unser Erfolg wäre eine bittere Pille für die Franzosen, Russen und Deutschen, die ihnen nicht schmecken, aber nichts schaden, sondern nur Gutes tun würde ...“

Die Entsetzung von Ladysmith erweckte in der Kaiserin die gleiche Freude, und als am Geburtstag Königin Victorias die Entsetzung von Mafeking bestätigt wurde, schrieb die Kaiserin am 24. Mai 1900 aus Kronberg:

„Laß mich Dir wiederum von ganzem Herzen Segen zu diesem uns so teuren Tage wünschen und Dir sagen, daß meine Gedanken mit manchem heißen Gebet bei Dir sind. Vielen Dank für Deinen lieben Brief vom 21., den ich gestern erhielt, und die zwei Telegramme — das eine, das die Nachricht von der Entsetzung Mafekings offiziell bestätigt, das andere teilte mir mit, daß Du gesund im lieben Balmoral angekommen seist, wo Du, wie ich hoffe, Deinen Geburtstag so friedlich und behaglich wie möglich verleben wirst; ein wenig Ruhe wird Dir nach so vielen Anstrengungen gut tun. Dein Besuch bei den armen Verwundeten muß sehr interessant und ihre Freude, Dich zu sehen, sehr groß gewesen sein. Es ist sehr verdrießlich, daß die Buren Laings Nek wiedergenommen haben, uns in Natal beunruhigen und Sir R. Buller viel zu schaffen machen, ohne Zweifel in der Hoffnung, dadurch Lord Roberts Vormarsch zu hindern. Wie ausgezeichnet hat Oberst Baden-Powell in Mafeking gewirkt — er verdient alles nur mögliche Lob. Ich fürchte, daß der Krieg noch nicht zu Ende sein, sondern uns noch viel zu schaffen machen wird, aber ich habe das Vertrauen, daß alles gut geht und befriedigend enden wird, daß wir nicht nachgeben werden, keine unangebrachte Großmütigkeit und Milde walten lassen, und daß das Schicksal den alten Heuchler Krüger erwischen wird, trotzdem er schlauer als viele Füchse zusammen ist, ebenso wie den Intriganten Leyds, dessen Lügen immer noch nicht nachlassen ...“

In ihrem Briefe an ihre Mutter vom 4. Juli 1900 erwähnt die Kaiserin zum letztenmal ihren Sohn, den Kaiser Wilhelm, der sie wieder durch eine taktlose öffentliche Rede chokiert hatte.

„... Der liebe Wilhelm,“ schrieb sie, „hat wieder eine neue Rede mit vieler Fanfaronade losgelassen. Ich wünschte, die deutsche Regierung gäbe die Politik der fortwährenden Feuerwerke, sensationellen Coups usw. auf, da die Eitelkeit und Einbildung des Publikums und ihr Chauvinismus dadurch bis zu einem vollkommen lächerlichen Grade aufgestachelt werden ...

Ich bin wieder auf, habe aber große Schmerzen ... Es kann aber nichts getan werden, so muß ich es ertragen ...“

Der letzte Brief der Kaiserin an ihre Mutter wurde am 5. Oktober 1900 geschrieben:

„. . . Ich habe," schrieb sie durch die Hand ihrer Tochter Charlotte, „so sehr gelitten, da aber keine Gefahr besteht, so wirst Du Dich, wie ich hoffe, keinen Augenblick meinetwegen beunruhigen. Ich werde für einige Tage nicht in der Lage sein, mein Bett zu verlassen, und die Anfälle, die mich im Rücken, in den Gliedern und Knochen überfallen, sind so häufig, daß es schwierig ist, eine Pause zum Schreiben zu finden . . ."

Die folgenden Monate brachten der Kaiserin keine Erholung von ihrer schrecklichen Krankheit. Es schien, als ob die letzten Monate der Kaiserin durch furchtbares Leiden und durch eine Reihe von Unglücksfällen bezeichnet werden sollten. Nur drei Monate früher, am 30. Juli 1900, war ihr Bruder Alfred, Herzog von Sachsen-Koburg, der „Onkel Ernst" 1893 auf dem Throne gefolgt war, in Rosenau gestorben. Aber die Leiden der Kaiserin wurden durch die zarte Fürsorge und Rücksichtnahme, die ihr von einigen Freundinnen und vielen ihrer Verwandten gezeigt wurde, gemildert. Von den letzteren war der teilnehmendste ihr ältester Bruder, der Prinz von Wales, der bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des Prinzen Alfred die Gelegenheit benutzte, viele Wochen in Homburg zuzubringen und seine Schwester in Kronberg häufig zu besuchen. Der älteste Sohn der Kaiserin befand sich nicht weit davon auf dem Schloß in Wilhelmshöhe. Er schien die Besorgnis des Prinzen von Wales für das Befinden der Kranken zu teilen, da sein Benehmen gegen seine Mutter und seinen Onkel immer bemerkenswert freundlich war.

Den letzten schweren Schlag, den das Schicksal für die Kaiserin in Bereitschaft hielt, war der Tod ihrer Mutter am 22. Januar 1901. Während des ganzen Lebens 1901
der Kaiserin war ihre Mutter ihr eine niemals versagende Stütze gewesen, deren zärtliche Liebe die Kaiserin durch die schwierigen Abschnitte ihres Lebens begleitet hatte.

Das Ende der Kaiserin war nun nicht mehr fern. Am

24. Juli 1901 schrieb Kaiser Wilhelm an seinen Onkel, den jetzigen König Edward, daß er am 15. Juli die Kaiserin besucht und sie zwar niedergeschlagen, aber fähig gefunden habe, Briefe zu schreiben und sich für alles, was in der Welt und in der Politik vorging, ebensosehr zu interessieren wie für Literatur und Kunst. Der Kaiser glaubte nicht, daß es ihr schlechter gehe als beim letzten Besuch des Königs und daß vor dem Winter eine Krisis eintreten könnte. Bald aber wurde es ihren beiden Töchtern, der Herzogin von Sparta und der Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, klar, daß ihr Leben erlösche. Vierzehn Tage später, am 5. August, starb die Kaiserin. Nach ihrem eigenen Wunsche wurde sie an der Seite ihres Gatten beigesetzt, den sie so sehr geliebt hatte und der ihr das größte Glück, das sie erfahren, gebracht.

Mit dem Tod der Kaiserin Friedrich verschwand eine der tragischsten Figuren aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts von der europäischen Bühne. Es ist schwer, rückblickend zu versuchen, Tadel und Lob für die Ereignisse ihres Lebens, die so vielen Streit verursachten, richtig zu verteilen. Sicher ist, daß in irgendeiner zusammenfassenden Betrachtung ihr eigenartig verwickelter Charakter berücksichtigt werden muß. Als Tochter ihrer Mutter war sie natürlich von frühester Jugend an stolz auf ihre britische Geburt. Als sie aber heiratete, um in Deutschland zu leben, hätte sich keine Frau intensiver in das Leben und die Empfindungen des deutschen Volkes versenken können, als sie es tat. Sie sprach perfekt deutsch und hatte keine Schwierigkeit, den deutschen Standpunkt zu verstehen. Ihr Stolz auf die deutsche Armee, ihre Liebe zum deutschen Volke, ihr intensiver Wunsch, daß Deutschland die Oberleitung in allem haben sollte, waren Züge ihres Charakters, die sie eigentlich allen Deutschen hätte lieb machen müssen. Obgleich sie an einen der größten Helden Deutschlands verheiratet, eine Gattin ohne jeden Tadel, eine warm-

herzige Freundin und eine mildtätige Fürstin war, blieb sie dennoch unpopulär; der Hauptgrund bestand darin, daß sie in deutschen Augen „die Engländerin“ blieb, eine Bezeichnung, die im Deutschland des 19. Jahrhunderts ebensoviel verächtliche Bitterkeit in sich schloß, wie der Ausdruck „Bolschewist“ im heutigen England. Eine wahre Erkenntnis ihres Wesens ist vielleicht in der Beschreibung enthalten, die ihr Sohn, der Kaiser Wilhelm, in seinem Buch von ihr gibt: „Sie war in England sehr deutsch und in Deutschland sehr englisch.“ Das war der Hauptgrund ihrer Unpopularität.

Ein anderer Stein des Anstoßes war, daß sie sich angeblich trotz ihrem Geschlecht in Politik mischte; dies war Anathema für Bismarck und die Junker, die lange vorher übereingekommen waren, daß Kinder, Kirche und Küche die einzigen legitimen Interessen für Frauen bedeuten dürften. Dann war sie liberal; in jenen Tagen zeigten, trotzdem die deutsche Intelligenz größtenteils der liberalen Partei angehörte, die regierenden Familien und fast die ganze Aristokratie jedem die kalte Schulter, der auch nur im geringsten des Liberalismus verdächtig erschien. Es war Bismarck gelungen, die liberale Partei durchaus unpopulär zu machen; daher waren Persönlichkeiten von starkem Charakter notwendig, die sich als Liberale zu bekennen wagten. Sowohl der Kaiser Friedrich wie die Kaiserin zögerten keinen Augenblick, als Kronprinz und Kronprinzessin sich zum Liberalismus zu bekennen; wenn auch solche Meinungen seinerseits für möglich gehalten wurden, da er ein großer Stratege war, gab es keine Toleranz für sie als Frau, obgleich die Grundsätze, die man damals für liberal hielt, sehr verschieden von der Interpretation des Wortes waren, die man heute gebraucht. Der Liberalismus der Mitte des letzten Jahrhunderts war eine Schule politischen Denkens, die glaubte, daß Fortschritt durch die Mittel einer demokratischen Volksvertretung, wie sie England hatte, erreicht werden könne.

Deutschland war im Gegensatz dazu damals ein autokratischer Staat, in dem Kanzler und Kaiser die höchste Macht hatten. Hätte man öffentlich an den liberalen Ideen der Kronprinzessin Kritik geübt oder sie verurteilt, weil sie sich als Frau für Politik interessierte, so hätte das zu gefährlichen Rückschlägen und unvorhergesehenen Resultaten führen können. Daher war die sicherste Anklage gegen sie, daß sie als Engländerin gegen Deutschland intrigiere; das brachte alle patriotischen Deutschen zusammen, gleichgültig, wie ihre politischen Ansichten sein mochten, und schuf ein Gefühl des Mißtrauens gegen die Kaiserin. Es wurde ferner gesagt, um die liberalen Ansichten der Kronprinzessin in plausibler Weise zu erklären, daß er ganz unter dem Einfluß seiner Frau gestanden habe. Aus diesen Gründen wuchs die Unpopularität der Kronprinzessin, die leider nicht mit dem für ihre schwierige Lage nötigen Takt begabt war. Sie war klug und talentiert, und wünschte ganz besonders ihrem Adoptionslande dienen zu können, aber sie war so erzogen worden, daß sie sich stets mit völliger Offenheit auszudrücken pflegte und niemals zögerte, ihre Ansicht manchmal mit taktloser Ehrlichkeit auszusprechen.

Es gibt in Spanien ein Sprichwort: „Kluge Leute sagen dumme Dinge, aber dumme Leute tun sie," was sicher auf den Fall der Kaiserin paßte, da sie niemals lernte, vorsichtig zu sein. Merkwürdigerweise hat es im Europa der letzten Jahre zwei ähnliche Fälle gegeben. Die Kaiserin von Rußland stand während des Krieges unter dem Verdacht prodeutscher Gesinnung und sollte ihren Gatten beherrschen, während zwei ganz verschiedene Gründe, ihre Liebe zur Mystik und ihr blindes Vertrauen in die Heilkraft des düsteren Rasputin die wirklichen Gründe ihrer Unpopularität bildeten. Das zweite Beispiel ist die Königin Sophie von Griechenland, die mit Recht Sympathien für Deutschland gehabt hätte, der man aber auch vorwarf, ihren Gatten, den König Konstantin, zu beherr-

schen, während ohne Zweifel alle diese Geschichten nur erfunden wurden, um einen Schleier über die monströsen Fehler der britischen Regierung zu werfen, welche diese angesichts der Lage in Griechenland begangen hatte.

Das tragischste Ereignis im Leben der Kaiserin war natürlich der Tod ihres Gatten und die beklagenswerten Streitigkeiten, die ihn umgaben. Es ist auch jetzt noch schwierig, zu sagen, wie das Ende gewesen wäre, wenn die Kaiserin ihr ganzes Vertrauen auf die deutschen Ärzte gesetzt hätte. Wahrscheinlich wäre der Sturm der Kritik, der sie während dieser Zeit umbrauste, vermieden worden, aber es ist außerordentlich zweifelhaft, ob irgendein anderer Arzt oder eine andere Behandlung ihren Gatten geheilt oder auch nur seine Leiden erleichtert hätte, da sich die Krankheit schließlich als Krebs herausstellte.

Seit dem Tode der Kaiserin Friedrich ist der Hauptvorwurf, der ihr gemacht wird, daß sie ihren ältesten Sohn allzu streng behandelt habe. Aber kann jemand, der die in diesem Bande gesammelten Briefe gelesen hat, zu einem anderen Schlusse kommen, als daß in der Hauptsache die Differenzen der Handlungsweise des Kaisers zuzuschreiben sind? Bis weit in sein Jünglingsalter hinein gab es keinen Schatten zwischen ihnen. In der Tat waren die Beziehungen zwischen den beiden die besten, bis der Kaiser das elterliche Haus verließ und in die Hände der von Bismarck und Waldersee angeführten Junkerpartei geriet, eine Partei, die in der Folge Deutschland zur Weltmacht führte und wieder von seiner Höhe herabstürzte. Sobald der künftige Kaiser von dieser mächtigen Clique gefangen war, verschwand seine Sympathie für seine Mutter; die Folge war eine kühle Indifferenz gegen sie. Als er den Thron bestieg, war er entschlossen, daß seine Mutter sich niemals um politische Dinge irgendwelcher Art kümmern dürfe. Sie hatte nicht nur fortgeschritten liberale Überzeugungen, die seiner autokratischen Natur widersprachen, sondern er konnte auch

niemals vergessen, daß Bismarck eine „Unterrock-Regierung" verachtete. Infolgedessen war er entschlossen, niemals auch nur scheinbar unter dem Einfluß seiner Mutter zu stehen; ob freundlichere Methoden von seiner Seite nicht dieselbe Wirkung gehabt hätten, ist schwer zu sagen, aber er war entschlossen, sie an jeder aktiven Teilnahme am politischen und sozialen Leben zu hindern. Das Tragische der ganzen Sache liegt darin, daß sie ihn wirklich liebhatte. Wären ihre Empfindungen nicht so stark gewesen, so hätte sie sein Benehmen niemals so heftig verletzt, aber sie liebte ihn und war ihm für die gelegentlichen Zeichen seiner Zuneigung sehr dankbar.

Vielleicht unterschätzte die Kaiserin Friedrich die schwierige Lage ihrer Freunde und sogar ihrer Familienmitglieder. Viele sympathisierten mit ihr; aber dies öffentlich auszusprechen hieß den Zorn des Kaisers und Bismarcks auf sich ziehen. Daher war das sicherste, zu schweigen. Alle, die sich wirklich ihrer Sache annahmen, wie Geffcken, Roggenbach und andere, wurden bis zum Ruin ihrer Karrieren verfolgt. Man kann sich kaum wundern, daß, als sie aufhörte mitzuzählen, kaum jemand es wagte, vorzutreten und sie zu verteidigen.

Die Kaiserin Friedrich litt unter dem Unglück, vor ihrer Zeit geboren worden zu sein, und auch, so paradox es klingen mag, zu lange gelebt zu haben. Bis zum Jahre 1871 war ihr Leben eine bemerkenswerte Reihe von Erfolgen gewesen. Geburt und Kindheit waren glücklich. In ihrer Ehe war sie über alles Maß begünstigt, und die Kriege 1864, 1866 und 1870—1871 krönten ihren Gatten mit wohlerworbenem Lorbeer. Ihre Vereinigung war von acht Kindern gesegnet, die 1872 mit Ausnahme Sigismunds alle lebten. In diesem Jahre hatte die Prinzessin den Gipfel menschlicher Glückseligkeit erreicht, später fiel Schlag auf Schlag auf sie nieder. Erst kam der Verlust ihres geliebten Sohnes Waldemar im Jahre 1879; die nächste Dekade sah das Versprechen eines Thrones und zu glei-

cher Zeit die Krankheit und den Tod ihres Gatten. Dann folgte die allmähliche Entfremdung von ihrem ältesten Sohne, der immer wachsende Ring ihrer Feinde, und endlich sehen wir die verlassene Witwe in einer Zurückgezogenheit, die ihr kaum einen treuen Freund gelassen hatte. Verleumdung und Tadel haben sie noch über das Grab hinaus verfolgt. Sie war eine Kassandra, der niemand zuhören wollte, eine Andromache, für die niemand Sympathie hatte. Hätte man ihre liberalen Ratschläge befolgt, wäre vielleicht das künftige Unglück vermieden worden. Es ist die Ironie des Schicksals, daß diejenigen, die sie im Leben und im Tode beleidigten, dieselben waren, deren autokratische und militaristische Ansichten das Deutschland, das sie liebte, an den Rand des Abgrundes führten. Es liegt in der Natur einer Tragödie, daß man darüber nachdenkt, was alles hätte geschehen können. Hätten die Ratschläge, welche sie gab, die ihr die Mißbilligung der Galerie zuzogen, genügt, um das Unheil abzuwenden, würde Deutschland von seinem späteren Unglück verschont geblieben sein?

Verleumdet, verlassen, mit Mißtrauen betrachtet und sogar verhaßt war sie in Deutschland während ihrer Lebenszeit und ein Vierteljahrhundert nachher. Nun ist die Zeit gekommen, in der jenes große Land erkennen wird, daß es in der Kaiserin Friedrich eine Herrscherin besaß, die trotz ihren Fehlern, trotz einigen durch die Beschränktheit aller menschlichen Tugenden bedingten Unzulänglichkeiten immer bemüht war, ihre Kräfte der politischen und kulturellen Führerschaft Deutschlands auf dem Kontinent zu weihen.

PERSONEN- UND SACHVERZEICHNIS